
Archiv für Geschichte
der Medizin

Archiv

für

Geschichte der Medizin

herausgegeben von der

Puschmann-Stiftung an der Universität Leipzig

unter Redaktion von

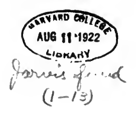
Karl Sudhoff.

Erster Band.

Mit 22 Abbildungen im Text und 12 Tafeln.



Leipzig 1908
Verlag von Johann Ambrosius Barth.


HARVARD COLLEGE
AUG 11 1922
LIBRARY
Jarvis fund
(1-13)

Inhaltsverzeichnis zum I. Band.

Zur Einführung.

Seite

Karl Sudhoff, Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik . 1

Abhandlungen.

Freiherr Felix von Oefele (Neuenahr), Zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers 12 122

A. F. Rudolf Hoernle (Oxford), The Authorship of the Charaka Samhita[1]). 29

Karl Sudhoff, Brunschwigs Anatomie 41 141

Karl Sudhoff, Zur Anatomie des Lionardo da Vinci 67

A. Geyl (Leiden), Dr. Theodor Tronchin 81 289

Karl Sudhoff, Philipp Begardi und sein Index Sanitatis. Ein Beitrag zur Geschichte des Ärztestandes und des Kurpfuschertums in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 102

Paul Richter (Berlin), Beiträge zur Geschichte des Scharlachs 161

Wilhelm Ebstein (Göttingen), Die „Higiina" des Bartoletti 205

Karl Sudhoff, Laßtafelkunst in Drucken des 15. Jahrhunderts (mit 10 Abbildungen) 219

Karl Sudhoff, Neue Handschriftenbilder von Kindslagen und der Situs einer Schwangeren vom Jahre 1485 (mit 2 Doppeltafeln) 310

J. Hirschberg (Berlin), Zum Leipziger Augendurchschnittsbilde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. (Ein Brief mit Glosse des Herausgebers und einer Lichtdrucktafel) 316

Karl Sudhoff, Dürers anatomische Zeichnungen in Dresden und Lionardo da Vinci (mit 2 Abbildungen) 317

Bernhard Noltenius (Bremen), Zur Geschichte der Perkussion von ihrer Bekanntgabe durch Auenbrugger (1761) bis zu ihrer Wiederbelebung durch Corvisart (1808). (Aus dem Leipziger Institut für Geschichte der Medizin.) 329 403

[1]) Der Verfasser hat nach fertiger Korrektur des 2. Teiles dieses Aufsatzes wichtige neue Handschriften aus Indien erhalten und darum gebeten, den Schluß des Artikels für Band II. des Archivs zurückzustellen.

Seite

Karl Sudhoff, Der „Wundenmann“ in Frühdruck und Handschrift und sein erklärender Text. Ein Beitrag zur Quellengeschichte des „Ketham“ (mit 3 Tafeln) . . . 351
Hermann Schöppler (Landau), Pestschriften der freien Reichsstadt Regensburg 362
Karl Sudhoff, Ein neues Syphilisblatt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (mit 2 Tafeln) . . . 374
Ed. Pergens (Maeseyck, Belg.), Eine Urinschautafel aus Cod. Brux. Nr. 5876 nebst Kommentar (mit 1 Tafel) . . . 393
Karl Baas-Karlsruhe, Eucharius Rösslins Lebensgang (mit 1 Tafel) . . . 429

Kleinere Mitteilungen.

G. Wustmann (Leipzig), Lepra oder Syphilis? . . . 70
Karl Sudhoff, Ein Regiment gegen den „Englischen Schweiß“ (sudor anglicus). Fliegendes Blatt aus dem Schweißsuchtjahre 1529 . . . 72
Karl Sudhoff, Eine Bronzespritze aus dem Altertum . . . 75
Eine Nürnberger amtliche Preisliste vom Jahre 1526 für die Metzgereien . . 78
Karl Sudhoff, Eine Aderlaßinstruktion aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts 157
Karl Sudhoff, „Hochvater“ und „Hochmutter“ . . . 159
Freiherr Felix von Oefele (Neuenahr), Nachtrag zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers . . . 322
Freiherr Felix von Oefele (Neuenahr), Zur pharmakognostischen Botanik der Kopten . . . 322
Hermann Schöppler (Landau), Pestgrabsteine zu Regensburg . . . 323
H. Brüning (Rostock), Vier alte Kindersaugflaschen (mit Abbildung) . . . 326
Wer war der Verfasser der Schrift „Chr. Fr. S. Hahnemann. Ein biographisches Denkmal“? . . . 328
Freiherr Felix von Oefele (Neuenahr), Znr Heilkunde im Hettiterlande (Kleinasien) um 1400 v. Chr. . . . 383
Karl Sudhoff, Ein neues Manuskript des ophthalmologischen Büchleins „Ars nova“ des Benevenutus Grapheus de Jerusalem . . . 384
Karl Sudhoff, Deutsche Verse auf Kosmas und Damianos aus dem 14. Jahrhundert als Einführung eines Kräuterrezeptbuches . . . 385
Karl Sudhoff, Die heilsamen Eigenschaften des Magdalenenbalsams. Ein Einblattdruck aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts . . . 388
Aderlaßinstruktion aus einem Kalender (1490) und einer Handschrift (ca. 1400) 390
Karl Sudhoff, Ein Nachwort zu der „Anathomia“ des Brunschwig und ihrer Eingliederung in die Straßburger Drucke der „Cyrurgia“ . . . 391
Zur Bronzespritze aus der Antike (mit Abbildung) . . . 392
Karl Sudhoff, Eine Verordnung Kaiser Maximilians betreffend die Weinbereitung vom Reichstag zu Freiburg am 24. August 1498 . . . 442
Karl Sudhoff, Eine deutsche Anweisung zum arzneilichen Gebrauch der Nieswurz (Helleborus) aus dem 14. Jahrhundert . . . 446

Seite

Karl Sudhoff, Monatsregeln für den Aderlaß aus Cod. monac. lat. 13076 vom Jahre 1356 447

Verzeichnis der Abbildungen.

Figur 1. Faksimile des Titelkopfes von BRUNSCHWIGS Chirurgie, Straßburg 1497 41
„ 2. Wundenmann, Holzschnitt auf demselben Titelblatt 42
„ 3. Das GRÜNINGERsche Skelettbild von 1497 56
„ 4. Das Nürnberger Skelettbild von 1493 57
„ 5. Besehung der Aussätzigen. (Straßburger Holzschnitt aus J. SCHOTTS Verlag vom Jahre 1517.) 71
„ 6 Kanülen zur Parazentese aus Pompeji 77
„ 7. Antike Bronzespritze, gefunden bei Göttingen 78
„ 8. Aderlaß unter Aufsicht des Gestirnkundigen, Holzschnittleiste von MICHEL GREIF in Reutlingen (1481) 219
„ 9. Der „Laxierkalender" GUTTENBERGS auf das Jahr 1457, nach einer Photographie des einzigen erhaltenen Fragmentes auf der Pariser Nationalbibliothek, mäßig verkleinert 223
„ 10. Mainzer Aderlaßkalender auf das Jahr 1462 in Donaueschingen (nach HÄBLER, Nr. 2) 227
„ 11. Tierkreiszeichenmännlein aus der „Versehung des Leibs" von 1491 232
„ 12. Aderlaßkalender des Druckers GÜNTHER ZAINER in Augsburg auf das Jahr 1477 239
„ 13. Aderlaßkalender (Laßtafel) auf das Jahr 1479, gedruckt bei JOH. BAEMLER in Augsburg, auf 1/4 verkleinert 245
„ 14. Niederdeutscher Aderlaßkalender aufs Jahr 1480, gedruckt bei BARTH. GOTHAN und LUKAS BRANDIS in Magdeburg (später in Lübeck), auf 1/4 verkleinert 250
„ 15. Gruppe der fünf ärztlichen Holzschnitte: Laßmännlein, flankiert von vier medizinischen Genreszenen 273
„ 16. Immerwährende Aderlaßtabelle und Aderlaßmännlein aus dem Straßburger Martyrologium von 1484; 1/4 der Originalgröße 274
„ 17. Kalenderfragment aus der Fürstlich ÖTTINGEN-WALLERSTEINschen Bibliothek in Maihingen 282
„ 18. Anatomische Studien von ALBRECHT DÜRERS Hand (auf die Hälfte verkleinert) 318
„ 19. Studien zur Anatomie der Armnerven von LIONARDO DA VINCI (auf die Hälfte verkleinert) 320
„ 20 Vier alte Säuglingstrinkflaschen 326
„ 21. Der „Eiterzieher" des HERON 392
„ 22. Faksimile eines Briefes EUCHARIUS RÖSSLINS an den Rat der Stadt Freiburg i. Br. (im Besitze des Herrn Prof. KLEIN) 432

Verzeichnis der Tafeln.

Tafel I. Aderlaßinstruktion aus dem Anfang des 15. Jahrhunders (Ms. latin 6910 A der Pariser bibl. nat.).
„ II. Hochvater und Hochmutter, Deckelschalen von Turbo rugosus und Kaurimuscheln (Cypraea annulus).
„ III. Kindslagenbilder (5.—8.) des Cod. germ. Monacensis No. 597 Fol.° Bl. 260ᵛ, ca. 1485 gemalt.
„ IV. Situsbild einer Schwangeren aus Cod. germ. Monacensis No. 597 Fol.° Bl. 295ᵛ, ca. 1485 gemalt.
„ V. Längsschnitt des Augapfels, Federzeichnung aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Codex 1183 der Leipziger Universitätsbibliothek (Bl. 217).
„ VI. „Wundenmann“, kolorierte Federzeichnung im Cod. germ. 597 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Bl. 244ʳ.
„ VIa. Wundenmann aus dem „Ketham“ von 1491.
„ VIb. Fig. 1. Wundenmann aus dem „Feldbuch der Wundarznei“, 1517 bei Johann Schott in Straßburg. — Fig. 2. Wundenmann aus „Eyn gut artzney“ ca. 1525.
„ VII. Syphilis-Flugblatt, gedruckt ca. 1500 (München, Hof- u. Staatsbibliothek).
„ VIII. Titelholzschnitte des Grünpeckschen Syphilistraktates. a) 1496, Augsburg bei Johann Schauer, b) 1497, Nürnberg bei Kaspar Hochfeder.
„ IX. Harnschautafel aus Cod. 5876 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel (XV. Jahrhundert).
„ X. Brief Eucharius Rösslins an den Rat der Stadt Frankfurt a. Main.

Ausgegeben im September 1907

Band I Heft 1

Archiv für Geschichte der Medizin

herausgegeben von der

Puschmann-Stiftung an der Universität Leipzig

unter Redaktion von

Karl Sudhoff.

Mit sieben Abbildungen.



Leipzig 1907
Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Das Archiv für Geschichte der Medizin erscheint in zwanglosen Heften im Umfange von etwa 5 Bogen. 6 Hefte bilden einen Band, der Mark 20 kostet, nach dem Auslande Mark 22.40.

Inhaltsverzeichnis.

Zur Einführung.

Seite

Karl Sudhoff, Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik . . . 1

Abhandlungen.

Felix Freiherr von Oefele (Neuenahr), Zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers . . 12

A. F. Rudolf Hoernle (Oxford), The Authorship of the Charaka Samhita 29

Karl Sudhoff, Brunschwigs Anatomie 41

Karl Sudhoff, Zur Anatomie des Lionardo da Vinci 67

Kleinere Mitteilungen.

G. Wustmann (Leipzig), Lepra oder Syphilis? 70

Karl Sudhoff, Ein Regiment gegen den „Englischen Schweiß“ (sudor anglicus). Fliegendes Blatt aus dem Schweißsuchtjahre 1526 72

Karl Sudhoff, Eine Bronzespritze aus dem Altertum 75

Eine Nürnberger amtliche Preisliste vom Jahre 1526 für die Metzgereien 78

Alle Anfragen, Manuskriptsendungen usw. sind zu richten an Professor Dr. **Karl Sudhoff, Leipzig, Talstraße 35.**

Archiv für Geschichte der Medizin

Band I September 1907 Heft 1

Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik

Ein Wort zur Einführung, Verständigung und Abwehr.

„Zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin."
THEOD. PUSCHMANN.

Im Zeitalter der biogenetischen Forschung und Naturbetrachtung gewinnt auch die historisch-medizinische Arbeit erweiterte Bedeutung. Wo das *Werden* der Erscheinungen ständiger Beobachtung unterzogen wird, wo der Entwicklungsgedanke die ganze wissenschaftliche Arbeit beherrscht, drängt mit Naturgewalt auch der Gedanke, wie ist unser medizinisches Wissen und Denken von heute entstanden, dem Weiterforschenden immer wieder sich auf.

Auch zu positiver Mitarbeit auf manchen Gebieten ist die medizinische Historik heute berufen. So erweist sie sich immer unentbehrlicher, beispielsweise der allgemeinen Pathologie und Krankheitsätiologie: die historische Erforschung des Ganges der Krankheiten, der Epidemienzüge ist eine notwendige Ergänzung der Krankheitsbiologie von heute. Und noch vielfach kann die geschichtliche Mitarbeit sich anderweit förderlich und wirkungsreich

erweisen. Oft sind Irr- und Abwege der Wissenschaft nur an ihrer Abbiegungsstelle völlig aufzuklären: Warnungstafeln aufzurichten ist in manchen Fällen ein echt historisches Tun.

Im Arbeitsbetriebe der modernen Wissenschaften ist es trefflicher Brauch, wenn man die Notwendigkeit der ausgiebigen Verwendung einer neugewonnenen oder neugewerteten Methode erkannt hat, neue Arbeitsstellen zu schaffen zu weiterer Prüfung und weiterem Ausbau dieser Methoden. Nun, um Schaffung einer solchen neuen Arbeitsstelle handelt es sich auch hier, über deren Arbeitsziele und Arbeitsmethoden, ja über deren Arbeits*ordnung*, wie es in den industriellen Großbetrieben heute heißt, ich mich mit der Schar der Mitarbeitswilligen ein wenig auseinandersetzen möchte.

Der Wärter am Strome der medizinisch-historischen Forschung kann noch immer ein stetiges Anwachsen der Fluten registrieren. Waltet er aber gewissenhaft seines Amtes als Stromhüter vom Ufer aus oder vom schwankenden Schifflein eigener Untersuchungen im Tanze der Wellen,

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,

so wird er nicht nur beizeiten bemerken, wo Versandung droht und wo drängend gegen gewiesenen Ufers Schranken Überflutungen sich ankünden, es wird auch manches, was die Fluten daherwirbeln sein Kopfschütteln oder gar sein wohlberechtigtes Mißfallen erregen.

So hat mir meine nicht nur oberflächliche Beschäftigung mit der medizinischen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung früherer Jahrzehnte immer wieder die Beobachtung aufgedrängt, daß kaum ein Jahrzehnt so sehr die fast selbstverständliche Richtschnur aller rechten Historik unbeachtet gelassen hat, wie das letzte, daß *„das Geschehene eher des Verständnisses als der Aburteilung bedürfe“*. Es erscheint mir darum von vornherein schon dringendste Notwendigkeit, daß von der eingerissenen, allzu vorschnellen Be-

urteilung, die vielfach leichthin zur Aburteilung ausartet, eine energische Verschiebung nach der Richtung des lenksamen Verstehenwollens, der achtsam-liebevollen Vertiefung in das Wesen vergangener Zeitabschnitte und einzelner Persönlichkeiten und Denkrichtungen durch eindringendes Studium gemacht werde.

Und weiter! Je länger ich mich mit der Geschichte der Medizin beschäftige, um so mehr wird mir klar, wie sehr sie bis heute noch eine *Zufalls*wissenschaft ist ohne rechte planmäßige Durcharbeitung und Methode.

Eine Ausnahme, und auch nur bis zu gewissem Grade, bildet eigentlich nur die Zeit des klassischen Altertums dank der erstklassigen Mitarbeit der Philologen, aber auch hier ist noch unendlich viel zu tun in vereintem Forschen und Schaffen; nun, man ist ja auch energisch auf der Bahn. Wie sieht es aber sonst aus? Nur da und dort schüchterne Einzelversuche vereinzelter Forscher. Und sogar im fernsten Altertum ist doch das vom Spaten Aufgedeckte bereits so ungeheuer reich, daß methodische Bearbeitung längst hätte einsetzen sollen.

Aber auch die schon seit Jahrhunderten zutage liegenden Quellenschätze späterer Zeitabschnitte sind kaum berührt. Nur was gelegentlich einem einsamen Wanderer vor die Füße rollte, ist wohl einmal aufgehoben, betrachtet und beschrieben worden aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance, von der Neuzeit ganz zu schweigen. Dort sind die medizinischen Historiker so ziemlich unter sich, und da wird denn wohl mal eine Handschrift publiziert, die blindwaltender Zufall einem fleißigen, achtsamen Mann in die Hand spielte, mögen auch weit bessere anderwärts unbeachtet liegen oder von der nämlichen Schrift sorgfältig mit weit zuverlässigerem Material vor mehr als 300 Jahren Inkunabeldrucke hergestellt worden sein, hoch gleich Originalhandschriften zu schätzen, von denen heute kein Bibliograph mehr etwas weiß. Ja man bezeichnet wohl gar, auf eine leichthin gemachte Angabe eines renomierten Vorgängers hin, ein Werk immer wieder als Seltenheit, das in einer großen Zahl von Drucken seiner Zeit weit verbreitet war

und Wirkung schuf, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr sind.

Das muß anders werden, soll uns nicht ständig die Schamröte ins Gesicht steigen. Gelegentlich, etwa bei der Ausarbeitung eines Hand- oder Lehrbuchs, läßt sich so alter Schaden aber gewiß nicht bessern. Schlimm genug, daß dieser beschämende Zustand den medizinischen Historikern von heute kaum zu Bewußtsein kommt, weil die Zielrichtung ihres Tuns meist eine ganz andere ist und nur sehr teilweise mit Recht, jedenfalls mit zu großer Ausschließlichkeit.

Unsere besten Federn haben sich seit geraumer Zeit in den Dienst der Idee gestellt, daß es vor allem not tue, den Ärzten wieder Freude an der Geschichte ihres Faches beizubringen.

Gewiß, historischer Sinn ist den Jüngern wie den Meistern unserer herrlichen Wissenschaft, ist dem ausübenden Praktiker wie dem weiterdringenden Forscher bitter nötig: warum, brauche ich an dieser Stelle nicht auszuführen.

Gewiß ist es Aufgabe derer, die ihr Leben der historischen Forschung in der Heilkunde geweiht haben, diese propagandistische Tätigkeit historischer Aufklärung zu üben. Denn nur wer das Gebiet einer Disziplin völlig umspannt, ist auch dazu berufen, die Fackeln seines Wissens allenthalben aufzupflanzen, daß sie glühen und leuchten und locken, aber auch wärmen, soweit das solche Geistesfackeln können, und von ihrem Glühen und Leuchten da und dort ein Fünklein sinken lassen in empfängliche Geister und Herzen.

Herold und Werber soll der erfahrene Historiker der Medizin zweifellos sein, der alle um seine Fahne heilbringender Erkenntnis sammelt. Aber ist es denn damit getan, daß er die Werbetrommel rührt, um seiner Standarte neue Anhänger und Kämpfer zuzuführen? Heißt das nicht seine Aufgabe viel zu enge fassen? — Allerdings!

So wenig etwa sich die wissenschaftliche Heilkunde damit zufrieden geben kann, daß sie ihre besten Männer zur Volksaufklärung über Körperpflege und über die Schäden des Kurpfuschertums hin-

ausschickt, — gewiß gleichfalls wichtige Aufgaben! — so wenig daneben die ernstete wissenschaftliche Betätigung auf allen Gebieten der Medizin entbehrt werden kann, unabhängig von allen Aufgaben und Sorgen des Tages und frei von allem Seitwärtsschielen nach den Reklameschildern der Nützlichkeit und augenblicklichen Verwendbarkeit — ebensowenig ist mit historischer Aufklärung die Aufgabe der Geschichte der Medizin erfüllt.

Und selbst mit dem schönen und dankbaren Unterfangen, die Schätze des erschürften historischen Materials in edle Formen zu schmelzen und in gereifter Schönheit auch denen darzubieten, die es im täglichen Kärrnerdienste des Berufes kaum noch fühlen, wie auch sie in tiefster Seele noch Bettler sind um den Geist und Hungern und Dürsten nach geistiger Sättigung — selbst damit ist der Historiker noch nicht am Ende seiner Aufgaben.

Es mag ja sein, daß in manchem meiner engeren Fachgenossen das künstlerische Feuer des Gestaltungsdranges und der Gestaltungsfreude noch heißer brennt als in meiner Brust, ich sehe es aber mit voller Klarheit, daß die zu schmelzenden und zu scheidenden und zu wägenden schon aufgeschütteten Schätze unserer Wissenschaft *nicht endlos* sind, daß noch ganze Gebirge von klingendem Gestein um uns liegen, deren Edelmetallager noch völlig unberührt ruhen, daß noch mächtig lastende Erzgänge in den Halden sich dahinziehen, die noch nirgends angebrochen sind. Ich sehe auch erschreckend klar, daß schon vielfach unedles Metall, Truggold und Scheinsilber in das Edelwerk der medizinischen Historie hineingeschmiedet worden ist, ich sehe, daß nicht nur Katzensilber um Diamanten gezogen wird, nein, daß auch Feingold als Fassung um Halbedelsteine, ja um bunte Glassplitter geht, daß kostbare Fassungen um Dinge gelegt worden sind, deren historischer Wahrheits- und Echtheitsgehalt verschwindend ist.

Seit wann ist denn wohl vergleichsweise das ganze Eisengewerbe darin begriffen, daß man Nägel schmiedet, Feilen haut und Rasiermesser poliert nnd andere derart nötige und nützliche Gebrauchsartikel herstellt. Auch Eisenbergbau und Eisenhüttenwesen sind

beachtenswerte Dinge, des Schweißes der Edeln wert, und sicher nicht minder verdienstlich, ja sie müssen notwendig der Kleinarbeit des Feinschmiedes vorausgehen, der sich nur nebenbei mit dem Wiedereinschmelzen gebrauchter Stahlklingen und alter Eisenteile abgibt. Bergbau und Hüttenwesen und Walzwerke machen erst die eigentliche große Eisenindustrie aus, die so selbstsicher dasteht in unseren eisernen Tagen — *wie eine Wissenschaft!* — —

Auch die Geschichte der Medizin ist richtig angesehen eine ebenso *selbständige* und *selbstsichere Wissenschaft* wie jede andere, die von Grund aus immer neu aus dem Vollen schafft. Das Banner dieser Wissenschaft will ich aufpflanzen in diesen Blättern, dieser Wissenschaft, die sich bereitwillig einfügt ins große Ganze der wissenschaftlichen Medizin, die aber *nur dann* ihre großen Aufgaben voll erfüllen kann, wenn sie schlicht und recht, sich selbst getreu, arbeitsam ihre *eigenen* Wege geht, unbekümmert um das Naserümpfen der Schönredner im Arbeitsgewande des Alltages, die nur in Feierstunden sich in Schönheit hüllt und dann als Königstochter hinaustritt und königlich ihre Kleinodien darbietet.

Zuletzt ist auch unsere Wissenschaft nur aus ihren eigenen positiven Leistungen heraus befähigt, sich Achtung und Wertschätzung, ja Respekt zu erringen, bei den Medizinern wie bei den Historikern anderer Gebiete, nur aus ihrem Eigensten heraus — man mache sich nichts weiß mit dem ewigen Gerede von anderen Aufgaben, die die Historie der Medizin zu erfüllen habe! Trotz allem und allem sind das nur *Neben*aufgaben; ihre positiven *eigenen Leistungen* sind und bleiben das Entscheidende: die Wissenschaft, die sich in Nebenaufgaben zersplittert, verflacht! — —

Warum ich dies alles mit so harter Deutlichkeit sage? Weils an den Tag muß, weil von Tag zu Tag mehr Scheinmetall als historisch erschürftes, echtes ausgegeben wird, weil wir uns in modern utilitaristischer Richtung gewöhnt haben, eine Wissenschaft nur als *angewandte* pflegenswert zu finden, die doch ihren Wert *in sich selbst* trägt, weil wir immer nachsichtiger werden, nicht nur gegen die

ungeniert sich breitmachenden Geschichtsfälschungen der extremen Verfechter einseitiger therapeutischer Richtungen, die massenhaft der historischen Wahrheit Gewalt antun und die Hehre zur Metze erniedrigen, feil im Dienste eines Scheinwissens, das man früher mit dem treffenden Worte „Aftermedizin" bezeichnete, — weil wir immer nachsichtiger werden auch gegen uns selbst und uns angewöhnen auf lockerem Schutte, den die Vergangenheit zusammengefahren, und schnell errafften neuen Funden gewaltige Gebäude zu errichten, die der schwankende Grund nicht trägt.

Ich wiederhole es, auf *keinem* Gebiete der Geschichte der Medizin sind wir heute so weit, daß wir irgend etwas Dauerndes aufführen könnten, daß ist das Ergebnis meiner erneuten Durcharbeitung der Geschichte der Heilkunst in den letzten Jahren. Aus dieser klaren Erkenntnis heraus gestatte ich es mir, den Ruf erschallen zu lassen: ***zur Arbeit,*** zur rastlosen Arbeit vieler Jahre, auch die es reizt, wie mich, zu künstlerischem Gestalten aus dem Vollen — den Spaten in die Hand, die Hacke und den Hammer — ***zur Arbeit!*** — —

Ein Archiv ist ein Organ für die *Leute des Faches*; so bringt denn auch das vorliegende nur *fachmännische* Artikel jeder Art zur Geschichte der Medizin im weitesten kulturgeschichtlichen Sinne. Ausgeschlossen sind alle „populären" Artikel. Doch soll sich jeder bei uns hier Auskunft holen können, der ernsthaft einer historischen Frage näher treten will, wie wir uns ja auch allenthalben an andere Facharchive Auskunft suchend wenden. An fachmännische Absonderung ist dabei in keiner Weise gedacht, aber für die Aufnahme der Artikel gelten nur fachmännische Gesichtspunkte, nicht etwa feuilletonistische der Unterhaltung oder gar Belustigung des Lesers, wie üblich, zum Lobe der Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit. Ein trockener Ton oder ein hölzerner Stil sind darum noch lange nicht Erfordernis, aber eine gelegentlich fast unvermeidliche Trockenheit wegen der Sprödigkeit der Materie soll keinen Grund gegen die Aufnahme bilden können, wenn es nur der Sache dient.

Ein Archiv einer Wissenschaft ist wie eine Baustelle, an der Material angefahren und behauen, Erarbeitetes weiter bearbeitet wird. Nun gut, tun wir auch hier desgleichen!

Wie beschaffen ist denn nun aber das Arbeitsmaterial, das hier angefahren und bearbeitet werden soll?

Zunächst soll das Archiv der *Quellenpublikation* dienen, soweit sich das Quellenmaterial in bescheidenem Umfange hält. Größere Quellenpublikationen sollen seitens der Puschmannstiftung nach Möglichkeit anderweitige Förderung finden, eventuell in Beiheften des Archives oder der gleichzeitig ihr Erscheinen beginnenden, größeren Untersuchungen gewidmeten, Leipziger „Studien zur Geschichte der Medizin."

Zur Aufnahme in das Archiv gelangen also vor allem kleinere medizinische Texte, Urkunden (auch zur Unterrichts- und Standesgeschichte der Heilkunde), Briefe und andere biographische Denkmale, weiterhin quellenforschende und kritische Untersuchungen über Literaturdenkmäler der Medizin, bestimmte Zeitabschnitte, Lehrmeinungen und Persönlichkeiten, über therapeutische und hygienische Maßnahmen innerhalb und außerhalb der strengen Pfähle der Zunft, über Unterrichts- und Heilanstalten, über die Krankenpflege im weitesten Sinne.

Ernsteste Pflege finden soll ferner die so überaus wichtige *Geschichte der Krankheiten;* moderne Krankheitsstatistik aber muß ausgeschlossen bleiben, während die so wichtigen Gesichtspunkte der geographischen Verbreitung der Krankheiten in der Vergangenheit an den Verhältnissen der Gegenwart ständig gemessen werden müssen.

Nicht beiseite gelassen werden sollen auch die Untersuchungen über anderweitige Grenzgebiete mit sonstigen Wissensdistrikten, so die Einwirkungen der Lehren der Naturwissenschaft und der Philosophie auf die Entwickelung der Gedankengänge in der Medizin und auf die Ausübung der Heilkunde.

Doch wie unendlich weit man auch das Gebiet der Medizingeschichte fassen mag, eine gewisse Begrenzung und Beschränkung ist immerhin nötig, namentlich z. B. nach der folkloristischen Seite

hin. Die *Volksmedizin* der Kulturvölker ist ja vielfach ein ziemlich getreuer Spiegel der Vergangenheit, treubewahrtes Lehngut aus früheren Perioden der wissenschaftlichen Medizin, und die Medizin der Naturvölker vergegenwärtigt uns ja mannigfach noch frühere vorgeschichtliche Zeiten der „Urmedizin". Trotzdem wird Volksmedizin und Medizin der Naturvölker nur mit einer gewissen Beschränkung Berücksichtigung finden können, soweit eben die angedeuteten Gesichtspunkte dies rechtfertigen; Entscheidung ist hier nur von Fall zu Fall möglich.

Ähnliches gilt von *Mystik* und Okkultistik, die zur Heilkunde ja in viefach recht naher Beziehung stehen, von den Urzeiten bis in die jüngste Vergangenheit herab; doch auch damit können wir unsere Leser nicht bis zur Übersättigung füttern — sunt certi denique fines! —

Da aber mit dem Textlichen allein kein kulturgeschichtliches Gebiet in seiner Entwickelung voll verstanden werden kann, so sind auch die medizinisch-kulturgeschichtlichen *Realien* aller Art mit in den Kreis der quellenmäßigen Untersuchung hineinzuziehen, also die ganze medizinische Archäologie nach allen Seiten hin. Daß dabei auch die *Illustration* in ihr Recht tritt, ist wohl selbstverständlich. Auch hier werden wir natürlich die Quellen möglichst unmittelbar zu Worte kommen lassen, möglichst ohne alle Retouche. Es werden mithin die modernen, von allem Subjektiven nach Möglichkeit freien Reproduktionsmethoden in Anwendung gezogen werden, als Grundlage also die Originalphotographie und nur im Notfall, bei allzu desolaten Zustande der Originalien zeichnerische und malerische Verfahren: Zur Wiedergabe im Archiv vor allem der Lichtdruck (eventuell auch einmal der noch recht kostspielige Dreifarbenlichtdruck) und seine Surrogate, namentlich die Zinkographie. Ausgeschlossen sollen dagegen werden bis auf verschwindende Ausnahmen die für wissenschaftliche Zwecke ungeeigneten Wiedergaben mit Rasternetzen, da sie keine Lupenvergrößerung zulassen und da bei Abbildungen für unsere Zwecke gerade das Detail meist das Wichtigste ist, das im Rasternetz unwiderruflich seinen Untergang findet.

Zum Schlusse noch eins! Das einfache *Referat* über Neuerscheinungen unseres Gebietes fällt ebensowenig in den Rahmen dieses Archives, wie das kritische.[1]) Doch soll dadurch das nützliche, ja notwendige Ferment der *Kritik* keineswegs etwa grundsätzlich ausgeschlossen sein. Es soll aber ausdrücklich nur an der Hand fördersamer Neuuntersuchungen unter Beibringung neuen historischen Materials zur Anwendung kommen.

Darum soll das Archiv aber keinesfalls einseitig *einer* medizinisch-historischen Lehrmeinung, *einer* wissenschaftlichen Forschungsrichtung dienen: es soll jeder redlichen Meinungsäußerung offen stehen, wenn sie ohne öde Polemik der Sache dient und unter Beibringung von Tatsachenmaterial ohne überflüssiges Wortgeklingel sachlich ihren Standpunkt wahrt.

Erster Grundsatz des Archives bleibt aber immer, nur *Originalabhandlungen* zu bringen.

Vor allem ist naturgemäß der *deutschen* Forschungsbetätigung hier eine Stätte bereitet. Doch öffnet dies „Archiv" auch der *ausländischen* Arbeit auf dem Gebiete der Medizingeschichte bereitwillig seine Tore, wenn sie im Gewande der drei andern großen modernen Kultursprachen der europäisch-amerikanischen Welt — *englisch, französisch, italienisch* — einhergeht. Untersuchungen, die aus anderen Sprachgebieten stammen, müssen sich eine Übersetzung gefallen lassen. Das Archiv selbst wird von sich aus nur für eine Übersetzung ins Deutsche zu haben sein; doch können Abhandlungen aus anderen romanischen Ländern auch französisch gebracht werden. Die Schrulle nordisch-germanischer Gelehrter, sich des französischen

[1]) Als referierendes kritisches Organ für die Geschichte der Medizin gilt auch in Zukunft neben diesem neuen Archiv die Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, die im Verlage von Leopold Voss in Hamburg jetzt ihren 7. Jahrgang von je 5 Heften zu 6—8 Bogen beginnenden „*Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften*" unter Redaktion von S. Günther und K. Sudhoff. Leider verbieten es der Raum und die Stiftungsbestimmungen, auch der Geschichte der *Naturwissenschaften* in diesem Archiv einen nennenswerten Raum zu gestatten; möge es ihr gelingen, sich bald eine ähnliche periodische Zeitschrift zu schaffen!

Idioms zur internationalen Verständigung zu bedienen, macht das „Archiv" nicht mit.

Das *Lateinische* soll als Sprache der Abhandlung ausnahmsweise in bescheidenem Umfange zugelassen werden. Die modernen Kunstsprachen lehnt die Redaktion als Sprache der Abhandlungen ab, ohne damit von vornherein ihre Berechtigung als Behelfe internationaler Verständigung bestreiten zu wollen. Einer historischen Zeitschrift widerstrebt, was sich nicht als organisch Gewordenes darstellt und jede individuelle Ausdrucksweise im Keime erstickt. Über knappe Zusammenfassung der Ergebnisse einer Abhandlung am Schlusse in einer dieser Sprachdestillate läßt sich in Zukunft vielleicht reden.

Soweit von der Sprache der Abhandlungen! Alle Zitate und Texte sollen, soweit irgend möglich, in der *Sprache des Originals* gegeben werden, wenn nötig, nebenher in der Sprache der betreffenden Abhandlung. Die Benutzung *aller* fremden Schrifttypen gegenwärtiger und vergangener Zeiten steht unseren Mitarbeitern ausdrücklich frei für ihre Zitate und Texte; bei allen weniger bekannten oder geläufigen ist die Beigabe einer Transkription in die moderne, international vereinbarte Umschrift erwünscht. — —

Und nun gestatte man dem Archiv eine kleine Reihe seiner zwanglos erscheinenden Hefte, ehe man ein Urteil fällt. Möge dies nach einigen Jahren ruhiger sachlicher Betätigung nicht zu ungünstig ausfallen!

Wem es nur um die Sache zu tun ist, der sieht auch der schärfsten Kritik ruhig und leidenschaftlos ins Auge.

Werdau bei Leipzig, am 16. August 1907
(dem Tage St. Rochus, des Pestheiligen).

Karl Sudhoff.

Zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers.

Von

Felix Freiherr von Oefele (Neuenahr).

Die wenigen Male, daß ich mit Puschmann persönlich zusammenkam, behandelte er mich, der ich von Jugend auf stets an widrige Erlebnisse gewöhnt war, ungewohnt liebenswürdig als alten Freund, und auch die alte Dienerin seines Hauses, die mich an Eurykleia erinnerte, zeigte sich für meine kleinen privaten Lebensereignisse teilnehmend. Ich fühlte, daß in diesem Hause der Wiener Martinstraße auch von mir gesprochen worden war, bevor ich es zum ersten Male betrat. Mit gleicher Liebenswürdigkeit war ich von Georg Ebers aufgenommen. Ich fühlte, daß ich zwischen beiden Männern stand und daß ich ganz ihren und meinen Neigungen folgend wissenschaftlich in dieser Stellung verblieben und dem praktischen Leben verloren gewesen wäre. Das erlaubten aber meine persönlichen Verhältnisse nicht. Jetzt sind beide tot. Durch die hochherzige Stiftung von Puschmann ist nun in Leipzig eine mediko-historische Zentrale geschaffen und auch der Papyros Ebers liegt in Leipzig. Dem Andenken beider Männer bin ich durch die $2\frac{1}{3}$ Seiten, die ich dem Papyros Ebers in Puschmanns Handbuch widmen konnte, weder wissenschaftlich noch persönlich gerecht geworden, da mir der verfügbare Raum so unwürdig eingeschränkt war, daß er kaum für einen zugehörigen Literaturnachweis ausgereicht hätte.

Ebers selbst war es, der mir die ersten noch nicht im Buchhandel erschienenen Abdrucke der medizinischen Kahunpapyri zugänglich machte. Wiederum Ebers war es, der mit weitem Blicke auf Grund von Besprechungen mit Hommel, meinem Landsmanne und einstigen Instruktor für mensa, mensae, mich auf die Möglichkeit babylonischen Ursprunges für die altägyptische Medizin aufmerksam machte. Er mag aber geahnt haben, wie sehr ich mich durch Kahunpapyri und babylonische Medizin von der Beschäftigung mit dem Papyros Ebers abdrängen lassen würde. Beim letzten Zusammensein waren darum seine letzten mahnenden Worte: *Der Papyrus Ebers muß aber die Grundlage unserer Kenntnis der altägyptischen Medizin bleiben.* Seit einem Jahrzehnt scheinen nun meine mediko-historischen Arbeiten diesem Satze zu widersprechen;

doch bekenne ich mich tatsächlich zu seiner Wahrheit. Da in Leipzig ein neues Archiv für Geschichte der Medizin begründet wird, so halte ich es für eine Ehrenpflicht, zum vereinigten Gedächtnis an PUSCHMANN und EBERS einen Beitrag zur Erforschung des dortigen Papyros Ebers in diesem Sinne zu liefern.

Vom altägyptischen Schreiber sind die Spalten des Papyrus Ebers von 1—110 fortlaufend durchnumeriert worden. Diese Numerierung scheint mir allzu sehr betont worden zu sein. Sie hat nach meiner Ansicht der Erforschung des Papyrus Ebers mehr geschadet als genützt. Wenn von irgend welchen griechischen oder römischen Autoren nur eine einzige Handschrift auf uns gekommen ist, so wird es niemandem mehr, der sich mit dem Inhalte befaßt, einfallen, nach Seiten und Zeilen des alten Pergamentes zu zitieren. Auch die Zeit der Zitate nach Seite und Zeile der alten Aldiner Ausgaben ist glücklicherweise außer Gebrauch. Man teilt heute allgemein die alten Schriftdenkmäler nach gezählten Kapiteln und Sätzen ein.

Diese Forderung sollte für den Papyrus Ebers um so mehr selbstverständlich sein, als der alte Schreiber dieses Schriftdenkmals selbst schon äußerlich eine solche Einteilung kenntlich gemacht hat. Diese Einteilung hat auch schon EBERS[1]) ausdrücklich erwähnt und 39 Abschnitte gezählt. Davon müssen, wie wir noch sehen werden, die letzten beiden Abschnitte von der Zählung ausgeschlossen werden. Wiederum hat sich mit der Kapitelteilung des Papyrus Ebers DÜMICHEN beschäftigt; denn es sind unverkennbar DÜMICHENS langjährige profunde Arbeiten und nicht die eines jungen Doktoranden LÜRING,[2]) von dem vorher und nachher keine einzige einschlägige Arbeit mehr erschienen ist. DÜMICHEN, der sich für seine Flotte einer Königin und für die inschriftlichen Rezepte der Tempelwände auf ähnliche Gebiete begab, mußte dem Inhalt des Papyrus Ebers höchstes Interesse entgegenbringen. DÜMICHEN hat aus den ersten 37 von EBERS aufgestellten Abschnitten 24 gemacht. Diese Zahl erhält er dadurch, daß er vielfach EBERSsche Abschnitte in einen zusammengezogen hat. Vielfach schneiden seine Abschnitte auch solche von EBERS entzwei. Ich selbst habe in PUSCHMANNS

---

[1]) Einleitung zur Textausgabe, Leipzig 1875, Seite 11.

[2]) Die über die medizinischen Kenntnisse der alten Ägypter berichtenden Papyri.

Handbuch[1]) diesen Teil in 45 Abschnitte geteilt, die teils nur wenige Zeilen teils mehrere Spalten umfassen.

Eine brauchbare spätere Übersetzung des Papyrus Ebers,[2]) auf der die Medikohistoriker weiterbauen können, wird eine entsprechende Kapitelteilung nicht umgehen dürfen. Darum sei es gestattet, bei dieser Sache etwas zu verweilen. Zunächst müssen die beiden letzten Abschnitte von Ebers aus der Zählung ausscheiden. Leider ist in der umfangreichen Textausgabe des Papyrus Ebers infolge der erwähnten altägyptischen Spaltenzählung, die von Vorderseite auf Rückseite durchläuft, nirgends das Ende der Vorderseite erwähnt. Ich habe durch Liebenswürdigkeit der Leipziger Bibliotheksverwaltung entsprechende Antwort einer direkten Anfrage erhalten und in Puschmanns Handbuch[3]) mitteilen können. Das notwendige Ergebnis daraus ist, daß nur Papyrus Ebers Spalte I bis XCVIII inklusive als ursprüngliches Werk zu bezeichnen ist, daß für dieses Werk die Blattklebung des Papyrus Ebers berechnet war und daß die Abschnitte von IC bis CX als unvermittelte Nachträge zu betrachten sind. Dazu müssen andere Texte verglichen werden.

Der einzige medizinische Text, der mit einem „explicit" schließt, ist der Papyrus Hearst. Er ist ersichtlich nur einseitig beschrieben und schließt mit dem Ende seiner Vorderseite. Dies war also für ein abgeschlossenes Buch im Prinzipe die regelmäßige Form.

Der kleine medizinische Papyrus von Berlin[4]) ist nicht einmal einheitlich in der Handschrift eines einzigen Schreibers geschrieben. Hier ist es also nicht verwunderlich, daß zwischen Vorderseite und Rückseite kein regelmäßiger Abschluß festgestellt werden kann. Vielleicht kann ich hier in einer späteren Zusatzpublikation auf die Quellenkritik zurückkommen.

Papyrus Birch in London kann gar nicht zum Vergleich herangezogen werden. Die jetzige Vorderseite[5]) hört mit der neunten Spalte und der fünften Zeile in halber Blatthöhe auf. Nach den rot geschriebenen Worten: „Gesprochen wird diese Formel," folgt noch ein kurzer Satz von 3 oder 4 Worten, von denen die letzten

[1]) Seite 78 u. 79.

[2]) Einige der dringendsten Wünsche dürfte eine nach meinen Nachrichten im Druck befindliche amerikanische Übersetzung erfüllen.

[3]) Seite 77.

[4]) Er ist von Erman als Zaubersprüche für Mutter und Kind herausgegeben.

[5]) Vorderseite und Rückseite ergeben sich aus dem Verlaufe der Papyrusfasern.

beiden Zeichen so gut wie unleserlich sind. Es ist von einer „Schrift“ die Rede, so daß vielleicht(?) vermutet werden darf: „Die Niederschrift des Buches ist vollständig.“ Aber die Rolle ist ein Palimpsest, das im Anfange und Ende lädiert ist und das auf der Vorderseite 9 und auf der Rückseite 10 Spalten überliefert hat. Als Palimpsest konnte die Rolle nicht dem beabsichtigten Werke in der Länge angepaßt werden. Ich habe sogar den Eindruck, daß bei der Wiederverwendung das medizinische Werk auf der Rückseite begonnen worden ist und erst, als diese nicht ausreichte, die Vorderseite zur Fortsetzung und Vollendung mit Bimsstein oder einem ähnlichen Materiale zur neuerlichen Verwendung abgeschliffen wurde. Dabei ist uns zufällig der Schluß der ursprünglichen Vorderseite erhalten. Wie viel aber am Anfange und Ende der ursprünglichen Rolle fehlt, entzieht sich unserer Kenntnis. Somit kann auch dieser Text nicht verglichen werden.

Der große medizinische Papyrus von Berlin spricht aber wieder für einen Abschluß der Werke mit der Vorderseite. Zwar ist uns auch hier der Anfang nicht erhalten und auf die Rückseite ein Stück von drei Spalten geschrieben. Aber Vorderseite und Rückseite stehen insofern in gar keinem Zusammenhange, als die Vorderseite 20 Spalten therapeutischer Texte trägt und die Rückseite plötzlich zwei Spalten Schwangerschaftsprognosen und darnach noch ein außer allem Kontext merkwürdig angeordnetes otologisches Rezept aufweist. Vor dem letzten Worte der Vorderseite sind leider Stücke des Papyrus ausgebrochen. Das letzte Wort ist aber unverkennbar der Name Thutmes. Es ist keine zu gewagte Kombination, die erhaltenen Reste des Schlusses der Vorderseite als eine Art explicit zu deuten. Dann würde der Schreiber dieses Papyrus (selbst oder sein Vater?) Thutmes geheißen haben.

Darnach würde also das eigentliche Werk des Papyrus Ebers mit Spalte 98 abschließen schon nach der Äußerlichkeit der Verteilung auf Vorderseite und Rückseite. Dümichen,[1]) der die Verteilung auf Vorder- und Rückseite nicht kannte oder wenigstens merkwürdigerweise bei eventueller Kenntnis nirgends erwähnen würde, muß zum gleichen Schluß gelangt sein. Denn er teilt nur die ersten 98 Spalten in numerierte Abschnitte, aber nicht mehr die Anhänge.

[1]) Siehe Lüring.

Ich glaube, daß dies Ergebnis ein für alle Male für jede weitere Betrachtung des Papyrus Ebers festgehalten werden muß, daß schon die Äußerlichkeit der Rollenklebung zeigt, daß die ersten 98 Spalten als einheitliches Werk vorlagen, das in einer Prachtausgabe abgeschrieben werden sollte. Nach Kalligraphie ist es eine Prachtausgabe, so daß nach der erreichten Länge der Rolle das Ankleben von einem halben Dutzend weiterer Blätter auch nicht mehr aus Sparsamkeitsrücksichten unterlassen sein kann. Wenn tatsächlich Sparsamkeit vorgelegen hätte, so hätte mindestens schon bei Spalte LX auf die Rückseite übergegangen sein müssen. Im Gegenteil war der Papyrus durch die von Borchardt erwiesene ägyptische Bogenzählung so reichlich bemessen, daß nach Beendigung des Hauptwerkes noch der Raum von vier vollständigen Spalten auf der Vorderseite frei blieb.

Zur Ausnützung des freien Raumes der Vorderseite sind einige Anhängsel angefügt und schließlich sind auch noch 8 Spalten der Rückseite an solchen Zusätzen zusammengetragen worden. Es ist der Gebrauch von solchen Zusätzen als Ausnützung des teueren Schreibmateriales zu allen Zeiten bis zur Erfindung des Buchdruckes und über diesen hinaus im Gebrauch gewesen. Ich glaube dies nicht weiter ausführen zu müssen, da die meisten Leser wohl schon entsprechende mittelalterliche Handschriften in Händen hatten. Selbst das Kyphirezept auf Spalte 98, das Ebers als 37. Abschnitt, ich als 45. Abschnitt zähle und Dümichen seinem großen Sammelabschnitte 24 einverleibt, erscheint mir als Zusatz. Andere Beurteiler werden vielleicht das Kyphirezept noch als Bestandteil des Hauptwerkes ansehen. Vielleicht war es schon ein Zusatz des Hauptwerkes, das der erhaltenen Abschrift als Vorlage gedient hat. Doch ich will dies unentschieden lassen.

Den Hauptteil des Papyrus Ebers will ich, wie ich es in Puschmanns Handbuch tat, als das therapeutische Handbuch bezeichnen. Es ist eine nach einem einheitlichen Plane zusammengestellte Kompilation aus mehreren alten Schriften. Der Kompilator besaß sicherlich eine bestimmte Disposition, deren einzelne Teile als besondere Abschnitte erhalten sind. Der alte Abschreiber war sich dieser Einteilung noch bewußt und brachte sie in der äußeren Form der Abschrift zum Ausdruck.

Im allgemeinen ist der Text des therapeutischen Handbuches und anderer hieratischer Schriftdenkmäler ohne Rücksicht auf Wort-

und Satzende je nach der Spaltenbreite in fortlaufende Zeilen geteilt. Eine Gliederung kommt einzig durch die Determinativa und durch den Wechsel von roter und schwarzer Tinte zustande. Dies sind darum für die Lesung wichtige Hilfsmittel. An 45 Stellen wird aber entweder mit dem Satzende die unvollendete Zeile abgebrochen und die Fortsetzung des Textes in einer neuen Zeile weitergeführt oder es wird durch den Löwenkopf und einen Vorderarm ein neuer Anfang kenntlich gemacht oder in den allermeisten Fällen beides vereinigt. Dieser Löwenkopf mit Vorderarm (in hieratischer Schrift [hieratisches Zeichen]) kann mit „incipit" oder „capitulum" übersetzt werden. Ich bin der Ansicht, daß wir alle Kapitelteilungen des altägyptischen Schreibers beibehalten müssen. Es wird dadurch die spezielle Gynäkologie in drei Abschnitte und der umfassende gynäkologische Abschnitt, den Dümichen als 24. zählt, sogar in 7 Abschnitte zerlegt. Vielleicht kann uns diese ursprüngliche Kapitelteilung, die der Ägypter selbst gibt sowohl für die Quellenscheidung wie für die Klarlegung des Inhaltes die wertvollsten Dienste leisten. Ich möchte mich also mit den Zusammenziehungen von Abschnitten, wie es Ebers und noch viel weitgehender Dümichen tat, nicht einverstanden erklären. In einem einzigen Falle teilt Dümichen, wo ich es nicht tue. Mein 8. Abschnitt umfaßt die Rezepte für den Sonnengott, die Preisung des Rizinus und die Kopfschmerzmittel. Weder eine neue Zeile noch der Löwenkopf ergab eine formale Trennung. Der Sinn scheint für uns Moderne eine solche Scheidung zu erfordern. Darum teilt Dümichen und macht daraus seinen 4. und 5. Abschnitt mit Zeile XLVII, 10. als Grenze. Daß dieser Abschnitt nicht geteilt werden darf, beweist sich neuerdings durch Papyrus Hearst. Es konnte dies weder Dümichen noch mir früher bekannt sein. Im Papyrus Hearst schließen die ersten beiden Rezepte des Dümichenschen 5. Abschnittes unmittelbar an die letzten Rezepte an, die dem Dümichenschen 4. Abschnitte entsprechen. Es müssen darum schon in einer alten Quellschrift beide Dümichenschen Teilabschnitte vereinigt gewesen sein oder wenigstens an Dümichens Trennungsstelle keine Kapitelteilung besessen haben. Ich glaube also, daß die Teilung in 45 Abschnitte, oder bei Ausschaltung des Kyphirezeptes in 44 Abschnitte beibehalten werden muß.

Wenn wir den ersten Abschnitt vorläufig beiseite lassen, so läßt sich jeder Abschnitt wiederum ungezwungen nach den einzelnen Rezepten, die mit Ordnungszahlen bezeichnet werden müßten, zerlegen. Der erste Abschnitt, der 26 Zeilen Text umfaßt, ist

durch die Rubra entsprechend in drei einzelne Paragraphen zu trennen.

Bis jetzt ist für Realien der Papyrus Ebers nur selten herangezogen. Für philologische Zitate war, wenn auch nicht sehr bequem, so doch brauchbar die Angabe nach Spalte und Zeile. Aber der ägyptische Schreiber zerriß Worte und natürlich erst recht die Sätze auf verschiedene Zeilen. Eine systematische Aufarbeitung der Realien des Papyrus Ebers mit Stellennachweisen ist in der alten Art mit Spalten und Zeilen entweder unmöglich oder unübersichtlich. Sie hemmt geradezu die Erschließung dieses riesigen Schriftdenkmals für die älteste Zeit der Heilkunde. Also sei nochmals die Bitte an die Fachgenossen gerichtet, für den Papyrus Ebers entweder meine Numerierung der Abschnitte anzunehmen, die ich nach Spalten und Zeilen in Puschmanns Handbuch gegeben habe, oder die von Dümichen (bei Lüring) oder für die entsprechende von Ebers sich zu entscheiden oder selbst eine bessere zu geben, damit endlich die Realien besser in Angriff genommen werden können.

Mag nun eine solche Einteilung ausfallen, wie sie will, so wird ersichtlich, daß das große therapeutische Handbuch nach einem einheitlichen Plane aufgestellt ist, der in Einzelheiten für uns schwer erkenntlich ist. Zuerst scheinen jene Krankheiten zusammengestellt zu sein, die das eigentliche Gebiet des gewöhnlichen praktischen Arztes ausmachten, und zwar als Beginn die Erkrankungen der Verdauungsorgane. Später scheinen die verschiedenen Spezialfächer angeordnet zu sein. Den Schluß bildet die Gynäkologie, die damals ein Grenzgebiet von Arzt und Hebamme war.

Diesen ersten Teil habe ich immer als Kompilation aufgefaßt. Meine Ansichten darüber haben sich aber im Laufe der Jahre an der Hand der zahlreichen neuen Einblicke im wesentlichen in zwei Punkten geändert. Es sind dies die eigenen Zeitangaben des Papyrus und sein Verhältnis zum Auslande. Nachdem schon der Fund des Papyrus Ebers und anderer medizinischer Texte die alte Geschichte der Medizin um ein beträchtliches Stück Zeit verlängert hatte, fiel es schwer, die Konsequenzen aller Anhalte für noch weitere Rückdatierungen zu ziehen. Ich war zeitweise zweifelhaft, ob irgend welche medizinische Angaben, die über das mittlere Reich (ca. 2000 v. Chr.) zurückgingen, als historisch aufgefaßt werden dürften. Für manche Angaben schienen solche Zweifel wenig berechtigt. Neuerlich hat sich aber das unbezweifelbare alte In-

schriftenmaterial für Ägypten und das babylonische Gebiet ungeheuer vermehrt. Kontrollierbare Angaben haben ergeben, daß der alte Orient in der Kenntnis der Vorgeschichte von Jahrtausenden im ganzen als zuverlässig bezeichnet werden muß. Wenn nun auch die Berufungen auf bestimmte alte Zeiten meist außerhalb des eigentlichen therapeutischen Handbuches stehen, so können diese Ergebnisse doch auch nicht außer Ansatz bleiben, sobald wir die einzelnen Quellen des therapeutischen Handbuches auch nur annähernd datieren wollen.

Das Verhältnis zum Ausland wurde aber in den letzten 15 Jahren steigend dadurch geklärt, daß der alte Orient sich mehr und mehr als einheitliches Kulturgebiet ergab. Die jüngsten Ausgrabungen Wincklers in Boghazköi lassen jetzt auch Kleinasien in dies Gebiet einbeziehen. Die Ägäer und Etrusker treten in innige Beziehungen. Auch nach dem Osten, wo das persische Reich lange vor Cyrus und lange nach Cyrus unserer Auffassung der Kulturgeschichte entrückte Kulturgebiete mit vielen Millionen von Bewohnern umfaßte, werden nach dem vorarischen Indien, Tibet, China usw. wohl bald die Kulturgemeinschaften klarer werden. In dieser großen Kulturwelt, in der sich niemals die großen Reiche gegeneinander abschlossen, sondern vielmehr in einem regen diplomatischem und kommerziellem Verkehre waren, der uns täglich durch neue Tatsachen bewiesen wird, sind Ägypten und Babylonien mit dem kleinen Zwischenlande Palästina in unseren gewandelten kulturgeschichtlichen Anschauungen Nachbarn geworden, von denen wir uns heute wundern müßten, wenn sie in irgend einer medizin-geschichtlichen Entwickelung nicht parallel gehen würden, wie wir uns vor wenig Jahren noch gewundert haben, daß der Papyrus Ebers ein Rezept eines Einwohners der phönikischen Stadt Byblos enthält. Wir wissen schon längst, daß das Altertum kein geistiges Eigentum in unserem Sinne kennt. Wir müssen darum heute die Erwähnung von Byblos für ganz zufällig ansehen und annehmen, daß ein großer Teil der Rezepte des Papyrus Ebers nach dem Altertumsbegriffe der Herrenlosigkeit geistigen Eigentums gleichzeitig einen Bestand babylonischer, ägäischer oder hettitischer Arzneibücher ausmachte. Welcher Arzt fragt heute, ob die einprozentige Morphiumlösung mit zugehöriger Spritze deutsch, französisch, englisch, amerikanisch oder russisch ist? Es wäre sehr gleichgültig, aus welchem Lande zufällig ein therapeutisches Handbuch erhalten bliebe; überall würde die Morphiumlösung erweislich sein.

Nur der Name PRAVAZ würde als Anhalt erhalten bleiben. In gleicher Weise müssen wir den Papyrus Ebers nicht nur als Belegstück der altägyptischen Heilkunde, sondern der gesamten *orientalischen Heilkunde in ägyptischem Gewande* auffassen. In dieser Betrachtungsweise gewinnen die babylonischen Fremdwörter im Papyrus Ebers ganz besondere Bedeutung, insofern Bezeichnungen nur von dort entlehnt zu werden pflegen, woher die Sache selbst entlehnt wird.

Da also das therapeutische Handbuch als Kompilation nach einheitlichem Plane erscheint, die einzelnen Teile sehr alt sein können und Stücke durch babylonische Lehnworte auf asiatische Herkunft hinweisen, so muß eine Quellkritik und Quellscheidung vorgenommen werden, die vorerst nur ganze Abschnitte und dann erst einzelne Rezepte umfassen kann. Auch an den vorliegenden Rezepten als Einheit kann im weiteren Verlaufe die Quellkritik und Quellscheidung nicht Halt machen. Vor mehr als einem Jahrzehnt habe ich gezeigt, wie sich solche Kombinationsrezepte in ihre Teile auflösen lassen, da vielfach die Nähte der Vereinigung noch sehr leicht erkennbar sind. Durch diese Auflösungen und Scheidungen können wir auf einen Stand der Therapie zurückkommen, der viele Jahrtausende vor der Niederschrift des Papyrus Ebers liegt. Die Erkenntnis kann aber erst Schritt für Schritt gewonnen werden.

Solche Quellscheidungen sind an den bekanntesten literarischen Denkmälern durchgeführt. Sie boten dort wesentlich größere Schwierigkeiten. Dafür war das allgemeine Interesse für diese Denkmäler größer. So ist Homer in Einzelstücke aufgelöst worden und so ist auch der biblische Pentateuch gegliedert worden. Einige von den Methoden, die sich dort bewährt haben, müssen auch für den Papyrus Ebers herangezogen werden.

Ein besonderes Hilfsmittel ergibt sich auch im Vergleich mit dem Papyrus Hearst, dessen größter Teil mit Stücken des Papyrus Ebers gleichlautend ist. Beide Texte besitzen außer den gemeinsamen Stücken auch völlig verschiedene Stücke. Dabei ist zu beachten, daß der Papyrus Hearst von Anfang bis Ende ziemlich gleichmäßig verteilt Parallelstücke des Papyrus Ebers enthält. Dagegen sind im Papyrus Ebers die Parallelstücke nur in einem Teil der Abschnitte zu finden. Dies kann zum Teil Folge des speziellen Charakters des Papyrus Hearst sein, zum Teil ist es aber sicherlich Folge der sukzessiven Kompilation des Papyrus Ebers. Wenn wir

dem Papyrus Hearst einen bestimmten Charakter zusprechen wollen, so ist er das Exzerptenbuch für den Dorfchirurgus. Nun enthält der Papyrus Ebers unter den Anhängseln des therapeutischen Handbuches als letztes Stück eine jungthebanische[1]) Operationslehre. Weder aus dieser Operationslehre, noch aus irgend einem anderen der Anhängsel enthält der Papyrus Hearst irgend einen Parallelsatz. Somit kann der Papyrus Hearst nicht aus dem erhaltenen Exemplare des Papyrus Ebers oder einer Abschrift davon exzerpiert sein. Dies würde schon dadurch ausgeschlossen, daß der Papyrus Ebers vielfach kleine Textverstümmelungen durch Wortauslassungen aufweist, wo der Papyrus Hearst noch den vollen Wortbestand besitzt. Umgekehrt kann aber auch der Papyrus Ebers nicht durch Zufügung neuer Traktate zum Papyrus Hearst — ganz abgesehen von der zeitlichen Differenz — entstanden sein, da der Papyrus Hearst z. B. Abschleifungen an altertümlichen Passivformen[2]) vornimmt, die der Papyrus Ebers noch voll aufweist.

Daraus ist also die Tatsache zu gewinnen, daß der Papyrus Hearst aus einem alten Vorläufer des Papyrus Ebers abstammt, der außer dem therapeutischen Handbuche zum mindesten die Anhängsel nicht besaß. Umgekehrt muß also früher das therapeutische Handbuch ohne die Anhängsel bestanden haben, ein Ergebnis, zu dem wir schon auf anderem Wege oben gelangt sind.

Es ist aber weiter die Frage, ob das therapeutische Handbuch von Anfang an den jetzigen Umfang hatte. Von Abschnitt 6 habe ich schon in Puschmanns Handbuch gesagt, daß er durch Sprache und Anordnung sofort als spätes Einschiebsel auffalle. Dieser Abschnitt umfaßt im Papyrus Ebers mehr als acht Spalten. Bei seiner Ausdehnung ist es kaum als Zufall aufzufassen, daß außer einem Anhangsrezepte nichts von diesem Abschnitt im Papyrus Hearst als Parallele zu finden ist, während der kleine folgende 7. Abschnitt zum größten Teil im Papyrus Hearst in Parallelen vorliegt. Wollen wir mit aller Vorsicht diesen Schluß verallgemeinern, so liegt dem Papyrus Hearst ein Archetypus des therapeutischen Handbuches des Papyrus Ebers zugrunde, in den wesentliche Teile noch nicht eingearbeitet waren.

Zum mindesten müßte dieses ursprüngliche therapeutische Handbuch enthalten haben:

[1]) Der Beweis für diesen Ansatz muß später mitgeteilt werden.

[2]) Siehe meinen Artikel: „Alter des Papyrus Hearst" in den „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften" Jhrg. V, S. 352 ff.

Abschnitt 1: Einleitung.
Abschnitt 2: Behandlung abdomineller Erkrankungen mit Brech- und Abführmitteln.
Abschnitt 5: Krankheiten der Lunge.
Abschnitt 6: Ein einzelnes Anhangsrezept.
Abschnitt 7: Dysenterie.
Abschnitt 8: Rezepte für den Sonnengott.
Abschnitt 9: Ascites.
Abschnitt 11: Schleimkrankheiten.
Abschnitt 12: Synanche.
Abschnitt 15: Ophthalmologische Zusätze.
Abschnitt 16: Kopfkrankheit.
Abschnitt 18: Haarwuchs.
Abschnitt 20: Brandwunden.
Abschnitt 21: Wunden.
Abschnitt 24: Dermatologie.
Abschnitt 25: Akzidentelle Wundkrankheiten (?).
Abschnitt 27: Wundschmarotzer.
Abschnitt 28: Behandlung des Röhrensystems.
Abschnitt 30: Haut (?).
Abschnitt 32: } Zaubermittel (?).
Abschnitt 34: }

Da aus den übrigen 11 Abschnitten nichts mehr im Papyrus Hearst zu finden ist, so ergibt sich daraus mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß das therapeutische Handbuch, das im Papyrus Ebers vorliegt, ganz allmählich durch immer neue Zusätze entstanden ist, daß diese Zusätze aber nur selten als Einschiebungen neuer Abschnitte an passender Stelle erfolgten, daß sie vielmehr meist an das Ende gestellt wurden. Dadurch würde der einheitliche Plan der Kompilation nicht wohldurchdachte Arbeit des Kompilators sein, sondern die Reihenfolge der Wichtigkeit die sich beim allmählichen Anwachsen von selbst ergab.

Zu beachten ist jedenfalls auch, daß das erwähnte „incipit“ als äußeres Zeichen für den Abschnittbeginn im Papyrus Hearst nur einmal entsprechend dem Abschnitt 28 des Papyrus Ebers vorkommt. Es ist also vielleicht erst die Tätigkeit des Schlußredaktors und vielleicht die Haupttätigkeit dieses Redaktors nach Abschluß des therapeutischen Handbuches gewesen, zur Erhöhung der Übersichtlichkeit das „incipit“ jedem Kapitel vorzusetzen.

Da Papyrus Ebers und Papyrus Hearst die gemeinsamen Stücke

in verschiedener Reihenfolge bringen, so kann vermutet werden, daß der Papyrus Hearst systematisch umgeordnet hat. Diese Vermutung verschwindet aber sofort, wenn wir die größeren und kleineren gemeinsamen Stücke mit den Abschnittszahlen des Papyrus Ebers bezeichnen und in der Reihenfolge des Papyrus Hearst aufzählen: 5, 30, 2, 15, 28, 30, 11, 5, 21, 24, 6, 2, 5, 2, 12, 9, 8, 1, 7, 20, 28, 24, 30, 11, 24, 25, 18, 30, 18, 32, 27, 34, 28. Wenn wir dies mit den pathologischen Bezeichnungen vergleichen, so kann es nur den bunten Eindrücken eines angehenden Klinizisten entsprechen. Freilich sind manchmal fast vollständige Abschnitte im Zusammenhange exzerpiert, wenn es sich scheinbar um einen interessanten Fall handelte, für den der ganze mögliche therapeutische Apparat erwogen wurde. Oder es wurde zeitweise konsequent abgeschrieben. Außer dem angehenden Klinizisten sammelt sich aber in gleicher Weise der Dorfbarbier seine Rezepte für den täglichen Hausgebrauch. Wo ganze Abschnitte in beiden Papyri gemeinsam sind, muß später die Spezialuntersuchung der Quellscheidungen einsetzen.

Vor allem sind es 6 Abschnitte, die in der Hauptsache als Duplikate vorliegen, und zwar der 9., 8., 1., 7., 28. und 27. Abschnitt des Papyrus Ebers. Diese Abschnitte müssen also schon in der alten gemeinschaftlichen Vorlage so ziemlich in der späteren Form abgeschlossen gewesen sein. Davon bilden 9, 8, 1, 7 eine ununterbrochene Gruppe von Abschnitten im Papyrus Hearst. Sie können also schon in der ältesten Textgestaltung zu einer Gruppe vereint gewesen sein und wurden entweder im Verlauf der Entwickelung des Papyrus Ebers oder des Papyrus Hearst irgend einmal in umgekehrte Reihenfolge gebracht.

Dabei ist zuerst die Stellung von Abschnitt 1 zwischen Abschnitt 8 und 7 verwunderlich. Reisner in der Einleitung zum Papyrus Hearst[1]) erklärt die Stellung im Papyrus Ebers für die logische. Heinrich Schäfer in seiner Inauguraldissertation erklärt das Kapitel aber für keine reguläre Einleitung. Ich glaube, daß dieser Abschnitt im Papyrus Hearst an ursprünglicher Stelle steht. Der Abschnitt der Rezepte für den Sonnengott (8. Abschnitt) erscheint im Papyrus Hearst verstümmelt. Es fehlt ihm das erste Rezept. Im übrigen hat er verschiedene Stücke konservativ erhalten, die bei der scheinbaren Redaktion der Ebersschen Fassung

[1]) Seite 3.

unter den Tisch fielen. In der Sache selbst handelt es sich um eine Erkrankung des Sonnengottes, als er alt wurde. Wir finden näheres darüber in Ermans bekanntem Buche Ägypten und ägyptisches Leben im Altertume.[1]) Der Text im Original muß sich wohl in Pleyte et Rossi, les papyrus de Turin, Leyde 1869—1876, finden. In meiner gegenwärtigen unfreien Lage kann ich dies nicht nachkontrollieren. Der Text selbst ist als Papyrus Turin 131 ff., 77, 31 von Erman zitiert. Lefébure hat ihn in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertum 1883[2]) behandelt und übersetzt. Es sind nach diesem Texte von den betreffenden Göttern Arzneimittel für den Sonnengott und von Isis außerdem Zauberformeln angefertigt worden. Wir müssen annehmen, daß ein Traktat, der behauptet, diese alten Götterrezepte zu kennen, doch ebenso auch die Zauberformeln der Isis mitteilen muß. Die Vermutung ist darum keine zu gewagte, in Abschnitt 1 den Isiszauber zu finden, der sich Abschnitt 8 anschließen muß. Schon die Erwähnung der gleichen Götter, wie in la destruction des hommes, die sich dem Mythus vom kranken Sonnengotte unmittelbar anschließt und worunter sich auch die göttlichen Väter und göttlichen Mütter wie in den ersten Zeilen des Papyrus Ebers befinden, stützt diese Vermutung. Dann wird auch gerade Isis für den Abschnitt 1 stets als die Zauberin genannt und erscheint daneben der Sonnengott. Zur weiblichen Isis sind wir gewöhnt, männlich den Osiris zu ergänzen. Ausnahmsweise ist im Mythus vom alterskranken Sonnengotte Isis und der Sonnengott das im Vordergrunde stehende Paar. Sollte es Zufall sein, daß im 1. Abschnitt des Papyrus Ebers wiederum das außergewöhnliche Paar Isis und Sonnengott die beiden Hauptpersonen sind und nur in einer scheinbaren späteren Redaktorklausel Osiris als Inkarnation des Sonnengottes erklärt wird? Der Zufall hört sicher auf, wenn wir sehen, daß in vollständigeren Stellen des Abschnitt 8 des Papyrus Hearst dieselbe Krankheit [Hieroglyphen] als Krankheit des Sonnengottes behandelt wird, die im 1. Abschnitte beschworen wird.

Außerdem paßt der 1. Abschnitt des Papyrus Ebers gar nicht dorthin, wo er jetzt steht. Der 2. Abschnitt enthält abdominelle Erkrankungen und der 3. Abschnitt Eingeweidewürmer. Als Einleitung dazu sind Beschwörungen, welche als krankhaft affizierte Teile wiederholt Kopf, Glieder, Fleisch, Nacken nennen, entweder

[1]) Seite 359 ff. [2]) Seite 27 ff.

unsinnig oder gedankenlos. Bei ERMAN ergibt aber sofort ein Blick, daß in epischer Breite als Krankheit des alternden Sonnengottes ein Symptomenkomplex beschrieben wird, der sich ungefähr mit Symptomen an den Gliedern des 1. Abschnittes deckt.

Ich spreche ja hier zu Medizinern und nicht zu Philologen; darum ist es unnötig, daß ich mit der gebräuchlichen philologischen Gründlichkeit alle jene kleinen Eigentümlichkeiten aufzähle, die Abschnitt 1 unwiderleglich zu Abschnitt 8 gehörig erscheinen lassen. Wenn wir aber dies annehmen, dann muß die ursprüngliche Reihenfolge Abschnitt 9, Abschnitt 8, Abschnitt 1 und Abschnitt 7 gewesen sein. Ich will dies den Kern des heliopolitanischen Arzneibuches nennen. Die Gründe für diesen Ansatz, ebenso wie die für den Ansatz des letzten Anhangstückes als thebanischen Chirurgenbuches kann ich hier nicht ausführlich geben. Zu den wichtigsten Gründen gehört die Verteilung der Götter, die hier heliopolitanisch, dort thebanisch ist.

Wir haben ja gesehen, wie regellos im allgemeinen der ursprüngliche Verfasser des Papyrus Hearst seine Rezepte für den täglichen Gebrauch gesammelt hat. Es müßte ein großer Zufall sein, wenn uns Papyrus Hearst unter diesen Umständen das ganze ursprüngliche heliopolitanische Arzneibuch erhalten hätte. Umgekehrt macht der Papyrus Ebers den Eindruck, daß er seine Quellen bis auf kleine Stücke, die ihm bei der Redaktion vielleicht infolge etwas leichtsinniger Arbeit unter den Tisch fielen, und bis auf Überschlagungen bei der Abschrift vollständig einarbeitete. Das ursprüngliche heliopolitanische Arzneibuch hat also wahrscheinlich mehr als diese vier Abschnitte des Kernes enthalten, aber wahrscheinlich keine weiteren Abschnitte, die nicht im therapeutischen Handbuche des Papyrus Ebers vorlägen. Nach welchen Gesichtspunkten das heliopolitanische Arzneibuch geordnet war und ob es überhaupt systematisch geordnet war, läßt sich auch nach der Wiederherstellung der wahrscheinlichen Ordnung des Kernes als Abschnitte 9, 8, 1, 7 vorläufig nicht sagen.

Beachtenswert ist aber die Umstellung der Abschnitte im Papyrus Ebers. Daß ein mehr frommer als denkender Redaktor glaubte, der Zauber der Isis könne niemals schaden, ihn darum von der Krankheit des Sonnengottes aus verallgemeinerte und nun als für jede Krankheit passend an den Anfang stellte, wird verständlich. Merkwürdiger ist die Umstellung der Reihenfolge der Abschnitte 9, 8 und 7. In den einzelnen Abschnitten sind die einzelnen Re-

zepte nicht umgestellt. Also sind die Abschnitte direkt versetzt. Ein systematischer Grund aus dem Inhalte läßt sich nicht erkennen. In Ägypten war häufig Respekt und Zeremoniell für verschiedene Reihenfolgen maßgebend. Mit solchen Gesichtspunkten hätte aber der Abschnitt 8, der beide Male in der Mitte steht, wegen des Sonnengottes an den Anfang rücken müssen. Erklärlich wird die Umstellung nur, wenn wir die vier Abschnitte als vier senkrecht angeordnete Spalten an den Tempelwänden von Heliopolis denken. Die Hypothese erscheint vielleicht für den Anfang kühn. Sie verliert aber den absonderlichen Eindruck, wenn wir bedenken, daß uns die Räucherrezepte der Ptolemäerzeit bis heute als solche Tempelinschriften erhalten sind. Die Ptolemäer affektierten mit besonderer Vorliebe den Anschein der alten Vorzeit. Das würde so ganz dem Unterschiede beider Zeiten entsprechen, wenn die Pyramidenzeit Krankheitsrezepte und die Zeit einer Kleopatra Parfümerien à la Kölnischem Wasser und Karmelitergeist an den Tempelwänden in hermetischem Wortlaute festgelegt hätte.

Im Papyrus Westcar ist dem König Chufu (Cheops) etwas dem Gott Thot Zugehöriges abhanden gekommen. Er wünscht damit seine Pyramide auszuschmücken und hofft es von irgendeinem Gelehrten erhalten zu können. Auch das läßt sich sehr gut auf alte Texte — der Gegenstand ist durch Determinativ als etwas Rechteckiges beschrieben — beziehen. Also sei es als Hypothese gestattet, das Sanktuarium des Tempels von Heliopolis an seinen Wänden mit Inschriften in senkrechten Streifen anzunehmen, die je einen Abschnitt des heliopolitanischen Arzneibuches enthielten. Der Inhalt eines solchen Streifens dürfte dann etwas mehr als eine Spalte des erhaltenen Papyrus Ebers umfaßt haben. Die Rezepte für den Sonnengott und die entsprechenden Zauberformeln der Isis müßten dann natürlich auf der Hauptwand den Ehrenplatz in der Mitte eingenommen haben. Wir können uns auf dieser Hinterwand in der Mitte, sofort dem Eintretenden ins Gesicht fallend, vielleicht von links nach rechts gewendet, den Sonnengott und rechts vor ihm die zaubernde Isis (oder vielleicht umgekehrt?) vorstellen. Dann wäre der Kernbestand folgendermaßen angeordnet gewesen:

Abschnitt	Abschnitt	Abschnitt	Abschnitt	Abschnitt	Abschnitt
x	9	8	1	7	y

Es scheint dies auf den ersten Blick eine Hypothese, die völlig in der Luft schwebt. Aber einzig durch diese Hypothese wird erklärlich, daß die Abschnitte einmal durch Kopieren von links nach rechts und einmal durch Kopieren von rechts nach links umgestellt wurden. Und wiederum einzig durch diese Hypothese wird es erklärlich, daß die göttlichen Rezepte für den Sonnengott in beiden erhaltenen Texten, d. h. dem Papyrus Ebers und dem Papyrus Hearst, einen so ganz respektswidrigen Platz in der Mitte erhalten konnten.

Der Leser wird im ersten Augenblick kaum geneigt sein, solchen Etikettenfragen der Stellung sehr großes Gewicht beizumessen. Aber in Ägypten standen sie sogar soweit im Vordergrunde, daß selbst Schreibungen von Sätzen und Namen ganz unsinnige Wortverschiebungen durchmachen mußten, nur damit die der Rangordnung entsprechende Reihenfolge gewahrt blieb. Als Beispiel sei unser ältester Kollege Sechmetnanch angeführt. Die Schreibung der Namensbestandteile folgt sich in der gelesenen Reihenfolge. Da aber der Bestandteil Sechmet der Name einer Göttin war, so kann Borchardt mit Recht die Frage aufwerfen, ob der Kollege nicht Nanchsechmet geheißen hat. Ich erkenne nicht an, daß er nun auch Nanchsechmet geheißen haben *muß*. Denn auch von Ramses und Thutmes wissen wir durch die griechische Namensform, daß sie ausnahmsweise wirklich in gleicher Reihenfolge der Namensbestandteile geschrieben und gelesen wurden. Würde das griechische Ohr aber auch Namen wie Msesra und Mestut gehört haben, so hätten sie mit den Namen Ramses und Thutmes völlig gleich geschrieben werden müssen, alles der lieben göttlichen Weltordnung zulieb, in der die Reihenfolge nach Rang und Würden, selbst wenn es zum Unsinn wurde, eingehalten werden mußte. Unter solchen Betrachtungen kann die merkwürdig unwürdige Stellung der Rezepte für den Sonnengott für die Textkritik sehr in die Wagschale fallen.

Wenn wir uns schon so weit in Hypothesen verloren haben, so sei auch noch die Möglichkeit erörtert, wie sich die Inschriften des Sanktuarium zu der allmählichen Erweiterung des therapeutischen Handbuches verhalten haben können. Ich verweise wieder auf Erman und den betreffenden Abschnitt über die Tempel. Wir sehen, wie im Laufe der Zeiten die Tempel aus kleinen Anfängen immer größer werden. Es kommen immer neue Anbauten dazu; aber auch die alten Bestandteile werden im Laufe der Jahrhunderte

und Jahrtausende umgebaut und erweitert. Das ist natürlich auch mit den Sanktuarien der Fall. Sonach vergrößerten sich auch stets die Wandflächen, die mit Inschriften bedeckt werden mußten; denn eine unbemalte und unbeschriebene Wand in einem Tempel oder Palaste konnte sich der alte Ägypter wahrscheinlich gar nicht denken. Bei Umbauten schrieb man dann wohl vor dem Abbruch zunächst die vorhandenen Wandtexte auf Papyrus ab und brachte sie im vergrößerten Neubaue wieder an. Für die neu gewonnenen Wandflächen war eine Erweiterung der Texte notwendig und erwünscht. Wir können also die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, daß das therapeutische Handbuch nicht nur überhaupt, sondern auch in seinen verschiedenen Auflagen mit dem heliopolitanischen Arzneibuche identisch ist und durch Aufschreiben auf die Wände des Sanktuariums festgelegt war.

Wollen wir nochmals alle Darlegungen überblicken, so stellen sich dieselben als eine lange Reihe von Hypothesen dar. Die Grundlage für die Hypothesen waren lediglich Äußerlichkeiten des Papyrus Ebers und Papyrus Hearst. Diese Äußerlichkeiten waren bis jetzt nicht beachtet. Sobald aber der Finger darauf gelegt ist, erscheinen sie so auffällig, daß eine Erklärung dafür gefordert werden muß. Diese Erklärung ist bei unseren lückenhaften Kenntnissen nur durch Hypothesen möglich. Die aufgestellten Hypothesen sind aber nach meinen Untersuchungen die einzig möglichen, die nicht durch Widerspruch mit bekannten Tatsachen sofort in sich selbst zusammenfallen. Mit den aufgestellten Hypothesen steht aber nichts von dem, was wir über Altägypten und seine Medizin wissen, im Widerspruch. Also haben diese Hypothesen eine Berechtigung, wenn sie nicht von anderer Seite widerlegt werden können.

(Schluß im 2. Heft.)

The Authorship of the Charaka Samhita.

By

A. F. Rudolf Hoernle.

(Studies in Ancient Indian Medicine No. III.)[1]

The work which is now generally known under the name of Charaka's Compendium (Caraka-Saṁhitā) is in reality only an edition (pratisaṁskāra) of a much earlier work, the author of which was Agniveśa. This person, according to the Indian medical tradition, was one of the disciples of Ātreya, a famous Professor in what may be called the Taxila University, who lived in the 6th century B. C. Another famous person of that time, Jīvaka, a court physician of King Ajātaśatru of Magadha and contemporary of the Buddha, is said to have studied medicine under him at the same university. Agniveśa's original compendium is considered to be a presentment of the lectures of his master Ātreya. Apparently in course of time this original compendium fell into disorder, or grew to be unintelligible; and some centuries later,—probably in the 2nd century A. D.[2]—, Charaka, a physician at the court of King Kanishka in Kashmir undertook to prepare an edition of it. He, however, for some reason, now no longer known, never completed it. It was not till again some centuries later—probably in the 9th century A. D.—that the residual portion was supplied by another Kashmir physician called Dṛiḍhabala. The fact that Charaka never finished his edition, and that it was completed by Dṛiḍhabala, was well known to the early commentators of the middle ages (e. g., Chakrapāṇidatta, c. 1060, Vijaya Rakshita and Aruṇadatta, c. 1240 A. D.). They frequently name Dṛiḍhabala as the author of passages which they quote from the Compendium; and, according to Dr. P. Cordier (Récentes Découvertes, p. 8), Niśchalakara, the author of the Ratnaprabhā, describes him as the author of "the residual portion or complement of Charaka"

[1] For Nos. I and II, see Journal, Royal Asiatic Society, for 1906, pp. 283 ff. and 915 ff., and for 1907, pp. 1 ff.

[2] The date is still in dispute. Some place Kanishka in the 1st century B. C. See my Osteology of the Ancient Indians, pp. 7 ff., for a brief statement of the evidence for this and other dates referred to in the present paper.

(Caraka-pariśiṣṭa or Carak-ottaratantra). Still already at that time, it had become the fashion to call the whole work, inclusive of Dṛiḍhabala's complement, simply by the name Caraka-Saṁhitā, or the Compendium of Charaka. Accordingly it is not uncommon to find the very same commentators refer to Charaka as the author of passages which they quote from portions of the Compendium really written by Dṛiḍhabala. As a result of this practice, at the present day, the memory of the collaboration of Dṛiḍhabala in the production of Charaka's Compendium is nearly obliterated in India. Nevertheless the fact of his collaboration is quite certain; for in two passages he gives us himself that information.

One of these passages occurs towards the end of the sixth or Therapeutic Section (Cikitsita Sthāna) and runs as follows.

(I) Iti sarva-vikārāṇām uktam etac-cikitsitam |
sthānam etad-dhi tantrasya rahasyaṁ param[1]) *ucyate* ||
Asmin saptadaś-ādhyāyāḥ Kalpāḥ Siddhaya eva ca |
n-āsādyante[2]) *'gniveśasya tantre Caraka-saṁskṛte* ||
Tān etān Kāpilabalaḥ[3]) *śeṣān Dṛḍhabalo 'karot |*
tantrasy-āsya mah-ārthasya pūraṇ-ārthaṁ yathā-tatham ||

i. e., Thus runs this Section which deals with the treatment of every disease: it is truly held to be the most recondite (portion) of the textbook. Seventeen chapters of it, as well as the Kalpa and Siddhi (Sections), are not found in the textbook of Agniveśa as edited by Charaka. Those residual portions Dṛiḍhabala, the son of Kapilabala has supplied, in order that this most important textbook might be as complete as it should be.

Critical Notes: The text is edited from the following manuscripts: (1) Tübingen, M. a. I., No. 458 (Cat. No. 141), vol. IV, fol. 667 b, ll. 4-6; (2) Tübingen, M. a. I., No. 459 (Cat. No. 142), vol. III, fol. 263b, l. 7-fol. 264a, l. 2; (3) Deccan College, No. 925 (of 1891-95), fol. 363a, ll. 5, 6; (4) India Office, No. 335 (Cat. No. 2637), fol. 457a, ll. 5-7. It is printed in the following editions: by Gaṅgādhar (Berhampur, Sainvat 1937 = 1880 A. D.), p. 668; (2) by Debendranath and Upendranath Sen (1897), p. 968; (3) by Avināśa Chandra (1884), p. 969; (4) by Jīvānanda (1877), p. 860, and (1898), p. 827. [1]) So Decc. 925, and Ind. Off. 335; also Gaṅgādhar and the two Sen; but Tüb. 458 and 459 have idam ucyate; and Jīv. and Avin. have sāram uttamam. [2]) So Decc. 925

and Ind. Off. 335; also all ed., but Tüb. 458 and 459 have n = āśāyante, perhaps for na prāpyante. [3]) So Ind. Off. 335; also GANGĀDHAR and the two SEN; but Tüb. 458 and 459 have kapilabalaḥ, and Decc. 925 and Avin. have kāpilavaraḥ.

The other passage occurs at the end of the eighth Section (Siddhi-Sthāna), and runs as follows:

(II) Tac=Chaṅkaraṁ bhūtapatiṁ saṁprasādya samāpayat |
akhaṇḍ-ārthaṁ Dṛḍhabalo jātaḥ Pañcanade pure. ||
Kṛtvā bahubhyas=tantrebhyo viśeṣāc=ca baloccayam |
saptadaś-auṣadh-ādhyāya-Siddhi-Kalpair=apūrayat ||

i. e., That (incomplete Compendium) DṚḌHABALA, born in the village Panchanada for the purpose of rendering it no longer fragmentary, undertook to finish, after having propitiated ŚANKARA, the lord of hosts; and having carefully gathered a mass (of information) from many textbooks, he completed it by adding seventeen chapters on Therapeutics and the (two sections on) Siddhi and Kalpa.

Critical Notes: The text of this passage is found only in one of the manuscripts accessible to me. In Tubingen, M. a. I, 458 as well as in Deccan College 925 a considerable portion of the conclusion of the Siddhi-Sthāna is wanting. India Office 335 and Tübingen 459 do not contain the Siddhi-Sthāna at all. The only manuscript that presents the passage is India Office No. 1535 (Cat. No. 2638), dated 1733 A. D. The passage itself begins on fol. 30b, l. 10, and is quoted in the Catalogue, p. 926. It is also printed, with slight variations, in the editions of GANGĀDHAR, p. 90, of the two SENS (p. 1055) and of AVINĀŚA CHANDRA (p. 1107). In JĪVĀNANDA's edition of 1877 it is omitted (p. 961), but it appears in his edition of 1896 (p. 930). Its genuiness is guaranteed by the fact that the whole passage is expounded in the commentary of CHAKRAPĀṆIDATTA (Tübingen, M. a. I, 463, Cat. No. 146, fols. 638, 639), who lived about 1060 A. D.

It appears from these two passages that DṚḌHABALA was a son (or descendant) of KAPILABALA, and a native of Panchanada. As may be seen from the critical notes, the manuscripts and editions differ respecting the exact spelling of his patronymic. The form kapilavala occurring in the two Tübingen Mss. is probably a mere clerical error for kāpilabala. The form kāpilavara of the Deccan Coll. Ms. is a mere dialectic variety of kāpilabala.[1]) There remain the

[1]) It is reproduced in the edition of AVINAŚA CHANDRA (p. 969) who in his gloss, curiously enough, takes kāpilavara and dṛḍhabala to be the names of two distinct persons, who both collaborated in the completion of CHARAKA's Compendium.

two variants kāpilabali and kāpilabala, of which, according to Dr. P. S. Cordier (private letter of 19. Jan. 1905; also Récentes Découvertes, p. 8) the former is also found in his manuscript of Niśchalakara's Ratnaprabhā[1]) (I, 57; I, 67; LVIII, 5). Both forms are regular patronymic derivatives of kapilabala.[2]) This person, Kapilabala, must have been a medical writer of some repute; for he is not unfrequently cited in medical works, e. g. in the Jvara Cikitsita, one of the old manuscript books discovered by Mahamahopadhyaya Hara Prasada in the Nepalese Durbar library (fols. 19a, l. 2; 29a, l. 1; 38a, l. 4; Dr. Cordier's Récentes Découvertes, p. 23). Chakrapāṇidatta quotes him in his commentary on Charaka's Compendium (e. g. Harinath Viśārada's ed., p. 123) as well as in his commentary on Suśruta's Compendium (Gangā Prasāda's ed., p. 125). So also Śrīkaṇṭhadatta in his commentary on the Siddhiyōga (Ānandāśrama ed., p. 629).

Regarding Dṛiḍhabala's birthplace, it has commonly been assumed that the name Panchanada refers to the Panjab. It would seem that this assumption is originally based on a remark of the late Dr. U. C. Dutt, who in his Materia Medica (revised ed. of 1900, p. ix) says: "There is no clue to the nativity of Charaka, but Dṛiḍhabala, who added some chapters to his work, calls himself a native of Panchanada or the Panjab". This identification is accepted by Professor Jolly (in his Indian Medicine, p. 11, in the Encyclopaedia of Indo-Aryan Research) who refers to him as "dem aus dem Panjab (pañcanada) gebürtigen Dṛḍhabala". Dr. P. Cordier (in his Récentes Découvertes, p. 7) has also adopted it, and has more specifically identified Panchanada with a supposed place Panjpur, to the north of Attock (Dṛḍhabala, fils de Kapilabala, originaire de Pañcanadapura, Pañjpur, au Nord d'Attock, Pañjâb). The latter identification, based (as Dr. Cordier has kindly informed me in a letter, January 13, 1905) on a native Indian map, lithographed in Benares, and on the Indian Post Office Guide[3]) is certainly incorrect. As I am informed by Dr. Stein (letter of March 1, 1905) who very kindly investigated the facts on the spot, there exists no

[1]) This work has not been available to me for verification.

[2]) As Gangādhar rightly explains in his commentary (p. 668): Kapilabalasya apatyam, son (or descendant) of Kapilabala. Commenting on the other passage in the Siddhi-Sthāna, p. 90, he uses the phrase Kapilāt jāta, born from Kapila.

[3]) The "Indian Postal Guide" consulted by Dr. Stein does not contain the name Panjpur.

locality called Panjpur; but there is an isolated ridge in the Yusufzai Plain, NNW. of Attock which is called Panjpīr, and which is a Muhammadan place of pilgrimage. The name Panjpīr means "the Hill of the five Pīrs, or Muhammadan Saints", while Panchanada means "a place of five rivers", and is a not unusual designation of certain Hindu places of pilgrimage. Between the two names, and the localities indicated by them, there can obviously be no connection. But further, there is really no reason to suppose that the name Panchanada, in the passage in question, has any reference to the Panjab, or that Dṛiḍhabala was a native of that country. In statements respecting one's origin it is not so much usual for Indian writers to name a country as a particular place; and, as a fact, this is what Dṛiḍhabala does: he describes Panchanada as a pura, which word signifies a definite limited locality, anything from a mere house or shrine to a hamlet, village or town. The name Panchanada is frequently given in India to localities where there happen to be five running waters in close proximity. Such localities were often invested with the character of sanctity, and made places of pilgrimage (tīrtha). There exist several places of this kind, named Panchanada, in different parts of India. One of them is mentioned in the 59th chapter of the kāśī-khaṇḍa (or Benares Section) of the Skanda Purāṇa (Bodleian Catalogue, p. 71a) as one of the sacred places in the region of Benares (Kāśī); and it is, no doubt, this locality which Gangādhar, in his commentary, identifies as the native place of Dṛiḍhabala (Pañcanade Vārāṇasī-kṣetre, p. 90). He assigns no reason for his identification; nor do I know of anything that would suggest Dṛiḍhabala having been a native of that part of India.

Another such locality, called Panchanada, once existed in Kashmir. Its side is still indicated by the modern village, or hamlet, of Pantzinōr, the name of which means "the Five Channels". The village lies close to the place where at one time the river Sindhu joined the river Vitastā (the modern Jhelam), before their confluence was removed to its present site in the reign of king Avanti Varman, in the middle of the 9th century. The circumstances of this famous removal are well elucidated by Dr. M. A. Stein in the 2nd volume of his Translation of the old Kashmir Chronicle, Rājataraṅgiṇī, pp. 329 ff. and 418 ff., and the site of the village is shown in the Map illustrating his account of the removal. The present site of the confluence is a sacred place of pilgrimage; and there can be no doubt that the original site, while it existed, like-

wise was such a sacred locality. From the statements in the old Chronicle it is clear that the river Vitastā anciently ran in several channels at the spot where formerly it was joined by the Sindhu. This was in the low-lying marshy tract of country which is now known as the Pantzinōr Nambal, or the Marsh of the Five Channels. In the Rājataraṅgiṇī (chapt. V, verse 68) that tract, before the removal of the confluence, is described as "intersected by the channels (kūlinī) of the Vitastā river, and liable to be flooded by the waters of the Volur lake, and hence yielding but small produce". It was for the purpose of preventing these dangerous floods that an attempt was made, during the reign of AVANTI VARMAN, to regulate the river Vitastā by removing its junction with the Sindhu to its present site. The improvement was only partial; for, as DR. STEIN says (Vol. II, p. 331) that tract "remains to the present day the scene of the cultivator's constant struggle against floods from lake and river". The number of the ancient channels of the Vitastā is nowhere expressly mentioned in the Chronicle, but it is clearly enough indicated in the 96th verse of its Vth chapter. There "the river with its many channels (bhūrisrotā), branching off from the main channel (mūla-srotas)" is aptly likened to "a female cobra[1]) with several (aneka, lit., not-one) hoods". The significance of the comparison lies in the fact that the "snake-kings" (nāga-rāja), and their consorts, of the Hindu supernatural world were, as a rule, represented as possessing five hoods; so, e. g., in the ancient sculptures of the Bharhut Stūpa (see Sir A. CUNINGHAM's Report, pp. 26ff.). It is the five-hooded Nāginī, or female snake, which represents the five-channeled river; and the dangerous, low-lying tract in which the five-channeled river ran bore the name of Panchanada. Under this name the tract is actually once mentioned in the Rājataraṅgiṇī in connection with another significant event. As the passage has been much misunderstood, I will quote and explain it. It occurs in the 248th verse of the IVth chapter, and runs as follows:

(III.) Ruddhaḥ Pañcanade jātu-dustaraiḥ Sindhu-saṁgamaiḥ |
tate stambhita-sainyo 'bhūd rājā cintā-paraḥ kṣaṇam |

i. e., Stopped in the Panchanada tract by the impassable confluences of the Sindhu river, the king (Lalitāditya), at

[1]) The name Vitastā is feminine, and the river is considered to be an incarnation of the goddess Pārvatī, the consort of the god Śiva.

the head of his arrested armed retinue, for a moment was absorbed in thought (how to effect a crossing).

The verse refers to an incident in one of the royal progresses of king Lalitāditya through his country of Kashmir. As usual, in India, in such progresses the king was accompanied by his ministers of state and a large military retinue. It so happened that just then the tract of the junction of the five channels of the Vitastā with the Sindhu was in one of the not uncommon states of dangerous flood; and the king's progress was stopped. In this difficulty, he was delivered by one of his ministers, Chankuṇa by name, who in a miraculous way (so the story runs) subdued the flood by throwing into it a charmed jewel.

Lalitāditya reigned in the earlier half of the 8[th] century, while the writer of the Kashmir Chronicle, Kalhaṇa, lived in the middle of the 12[th] century. It cannot surprise us, therefore, that the incident, above related, acquired, in the interval, in the popular imagination a miraculous complexion. But from a statement elsewhere in the Chronicle it is still possible to discern the real fact underlying the popular account of it. In connection with its narration of the removal of the confluence to its present site in the reign of Avanti Varman in the 9[th] century, the Rājataraṅgiṇī (chapter V, verse 69) tells us of a tradition that, about a century earlier, in the reign of king Lalitāditya, some drainage work had been carried out in the same locality, which however was very imperfect, and productive of but small improvement. One would naturally expect some mention of such an important work of drainage, however imperfect it was, in the account of the reign of king Lalitāditya itself in the preceding IV[th] chapter. But there is there no reference to it, unless indeed it is implied in the story above related. And, no doubt, this is really the case. What really happened was that the arrest of king Lalitāditya's progress by the flooded state of the Panchanada tract led to its superficial draining by a hasty regulation of the channels of the Vitastā. The cleverness and quickness with which the regulation was carried out, afterwards caused the popular imagination to ascribe it to miraculous means. In fact, something very similar happened in the case of the later, much more perfect, regulation of the river by the engineer Suyya, in the reign of king Avanti Varman. He is said (Rājatar., ch. V, v. 87) to have "thrown with both hands money into the water", in order to induce the workmen to go in and clear out the obstacles from

the bed of the river. In all probability, in the earlier case, the magic jewel, which Chankuṇa is said to have thrown into the waters, is nothing but the popular version of his adoption of a similar ruse to induce the men to enter the dangerous floods.[1])

I believe, that it is this Panchanada in Kashmir, which is referred to in the passage, above quoted (No. II, on p. 31) from the Compendium of Charaka, and that Dṛiḍhabala, the son of Kapila, was a native of Kashmir. This view regarding Panchanada has practically the support of the old commentator Chakrapāṇidatta. He does not identify the place, but simply says that Dṛiḍhabala mentions Panchanada as his birthplace in order to indicate that he comes from a distinguished (śreṣṭha) place. The commentator's idea, no doubt, was that Dṛiḍhabala was thus justifying his venturing on the task of revising and completing the honoured compendium of Charaka. The epithet "distinguished" (śreṣṭha) would hardly be applied to the Panjab, but it is very appropriated to a famous tīrtha, or place of pilgrimage. Gangādhar, also, in his commentary, clearly takes the same view when he refers Panchanada, not to a country, but to a sacred place in the region of Benares.

But I believe there exist some more definite indications of Dṛiḍhabala's connection with Kashmir. No attentive student of Charaka's Compendium can fail to notice that the share of Dṛiḍhabala in its production must have been of a twofold nature. He not only supplied the residual portions of the sixth, and the whole of

---

[1]) In his Translation (Vol. II, p. 146) Dr. Stein identifies Panchanada with the Panjab. It would not be fair to the learned translator of the Rājataraṅgiṇī to attribute to this identification any thing more than the character of an obiter dictum. In the context of the story a reference to the Panjab is clearly out of place. The phrase Sindhu-saṁgamaiḥ (plural), or confluences of the Sindhu, refers to the junctions of the Sindhu with the five channels of the Vitastā. To these channels various terms are applied in the Rājataraṅgiṇī: kūlinī, channel (V, 68), or srotas, current (V, 96), or nadī, river (V, 102). Hence the tract of country in which they ran might be called pañcanada, place of five rivers, or pañca-nāla (modern pantzinōr), place of five channels. Sindhu is-here not the common noun mearning 'river', but a proper name. As such it is principally known as the name of two rivers, namely of the Indus, and of the Sind, the greatest tributary of the Vitastā. As the Indus is out of the question, it must be the Sind River of Kashmir. — Possibly there is a mention of the Kashmirian sacred place Panchanada in the Mahābhārata (Vanaparvan, vv. 5025 ff.), where that name appears to occur in association with some other Kashmirian localities.

the seventh and eigth sections, but he must also have revised those portions of the Compendium which had been written by CHARAKA himself. For example, at the end of the 30th, or final, chapter of the first Section (Sūtra-Sthāna) there occurs a detailed statement of the contents of the whole Compendium, including the portions contributed by DṚIḌHABALA. It is obvious that this summary could not have been supplied by any one but DṚIḌHABALA himself. Now there exist some passages which the commentators declare to be interpolations, or modifications, peculiar to what they call the Kashmir Recension (Kāśmīra-pāṭha) of the Compendium. Thus in the 3d chapter of the sixth Section on the treatment of fever (jvara-cikitsita) there occurs a long versified passage which the well-known physician MĀDHAVA quotes in his great pathological work Nidāna (Jīv., 3d ed. with the Madhukoṣa commentary, 1901, pp. 27-32). But while quoting it, he omits from it twelve verses (or 24 lines) commencing with bhramaḥ pipāsā (Jīv. ed. of the Compendium, 1896, p. 453, or 1877, p. 477); and VIJAYA RAKSHITA, in his Madhukoṣa commentary, explains that these omitted verses belong to the Kashmir Recension. The existing manuscripts of the Compendium differ with regard to their treatment of these particular verses. While the two Tübingen Mss., M. a. I, 458 (vol. III, fol. 408) and 459 (vol. III, fol. 31) give them, they are omitted in the India Office Ms. 359 (fol. 4) and in the Deccan College Ms. 925 (fol. 212). In the India Office Ms. 335 (fol. 262), also, they are given, but in a different place (viz., after verse 104 of the Jīv. ed.). It is interesting to observe that CHAKRAPĀṆIDATTA, in his great commentary (Tübingen, M. a. I, 463, fol. 347a, line 7), also ignores them. It would seem that his copy of the Compendium belonged to the same type of manuscripts as the India Office 359 and the Deccan College 925, while the other three manuscripts, above named, present, in this particular place, the Kashmir Recension. As to the modern Indian editions, they all agree in presenting that Recension (Jīv., 1877, p. 477, or 1896, p. 453; GANGĀDHAR, p. 86; the two SEN, p. 535; AVINĀŚA, p. 557).

In the same chapter on the treatment of fever, there occur two other examples of the Kashmir Recension. These are the four lines, commencing with bhūt-ādhikāre, and the fourteen lines, commencing with sannipāta-jvarasy-oktam (Jīv. ed. 1896, p. 455, verses 112, 113, and p. 456, verses 115-121). On the selines, too, CHAKRAPĀṆIDATTA does not comment, but he expressly states that

they are found in the Kashmir Recension (Tüb. M. a. I, 463, fol. 348a, l. 7, and fol. 348b, l. 2). As to the manuscripts, both sets of lines are wanting in the Ind. Off. 335 (fol. 263a, l. 9, and fol. 263b, l. 1), and in the Decc. Coll. 925 (fol. 213a, ll. 5 and 6). On the other hand, both sets are given in the two Tübingen Mss. 458 (vol. III, fol. 410a, ll. 2, 3) and 459 (vol. III, 32a, ll. 5, 7); while in the Ind. Off. 359, the first of the two sets is wanting, but the second is given (fol. 4b, ll. 9 and 10 ff.). In this case, again, all the editions agree in giving the Kashmir Recension (Jīv., 1877, p. 479, or 1896, pp. 455 456; GANGĀDHAR, pp. 89, 90; the two SEN, pp. 537, 538; AVINĀŚA, p. 560).

Again, in the 8[th] chapter of the sixth Section, on the treatment of phthysis (rājayakṣma-cikitsita) we read the following verse:

aṁsa-pārśv-ābhitāpaś=ca santāpaḥ kara-pādikaḥ |

i. e., Heat in the shoulder and sides, and burning sensation in the hands and feet.

This verse ist quoted by MĀDHAVA in his Nidāna (Jīv., 3[d] ed., 1901, p. 95) with the slight variant kara-pādayoḥ; and VIJAYA RAKSHITA in his commentary thereon (ibid.) not only notices the variant kara-pādikaḥ, but adds that the Kashmir Recension has another variant tāpaḥ pāda-karasya ca. Now the reading kara-pādikaḥ is presented in the Ind. Off. 335 (fol. 297b, l. 1) and Tüb. 458 (fol. 451 b, l. 8), while Decc. Coll. 925 (fol. 239b, l. 11) has kara-pāda-jaḥ. The latter reading I believe to be really the same as the kara-pādayoḥ of the Nidāna: of course, both readings might be correct; but I have occasionally found the two syllables yoḥ and jaḥ confused by inexperienced copyists; and I expect that VIJAYA RAKSHITA would have noticed them if they had been two genuinely distinct variants. On the other hand, the variant of the Kashmir Recension is found in Ind. Off. 359 (fol. 37b, l. 10) and Tüb. 459 (fol. 74a, l. 7). This Kashmir variant is given in the edition of JĪVĀNANDA (1877, p. 546, or 1896, p. 522) and AVINĀŚA (p. 635), while the editions of GANGĀDHAR (p. 214) and the two SEN (p. 615) have the variant of the Nidāna.

Once more, in the 9[th] chapter of the sixth Section on the treatment of hemorrhoids (arśasāṁ cikitsita) there occurs the following line:

viṭ śyāvaṁ kaṭhinaṁ rūkṣam adho vāyur=na vartate |

that is, the fæces are dark, hard and dry, and the wind does not pass downwards.

This line, together with its context, is quoted by Mādhava in his Nidāna (Jīv. ed. 1901, p. 71), and the commentator, Vijaya Rakshita, remarks on it that in the Kashmir Recension it runs as follows:

viṭ śyāvā kaṭhinā rūkṣa, etc.

This Kashmir version is given in Jīvānanda's edition of 1877 (p. 574), but his edition of 1896 (p. 549) as well as the editions of Gangādhar (p. 329), the two Sen (p. 701), and Avināśa (p. 662) have Charaka's original version. The latter is also found in all the available manuscripts: Tüb. 458 (fol. 513 b, l. 5), Tüb. 459 (fol. 121 b, l. 1), Decc. 925 (fol. 271 b, l. 11), Ind. Off. 335 (fol. 337 a, l. 1), Ind. Off. 359 (fol. 75 a, l. 5). This, as well as the preceding example of the Kashmir Recension, I am unable to verify in the commentary of Chakrapāṇidatta, because the Tübingen Ms. M. a. I, 463, which alone is accessible to me, is defective in that part of the sixth Section; and the Calcutta edition of the commentary by Harinath Viśārada has not yet advanced so far.

Now if we put together the following four ascertained points: (1) that Charaka's Compendium was revised and completed by Dṛiḍhabala; (2) that there existed a revised recension of the Compendium, known as the Kashmirian; (3) that Dṛiḍhabala calls himself a native of a place (pura) Panchanada; and (4) that a sacred place of that name anciently existed in Kashmir, it becomes difficult to avoid the conclusion that Dṛiḍhabala was a native of Kashmir, and that for that reason his recension of the Compendium came to be known as the Kashmir Recension (kāśmīra-pāṭha).[1])

The third point on which the two passages, quoted above (pp. 30, 31), give us information is that Dṛiḍhabala claims to have contributed to Charaka's Compendium not only seventeen chapters of the sixth Section, called Cikitsita Sthāna, but also the whole of the two last Sections, the seventh and the eighth, called Kalpa Sthāna and Siddhi Sthāna. In one particular this information leaves us

[1]) Incidentally an interesting point may here be noted. As the above examples show, Mādhava in his Nidāna never quotes the Kashmir Recension. It seems a fair inference from this fact that that Recension did not exist in his time; and as that Recension is the work of Dṛiḍhabala, it follows that Mādhava's date must be anterior to that of Dṛiḍhabala; see my Osteology of the Ancient Indians, p. 13.

still in doubt; namely in respect of the identity of the seventeen chapters. The sixth Section consists of thirty chapters. The obvius assumption is that, as the information occurs at the end of the Section, Dṛiḍhabala's share comprises its last seventeen chapters, while the first thirteen chapters go to the share of Charaka. This would unquestionably be the generally admitted conclusion, if it were quite certain what the serial order of the thirty chapters was at the time when the completed work left the hands of Dṛiḍhabala. But on this point, the available manuscript testimony is strangly inconsistent and inconclusive. (Schluß im 2. Heft.)

Brunschwigs Anatomie.

Von

Karl Sudhoff.

I.

Eine der intrikatesten Fragen medizinischer Bibliographie ist zweifellos die Frage nach den verschiedenen Drucken der Chirurgie des Straßburger Scherermeisters Hieronymus Brunschwig. Sichere Meister historisch-medizinischer Kunst, wie Choulant, Haeser, Gurlt, sind auf diesem schlüpfrigen Terrain gestrauchelt oder gar zu Falle gekommen, und selbst so gewichtige Inkunabelkenner wie G. W. Panzer, Hain, Jaeck und Moser haben kein sicheres Resultat zutage gefördert.

Fest steht zunächst, daß der erste Druck der Brunschwigschen Chirurgie im Jahre 1497 in Satz kam und am 4. Juli dieses Jahres in der Johannes Grüningerschen Offizin in Straßburg die Presse verließ.

Diese Ausgabe hat folgenden Titeldruck:

**Dis ist das buch der Ci/
rurgia. Hantwirck
ung der wund artzny von
Hyerõimo brũschwig**

Unter vorstehendem Titelkopf findet sich der folgende Titelholzschnitt:



Ich bemerke ausdrücklich: wieviel kleine und größere Abweichungen die GRÜNINGERschen Inkunabeldrucke der BRUNSCHWIGschen Chirurgie auch aufweisen mögen, das *Titelblatt* ist immer bis

in das kleinste Detail des Drucksatzes wie des Holzschnittes vollkommen identisch. Vom Titelbogen mit 3 Lagen oder 6 Blättern, deren zweites mit „ij", deren drittes mit „iij", deren viertes mit „iiii" bezeichnet ist, wurde niemals im 15. Jahrhundert ein neuer Druck nach irgendwie verändertem Satz veranstaltet. Alle widersprechenden Angaben eines PANZER, HAIN, HELLER, CHOULANT, HAESER, GURLT sind vollkommen grundlos und unzuverlässig. JOSEF HELLERS in Bamberg Titelangabe im vierten Jahrgang des Serapeum, Leipzig 1843, S. 303, hat einen großen Teil des Unheils angerichtet. Wenn ich sage, sie ist recht leichtsinnig hergestellt, so bin ich dazu voll berechtigt; denn H. führt zwar das Exemplar der Bamberger Bibliothek mit Signatur „L. I. 27." an, dennoch aber hat er alle in die Irre geführt. Ich habe das Exemplar mit der Signatur „L. I 27" selbst vergleichen können und zu meinem Erstaunen gefunden, daß sich in HELLERS $4^1/_2$ Zeilen 10 Fehler finden. Keinen derselben hat JAECK, „Königl. Bibliothekar in Bamberg", im nächsten Bande des Serapeums zu korrigieren für nötig befunden, trotzdem schon auf S. 32 eine dringende Anfrage erschienen war; was er selbst S. 206 angibt, ist aber vollkommen exakt. Offenbar wollte er seinen Kompatrioten HELLER nicht „desavouieren"! —

Auch was CHOULANT unter Nr. 3 in den „Graphischen Inkunabeln für Naturgeschichte und Medizin", Leipzig 1858, S. 80 von einer Ausgabe, die er dazu noch selbst gesehen hat, faselt, deren Holzschnitt „von dem Stock in Nr. 4" abgedruckt sei, ist völlig unrichtig. Man denke auch, ein GRÜNINGERscher Druck mit einem Holzschnitte nach einem SCHÖNSPERGERschen Stock, wo doch GRÜNINGER seinen eigenen Holzstock des nämlichen Bildes hatte!! Übrigens sind die Abweichungen der beiden Bilder für jemand, der einigermaßen genau hinsieht, nicht zu übersehen, wie denn auch die Gesamtmaße der beiden Holzstöcke abweichen, d. h. bei GRÜNINGER 162 : 70 mm, bei SCHÖNSPERGER 160 : 67 mm betragen.

Die Rückseite des Titelblattes ist in allen GRÜNINGERschen Inkunabeldrucken der Chirurgie unbedruckt. Auf der Vorderseite des zweiten Blattes steht ein fast blattgroßer Holzschnitt: der Meister auf dem Thronsessel mit reichgeschnitztem Thronhimmel links sitzend, ein Buch auf dem Lesepulte vor sich, rechts von ihm 4 stehende Schüler; über diesen durch ein Doppelfenster Aussicht ins Freie. Darüber: „Die vorred || Hie vahet an disz bůch in Chirurgia das da ge || nant ist die hantwirckung der wůd Artzeny von

Jheronimo Brunschwig wũd ‖ artzet der keyserlichen fryen stat straß-burg alß er von vil herfarnden artztẽ geler ‖ net ouch durch syn practica gebrũcht hat. ‖" Auf der Rückseite des zweiten Blattes die schlichte „vorred" des wackeren Mannes „Jheronimus Brunschiwg [!] bur ‖ tig von strassburgk des geslechtz vō ‖ saulern". Von der Vorderseite des 3. Blattes bis zur Rückseite des 5. Blattes reicht das Register, d. h. das Kapitelverzeichnis der 7 Traktate, in welchem der 4. Traktat mit nur 3 Kapiteln figuriert, was, wie wir gleich sehen werden, von Wichtigkeit ist. Die Vorderseite des 6. Blattes ist unbedruckt, auf dessen Rückseite ein fast blattgroßer Holzschnitt, Unterrichtsstunde in der Apotheke: der Meister stehend mit Deutestäbchen, der Schüler hinter einem Tische in der Mitte sitzend, ein offenes Buch vor sich und 2 Büchsen, ringsum auf 2 Wandbrettern übereinander Büchsen mit Wappenschildern, eine Wage und Adlerstempel. Darunter steht: „Hie fahet an der erste tractat dis bůchs mit ‖ hilfe deß Allmechtigẽ gottes on den kein gůt werk angefangen oder vollent ‖ mag werdẽ. Das würt dich lerẽ, wyssen vñ vnd'richtẽ wz einẽ jedẽ wũdartzt i ‖ sittẽ vñ wessen not ist ¦ warnũg prenosticatio erkenũg des kranckẽ, vñ d' wũdẽ"

Bis zum Schlusse dieses 6. Blattes stimmen alle vollständigen Exemplare der GRÜNINGERschen Drucke der Chirurgie BRUNSCHWIGS vor 1500 überein, mit dem 7. Blatte beginnen die Abweichungen.

Doch ich gehe darauf jetzt noch nicht ein und wende mich zunächst zum Schlusse des Buches, der in zwei verschiedenen Gestalten auf uns gekommen ist, die ich hier nebeneinanderstelle. Spalte 2 der Vorderseite des Blattes cxxVIII lautet in den beiden Drucken, in der Abteilung der Zeilen getreu:

fucht nach sym altet[!] vñ machet zit-	fücht nach sinem alter, vnd macht
tig vn festiget.	zittg vnd festiget
Viola figelatẽ blomẽ kalt vñ fucht	Viola vialot blůmen, kalt vnnd
.	fücht
:	:
Vsua quercina wiß eichẽmoß heiß	Vsua quercina wiß eichẽ moß, heiß
vñ drucken getẽperiert vñ sterckt.	vñ trucken getemperiert vñ ffercKt[!]
Vitriolum heiß vnd drucken im	Vitriolum heiß vnd truckenn im
dritten mit stopfung.	dritten mit stopfunge
Vzifur ist zinober heiß vñ drucken.	
Mit gnadẽ vnd hilff des almechti	Mit gnaden vnd hilff des almech-
gẽ gotz mir verluhen hast dz vollen	tigen gotz mir vlihen hast das vol
det ist diß buch des ich langzit be-	lendet ist diß bůch das ich lange zyt
gert hab vß brüderliccher[!] trw durch	begert hab vß brüderlicher trüwe,

begierlicher lieb. doch die zit vñ stūd
myner gescheffi halb gekurtzt, dar
vmb bit ich euch gelertē vnd erfarnē
mit hohē fließ solchs vff zů nemē im
besteu von mir, wan ich begerē byn
die leer von uch witterer zů erfaren
vnd vornemen, vnd diß werck han
ich nit geoffenbart mir zů gewin od'
nutz | sunder den manschenn zů nütz
vñ hilff die sie nötturfft werdē, ouch
miner selē zů trost vñ zů erlosen vor
dē dar vnß got alweg vñ ewich vor
behüt. Vnd durch iohannes grü
niger gedruck vnd volendt zů stras-
burg vff zīstag nach sant peter vñ
pauls dag. Anno dñi. M.ccc.xcvii.

durch begirliche lieb, doch die zit vñ
stund miner gescheffi halb gekürtzt
Dar vm̄ bitt ich üch gelerten vñ
erfarnden mit hohem fliß sölches
vff zů nemen im bestenn vou mir,
wann ich begerenn bin die lere von
üch witter zů erfarn vud ouemen
vnnd diß werck hon ich nit geoffen
baret mir zů gewin oder nutz, sun-
der den menschen zů nutz vnd hilff
die sin noturfft werdē, ouch miner
selen zů trost vnnd zů erlösen vor
dem da vnß gott alweg vnnd ewig
vor behüt.
Vnd durch Johānem Grüninger
getruckt vñ vollendet zů straßburg
vff dinstag nach sant Peter vnnd
pauls tag. Anno dñi M.cccc.xcvij

Man sieht sofort, der erste dieser beiden Drucke stimmt mit Hain Nr. 4018, der zweite, rechtsstehende mit Hain Nr. 4017. Weitere Drucke als diese beiden für den letzten Bogen der Chirurgie Brunschwigs existieren nicht aus der Grüningerschen Offizin in Straßburg aus dem 15. Jahrhundert; sie sind aber nur in der äußeren der drei Lagen des Bogens „D“ von einander verschieden. Nur Blatt D_1 und Blatt D_6, die ja miteinander zusammenhängen, sind neu gedruckt, und zwar alle drei bedruckte Seiten, nicht nur die Rückseite des ersten und die Vorderseite des 6. Blattes, welche miteinander eine „Form“ bilden, sondern auch die Vorderseite des ersten Blattes, die auf einer anderen Form stand. Mithin wurde der Druckfehler **1397** statt **1497**, der selbst einem an Druckfehlern und Flüchtigkeiten so reichen Drucker wie Grüninger zu empfindlich oder „genierlich“ war, erst entdeckt, als der Satz des letzten Bogens schon wieder abgelegt war.

Es war aber in dem Satz des Buches noch eine andere große Flüchtigkeit, welche für den *Autor* recht empfindlich war, wie wir später sehen werden, und welche zu einer umfänglichen Korrektur führte, als von außen her ein Anstoß kam, sich energisch mit dem Vertrieb des Werkes zu beschäftigen, das ja dem Verleger durch seine reiche Ausstattung mit Holzschnittillustrationen recht erhebliche Kosten verursacht hatte.

Dieser Anstoß ging von einem Neudruck aus, der noch im nämlichen Jahr 1497 im Dezember zu Augsburg erschien, bei

Hans Schönsperger, wie wir schon angedeutet haben. Dieser Nachdruck gibt uns auch die Möglichkeit, den schon von vornherein mit aller Wahrscheinlichkeit als den früheren Druck anzunehmenden, nämlich den mit der versehentlich falschen Jahrzahl 1397, als den ursprünglichen, *ersten* darzutun. Dieser gleich noch näher zu besprechende Augsburger Druck vom Dezember 1497 hat nämlich am Schlusse des Synonymenverzeichnisses, bzw. der alphabetischen Übersicht der einfachen Arzneistoffe mit Angabe ihres „Grades" eine auffallende Übereinstimmung mit dem *ersten* Drucke des Schlußbogens bei Grüninger. Am Schlusse dieses Verzeichnisses fehlt nämlich dem Druck mit der richtigen Jahrzahl das Wort Uzifur (Zinnober), das im Druck mit der Jahrzahl 1397 steht und auch in dem Augsburger Nachdrucke sich findet. Der Druck mit der falschen Jahrzahl 1397 hat also zweifellos dem Schönspergerschen Nachdruck als Vorlage gedient, stellt mithin die *erste* Erscheinungsform der Brunschwigschen Chirurgie dar.

Durch Hains Reihenfolge verführt, hat Choulant den Druck mit der falschen Jahrzahl 1397 drolligerweise für einen **Nach**druck gehalten und noch drolligererweise ist ihm Haeser in dieser Annahme blindlings gefolgt. Beide Forscher berufen sich auf Brunschwig selbst, der sie „in der ersten Ausgabe des Destillierbuches als Nachdruck bezeichne", bzw. sich über diesen Nachdruck „beschwere". Davon steht aber nun nicht das mindeste in dem „Liber de arte distillandi". Den Wortlaut des langen Nachwortes zu diesem Buche teile ich an anderer Stelle mit, da er für die Persönlichkeit des Straßburger Meisters höchst charakteristisch ist; hier gebe ich nur die zwei Stellen, welche von dem Nachdrucke selbst sprechen: „... die mir nach getruckt ‖ habent das būch der Cirurgia mir dar võ ‖ nit so vil worden ist das ich ander myn ge- ‖ scheffst vnder wegenn ließ, in alle iar ein ‖ būch macht da von sie nutz vnd ich er ha ‖ ben möcht ...", was in unsern modernen Jargon übersetzt heißt: dadurch, daß sie mir die Chirurgia nachgedruckt haben, bin ich dazu gebracht worden, wieder lieber meinem Beruf nachzugehen, als alle Jahre, mir zur Ehr und der Allgemeinheit zu Nutz, ein neues Buch zu publizieren. Erst drei Jahre nachher kommt Brunschwig nun mit einer neuen Publikation, im Mai 1500, und spricht die Hoffnung aus, daß man ihm nun nicht wieder mit zu *schnellem* Nachdruck kommen werde, damit er mit seiner Autorentätigkeit fortfahren könne „*alle* jar", ohne daß ihn die Unlust des geschädigten Verlegers daran hindere. Ja er wartet nach dieser halb humo-

ristischen Nachrede nicht einmal ein halbes Jahr, sondern kommt schon im August 1500 mit einer neuen Publikation, einem Pestschriftchen. Übrigens hatte er in dem Schlußwort des Destillierbuches noch ausdrücklich betont: „nit das ich begern byn dz es nyemand nach trucken sol, man sol ‖ das nach trucken zů zymlichen zytten als ‖ du selber wol betrachten byst. Nit me dann ‖ das ich müg das fürbas volbringen ...“, also dem für ihn selbst ja so ehrenvollen Nachdruck ist er nicht grundsätzlich abgeneigt. Man solle nur seine und seines Verlegers Kreise nicht so rücksichtslos stören, daß man mit *sofortigem* Nachdruck vorgehe, sondern wenigstens soviel Zeit verstreichen lassen, daß der Originalverleger doch so einigermaßen auf seine Kosten gekommen sei. Ein kaiserlich Privileg besaß Grüninger damals noch nicht. Solche Privilegien kommen erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Aufnahme.

Etwas weiteres enthält das Nachwort des Autors zu seiner nächsten Publikation überhaupt nicht über den Nachdruck, der seine Chirurgie betroffen hatte! *Welchen* Nachdruck er damit kennzeichnen will, darüber läßt er sich gar nicht aus, ja wenn sein Werk wirklich in den 3 Jahren bis zum Mai 1500 *mehrere* Nachdrucke erlebt hätte, so würde er sich darüber doch deutlicher ausgesprochen haben. *Unbefugte* Nachdrucke der Chirurgie *vor* 1500 gibt es überhaupt nur *einen*, und das ist der *Augsburger* des Hans Schönsperger. Was Choulant, Haeser und andere außerdem als *Nachdrucke* bezeichnen, sind weiter gar nichts als Versuche des Originalverlegers Grüninger, mit seinem neuen, reich illustrierten Verlagserzeugnis, der Chirurgie, den Markt zu behaupten. Und das war nicht so ganz leicht; denn der Augsburger Nachdruck vom Dezember 1497 ist eine durchaus beachtenswerte typographische Leistung, die an Sauberkeit und Genauigkeit und *Sorgfalt* des Druckes den Originaldruck übertrifft und auch in der Nachbildung der Originalholzschnitte immerhin Erträgliches leistet, so daß nur der Kunstkenner die Originale unbedingt und ohne Besinnen vorziehen wird. Grüningers Künstlerholzschnitte waren wirklich eine Glanzleistung, aber im Satz und der Korrektur seiner Offizin herrschte allezeit Flüchtigkeit und Inakkuratesse.

Der vielberegte Augsburger Nachdruck betitelt sich nun folgendermaßen:

Dis ist das bůch der Cirurgia
Hantwirckung der wund artz-
ney võ Hyerõimo braũschweig.

[Fast blattgroßer Nachschnitt des Grüningerschen Titelholzschnittes (Wundenmann) mit der Künstlerbezeichnung „C. G.".] Die Titelrückseite ist unbedruckt; Bl. 2r (aij r) „Hie facht an diß bůch in Cirurgia daz da genant ‖ ist die hantwirckung der wund artzney võ Jheronimo Braunschweig ‖ . . ." [Darunter der Holzschnitt des Lehrers mit den 4 Schülern.] Bl. 2v Die Vorred, Bl. aiij — a5v Sp. 1 das Register. Spalte 2 der Rückseite von Bl. a6 und die ganze Vorderseite von Bl. a6 unbedruckt. Rückseite Bl. a6v der Holzschnitt der Apotheke, darunter „Hie vacht an d'erst tractat . . ." Bl. 7r (bjr), das auch hier die falsche Bezeichnung ix trägt: „Von dem Cirurgicus . . ." Es folgt dann in schönem Drucke, dessen Zeilen die ganze Breite der Seite durchlaufen, auf Seite ix bis Cxxviii der Text,[1]) der auf Bl. Cxxviiir unten mit „Vzifur zinober. heiß vnd trucken" schließt, darunter die gleichfalls aus dem Originaldruck entlehnte Schlußnotiz des Autors, die der Nachdrucker seiner Drucknotiz ruhig anfügt:

„Mit gnad vñ hilff des almechtigen gotz mir verlihen hast das vol ‖ lendet ist diß bůch des ich lang zeit begert hab aus brůderlicher treũ ‖ durch begirlicher lieb. Doch die zeit vñ stund meinner gescheffl halb ‖ gekürtzt. Darũb bit ich eũch gelerten vñ erfarnen mit hohẽ fleiß so- ‖ lichs auffzenemen im besten võ mir. wañ ich begeren bin die leer võ ‖ eũch weiter zůerfaren vñ vernemen. Vñ diß werck hab ich nit geof- ‖ fenbart mir zůgewin od' nutz. sund' den menschen zenutz vñ hilffe die ‖ sein notturfft werden. Auch meiner seel zů trost vñ zů erlősen vor dẽ ‖ do vns got allweg vñ ewig vor behůt. Durch Hannsen Schőn- ‖ sperger zů Augspurg getruckt. Anno rc. xcvij vñ volendet im decẽber."

Dieser gute Nachdruck eines betriebsamen Verlegers bedeutete für den Verleger Grüninger eine nicht geringe Gefahr und vermutlich eine nicht unerhebliche direkte Schädigung. Er mußte also

[1]) Folgende Falschfoliierungen kommen vor: 27, 27, statt 26, 27; 55, 55 statt 55, 56; 74, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 81 statt 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81 (*dieser* Fehler mit samt seiner Korrektur findet sich genau ebenso im Straßburger Originaldruck); 110, 112, 112 statt 110, 111, 112; 122, 124, 124, 125 statt 122, 123, 124, 125.

Mittel und Wege suchen, dieser zu begegnen. Das war natürlich nur dadurch zu erreichen, daß GRÜNINGER *mehr* bot als SCHÖNSPERGER, daß er seiner Ausgabe durch Beigabe wichtiger Abschnitte eine größere Anziehungskraft verlieh. Er wendete sich darum an den Verfasser, wohl direkt nach dem Erscheinen des Augsburger Nachdruckes noch im Dezember 1497. Vielleicht hatte auch der Autor schon wegen eines Versehens am Ende des vierten Traktates mit ihm Rücksprache genommen. Denn der Text scheint dort auf Bl. XCIII^v ($\mathfrak{P}_1{}^v$) im vierten Kapitel doch etwas unvermittelt abzubrechen, obgleich noch $^1/_4$ Seite vom Satze frei geblieben ist; die Ausgabe letzter Hand hat allerdings dem Text dieses Kapitels auch nichts beigefügt, sondern nur das besonders störende, nur zur Not erklärbare „die" am Ende [„daſt ‖ gůt vnnd nütz iſt ſolich geblüt zů ‖ vezeren vnd wider zu ſetzen die ‖ "] weggelassen. Es finden sich aber in dieser Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1513 diesem vierten Kapitel im 4. Traktate noch ein fünftes, sechstes, siebentes und achtes Kapitel mit einem halbseitigen und einem fast ganzseitigen neuen Holzschnitte (ein Toter im Sarge, mit E. A. auf dem Deckel, und ein an den Füßen aufgehangener Schlangenbehafteter, dem das Tier aus dem Munde in eine untergestellte Schüssel Milch kriecht). Außer diesen 4 neuen Kapiteln des 4. Traktates (die übrigens im Register auf Bl. $\mathfrak{a}_3$ nur recht unvollständig angeführt sind, in Summa 6 Kapitel, indem das 3. Kapitel [im Text heißt das 4. Kapitel auch drittes] und das 8. weggefallen sind) hat dieser Druck von 1513 noch einen Abschnitt „Uon der Anathomi" auf Bl. $\mathfrak{B}_2{}^v$ bis $\mathfrak{C}_3{}^v$, dem auf Bl. $\mathfrak{B}_2{}^r$ ein Skelettbild vorgesetzt ist.

Diese *4 neuen Kapitel mit zwei neuen Holzschnitten* und diesen Abschnitt über *Anatomie* mit samt dem *Skelettbild* mit dem schwarzen Bauch (frei nach HELA) hat aber GRÜNINGER schon früher herstellen und früher schon erscheinen lassen und mit dem Restvorrat der Druckbogen von „1397" und den wohl erst 1498 neugedruckten Bogen von „1497" in so ziemlich allen nur denkbaren Weisen kombiniert. Die „Anatomie" ist sogar in einem Exemplar ihres frühesten Druckes einmal ganz abgesondert erhalten, in der Leipziger Universitätsbibliothek, die überhaupt keinen GRÜNINGERschen Druck der Chirurgie BRUNSCHWIGS besitzt.

Ich führe die acht mir bekannt gewordenen Kombinationen im folgenden an:

1. Das *Bamberger* Exemplar von „*1397*" besteht aus 6 Blättern Vorstoß und 120 Blättern, foliiert IX bis CXXVIII, hat also weder Anatomie noch Nachtragskapitel zum vierten Traktat, stellt also *den ersten Zustand dar, in welchem die Chirurgie die Presse verließ.*

2. Das Exemplar des Städelschen Instituts in *Frankfurt* von „*1397*", absolut mit Nr. 1 übereinstimmend; nur ist zwischen dem 6. Blatte der Nr. 1 und dem dort mit IX bezeichneten eine Lage von 4 Blättern (unbezeichnet!) eingeschaltet, welche *die 4 Zusatzkapitel zu dem 4. Traktat* mit den beiden neuen Holzschnitten zum Einbalsamieren und zum Schlangenentfernen enthalten.

3. Das Exemplar des Antiquars Ludwig Rosenthal in München (16. Hildegardstraße), „*1397*", stimmt in den ersten 126 Blättern absolut mit Nr. 1 überein [nur ist die Innenseite der innersten Lage des Bogens R neu gedruckt, Bl. R_3^v und R_4^r, nach einem neuen Satz, der mir sonst nur einmal wieder begegnet ist, daran z. B. kenntlich, daß in Spalte 2 des Blattes R_3^v die Kapitelüberschrift lautet „Das .XIII. capitte. dis" statt „Das .XIII. capitel dis" aller anderen Exemplare]; es ist dann aber hinter der unbedruckten Rückseite des Blattes cxxViii ein *Anhang von 10 Blättern* beigegeben, dessen erste vier die 4 neuen Kapitel des 4 Traktates (V.—VIII.) mit den beiden Holzschnitten auf der Vorderseite des ersten und dritten Blattes enthalten, während das 5. bis 10. Blatt des Anhanges die „Anathomia" einnimmt, auf der Vorderseite des 5. Blattes das Skelett mit dem schwarzen Bauch in der 2. Form, welcher der Bogen zur Spitze der 4. Zehe links fehlt. Die Vorderseite des 6. Blattes des Anhanges trägt den Kustos „Biiii", die Vorderseite des 7. Blattes den Kustos „Bv", des 8. Blattes den Kustos Bvi; andere Foliierungen oder Signaturen kommen nicht vor.

3a. Das von Hyrtl benutzte Exemplar hat in der Druckernotiz die verkehrte Jahreszahl „*1397*" und die Anatomie im Anhang „auf 6 mit Ausnahme eines einzigen nichtpaginierten Folioblättern"; ob sich die anderen 4 Blätter, der Nachtrag zum 4. Traktat, auch in diesem Anhang befinden, ist nicht gesagt, aber doch wohl anzunehmen. Alles weitere siehe im zweiten Abschnitt dieser Abhandlung Seite 55 u. 58.

4. Das Exemplar der Büchersammlung der *Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen* in Berlin („163, 1") stimmt genau mit Nr. 3, hat also auch die Jahreszahl *„1397"* und die neugedruckte innere Lage in Bogen R, die nur diesen beiden der von mir gesehenen Exemplare eigentümlich ist; sie hat aber keinen Anhang, auch *überhaupt nicht* die Ergänzungsblätter zu Traktat 4 mit den 2 neuen Holzschnitten, wohl aber den *ersten Druck der Anatomie* mit dem *ersten Zustand* des *Skelettbildes* und zwar *am Schlusse des 1. Traktates* eingefügt zwischen Blatt XVII und XVIII in der Mitte des Bogens B, der hier also 6 Lagen hat und Blattsignaturen in folgender Reihenfolge:
B Bij Biij 0 Biiii Bv Bvi 0 0 Biiii 0 0

5. Das Exemplar der *Münchener Hof- und Staatsbibliothek „1497"* besteht aus 6 foliierten und 120 unfoliierten Blättern (IX bis cxxVIII), die mit Nr. 1 vollständig übereinstimmen bis auf Bl. D_1 und D_6, die neugedruckt sind, wie ich das oben auseinandergesetzt habe.

Vollständig mit ihm übereinstimmend verhält sich das Exemplar der *Göttinger* Univ.-Bibl. (Med. pract. 1249).

6. Das Exemplar der *Nürnberger Stadtbibliothek „1497"* hat *12 Blätter ohne Foliierung zu Anfang*, darauf folgen die foliierten Blätter IX bis cxxVIII genau wie in Nr. 5; es ist hier *hinter Blatt 6* der Nr. 5 *die ganze „Anathomia" mit ihren 6 Blättern eingefügt*; von dem Anhang zu Traktat 4 findet sich hier keine Spur. Auf der Vorderseite des 7. (ersten eingeschobenen) Blattes das Skelett mit dem schwarzen Bauch in der ersten Form mit dem Bogen zur Spitze der 4. linken Zehe. Das 8., 9. und 10. Blatt (2., 3. und 4. eingeschobenes) tragen die Signaturen Biiii, Bv und Bvi, wie oben bei Nr. 3 vermerkt.

7. Das *Leipziger Sonderexemplar der „Amtohomia"*, 6 Blätter, genau mit den eingeschobenen der Nr. 6 übereinstimmend.

8. Das *Exemplar des Herrn Prof. Gustav Klein* in München, *„1497"*, vollständig übereinstimmend mit der Nr. 5. Nur finden sich hier (wie in Nr. 3) *10 Blätter am Schlusse angefügt* (das 3. und das Titelblatt des Buches nach dem Rosenthalschen Exemplar in Faksimile ergänzt), davon 1, 2, 3, 4, 5 und 10 mit Nr. 3 übereinstimmend, während 6, 7, 8 und 9 einen Neudruck darstellen.

Übersieht man das Ganze, so kommt man zu der Annahme, daß Grüninger doch wohl den Nachtrag zu Traktat 4 mit seinen 4 neuen Kapiteln und den 2 neuen Holzschnitten und die 6 Blätter Anatomie hat eher herstellen lassen, als er den Schlußbogen wegen falscher Jahrzahl neu drucken ließ. Vielleicht ist dieser Druckfehler erst später gemerkt worden, oder es hat sich erst spät das Bedürfnis herausgestellt, ihn zu korrigieren. Ja es scheint sogar mit dieser äußeren Lage des Bogens 𝔇, der ursprünglich die Jahrzahl 1397 enthielt und später neu gedruckt wurde mit der richtigen Jahrzahl 1497, sehr leichtsinnig verfahren worden zu sein, denn es begegnen uns noch Exemplare (cf. Nr. 3 des Herrn Rosenthal), welche den ersten Druck des Schlußbogens mit der falschen Jahrzahl noch haben und so spät kombiniert und verkauft wurden, daß schon die Innenlage des Bogens R und die Außenlage der Anatomie neu hatten gedruckt werden müssen!

Dies letztere Faktum zusammengehalten mit dem Exemplar des Herrn Prof. Klein, in welchem die „Anatomie" schon vollständig im Neudruck vorliegt, während die 21 Bogen der Chirurgie (und der Nachtrag zum 4. Traktat) noch nicht vergriffen waren, ja noch bis zum Jahre 1513 auf einen Neudruck warten mußten, gibt der Vermutung einigen Anhalt, daß das *Einzelleben des Leipziger Exemplares der Anatomie keine so absolute Ausnahme gebildet haben dürfte*, wie es heute scheint. Ja man wird doch recht sehr zu dem Verdachte geführt, daß die *Anatomie* Brunschwigs *auch separat verkauft wurde* und *gar keinen schlechten Markt machte.*

Tatsächlich haben wir von ihr *drei durchaus verschiedene Drucke*, wie wir gleich sehen werden.

Zum Schlusse möchte ich die Vermutung aussprechen, daß, wie schon oben angedeutet, die ganze nachträgliche typographische Beschäftigung mit der Brunschwigschen Chirurgie in die Wende des Jahres 1497 zum Jahr 1498 fällt, daß sie vermutlich *sofort* begann, als dem Verleger Grüninger das erste Exemplar des hübschen Augsburger Nachdruckes vor Augen kam, daß sich Grüninger dann sofort mit seinem Autor in Verbindung setzte, der vielleicht schon früher gelegentlich von dem Nachtrage zu Traktat 4 und von der Beigabe der Anatomie gesprochen hatte. Das hat der geängstigte, um seinen Profit betrogene Verleger jetzt freudig aufgegriffen und schleunigst die Sachen fertigstellen lassen. Es war ja Gefahr im Verzug und die Ostermesse mußte jedenfalls mit dem „vom Ver-

fasser verbesserten“ und „vervollständigten“ Exemplar bezogen werden. Danach würde also sogar die Jahrzahl 1497 im Neudruck des Schlußbogens noch stimmen, wenn auch der *Tag* nur der Wahrung der Priorität des Druckes halber der gleiche blieb. Das Jahr 1497 lief ja bis März 1498 nach unserer jetzigen Bezeichnung, und gerade in die ersten 2—3 Monate des Jahres 1498 dürfte die nachträgliche Beschäftigung des Verlegers mit seinem Schmerzenskinde fallen.

Jedenfalls können wir zum Schluß nochmals betonen, daß der ganze *Wirrwarr der vielen Ausgaben oder Drucke der Chirurgie Brunschwigs*, wie er bei den genannten Autoren, namentlich bei Choulant und Haeser, herrscht, eine große Klärung erfahren hat. Es gibt aus *dem 15. Jahrhundert* überhaupt *nur zwei Drucke* der Brunschwigschen Chirurgie, den *Grüningerschen Originaldruck*, der in der Not der Konkurrenz einige kleine Nachträge von $1^2/_3$ Bogen erhielt, während der Standard der 21 Bogen des Werkes immer der gleiche blieb, — und den Augsburger sorgfältigen Nachdruck von Hans Schönsperger vom Dezember 1497.

Ich kann aber schließlich noch ein Zweites betonen. Auch im 16. Jahrhundert ist die Zahl der deutschen Drucke der Brunschwigschen Chirurgie sehr zu reduzieren. Der vielfach genannte *Straßburger Druck von 1508 existiert gar nicht.* Gurlt, der Gründliche, hat das ihm vorliegende Exemplar nicht genau genug angesehen. Es heißt am Schlusse:

Hie ist vollendet diß bůch vnnd da
mit so bitte ich all gelert vnd erfarende
mit hohem fleiß solichs vffzemen [!] im be
sten, wan die werck hab ich nit geoffen
bart mir zů gewin oder nutz, sunder dē
menschen zů nutz vnd hilff die sein not
turfft sein werden. Vnnd getruckt
durch Johannem Grüninger vff den
Palmabent in dem Jar Md vn ꝯiij.

Gurlt hat das Schwänzchen des ꝯ nicht beachtet und es für ein v gehalten, vielleicht war es auch undeutlich in seinem Exemplar. Schlimmer sieht die Sache mit Haeser aus, der bei seinen umständlichen Angaben über 5 Drucke vom Jahre 1497 sich von *anderen* hat in die Irre führen lassen und nun die Ausgaben von 1508 und 1513 doch recht gründlich hätte einsehen sollen und sich

dabei ganz bestimmt hätte überzeugen müssen, daß die Straßburger Ausgabe der Bibliothek DAVIDSON in Breslau und der Universitätsbibliothek Breslau *identisch* waren. Heute ist das Exemplar der Universitätsbibliothek von 1513 leider nicht mehr vorhanden.

Höchst peinlich ist die Sache auch mit der Ausgabe 5 der HAESERschen Zählung bestellt. CHOULANT hatte diese nicht als besonderen Druck von 1497 gezählt, sondern nur am Schlusse seiner Nr. 4 bemerkt:

„Eine Ausgabe: Augsburg, b. ALEXANDER WEYSSENHORN, 4°, mit feinerer und neuerer Zeichnung der Abbildungen befindet sich im SENKENBERGschen Museum zu Frankfurt a. M."

Daß sie 1497 erschienen sei, sagt CHOULANT mit keinem Wort; der gewiegte Bibliograph wußte wohl, daß die Tätigkeit des Augsburger Typographen ALEXANDER WEYSSENHORN erst in das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts fällt. HAESER hat also auf eigene Rechnung und Gefahr den Augsburger Druck bei ALEXANDER WEYSSENHORN als 5. aufs Jahr 1497 verlegt und damit die Verleger und Drucker des 15. Jahrhunderts um eine Rarität vermehrt. Eine Anfrage bei Kollegen STRICKER in Frankfurt hätte ihn belehrt, daß das Frankfurter Exemplar leider nur ein Torso ist. ALEXANDER WEYSSENHORN gab die Chirurgia BRUNSCHWIGS 1534 und 1539 neu in 4° heraus [beide Male 124 Bl., die bei dem früheren Drucke falsch gezählt sind (4 + CXXIX + 1 Bl. statt 4 + CXIX + 1 Bl., wie es im 2. Drucke auch richtig lautet)], aber nach dem Augsburger Nachdruck von 1497, nicht nach der neuen Auflage von 1513, die übrigens BRUNSCHWIG wohl nicht mehr selbst erlebt hat, wie WIEGER annimmt, mit dem wir uns gleich werden beschäftigen müssen, wenn wir nun endgültig zur „*Anathomia*" übergehen.

II.

Friedrich Wieger hat in seiner vorzüglichen „Geschichte der Medizin und ihrer Lehranstalten in Straßburg" (1885), die er mit dem Jahre 1497, also mit dem Erscheinungsjahr der Brunschwigschen Chirurgia, beginnen läßt, die Bemerkung an die Spitze gestellt (S. 4), daß die Bibliographie der Werke Brunschwigs „eine verzweifelt schwierige ist, wegen der Nachdrucke und Anhängsel". Für die *Chirurgie* glaube ich im vorstehenden das Gestrüpp der Schwierigkeiten wesentlich gelichtet, wenn nicht ganz beseitigt zu haben.

Für die *Anatomie* will ich im folgenden noch weiteres zur Aufklärung zu leisten suchen. Wieger sagt: *„An einige Exemplare seiner Chirurgie ist auch ein anatomischer Traktat angehängt; ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen."* Trotzdem scheint er sich S. 18 über Hyrtl lustig zu machen, der doch glücklicher gewesen ist als er, obgleich die beiden großen Wiener Bibliotheken keine frühen Drucke der Brunschwigschen Chirurgie besitzen, also wohl auch keine Anatomie desselben. Hyrtl wird vermutlich selbst im Besitz des Buches gewesen sein. Er schreibt in seiner schönen Arbeit „Die alten deutschen Kunstworte der Anatomie", Wien 1884, S. XI:

> **Hieron. Brunschwig,** burgher undt wundartzet ze strasburge, Von der Anathomi, als Anhang zu desselben Autors sehr selten gewordenem *Buch der Cirurgia, Strassburg 1497*, fol.*) Das älteste Denkmal altdeutscher Anatomie. Es besteht aus sechs, mit Ausnahme eines einzigen, nicht paginierten Folioblättern, auf deren erstem die Abbildung eines menschlichen Skeletts sich befindet, welche fürchterlich genannt werden müßte, wenn sie nicht gar so lächerlich ausgefallen wäre. Dieser Ahnherr der deutschschreibenden Anatomen ist auch der Oberälteste ihrer Zunft; er wurde 110 Jahre alt.
>
> *) Die letzte Seite der *Cirurgia* enthält als Schluß die Jahrzahl: MCCCXCVII. Das wäre also lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Soll heißen: MCCCCXCVII.

Nicht jedes von diesen Worten des Altmeisters Hyrtl kann ich unterschreiben. Der Beweis für Brunschwigs so überaus hohes Alter scheint mir nicht erbracht. Ja ich finde in der zweiten Auflage der Chirurgie von 1513 kein zweifellos sicheres Zeichen dafür, daß Brunschwig damals noch am Leben war.

Anathomia ossium corporis humani

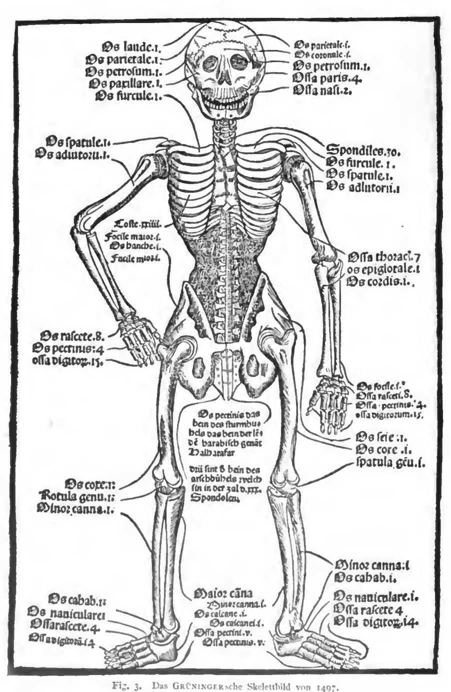


Fig. 3. Das GRÜNINGERsche Skelettbild von 1497.

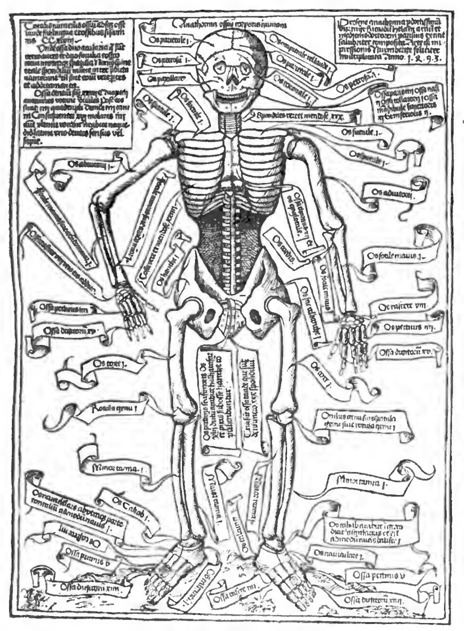


Fig. 4. Das Nürnberger Skelettbild von 1493.

Die überlieferten 110 Jahre, die der biedere Straßburger Wundarzt erreicht haben soll, verdanken einer unglaublichen Leichtfertigkeit des Lesens ihren Ursprung, die sie mit um so größerer Zählebigkeit wettzumachen sich bestrebt zeigen. Hyrtl ist vollkommen unschuldig an dieser leichtfertigen „Überlieferung". Im Jahre 1515 auf St. Adolfstag erschien zu Straßburg bei Johannes Grüninger in neuer Auflage das Destillierbuch Brunschwigs in vermehrter Gestalt und obendrein durch die Beigabe der ersten beiden Bücher von „De vita longa, sana et coelitus" des Marsilio Ficino bereichert. Der Titel lautet nun im wesentlichen folgendermaßen:

„Das distilier buch ‖ [halbblattgroßer Holzschnitt eines Gartens mit Destillierofen, Jünglingen u. schönen Frauen] .... Erstmals von meister Jeronymo Brunschwick [der also zweifellos schon gestorben war!] zesamē coli- ‖ giert. vn auch dabei vō Marsilio Ficino ‖ des hochberůmpten, des langē vnnd ‖ gesundē lebens, als er an im selb ‖ bewert, vnd hundert vnd ‖ zehen iar rúwigklich ‖ en gelebet ‖ hat."

Ja, es ist recht empfindlich, aber wahr: **Ficino** ist nach dieser Titelnotiz 110 Jahre alt geworden, man hat den Titel aber nur flüchtig gelesen und dem **Brunschwig** dies sagenhafte Alter angedichtet. So geht's, wenn man zu den Quellen hinabsteigt! — —

Doch zurück zu Hyrtls Worten.

Auch das *einzige* „paginierte" der sechs Folioblätter kann ich nicht finden, während *drei* derselben unten eine Signatur haben, wie ich oben schon bemerkt habe und wir gleich noch näher sehen werden.

Selbst das Skelettbild kann ich nicht „fürchterlich" und „lächerlich" finden, wenn ich es gegen seine Vorgänger halte; ich muß darin Wieger unbedingt zustimmen (S. 17), der es bewundert, trotzdem er seine frühe Existenz in Inkunabeldrucken in Zweifel zieht. *Darin* hat Wieger aber zweifellos recht, daß *diesem* Grüningerschen Skelettbild von 1497 das anscheinend in Paris entstandene, jedenfalls *1493 in Nürnberg* gedruckte des Doctor Ricardus Hela als Vorbild gedient hat; es weist aber unverkennbar einige Verbesserungen auf, die auch wieder nur auf autoptischer Grundlage erwachsen sein können.

Es ist völlig ausgeschlossen, daß ein Zeichner, der nur das Helasche Skelettbild vor sich hatte, Schädel, Schulter, Ellenbogen- und Handgelenk, Halswirbelsäule, Sternum, Calcaneus, all dies zusammengenommen so viel mehr der Wirklichkeit hätte aus seiner

Phantasie annähern sollen, wie es tatsächlich geschehen ist. Und am allerwenigsten hätte er die Symphyse aus seiner Phantasie geschlossen, wo sie bei HELA handbreit klaffte! Es wäre sehr wohl möglich, daß das HELAsche Bild aus dem GRÜNINGERschen durch einen oberflächlichen Zeichner hätte entstehen können — für diese Annahme fehlen uns bis heute aber alle tatsächlichen Grundlagen —, doch ist ein *umgekehrtes*, *rein zeichnerisches* Entstehen ausgeschlossen. Der Zeichner GRÜNINGERS muß neben dem Nürnberger Holzschnitt entweder selbst ein Skelett als Vorlage gehabt haben,[1]) oder ein Arzt bzw. Wundarzt, der Knochenanatomie aus Selbststudium des menschlichen Skelettes kannte und dessen Bau genau im Gedächtnis hatte, ja der das HELAsche Bild nochmals mit dem Skelett selbst oder einer Zeichnung nach demselben verglich, hat den Zeichner des HELAschen Skelettes korrigiert; danach erst ist der GRÜNINGERsche Schnitt gearbeitet.

Man halte fest, daß zwischen diesen beiden Skelettdarstellungen ein unabweisbarer Zusammenhang besteht: der schwarze Bauch und die Legenden (die Namensbezeichnung der Skeletteile, der Knochen) beweisen das unwiderleglich. Nun ist ja in keiner Weise aufgeklärt, wie denn die Zeichnung des Pariser Arztes RICARDUS HELA nach Nürnberg kam und dort in den Holzschnitt und in die Presse. Was wissen wir denn überhaupt von diesem halb sagenhaften Pariser „artium et medicinae doctor"? Wann hat er diese Abbildung „salubriter composita" zu Papier gebracht?

Ein RICARDUS HELA ist nirgends in Pariser gedruckten oder handschriftlichen Berichten zu finden aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, auch nicht im „Index funereus chirurgorum Parisiensium" (1315—1729) des JEAN DE VAUX, wohl aber ein RICHARD HELAIN, der 1485, 1486 und 1487 Dekan der Pariser medizinischen Fakultät gewesen und 1516 gestorben ist (CHOMEL, Essai historique sur la médecine en France, Paris 1762, S. 271). Auch den 3. Band der „Commentarii" der Medizinischen Fakultät zu Paris, der die Zeit von 1472—1571 umfaßt, hat Herr PAUL DORVEAUX die Liebenswürdigkeit gehabt für mich zu durchblättern und keinen RICARDUS HELA zu entdecken vermocht, nur den Obengenannten. RICARDUS HELAIN[2]) oder ELLAIN begegnet 1468 zum ersten Male in den Akten,

[1]) Man sieht ja am linken Ellbogengelenk unverkennbar die verbindenden Drähtchen!

[2]) „HELAIN" läßt sich der Name auf dem Holzschnitt ebensogut lesen wie „HELAM"!

er ist also recht alt geworden; von seiner Skelettpräparation oder -zeichnung ist einstweilen in Paris keine Spur zu finden gewesen, eine weitere Aufhellung dieser Sache wäre recht erwünscht.

Es wäre ja recht wohl denkbar, daß eine Kopie dieser Pariser Zeichnung nach Straßburg zu Brunschwig oder zu Grüninger gelangt ist, die dann neben der Nürnberger Holzschnittreproduktion[1]) oder ganz unabhängig von ihr dem trefflichen Straßburger Zeichner und Holzschneider vorlag. Für ganz ausgeschlossen halte ich es auch nicht, daß vor der Nürnberger Reproduktion schon in Paris eine Reproduktion irgendwelcher Art in Druck ausgegangen war; allerdings war ja der Holzschnitt damals eine vorwiegend *deutsche* Vervielfältigungskunst. Daß etwa die Skelettzeichnung Helas auf *handschriftliche* Darstellungen zurückginge, wie man nach anderen Vorgängen vermuten könnte, ist mir einstweilen nicht nachweisbar. In Skelettdarstellungen ist das handschriftliche Material bisher entsetzlich spröde: auch Henri de Mondevilles erste anatomische Tafel hat sich ja nicht nur auf die Knochen beschränkt, wie man aus den überlieferten Notizen schließen kann. Außer dem Skelett der hinsinkenden Maria von Raffael und den beiden Gesamtskelettzeichnungen Lionardos auf Bl. 13^r und 5^r der Feuillets A der Pariser Publikation ist mir keine frühe handschriftliche Skelettzeichnung begegnet, die in Frage kommen könnte; und diese beiden sind doch auch nicht nennenswert vor 1510 zu setzen.[2])

Ich habe mich auch nicht davon überzeugen können, daß (außer dem Dryanderschen Thorax von 1537) irgendeine im Drucke ausgegangene Skelettdarstellung zwischen Hela-Brunschwig und den

[1]) Wieger hat 1885 das Exemplar *mit gedruckter Überschrift* aus „2° Inc. c. a. 2715" der Münchner Hof- und Staatsbibliothek veröffentlicht; ich gebe eine Reproduktion des leicht kolorierten Einblattdruckes „Xyl. 40a" in der Erscheinungsform *ohne Überschrift* aus der nämlichen kostbaren Sammlung.

[2]) Über zwei ganz frühe Skelettzeichnungen die eine aus dem 12. und in Nachbildung aus dem 13. Jahrhundert durchaus schematisch in hockender Stellung von vorn gesehen, die andere in überaus roher Form in aufrechter Stellung von rückwärts gesehen aus dem 14. Jahrhundert habe ich an anderer Stelle berichtet (vgl. das 1. Heft der Leipziger „Studien zur Geschichte der Medizin"). Weiteres wertvolles Material auf diesem Gebiete der Skelettdarstellung bringen die „Gerippe" der Todesdarstellungen aus dem Mittelalter und daran anschließend die der „Totentänze" aus der Renaissancezeit, die einmal im vollen Zusammenhange mit den Zeichnungen und plastischen Darstellungen aus dem Altertum und mit den Sarkophag-, Grabmal- und Camposantodarstellungen usw. bis zu den anatomischen Künstlerzeichnungen des Vesal in weitausgreifender, möglichst erschöpfender Untersuchung vorgeführt werden müssen.

ersten sechs Tafeln des Vesal von 1538 Besseres böte als Brunschwig-Grüninger (deren „Wundenmann" auf dem Titel und im Texte ja auch als frühes Situsbild zu gelten hat neben Ketham, Peylick und Hundt und *vor* den beiden letzteren), auch nicht Johannes Schotts „Contrafacter Todt" von 1517, der nur deswegen bei flüchtiger Betrachtung zuerst imponiert, weil er mit dem schwarzen Bauch Kehraus gemacht hat, und die unteren Thoraxpartien infolgedessen naturgenäherter zeichnet. Wie sehr ist dort z. B. die ganze Oberextremität verschlechtert!

Doch wir sind damit fast schon in die Bewertung der anatomischen Leistung des biederen Straßburger Wundarztes unwillkürlich hineingeraten, was einstweilen jedenfalls verfrüht ist, da das Bibliographische noch nicht einmal erledigt ist. Zunächst noch ein paar Worte über den Mann selber!

Wenn Wieger über Brunschwigs Bildungsgang spricht und gegenüber dem zweifellos literarisch weniger gebildeten Hans von Gerssdorf, der *seine* Anatomie dem Guy von Chauliac entlehnt und vielleicht nicht einmal selbst übersetzt hat, betont, daß die Brunschwigschen Berufungen auf eine ganze Reihe von Autoren aus dem Mittelalter und der Frührenaissance durchaus nicht eitel Prunk seien, so stimme ich ihm darin vollkommen bei. Wenn Wieger aber fortfährt: „Brunschwig soll in Bologna, Padua und Paris studiert haben; jedenfalls besaß er mehr Bücher als nur so eine Venediger „*Collectio Chirurgica*, wie sie Choulant anführt" — so kann ich die Orte seines Studium zwar einstweilen nicht ablehnen oder sicher verifizieren, muß aber der zweiten Bemerkung von der Collectio Chirurgica Veneta gegenüber bemerken, daß der erste Druck dieser bequemen Sammlung wertwoller chirurgischer Schriften erst im März 1497 die Presse verließ, also wenige Wochen ehe Brunschwigs großes Werk im Druck vollendet wurde. Für seine chirurgische Ausbildung konnte sie also ebensowenig in Frage kommen, wie für die Ausarbeitung seines wackeren Handbuches. Ob er seine chirurgischen Vorgänger in Inkunabelsonderdrucken oder in Handschriften hatte kennen lernen oder gar besaß, wird wohl im Dunkeln bleiben müssen.

Von Brunschwigs Anatomie sind mir bis heute *drei* Drucke bekannt geworden, daneben eine eigentümliche Kombination mehrerer Lagen des ersten und zweiten Druckes. Die drei Drucke sind die folgenden:

A. Bl. 1r [B3r]: Anathomia ossium corporis humani [darunter der Holzschnitt eines Skelettes, Plattengröße 225 : 148 vgl. S. 56].

Bl. 1v [B3v]: Von der Anathomi.

[Beginn des Textes in der ersten Kolumne]:

Also ich Jeronymus ‖ brunschwyg wundartzet der stat strasburg ‖ gemelt hab dz die anathomi vast notturff- ‖ tig ist dem wundartzet zů wissen, als Ga ‖ lie. spricht im anfang des bůchs der artze- ‖ ney. Not ist eim yden artzet zů wissen ana- ‖ thomia. Vnd besunder dem wund artzet ‖ als er spricht in .vi. terapentis. Die wund ‖ artzet die die da nitt wissent geschiklicheyt ‖ eins yeden gelyds ...

Die Seitenüberschriften des 11 Seiten in 22 Kolumnen einnehmenden Textes lauten: [Biiii]: Von der Anathomia Von der Anathomia [Bv]: Von der Anathomi Von der Anathomi [Bvi]: Von der Anathomi Von der Anathomi [B7]: Von der Anathomia Von der Anathomia [B8]: Von der Anathomi Von der Anathomi

Bl. 6v am Ende der Kol. 2 [B8v] schließt der Text:

yeg ‖ liche zehe hat dry bein on die groß zehe die ‖ hat nit me den zwey, die gleich oder bein d' ‖ zehen genant sint ossa digitorium ‖ zůsa- ‖ men ir .xiiij. sint, darüb im fůß vom knye ‖ herab sint .xxvi. Aber das gantz bein in- ‖ halt .xxx. vß den mag der wund artzet er- ‖ kennen verruckung oder brechung den sin ‖ sy wider in zů bringen.

Wie schon bei den Seitenüberschriften angedeutet, trägt das 2. dieser 6 Blätter die Bezeichnung „Biiii“, das 3. die Bezeichnung „Bv“, das 4. die Bezeichnung „Bvi“. Das 1. Blatt trägt keine Bezeichnung; doch war dort auch für eine Signatur kein Platz mehr, da der Holzschnitt den Raum der Seite bis zum Rande einnimmt. Diese Bogenbezeichnung paßt nirgends in die Signaturen des Druckes der Chirurgie, sie würde nur dann stimmen, wenn man einen Bogen B von 5 Lagen zu 10 Blättern zusammenstellte. Legt man die 6 Blatter der Anatomie in die 4 Blätter des Nachtrages zu Traktat 4 mitten hinein, so erhält man für die Signaturen der Anatomie die richtige Stelle, aber dann wird der Text des Anhangs zum 4. Traktat sinnlos auseinandergerissen auf Blatt 1, 2, 9

und 10 dieses fiktiven Sammelbogens B. Und Blatt 1 und 2 des Nachtrages zu Traktat 4 tragen nicht einmal die Bezeichnung „B_1“ und „B_2“, sind vielmehr völlig unbezeichnet. Und dennoch mag auf diese Weise die sonst sinnlose Bezeichnung der 3 Blätter der „Anathomia“ enstanden sein durch irgendeine gedankenlose Schlauheit eines Setzers oder Metteurs en pages; eine andere Art von Erklärung sehe ich jedenfalls nicht. Was der Buchbinder des Berliner Exemplars (S. 51 Nr. 4) mit seiner Einschaltung in Bogen B des Textes der Chirurgie versucht hat, ist gleichfalls helle Willkür.

B. Anathomia ossium corporis humani [Holzschnitt wie bei **A.**; nur ist hier der Schnörkel, der auf den frühesten Abdrücken von der letzten Zeile rechts unten „Ossa digitoꝝ.14.“ zur Spitze der 4. Zehe führt, in Wegfall gekommen und fehlt auch in allen späteren Abdrücken dieses Holzschnittes].

Bl. 1ᵛ [B_3ᵛ]: Von der Anathomi.

> Also ich Jeronymus || brunschwyg wunartzet [!] der stat strasburg || gemelt hab dz die anathomi vast noturff || tig [!] ist dem wundartzet zů wissen, als Ga || lie. spricht im anfang des bůchs der artze· || ney. Not ist eim yeden artzet zů wissen ana || thomia. Vnd besunder dem wund artzet || als er spricht in .vi. terapentis. Die wund || artzet die die da nit [!] wissent geschyklicheyt [!] || eins yden [!] gelyds . . .

Seitenüberschriften: „Von der Anathomi“ auf allen 10 Seiten; nur auf der 11. Seite des Textes, auf der letzten [B_8ᵛ] lautet er: „Von der anathomi“.

Der Schluß in der zweiten Kolumne von Bl. B_8ᵛ am Ende:

> „ . . . yeg || liche zehen [!] hat dry beyn on die groß zehe die || hat nit me den zwei [!], die gleich oder bein dˀ || zehen genant sint ossa digitorium, zusamē [!] || ir .xiiii. sit [!] | darūb [!] im fůß vom knye herab [!] || findt [!] .xxvi. Aber das gantz bein inhalt. [!] || xxx. vß den mag der wundtartzet [!] erken· [!] || nen verruckung oder brechung den sin sy [!] || wider in zů bringen.

Es ist ein völlig neuer Druck, der zwar im allgemeinen sogar in der Zeileneinteilung mit **A.** übereinstimmt, manchmal aber auch nicht, wie schon die 6 letzten Zeilen beweisen. Doch stimmen von den 22 Kolumnen die 7., 8., 9., 10., 11., 12., 13., 14. nicht einmal in der Zeilenverteilung mit dem Drucke **A.** überein. Die äußerste Lage der drei Lagen dieses sechsblätterigen Bogens findet sich im Rosenthal-

schen Exemplar, während dort die inneren beiden Lagen (Blatt 2 bis 5) mit **A.** übereinstimmen; dies Exemplar ist also aus Teilen des ersten und zweiten Druckes kombiniert.

Die Blättersignaturen lauten in diesem zweiten Drucke: Blatt 2: „Biiii", Blatt 3: „Bv", Blatt 4: „Bv", wenigstens in dem von mir gesehenen Exemplar des Herrn Prof. Gustav Klein, doch kann ich nicht bestimmt behaupten, daß dies „i" des „vi" nicht nur zufällig in diesem Exemplar ausgefallen ist; es scheint *völlig* zu fehlen.

C. Bl. 1 [B_2^r]: [der Holzschnitt wie bei Nr. **B.**, die Schleife zur 4. Zehe fehlt also; außerdem ist die Randlinie oben durch Lücken unterbrochen, wie auch in anderen späteren Abdrücken des Holzstockes].

Bl. B_2^v: Von der Anathomi

(A)Es ich Jeroni || mus Brunschwig, wund || artzet d' stat Straßburg || gemelt hab das die ana- || thomi vast noturfftig ist || dem wūdartzt zů wissen | || als Galie. spricht im anfāg des bůchs || der artzeney . . .

Bl. C_{111}^r (foliiert XVII) Sp. 2 unten:

Die gleich oder bein der zehen genant || seint ossa digitorum, zůsamen ir .xiiii. || seint, darumb im fůß vom knye her ab seynt .xxvi. Aber das gantz bein inhalt || xxx. Vß dem mag der wund artzet er || kennen verruckung oder brechung, den syn sy wider in zů bringen.

Dieser dritte Druck hat seine Stelle in dem Neudruck der „*Cirurgia*" von 1513 zwischen dem ersten und zweiten Kapitel des ersten Traktates, füllt 14 Seiten zu 28 Kolumnen, Fol. X^v—XVII^r mit den Signaturen Biii, Biiii, C, Cii und Ciij. Die Seitentitel lauten stets „Von der Anathomi", nur einmal ist der „Kolumnentitel" des II. Kapitels antizipierend schon auf Fol. $C_1^r = XV^r$ gesetzt.

Spätere Drucke der Anathomi sind mir nicht bekannt geworden. Nur das Skelettbild ist mir auch später noch begegnet, doch das ist von geringerem Belang als die Frage nach einem etwa schon *früheren* Vorkommen des nämlichen Holzstockes. Und da lautet die Antwort einigermaßen unbestimmt.

Choulant a. a. O. S. 52 sagt, daß das Skelett „nur der ältesten Ausgabe Nr. 14 fehlt und in allen übrigen lateinischen und deutschen Ausgaben des größeren Hortus zu finden ist". Ich stimme zunächst darin völlig mit Choulant überein, daß die deutschen Inkunabeldrucke des älteren „kleineren Hortus" nirgends ein Skelettbild

bringen. Vom „größeren Hortus“ ist mir eine *deutsche* Ausgabe *vor* 1500 nicht bekannt geworden. Die früheste, die ich gesehen habe, die 1507 und 1509 bei Johann Prüss in Straßburg gedruckte, hat das Skelettbild schon, und zwar mit der lateinischen Überschrift „Homo natus de muliere breui uiuens tempore.“

1515 steht es in der „zweiten Form“ in der Ausgabe des großen Hortus von Renatus Beck, mit der nämlichen lateinischen Überschrift; ebenso, nur ohne Überschrift, in dem Foliodruck des Renatus Beck von 1521. Mit der deutschen Überschrift „Von allen glidern vnd beinen des Menschen“ bringt es Grüninger noch im großen Hortus von 1529 (17. März); er hat es aber auch noch in anderen Drucken des 16. Jahrhunderts verwendet, und zwar in etwas auffälliger Weise, wie ich demnächst in einer anderen Abhandlung über die Straßburger anatomischen Schnitte von 1517 nachweisen werde.

Größere Schwierigkeiten machen die („größeren“) *lateinischen* „Hortus“. Ein Druckjahr ist nur bei einem aus dem 15. Jahrhundert angegeben, dem ältesten, wie mir Choulant mit Recht anzunehmen scheint; dieser Druck stammt aus dem Jahre 1491, nennt „Jacobus Meydenbach civis Moguntinus“ als Drucker und beruft sich auf erzbischöfliche Autorisation. Dieser erste Druck hat aber kein Skelettbild beim Artikel „Homo“, sondern (in Parallele zu dem Konrad von Megenbergschen „Buch der Natur“, das seit 1475 oder früher schon in zahlreichen Drucken seinen Weg gemacht hatte) eine *Lepraschau* wie dieses bei dem Abschnitt vom Menschen als äußere Anatomie. Die 4 weiteren bekannten Drucke, die man ins 15. Jahrhundert setzen könnte, sind alle ohne Druckort, Druckjahr und Verlegernamen erschienen, haben aber alle vier das Grüningersche Skelett von 1497, trotzdem sie noch niemand bisher, soviel ich weiß, dem Grüninger zugeschrieben hat; ja wir begegnen hier sogar der „ersten Form“ dieses Skelettbildes mit dem Bogen zur 4. Zehe.

Proctor weist die beiden wichtigsten dieser frühen Drucke des großen lateinischen „Ortus“ dem Kölner Drucker Quentel zu, während Vouillème dem energisch widerspricht und Johann Prüss in Straßburg als Drucker annimmt, der ja auch den ältesten *deutschen* Druck des „großen Hortus“ verlegt hat. Es haben aber auch Venediger Drucke von 1511 und 1521 das Skelett nachgeschnitten, die ich noch nicht selbst gesehen habe.

Ich habe nicht die Überzeugung gewinnen können, daß einer

dieser „größeren lateinischen Hortus" mit dem Skelettbilde Grüningers mit Notwendigkeit *vor* den ersten Druck der Brunschwigschen Chirurgie gesetzt werden müßte, also vor den 14. Juli 1497; sie scheinen diesem Datum zum Teil sehr nahe zu kommen; jedenfalls lag eine recht vielseitige Verwendung des Skelettschnittes etwa in einem Hortus-Nachdruck von 1497 oder 1498 und in der „Anatomie" Brunschwigs zu annähernd gleicher Zeit völlig in den Bahnen des sonstigen Grüningerschen Geschäftsbetriebes.

(Schluß im 2. Heft.)

Zur Anatomie des Lionardo da Vinci.

Von

Karl Sudhoff.

Es ist mir einigermaßen unverständlich, wie M. Holl zu Ostern 1905 eine Arbeit über „Die Anatomie des Leonardo da Vinci“ veröffentlichen konnte, die auch zu beachtenswerten Schlüssen und Ergebnissen zu gelangen sucht, während er doch nur einen recht kleinen Teil dessen gesehen und studiert hatte, was damals von Lionardos anatomischem Nachlasse vorlag. Er spricht von „60 auf die Anatomie Bezug habenden Blättern“; wenn man aber die allein von ihm gesehenen „De l'Anatomie Feuillets A“ (Paris 1898) und „De l'anatomie Feuillets B“ (Turine-Rome 1901), also diese beiden Bände zu 60 Tafeln rechnet, so lagen zu Ostern 1905 publiziert schon seit Jahren vor nicht weniger als 12 Bände mit 288 Tafeln Anatomie. Ich stelle die von Holl nicht benutzten 10 Bände kurz zusammen:

1. Fragments, Études Anatomiques (Recueil C) du Château de Windsor, Paris, Rouveyre, 1901 .	32 Tafeln
2. — — — (Recueil D) 1901	33 „
3. — — — (Recueil E) 1901	19 „
4. Notes et dessins sur le Thorax et l'Abdomen, Respiration, diaphragme-viscères-cage thoracique du Château de Windsor, Paris, Rouveyre, 1901 .	17 „
5. — — sur le Cœur et sa Constitution anatomique avec quelques détails de l'appareil respiratoire, de myologie et des viscères abdominaux 1901 .	29 „
6. — — sur la génération et le Mécanisme des Fonctions intimes 1901	21 „
7. — — sur le corps humain, ses Mesures et Proportions 1901	20 „
8. — — — sur les Attitudes de l'homme 1901 .	22 „
9. Croquis et dessins de Nerfs et Vaissaux 1901 .	22 „
10. Notes et Croquis sur la Physiognomie	13 „
In Summa also 10 Bände mit	228 Tafeln

oder wenn man Nr. 7, 8 und 9 als teilweise Künstleranatomie ausscheidet, 7 Bände mit 173 Tafeln.

Künstleranatomisches zur menschlichen *Gestalt*, nicht nur des Gesichtes, enthält auch der Band: „Esquisses et études de têtes“ 1901 mit 16 Tafeln. Die beiden Bände „Notes et croquis sur

l'anatomie du cheval", gleichfalls 1901 bei Rouveyre erschienen, enthalten nur äußere (Künstler-)Anatomie des Pferdes auf 68 Tafeln.

Ich will nun nicht nachholen, was M. Holl zu studieren und zu beschreiben und zu werten noch vor sich hat; denn ich finde seine Arbeit im Archiv für Anatomie und Physiologie, Jahrgang 1905, anatomische Abteilung, 1. Heft, Leipzig 1905, S. 177—262, im übrigen so wacker, daß ich mich dem Wunsche nicht verschließen kann, M. Holl möge nun alle die zutage liegenden weiteren Schätze Lionardischer Anatomie einer sachgemäßen Prüfung unterziehen und uns recht bald das Resultat seiner Prüfung mitteilen.

Für heute möchte ich mich auf den Hinweis beschränken, daß auch noch die anderen Sammlungen Lionardischer Handschriften und Handzeichnungen, welche bis heute publiziert sind, eine kleine Ausbeute für unsere Kenntnis Lionardischer Anatomie bieten. Auf den gewaltigen „Codice Atlantico" komme ich demnächst bei einer anderen Gelegenheit zu sprechen. Er ist ja im wesentlichen technisch-konstruktiven Inhalts.

Ähnlich verhält es sich mit den 6 Foliobänden „Les manuscrits de Léonard de Vinci", welche Charles Ravaisson-Mollien von 1881 bis 1891 bei Quantin in Paris veröffentlicht hat; sie standen ja auch in nahem Zusammenhang zum Codice Atlantico, worauf ich nicht eingehen will. In dieser ältesten, guten Publikation kommt nur ganz gelegentlich Anatomisches vor. Außer auf eine programmatische Äußerung über die Art, wie er eine Unterextremität anatomisch behandeln wolle, mit einer flüchtigen kleinen Muskelskizze dieses Körperteiles, welche sich im 3. Bande Manuskript K, Blatt 108r, findet,[1]) bin ich bei der Durchsicht dieser Bände auf eine kleine Studie zur Herzanatomie gestoßen, die ich doch nicht verloren bleiben lassen möchte; sie steht (im 5. Bande) auf einem Oktavblatt des Manuskripts G und zwar auf der Rückseite des 1. Blattes und zeigt drei kleine Herzquerschnitte; der erste noch weniger ausgeführt wie der zweite und dritte.

Über der zweiten Herzfigur steht folgendes von Lionardos Hand in Spiegelschrift vermerkt:

[1]) Der Text lautet: Fa l anatomia della gamba insino al fiancho per tutti i versi e pertutti li atti e in tutte le spoglie vene arterie nervi corde e muscoli pelle e ossa e poi dell ossa seghate per vedere la grosseza dell ossa. — Mache die Anatomie des Beines bis zur Seite in jedem Sinne und für alle Akte und in aller Aufdeckung der Venen, Arterien, Nerven, Sehnen und Muskeln, Häute und Knochen, und nachher der gespaltenen Knochen um die Größe der Knochen zu erkennen.

Il chore he vn mussco lo principale di forza ede potentissimo sopra li altri muscoli

Chuore rachortato —

Scrivi la situatione de musscoli che dissciendano dalla *uas* [sua?] basa alla punta del core ella situatione de musscoli chenasscan dalla punta delcore e van alla cima.

Neben Figur 3 steht folgendes:

Chore dissteso.

Li orecchi del chore sono antiporti desso chore equali ricieuano il sanghue del chore quando *s* sifugie del suo ventricholo dal principio alfine desso riserramento perche settal sangue no si fugissi inparte della sua quantita tal chore non si potrebbe riserrare. —

Deutsch mag das folgendes besagen:

„Das Herz ist ein Hauptmuskel an Kraft und ist viel kräftiger als die anderen Muskeln.

Das verkürzte Herz.

Ich habe die Lage der Muskeln beschrieben, welche von der Herzbasis zur Spitze gehen und die Lage der Muskeln, welche an der Herzspitze entspringen und zur Herzbasis zurücklaufen.

Das ausgedehnte Herz.

Die Herzohren sind Vorhäfen dieses Herzens, welche das Blut aufnehmen, wenn es aus seinem Ventrikel entweicht, vom Anfang bis zum Ende der Zusammenziehung [Kontraktion, Systole], weil, wenn eine solche Blutmenge nicht entwiche, das Herz sich nicht zusammenziehen könnte."

Man sieht, der große Hydrauliker hat ganz gesunde mechanische Vorstellungen, aber *wohin* das Blut bei der Systole entweichen muß, darüber war er sich in keiner Weise klar.

Mehrfach und ausführlich ist vom Bau und der Funktion des Auges die Rede, davon, wie gesagt, ein andermal. Die Optik hat ihn besonders gefesselt, dafür bringt auch der Codice Atlantico reichlich Belege. In der Pariser Sammlung von Manuskripten des Lionardo ist namentlich das ganze Manuskript D (10 Folioblätter) hierfür zu beachten (im 2. Bande des Ravaisson Mollien).

Der „Codice di Leonardo da Vince nella biblioteca del principe Trivulzio in Milano trascritto ed annotato da Luca Beltrami", Milano 1891, 4°, enthält auf seinen 94 Tafeln zwar einige Kopf- und Figurenstudien, aber nichts Anatomisches.

Kleinere Mitteilungen.

Lepra oder Syphilis?

Von

G. WUSTMANN-Leipzig.

In den Leipziger Stadtkassenrechnungen, die bis zum Jahre 1471 zurückreichen, findet sich im Juli 1492 unter der Rubrik „Gemeine Ausgabe in mancherlei Wege dies Jahr geschehen" auch folgende Ausgabe verzeichnet:

„Dreien doctoribus, HANSEN ULRICH de lepra judicirt und beschauet, pro judicio 1 β 3 gr".

Ein Schock und drei Groschen waren 63 Groschen, d. h. 3 Gulden, denn der Gulden hatte 21 Groschen. Jeder der drei Ärzte erhielt also für seine Bemühung einen Gulden.

Der Eintrag steht, wie ich versichern kann, in den Rechnungen ganz vereinzelt da. Weder vorher noch nachher findet sich ein zweiter Fall dieser Art. Als ich ihn zuerst las, kam mir daher der Gedanke: Sollte es sich hier um einen der frühesten Syphilisfälle handeln? Wie ein Leprakranker aussah, wußte man doch. Das Leipziger Leprosenspital (Johannishospital), urkundlich zuerst 1305 erwähnt, hatte noch 1536 so viel Insassen, daß der Rat in diesem Jahre eine besondere kleine Leprosenkapelle (capellam leprosorum) darin errichtete, damit die „Sondersiechen", wie man sie nannte, „zum Abscheu des Volks nicht in die Kirche zu St. Johannis gehen dürften". Zur Stiftung eines Altarlehens für die Kapelle gab der Bischof von Merseburg seine Zustimmung in male affectorum maxime lepra et Neopolitana scabie non curabili correptorum hominum gratiam. Die Syphilis dagegen erscheint in den Stadtkassenrechnungen zuerst 1498. Man verwies auch sie in Leipzig in das Aussätzigenhospital, und die Rechnungen verzeichnen zuerst im März 1498, und von nun an liegen länger als zwei Jahre regelmäßig eine Beisteuer des Rats an das Hospital von wöchentlich 10 Groschen „für die armen Leute", „für die Franzosen", „für die armen Franzosen". Damals war also die neue Krankheit schon verbreitet. Sollte nun vielleicht schon 1492 der erste Fall aufgetaucht sein, den man medizinisch nicht unterzubringen wußte und daher von drei Ärzten begutachten ließ?

Herrn Prof. SUDHOFF, dem ich die Frage vorlegte, war anderer Meinung; er meinte, daß es sich doch wohl um Lepra gehandelt habe, daß aber der Fall immerhin merkwürdig und der Mitteilung wert sei. Die genaue Untersuchung durch drei Ärzte sei deshalb erfolgt, weil der Kranke, wenn er für aussätzig erklärt worden war, damit aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen war. Diese Ansicht scheint auch mir jetzt die glaubhaftere. HANS ULRICH aus Iphofen war seit 1480

Leipziger Bürger. Wahrscheinlich bestritt er, daß er an Aussatz leide, und weigerte sich in das Leprosenspital zu gehen, so daß ihn der Rat durch das Gutachten der Ärzte dazu zwingen mußte.

Ich gestatte mir, als Zusatz zu Herrn Prof. WUSTMANNS Mitteilung, den Hinweis, daß die Dreizahl der begutachtenden Ärzte bei der Lepraschau damals die Regel bildete, und füge als Beweis dessen statt vieler Worte die Reproduktion eines Straßburger Holzschnittes vom Jahre 1517 aus JOHANNES SCHOTTschem Verlage hinzu, der zur Rechten die Gruppe der drei beschauenden Ärzte, in der Mitte den sitzenden Kranken und zur Linken den Verbandstoffe auswaschenden Bader zeigt.



Fig. 5. Besehung der Aussätzigen.
Straßburger Holzschnitt aus J. SCHOTTS Verlag vom Jahre 1517.

K. SUDHOFF.

Ein Regiment gegen den „Englischen Schweiß" (sudor anglicus).

Fliegendes Blatt aus dem Schweißsuchtjahre 1526.

Mitgeteilt von

KARL SUDHOFF.

Als die verheerende Volkskrankheit, welche viele in 24 Stunden dahinraffte, nach dreimaligem Wüten in England in den Jahren 1486, 1507 und 1518[1]) bei ihrem vierten Auftreten auch nach dem Festlande übergriff und namentlich auch Deutschland heimsuchte, bot man in zahlreichen Flugschriftchen dem Volke wie den Gelehrten Aufklärung über Wesen und Bekämpfung dieser neuen Geißel. Dies historische Material im großen gesammelt und verwertet zu haben, ist das unvergängliche Verdienst CHRISTIAN GOTTFRIED GRUNERS und HEINRICH HAESERS,[2]) aber einige Nachlese haben sie uns immer noch übriggelassen, nicht nur in Archiven, aus denen z. B. BLOOS[3]) und W. EBSTEIN[4]) noch im letzten Jahrzehnt Urkunden zur Geschichte des sudor anglicus herausgezogen haben, auch Gedrucktes ist noch da und dort unbeachtet vorhanden. Heute will ich nur einen Einblattdruck ans Licht ziehen, der als „fliegendes Blatt" dem Schrecken entgegenwirbelte, der das Volk ergriffen hatte, und aufklärend und beruhigend wirken sollte. Trotz seiner enggeschürzten Kürze belehrt es uns doch völlig klar über die ganze Erfassungs- und Behandlungsweise dieser neuen Volksgeißel.

Das Blatt findet sich in der großen Sammlung von Einblattdrucken der Münchener Hof- und Staatsbibliothek („Einblatt VIII, 14").

Ain kurtze vnd eylende vnderricht/wie man in ainer gemain/die Regieren vnd halten soll/So in die kranckhait deß Schwaißs fallen/biß zů weyter bericht.

Jesus Christus sey vnnser helffer

So ain mensch in dise Kranckhait felt/es sey jung oder alt/weyb oder man/Sy kum̃ mit hitz oder keltin/So bald sich dann der mennsch empfindt/was gestalt dasselb sey/sol man dieselb person bald in ain beth legen/mit bester kůmligkait[a]) so man mag/wa das bett gewermet wurd wåre fast nutzlich/Sy mitelmåssigklich zůdecken/mit ainer deckin/So vil man mag/nit von federwat vnd deckbett/wa nit das doch zwischen dem deckbett ain golter lig

a) Bequemlichkeit.

[1]) Vgl. CHARLES CREIGHTON, A history of Epidemics in Britain Vol. I, Cambridge 1891, S. 237—281.

[2]) Scriptores de sudore anglico superstites coll. CH. G. GRUNER, postmortem auctoris adornavit et edidit H. HAESER. Jenae MAUK, 1847, XXII + 574 S. gr. 8°.

[3]) Historische Studien und Skizzen zu Naturwissenschaft, Industrie und Medizin am Niederrhein. Düsseldorf 1898, S. 70* f.

[4]) Zur Geschichte des Englischen Schweißes. VIRCHOWS Archiv, Bd. 158, S. 186—198.

Wo aber ainer solliche kranckhait empfende im bett/soll er in seinem wesen beleiben vnder der selben deckin/die er dann ob jm hat/vnd sich weitter mit decken nit beschweren/es wölt dañ mangel am schwaiß sein/mag mañ bas bedecken/zimlicher maß/das der schwaiß sein gang müg haben/wo er auch zů hart deckt were/mag mans ringern/vnd die obersten ains tayls weg thůn/Doch in solcher beschaidnuß das kain keltin noch lufft zům krancken in kain weg gang/damit der schwaiß nit gehindert werd oder hindersich getriben.

Der kranck soll mit hohem fleiß bewart werden/das nyenen kain lufft zů jm mög/vmb den halß mit ainem gůten tůch fürsehen/das auf die brust nichtz hinabfall von lufft/vnd also schwitzen wie ers erleyden mag/sechs stund oder zwelff/wa die natur so starck wäre/vnnd sollichs one verzerung der krefft geschehen möcht biß auff vierundzwaintzig stund/so die vrsach deß schwaiß so groß wäre/doch soll man darinn grosse beschaidenhait haben nach gestalt der person/wann dise kranckhait nit gleiche vrsach hat/wa man sehen wurd abnemung der hertzlichen krefft/nach siben oder acht stundñ/möcht man leyberung[b]) thůn/vnd nyemand über seine krefft nöten.

Wo er in dem schwitzen gestrackt mecht ligen/wäre das best/dann der schwaiß destbas von jm möcht/die hend nit auff die brust/sunder neben jm haben/wa er sich aber auff aiñ seyten wenden will/ist besser auff der rechten seytten dann auff der gelincken/vnd weñ er sich wenden will/soll man die deckin auff baiden seyten zů heben biß er sich wol gewendet hat.

Man mag jm von stund zů stunden warme saubere tůcher vnderhin geben damit er den schwaiß abtrückne wann dest baß kan er beleyben/doch das kain lufft zů jm koñe/in vnderhin thůn der decke.[c])

Ob jm aber not wurde zů harnen oder aiñ stůl zů haben/Soll man mit ainem warmen harenglaß/oder ain schissel/oder ain beckin/jm vnder die deckin geben/damit er den überfluß von jm müg thůn.

Man soll auch ain fleissigen warter haben/der den krancken in vierundzwaintzig stunden in kain weg schlaffen soll lassen/wie man jn dann wecken kan.

Auch fleissig mit warmen saubern tůchern den schwaiß im antlitz vnd vnder den augen von im trücknen/auch ain essich in ainem tůchlin haben/jm daruon zů schmecken[d]) geben/oder ain gůt rosenwasser.

Wo die hitz so hart über sich in das haubt steigen wolt/mag man nemen zwen tail rosenwasser/vnd ain tail stainkleewasser vnd ain tůchlin dardurch ziehen vnd über die stürnen von aim schlaff zů dem andern überlegen.

Wo sich zůtragen wolt das die kranck person schwach wolt werden/soll man in der Apoteck jr lassen geben ain latwerig/im schwitzeñ genant/ain lot oder zehne[e]) dauon jr offt ainer haselnuß groß geben biß sy auß den vierundzwaintzig stunden kumpt. Auch wa der durst so groß wurd von der hitz vnd den hertzklopffen/soll man das tranck auß der Apo-

b) Schonung, Linderung. c) Während man's unter die Decke tut. d) Riechen. e) Etwa 10 Lot.

teck nemen/so man nent das Tranck im schwaiß/daruon offt ain trincklin geben.

Wenn nun die vierundzwaintzig stund vergangen seind/soll man dem krancken ain sauber warm hembd an thůn/vnd jm außdem bett wol bewart an zimliche werme helffen/wa ers vermag/in ain annder bett sich legen/von saubern leylachen[f] vñ kissinziechen/jn mit ainem hennensüplin/heberin můßlin von ainer flaischbrie gemacht mit ainem tröpflin essich geben/oder ain geriben brot in ainer brie kochen/vñ jn so er will/schlaffen lon/vnd ob weyter schwaiß an jn wolt on genöt jn schwitzenlassen vnd trücknen/doch nicht hart bedecken/sunder hend vnd füß wol bewaren.

Wann er dañ durch den schlaff widerumb zů krefften kuñen ist/soll man jn mit zimlicher speyß ain tag oder etlich/biß er widerumb/zů jm selbs kumpt/ain yetlichen seins vermögens/halten.

Sein tranck soll sein ain gerstenwasser mit klainen weinperlin gesotten/oder damit ain ringe mandelmilch außzogen/beschaidenlich trincken/kain wein noch starck tranck biß die hitz wol von jm ist.

Ob aber die natur so schwach wäre/vnd möchte den schwaiß nit treiben/möcht man jm von ainem gůten alten tiriacks ain quintlin zertreiben in ainem Saurampfferwasser/iiij lot/jm das im schwaiß eingeben/oder der Latwerig ain quintlin/so man die Latwerig für das gifft nimpt mit seinem wasser dabey verzaichnet.

Wo dann ettwan anheng vnd zůfäll wolten kummen/Sol man den Doctoribus anzaigen/vñda beschaid nemen wie man den begegnen soll/wann alle ding zů beschreiben ist nit müglich.

Dieweil aber solche kranckhait offt auß erschreckung vnd forcht kumpt/soll man die leut tröston/vñ trostlich sein zů ermanen die vmb sy seind/dieweyl Got vnser vatter ist/vnd vns nit harter strafft/dann wie es vns nutzlich vnd im loblich ist.

Sollen auch auffmercken/ob etwan schwache oder junge/oder Schwanger frawen darzůkomen/das man mit gůtem fleiß auff jr krafft sehen soll damit die beleib/vnd ob sy nit vierundzwaintzig stund vngeessen möchten sein/Auch die krefftigung nit genůgsam/Mag man jn ain hennen oder flaischsüplin zů trincken geben vngesaltzen.

So dann Got der allmechtig sollichs mit seiner gnad vnd hilff abgewendt hat/soll die person sich ain zeitlang von dem lufft enthalten biß er wol zů jm selbs kumpt mit gůter ordnung vnd Regiment.

Dieweyl aber on zweyfel dise kranckhait ain göttliche straff ist/sollen die gegenwertigen den krancken ernstlichen ermanen/das er zů Got fliehe/der dañ alle haißt zů jm kummen die beschwerdt seind/er wöll sy erquicken/da allen trost vnd hail sůchen/durch sein sun Jesum Christum vnsern ainigen mitler/fürmund vnd versüner/da sein kranckhait an seel vnd leyb erkennen vnd mit ainem rechten vnd festen glauben zů jm fliehen/der wirdt helffen alles übel in vns überwinden Amen.

Bessert eüch/das hymelreich ist nach herbeykommen/Es ist schon die axt den beümen an die wurtzel gelegt. Mathei 3.

f) Bettuch.

Eine Bronzespritze aus dem Altertum.

Von

KARL SUDHOFF.

Röhrenartiger Infusionsinstrumente wird in den Schriften der Ärzte des Altertums vielfach gedacht. CELSUS gebraucht dafür das Wort *sipho* (z. B. I, 8). Auch bei VEGETIUS RENATUS in der „Mulomedicina" wird es im nämlichen Sinne gebraucht (I, 10, 1)

„ad siphonem autem paulatim infundas",

doch kommt hierfür bei ihm auch das Wort *syringa* vor (I, 28, 7).

Auch das griechische Originalwort *σίφων* wird bei PAULOS AIGINETA (VI, 59) für Kanüle gebraucht, ebenso bei THEOPHANES NONNOS in der „Epitome" Kap. 93 gegen Ende:

„*ἐμφύσα διὰ σύφωνος*, blase durch ein Rohr ein."

Aber sipho und *σίφων* bedeuten zweifellos auch „Spritze", denn beide wurden bekanntlich z. B. für Feuerspritze gebraucht.

Als Instrument zum Einlaufenlassen unter Druck wird bei CELSUS fast nur die *Ohrspritze* genannt, der clyster oricularius, den er uns im 7. Kapitel des 6. Buches (VI, 7, 3) an seiner Originalkörperstelle im Gebrauch vorführt:

„Quod si et sanies profluit, et tumor est, non alienum est, mixto vino per oricularium clysterem eluere",

oder zur Fremdkörperentfernung aus dem Ohre (VI, 7, 9):

„oriculario clystere aqua vehementer intus impulsa . . ."

Vorher hat er von Ohreinträuflungen gesprochen und als Instrument den *strigilis* empfohlen (VI, 7, 1):

„In aurem vero infundere aliquod medicamentum opportet; quod semper ante tepefieri convenit: commodissimeque per strigilem instillatur."

Man hat auch dies vielfach mit Ohrenspritze übersetzt, doch scheint mir dies ein Mißverständnis zu sein; für diesen Einträuflungszweck eignete sich ja ganz vortrefflich ein *rinnen*artiges Instrument, wie eine strigilis gebogen; ein solches hatte denn auch zweifellos CELSUS hier im Sinne.

Die Ohrspritze hat CELSUS aber auch an anderen Körperstellen in Gebrauch gezogen, z. B. zur Injektion zwischen Eichel und Vorhaut (VI, 18, 2):

„Ubi vero glans contecta est, oriculario quoque clystere inter eam cutemque aqua calida inserenda est",

oder beim „Carbunculus" am männlichen Gliede (VI, 18, 5):

„Carbunculus autem ibi natus, ut primum apparet, per oricularium clysterem eluendus est",

oder zu Ausspritzungen enger Wundkanäle (V, 28, 12):

„neque alienum est, ubi quis resolverit, antequam rursus alia medicamenta conjiciat, per oricularium clysterem fistulam eluere . . .“

Auch zu Blasenspülungen bei der Nachbehandlung des Steinschnittes empfiehlt CELSUS die „Ohrspritze“ zu gebrauchen (VII, 26, 5):

„oriculario clystere acetum nitro mixtum per plagam in vesicam compellere“,

oder auch einfach eine „Spritze“ zu Spülungszwecken bei Blasenerkrankungen (VII, 27):

„idemque humor clystere intus adigetur“.

Von großer Bedeutung für die Spritzenfrage im Altertum ist die Stelle in der Chirurgie des PAULOS VON AIGINA, wo er über den Katheterismus und die Lokalbehandlung von Blasenulzerationen handelt. Zunächst erklärt uns die Vorstellung, welche die Alten von der Saugwirkung des Spritzenstempels hatten, daß PAULOS angibt, der Wollfaden, welcher in den Katheter bis zur Öffnung an seiner Spitze eingeführt wurde, wirke beim Zurückziehen den Harn nachsichziehend,

„*καθάπερ ἐπὶ τῶν σιφώνων γίνεται,*“

also saugend wie ein Spritzenstempel. Wichtiger als diese (in bezug auf die Auffassung von der Katheterwirkung schon von GALENOS widerlegte) Äußerung ist das Weitere (VI, 59 Ende; BRIAU S. 250):

„*Επειδὴ δὲ πολλάκις ἑλκωθεῖσαν κύστιν δεόμεθα κλύσαι, εἰ μὲν ὠτικοὶ κλυστῆρες δύναιντο παραπέμπειν τὸ ἔνεμα, ἐκείνοις χρησόμεθα κατὰ τὸν εἰρημένον τρόπον παραπέμποντες αὐτούς· εἰ δὲ μὴ δύνατον εἴη, τῷ καθετῆρι προσαρμόσαντες τὸ δέρμα, ἢ κύστιν βοείαν, διὰ τῆς τοῦ καθετῆρος ἐνέσεως ἐγκλύσομεν.*“

Das will besagen, wenn Blasenverschwärungen eine Blasenspülung notwendig machen, versucht man die Ausspülung mit der [relativ kleinen] Ohrspritze; kommt man damit nicht zum Ziele, bindet man eine Rindsblase an den Katheter und bewirkt damit die Blasenirrigation. Wir haben damit die beiden Klystierformen oder Spülungsvorrichtungen angedeutet, die auch spät im Mittelalter noch Anwendung fanden, mit Spritze oder Ballon. Ich werde ein andermal eine Reihe solcher Darmeinlaufbilder zusammenstellen. Auch das erhobene Gefäß, der Irrigator, fand schon im Mittelalter nachweislich Anwendung, wie uns Abbildungen aus dem 15. Jahrhundert beweisen.[1])

Doch die bei den verschiedenen Autoren, wie wir sehen, immer wieder genannte und in Anwendung gezogene „Ohrspritze“, der clyster oricularius, der *ὠτικὸς κλυστῆρ* bedarf noch einiger Worte. Sie wird verschiedentlich auch in Abbildungen vorgeführt nach Originalen aus

[1]) Die Schweinsblase statt einer Stempelspritze zum Eintreiben von Flüssigkeit durch eine Kanüle kommt als Irrigationsinstrument schon im Corpus Hippocraticum vor, z. B. in der Schrift *περὶ ἀφόρων*, Cap. X, wo es heißt, man solle an das Mutterrohr (*κλυστῆρα*) *δῆσαι κύστιν συὸς θηλείης*, eine Blase eines weiblichen Schweines binden. Die Kranke soll dann selbst die Blase in ihre Vagina auspressen, *πιέζειν τῇ χειρὶ τὴν κύστιν κ. τ. λ.* (cf. FUCHS, Hippokrates, Bd. III, S. 603).

dem Altertum, gefunden in Herkulanum und Pompeji. Doch sind diese Funde zweifellos *nicht* als Ohrspritzen aufzufassen. Ich gebe sie hier in Originalgröße wieder.



Fig 6. Kanülen zur Parazentese aus Pompeji.

Es handelt sich um eine vorn geschlossene, stumpfe Troikartkanüle mit seitlicher Einflußöffnung, in welcher sich ein solider, leidlich engschließender zylindrischer Stift auf und ab bewegen läßt, eine „fistula aenea" des CELSUS, welche natürlich erst eingeführt werden konnte, nachdem durch oberflächliches Brennen und Schneiden in der Tiefe — cute primum adusta, deinde interiore abdomine inciso (quia quod per ignem divisum est, minus celeriter coit) — die Bauchdecken durchtrennt waren. Der Stift [Mandrin] diente wohl dazu, sich bildende Gerinnsel oder andere Verstopfungen der Kanüle zu beseitigen. Anzunehmen, daß dies

Instrument als Ohrspritze gedient haben könnte, wie es bis zum heutigen Tage geschehen ist, scheint jedem unmöglich, der ein solches einmal in der Hand gehabt hat. Ganz abgesehen davon, daß der Stift nicht fest genug schließt, um als Spritzenstempel zu wirken, ist 1. die Kapazität der Kanüle verschwindend gering und 2. eine *seitliche* Öffnung, fast 1 cm von der stumpfen Spitze entfernt, durchaus ungeeignet für alle obengenannten Zwecke und Verwendungen des clyster oricularius.

Da aber ein anderes Instrument bisher nicht gefunden worden ist, kam man immer wieder auf diesen unglücklichen Notbehelf zurück.

Nun ist es mir gelungen, in der Sammlung des Göttinger Altertumsvereines ein leider stark beschädigtes kleines Bronzespritzchen zu finden, das unfern von Göttingen in Sattenhausen vor einigen Jahren ausgegraben worden ist und nach der Annahme der Museumsleitung aus römischer Zeit stammt.



Fig. 7. Antike Bronzespritze gefunden bei Göttingen.

Aber selbst wenn es nicht ganz so alt wäre und etwa in die früheste Zeit des Mittelalters zu versetzen wäre, scheint dies kleine Instrument, das ich gleichfalls in Originalgröße nach einer Originalphotographie hier wiedergebe (siehe Abbildung 7), mir aller Beachtung wert, da es uns als Fingerzeig dienen kann, wie etwa solch Bronzespritzchen ausgesehen haben möge, welches die Ärzte der ausgehenden Antike bei der Durchspülung kleiner Hohlräume in Verwendung nahmen; es mag ja wohl verschiedene Dimensionen dieser *clysteres* gegeben haben und bei genauerem Durchmustern der Sammlungen werden wohl noch weitere Fragmente aufgefunden werden, deren zeitliche Provenienz ein günstiger Zufall auch einmal genauer zu fixieren gestatten wird, als es bei diesem Funde aus der Gegend von Göttingen meinem Nachforschen festzustellen möglich war.

Eine Nürnberger amtliche Preisliste vom Jahre 1526 für die Metzgereien.

Preislisten der täglichen Nahrungsmittel sind ja nicht nur für den Nationalökonomen von Wichtigkeit, der der allgemeinen Preisgestaltung aus dem relativen Wertwechsel der Gebrauchs- und Luxusgegenstände

nachgeht. Die Preise der Nahrungsmittel muß auch der ärztliche Kulturforscher beachten, der die allgemeine Volksernährung als einen erheblichen Faktor in der Erhaltung der Volksgesundheit erkannt hat. Steigende Nahrungsmittelpreise können zur Unterernährung führen und gehen fließend in wahre „Teuerungspreise“ über, die sich zuletzt als „Hungersnöte“ darstellen, deren ursächlicher Zusammenhang mit verschiedenartigen Krankheitsepidemien wie „Hungertyphus“ (Flecktyphus), Ergotismus usw. zutage liegt. Aber auch hier sind die Übergänge fließende. Wer aber über abnorme Verhältnisse ein richtiges Urteil sich bilden will, muß die normalen nicht außer Acht lassen, sondern zur Grundlage seines Studiums machen. Dabei ist er natürlich auf die Mitarbeit des Historikers der Nationalökonomie angewiesen, wie denn alle kulturgeschichtlichen Fragen nur durch das Zusammenwirken verschiedener Fachmänner völlig gelöst werden können.

Aber auch noch ein weit spezielleres medizinisches Interesse besitzen solche kulturgeschichtliche Aktenstücke, wie Nahrungsmittelpreislisten. Sie sind auch Dokumente zur Geschichte der Nahrungsmittel selbst und vor allem zur Geschichte der Nahrungsmittelhygiene und zur Geschichte der Speisediätetik, direkt und indirekt. Preisevorschriften werden auch immer Bestimmungen über die Beschaffenheit dessen enthalten, dessen Preis festgesetzt wird. So wird die Preisliste für Fleischereien zunächst zur Stichprobe für den Küchenbedarf und Speisebedarf ihrer Zeit — wir erfahren dadurch, was und in welcher Form es gegessen wurde (Diätetik der Nahrung) —, sie wird aber auch zum Dokument des Standes der Fleischbeschau, der behördlichen, speziell sanitätspolizeilichen Kontrolle der Nahrungsmittel ihrer Zeitperiode.

Aus diesen verschiedenen Gesichtspunkten heraus erscheint uns folgendes Edikt des „Ehrbaren Rates der Stadt Nürnberg“ beachtenswert, das er für die Metzgereien seines Stadtbezirkes am 13. Dezember 1526 ergehen ließ. Wir entnehmen es den Einblattdrucken der Sammlung weiland Senators und Buchdruckereibesitzers J. G. H. Culemann in Hannover († 1886), die heute einen der kostbarsten Bestandteile des städtischen „Kestner-Museums“ bildet.

Eyns Erbern Rats der Stat Nürnberg satzung vnd ordnung/wie: alles Fleysch durch das handtwerck der Metzker/diser zeyt/nemlich Lucie. Im. 1526. Jar. vnterschidlich verkaufft vnd bezalen werden soll.

Item das Pfundt Ochssen Fleysch vmb v pfenning

Item das Pfundt Kwe Fleysch vmb iij pfenning vij heller oder iiij pfenning/nach dem es gut oder böß ist.

Item das Pfundt Kalb Fleysch vmb v pfenning.

Item das Pfund Schötze Fleysch vmb v pfenning.

Item das Pfundt Lamb Fleysch vmb v pfenning.

Item das Pfundt Schweine Fleysch vmb v pfenning.

Von Ochssenwammen.

Eyn yede Ochssen wamm soll nit vber viertzig pfenning/Ein halb nit vber zweintzigk pfenning/Vnd eyn vierteyl nit vber zehen pfenning verkaufft oder gegeben/Auch auß einer eynichen wammen mit vber vier vierteyl gemacht werden/bey der buß von einem yeden

vberfaren stück zwey Pfundt newer haller/mit samht der feyer/nach laut eins Raths gesetz.

Eyn Ochssen magen samht dem Darm soll nit vher zwölff pfenning gegeben werden/ Die zwen manigfalten vom Ochssen zusamen sollen nit vber sechs pfenning/Ein Ochssen fuß nit vber drey pfenning/Vnd ein Ochssen maul auch nit vber drey pfenning gegeben werde/Alles bey obgeschrihner peen vnd buß.

Es sollen auch die wammen vnd magen von Ochssen vnd Kwen bey zimlicher faysten gelassen/vnd generlich nit gemägert werden bey Peen von einem yeden vberfaren stück zwey Pfundt newer haller/mit samht der feyer.

Von kwe wammen.

Eyn gute Kwe wamme soll nit vber.xxviij.pfenning/Ein halbe nit vber.xiiij.pfenning/ Vnnd ein vierteil einer Kwe wammen nit vber sihen pfenning gegeben/vnd bey zimlicher faysten gelassen/vnd geuerlich nit gemegert/Auch auß eyner wammen vber vier vierteyl nit gemacht werden/bei der buß von einem yeden vberfaren stück zwey Pfundt newerhaller sambt der feyer.

Ein Kwemagen sol nit vber zehen pfenning/Zwen manigfalten nit vber fünff pfenning/Ein Kwefnß nit vber zwen pfenning/Vnd ein Kwemaul nit vber zwen pfennin; gegeben werden/bey der buß von einem yeden vberfaren stuck zwey Pfundt newer haller/mit sambt der feyer.

Von Kalbs Köpffen.

Es sollen alle Kalbßköpff nach dem gewicht vnd wag vnd anders nicht verkaufft/ vnnd daran ein yedes pfundt nit vber vier pfenning gegeben werden/bey der huß von einer yeden vberfaren fart zwey Pfundt newer haller/sambt der feyer

Es sollen auch von allen Kalbfköpffen die Oren geschnitten/vn die mit sambt den Krösen/wensten/vnd füssen/nach notturfft gesawbert vnd gereynigt werden/bey vorgemelter bnß vnd der feyer.

Von Kalbs Krösen.

Eyn yedes Kalbßkröß mit sambt dem wenst darzu gehörig/soll nit höher dann vmb xij.pfenning/Vnnd ein Kalbß gelüng mit sambt der lebern vnd hertzen darzu gehörig nit vber.x.pfenning/Vnd vier Kalbsfüß nit vber fünff pfenning gegeben werden/ bey der buß von einem yeden vberfaren stück zwey Pfundt newer haller/mit sambt der feyer.

Es soll auch kein Fleyschhacker Fleyschhackerin oder jr gewalt/einich kalbß oder ander gelüng/mit eynichem wasser oder anderm mer auffblosen noch auffschwellen/ dar durch dasselb dest kauff küner schein/bey Peen zwey Pfundt newer haller zusambt der feyer/vnd das alles/wo das vberfaren vnnd die geschwornen meister des gewar würden/sollen sie inn massen an der Rug/zurügen/bey jeren pflichten schuldig sein.

Von Hemel vnd Schaffköpffen/Gelüngen vnd Mägen.

Ein Hemelkopff/vnd ein Schaffkopff/sol jr yedes in sunders nit vber fünff pfenning gegeben werden/Ein schaff gelüng vnd ein hemel gelüng/mit sambt der lebern/hertzen vn anderm darzu gehörig/als das auß dem thier kumbt nit vber vier pfenning/Vnd ein schaff wenst nit vber zwen pfenning gegeben werden/bey der buß von einem yeden vberfaren stück zwey Pfundt newer haller/sambt der feyer.

Von Lambsköpffen/Kytzköpffen/vnd den Füssen.

Ein Lambßkopff mit sampt den füssen soll nit höher dann vmb acht pfenning/ Vnd ein Kytzkopff mit sambt den füssen/svl nit höher dan vmb fünff pfenning gegeben werden bey obgemelter buß.

Eyn Schaffmagen sol vber das gantz jar durch auß nit höher dann umb drey pfenning gegehen werden/bey der buß von einem yeden vberfaren stück zwey Pfundt newer haller/mit sambt der feyer.

(Die Größe des bedruckten Blattes, N. 586 der Culemannschen Sammlung, beträgt 325 : 235 mm.)

Ich will auf Einzelheiten dieser Nürnberger Polizeiverordnung diesmal nicht eingehen; einstweilen möge seine Bekanntgabe genügen. Verwandtes soll gelegentlich folgen. K. SUDHOFF.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Archiv für Geschichte der Medizin

Band I | Oktober 1907 | Heft 2

Dr. Theodor Tronchin.

Von

Dr. A. Geyl.

Mutmaßlich schon in der ersten, ganz sicher aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden, wie ich in einer früheren Abhandlung nachgewiesen habe, in Holland, zur Entwickelung eingekeilter Kindesköpfe, von verschiedenen Geburtshelfern stumpfe, nicht scharfe oder schneidende Instrumente in Anwendung gezogen. Ob man in jener Zeit sich einer Zange oder eines Hebels bediente, darüber wage ich nicht mich mit Bestimmtheit auszusprechen. Nicht unwahrscheinlich kommt es mir vor, daß man im ersten Anfang ausschließlich das erstgenannte Instrument verwendete und erst späterhin das zweite kennen lernte, daß aber zuletzt der Hebel ganz an die Stelle der Zange trat, namentlich bei jenen Geburtshelfern, welche als Roonhuyser weltbekannt geworden sind. Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß letztgenannte nicht nur erklärten, daß der Hebel das beste Werkzeug sei, sondern daß sie ihn auch tagtäglich in der Praxis brauchten. In Anbetracht der falschen und verleumderischen Berichte hinsichtlich der Unwissenheit und Geldgier dieser Herren, verweise ich auf meine Abhandlung: „De Geschiedenis van het Roonhuysiaansch geheim". Hier will ich mich beschränken auf die Erklärung, daß sie wirklich gute und tüchtige Praktiker gewesen sind und aus der Bekanntgabe ihres speziellen Instrumentes ein Geschäft, ein Monopol gemacht haben, wie es freilich in jenen Zeiten in der Medizin mit allerhand anderen Geheimmitteln und Handgriffen gebräuchlich war. Und weil sie ihr Geheimnis peinlich und pünktlich zu hüten und innerhalb eines kleinen Kreises, in dieser Hinsicht sehr bewährter Personen zu bewahren verstanden, konnten sie den Preis für die von ihnen zu leistenden Dienste zwar nicht beliebig hoch stellen, aber doch in gewissen Fällen sehr hoch normieren. (Man hat behauptet, daß sie bis zu 1000 Gld. ausbezahlt bekamen.) Was ihre Anzahl anbetrifft,

so waren in Amsterdam zu gleicher Zeit niemals mehr als vier Eingeweihte. Dies war z. B. der Fall, als am 30. Januar 1746 die Verordnung erlassen wurde, daß „keine sonstigen Personen sich in Zukunft unterstehen dürften, als Geburtshelfer schwangeren Weibern während der Kindesnöte beizustehen, außer denjenigen, welche dazu fähig erklärt worden wären und nach vorhergehendem Examen (abzuhalten vom Collegium medicum nebst dem Praelector Anatomiae) von den Bürgermeistern besonders zu diesem Amte als Hebarzt ausdrücklich autorisiert werden würden".

Gemäß dem Vorschlag des Collegium medicum wurden mit spezieller Genehmigung der Obrigkeit ohne Prüfung zur geburtshilflichen Praxis zugelassen drei als *Roonhuyser* bekannte Chirurgen. Zudem wurde bei der Prüfung der Kenntnis des Roonhuyserschen Geheimnisses eine entscheidende Bedeutung beigelegt derart, daß Examinatoren den Bürgermeistern ein ablehnendes Urteil abgaben, wenn es Kandidaten galt, welche nicht in das Geheimnis eingeweiht waren, trotzdem deren sonstige Kenntnisse nicht unzulänglich waren. Sie wußten sogar durchzusetzen, daß in dem Zulassungsakt des Rathlauw eine Klausel eingeschaltet wurde, welche ausdrücklich feststellte, daß er mit diesem köstlichen Hilfsmittel unbekannt war.

Im ganzen haben sich während der drei Jahre, in welchen dieses Gesetz seine Gültigkeit hatte, drei Personen für das Examen gemeldet. Nur einer derselben, Reynier Boom, kannte das Geheimnis und bestand gut; der übrigens nicht unfähige und ungeschickte Rathlauw wurde wegen seiner angeblichen Unkenntnis jenes Hebels zurückgewiesen, späterhin aber, als er durch Wort und Schrift gezeigt hatte, mit anderen, den Hebel vertretenden Instrumenten nicht ganz unvertraut zu sein, wurde er bedingungsweise als Hebearzt zugelassen, während David Eckhart, der auch noch später, nach dem Jahre 1749, wiederholentlich beim Examen durchfiel, seiner mangelhaften Bildung und allgemeinen Unwissenheit wegen zurückgewiesen wurde.

Durch dies Gesetz wurden jedoch althergekommene Rechte der Amsterdamer Chirurgen, denen es bis zu jener Zeit freigestanden hatte, die geburtshilfliche Praxis nach eigenem Belieben zu treiben oder zu unterlassen, auf schonungslose Weise verletzt. Es ist deshalb begreiflich, daß letztere ihrem Ärger und Unwillen in zahlreichen Broschüren und Bittschriften Ausdruck gaben. Ebensowenig darf es Wunder nehmen, daß das Collegium medicum von allen Seiten angegriffen und, wie Osiander zu behaupten wagt, „dergestalt

verunglimpft wurde, daß weder der Rhein, noch die Amstel den angehängten Schandfleck je abwaschen wird". Ich habe zu beweisen vermocht, daß es nicht Geldgier war, sondern die bekannte Animosität zwischen Doktoren und Chirurgen, welche damals in aller Herren Ländern gang und gäbe war, welche die betreffende Korporation dazu führte, die städtische Regierung zur Einsetzung der gerügten Verordnung zu veranlassen.

Diese brachte ihr keinen Heller Gewinn und die Herren haben nicht einmal angehalten um die besondere Qualifikation ihres Kollegen, des Dr. Tronchin, als Hebearzt, des *einzigen* ihrer Mitglieder, welches das Geheimnis kannte und es zu seinem eigenen finanziellen Vorteil hätte ausnutzen können. Weniger uneigennützig waren die drei Roonhuyser Chirurgen, welche sich die ihnen von den Bürgermeistern geschenkte Auszeichnung als qualifizierte Hebeärzte sehr gern gefallen ließen: sie haben ihre Standesrechte dem lieben Golde geopfert.

Deren einer, Andries Boekelmann, war es, der während einer Krankheit, wobei ihm der Dr. Tronchin Beistand leistete, letzterem das Geheimnis unter den gewöhnlichen Bedingungen peinlicher Verheimlichung entdeckte. Von den Bedingungen selbst wird nirgends etwas Genaueres mitgeteilt; ebensowenig, ob und wieviel es dem Dr. Tronchin gekostet hat. Der sehr unwahrscheinliche Bericht des Rathlauw, „daß er in der Bürgermeisterkammer angezeigt hat, daß einer der Apothekerobmänner dieses Geheimnis für 25 Gulden gekauft habe", entbehrt jedweder Begründung, und der Verfasser selber scheint sogar anderenorts der Meinung zu sein, daß seine Angabe keinesfalls auf Tronchin bezogen werden kann. Wie dem auch sei, es ist meine feste Überzeugung, daß Boekelman dem großen, früher von mir nicht genügend gewürdigten, mächtigen Einfluß unterlegen ist, welcher Tronchin allen Personen gegenüber, mit denen er in Verbindung trat, zu eigen gewesen zu sein scheint. Jedem, der das große, mit vielen unveröffentlichten Dokumenten ausgestattete und deshalb viele neue Gesichtspunkte bietende Buch, das Henry Tronchin im vorigen Jahre seinem berühmten Ahnen widmete, gelesen hat, drängt sich als unabweisbare Folgerung die Überzeugung auf, daß unser Doktor seine ganze Umgebung und namentlich seine Patienten völlig faszinierte.

Aus einem altpatrizischen, den regierenden Familien Genfs angehörenden Geschlecht stammend, wurde der 14jährige Knabe, so-

bald er seine gymnasialen Studien absolviert hatte, ins Album academicum der Universität seiner Geburtsstadt eingeschrieben. Das Studium der Gottesgelehrtheit, wozu man ihn bestimmt hatte, bot nur wenig Anziehendes für ihn. Und weil sein Vater, der Bankier war, in einen finanziellen Krach mit eingezogen wurde und falliert war, wurde der Entschluß gefaßt, daß der Sohn ins Ausland wandern und dort sein Glück versuchen sollte. Er zog nach England zu seinem Neffen Lord Bolingbroke, der, jammerschade für ihn, bei seinem König in Ungnade gefallen war und ihn zwar herzlich aufnahm und sogar mit hochangesehenen Literaten, wie Pope und Swift, in Verbindung brachte, aber nicht den Schutz verleihen konnte, welcher vom jungen Glücksritter um seiner Karriere und weitreichenden Wünsche willen am meisten begehrt wurde. Er verließ deshalb nach kurzer Zeit das gastfreie Dach seines Verwandten und siedelte nach der Universität von Cambridge über, wo er nach einiger Überlegung die Medizin zu seinem Studienfach erwählte. Aber auch dort scheint er nicht gefunden zu haben, was er suchte. Schon ein Jahr später reiste er nach Holland, wo er in Amsterdam Verwandte (die Tronchins de Breuil) fand und wo in Leiden der berühmte Boerhaave aus allen Ländern eine Anzahl von Schülern an sich zog. Auch er reihte sich ihnen an und verstand es, die Gunst des großen Meisters auf sich zu ziehen. Kaum war er zwei Jahre dort, als eine wenig bedeutende Inauguraldissertation ihm bereits am 22. August 1730 den Doktortitel verschaffte. Schon vier Tage später wurde er „poorter“ (Bürger) der Stadt Amsterdam und nach weiteren zwei Monaten, am 31. Oktober, wurde er „nach der Vorzeigung seines Diplomas und Bürgerzettels als praktischer Doktor immatrikuliert“. Bald erfreute er sich, dank nicht nur der Empfehlung und der Unterstützung Boerhaaves, sondern auch seiner eigenen persönlichen Eigenschaften, einer großen, ausgebreiteten und hochangesehenen Praxis. Und nachdem er im Jahre 1740 die nicht schöne, aber wohlhabende Tochter Helene des einflußreichen Amsterdamer Schöffen und Ratsherrn de Witt geheiratet hatte, wurde er bald darauf am 30. Juni 1741 „anstatt des verblichenen Dr. Daniel van Buren zum Inspector Collegii medici ernannt“.

Trotz seiner Ehe mit einer bemittelten Frau aus ansehnlicher Familie und trotz seinem unbestreitbaren Erfolge in der Praxis, scheint er sich doch nie in Holland recht zu Hause gefuhlt zu haben. Er konnte sich mit den Männern und Gewohnheiten des Landes nicht befreunden und sehnte sich mutmaßlich nach mehr

Ruhm und höherem Ansehen, als ihm je in Amsterdam zufallen konnte. Ob es wahr ist, was HENRY TRONCHIN versichert, daß „l'aversion, que Mme. TRONCHIN éprouvait pour la forme du gouvernement, que s'était donnée sa patrie, contribuait à détacher le docteur de la Hollande", kann ich nicht mit Bestimmtheit verneinen. Ich kann nur mitteilen, daß diese Dame sich dem Statthalter gegenüber nicht ganz korrekt verhalten zu haben scheint. Prof. KRÄMER machte mich auf folgende Äußerung aufmerksam, welche sich in den von ihm herausgegebenen Denkschriften G. J. HARDENBROEKS befindet: „Wird dem Sekretär DE BACK ein wenig früher (also vor 1. März 1748) von Rotterdamern vorgeworfen, falsche Pässe abgegeben zu haben. Dieses ist von seiner Hoheit allein revoziert worden." HARDENBROECK wußte also offenbar ganz genau, daß der Statthalter geschrieben hatte, daß er sehr empört war wegen dieser Bezichtigung seines Sekretärs, „der uns während der Zeit von ungefähr 20 Jahren mit distinguierter Treue und Ehrlichkeit gedient und dessen andauernder Treuherzigkeit und Integrität wir ganz und vollkommen sicher und gewiß sind", der dennoch „fähig gewesen sein sollte, in unserem Namen falsche Paßporte auszugeben" usw., und daß er (der Statthalter) deshalb verspricht, in Erwartung, daß auch die Justiz ihre Pflicht nicht versäumen wird, „eine Belohnung von 1000 silbernen Dukaten" zu geben „allen denjenigen, welche den oder die Anstifter der vorgenannten verleumderischen Erfindungen oder diejenigen, welche dieselben verbreitet haben, ans Licht bringen und anzeigen derart, daß alle oder einer derselben der Justiz überliefert werden". Nichtsdestoweniger läßt HARDENBROEK seinem Bericht hinsichtlich DE BACK sofort folgen: „Madame TRONCHIN gesteht ein, derartige Briefe empfangen zu haben: ist deswegen aber nicht reprochiert." Für wen und wofür diese Pässe gebraucht worden sind, habe ich nicht ausfindig machen können. Ich fahre also fort in meiner Erzählung.

Im September 1754, als er sich meines Erachtens in der Affaire des ROONHUYSESchen Geheimnisses sehr arg kompromittiert hatte, sucht und findet TRONCHIN, welcher seine Kinder schon früher ins Ausland geschickt hatte, Gelegenheit, mit seiner Frau Amsterdam heimlich zu verlassen, ohne sich von Freunden oder Bekannten zu verabschieden oder ein Amt niederzulegen, das seine Gegenwart jeden Augenblick erfordern konnte. Er hatte sich nach Genf, seinem Geburtsort, geflüchtet. Hier ließ er sich häuslich nieder und in Bälde verbreitete sich die Mär, daß er allerhand glänzende An-

erbietungen fürstlicher Höfe von Holland und Petersburg ausgeschlagen hätte, damit er sein weiteres Leben in Genf verbringen und dieser Stadt seine Kräfte widmen könnte. Hier sparte man keine Mühe, eine solche Berühmtheit festzuhalten. Die Fakultät, das außerhalb der Universität stehende Kollegium von Doktoren, Chirurgen und Apothekern, das die Examina abhielt, welche den neu angekommenen Kollegen, die sich der Praxis widmen wollten, auferlegt waren, hatte beim städtischen Rat um die Erlaubnis gebeten, den berühmten Doktor vom gesetzlichen Examen zu befreien. Tronchin selber aber vereitelte ihre guten Absichten; er verlangte mehr, er wünschte über die Fakultät gestellt zu werden und, unterstützt von seinen Freunden, wußte er heimlich, entgegen dem Wunsche seiner Kollegen, durchzusetzen, daß ihm der einzige, schon längere Zeit unbesetzte medizinische Lehrstuhl der Universität seiner Vaterstadt anvertraut wurde. Und als er endlich nach Beseitigung vieler Hindernisse einen für seine Vorträge geeigneten Saal gefunden hatte, trat er seine Vorlesungen an, von denen Condorcet das Zeugnis ablegte: „Applaudies par les philosophes, ces leçons furent critiquées par les médecins." Die Praxis nahm ihm zuviel Zeit und ruhige, dem Studium zu widmende Stunden blieben ihm nicht übrig. „Une clientèle toujours plus absorbante", sagt sein letzter Historiograph, „de fréquents séjours à l'étranger ne permirent pas à Tronchin à se consacrer tout entier à l'instruction de quelques aspirants chirurgiens et de quelques étudiants en médecine." Und es ist Tatsache, daß ihm von allen Seiten Patienten zuströmten und er tagtäglich brieflich konsultiert wurde, während er wiederholentlich ins Ausland zog, nach Frankreich und Italien, hochgestellten Personen medizinischen Rat zu erteilen oder Kinder von fürstlichem Blute zu impfen. Denn er, der schon in Holland die Impfung eingebürgert haben sollte, tat sich in seiner neuen Wohnstätte als der „Inoculateur par excellence" hervor und ließ sich in dieser Qualität von Voltaire und dem großen Publikum feiern. Wirklich soll er mit seinen Operationen sonderlich glücklich gewesen sein, was er selbst den Vorsichtsmaßregeln verdankt haben wollte, welche er vor und während der Kur zur Kräftigung des Widerstandsvermögens der Patienten veranstaltete. Aber wieviel Übertreibung in den ihm zugemuteten Leistungen steckt, geht am besten aus der Mitteilung seiner Zeitgenossen hervor, daß Tronchin selbst erklärt hatte, nicht weniger als 20000 Impfungen ohne einen einzigen üblen Zufall ausgeführt zu haben.

Endlich, als die politischen Verhältnisse sich ganz zuungunsten der herrschenden Oligarchie gestalteten und auch Tronchin, wie die übrigen regierenden Familien, seine frühere Macht und Ansehen bedroht sah, emigrierte er im Jahre 1766 nach Paris, wo seiner das Amt eines Leibarztes des Herzogs von Orléans wartete und er seine geräuschvolle Praxis im Zentrum selbst, woher sie ihre Nahrung bezogen hatte, fortsetzen konnte.

Auch hier isolierte er sich von seinen eigentlichen Kollegen und hatte einen unglaublichen und ungekannten Zulauf von Patienten und erwarb sich einen machtigen sozialen Einfluß. Dies alles nahm erst ein Ende mit seinem Tode, der ihn am 30. November 1781 in seinem 72. Lebensjahre nach kurzer Krankheit überfiel.

Der Herzog von Orléans soll ihn wie ein Bruder beweint haben und eine große Menge armer Leute der Trauerkutsche ihres Woltäters gefolgt sein. Dieser, wie Fernay es ausdrückte, „savant médecin pour les gens du monde, parfait homme du monde aux yeux des médecins“ war meiner Überzeugung nach nicht der vortreffliche Mensch und Gelehrte, welchen viele Autoren in ihm gesehen haben und wofür noch neulich Henry Tronchin ihn ausgegeben hat.

Klassisch gebildet, belesen und beredt, geistvoll, lebhaft und anregend im Gespräch war dieser ehrgeizige Aristokrat mit seiner imponierenden Gestalt und hofmännischen Art, der sein Glück machen wollte und die Mittel, welche dazu führten, sogar wenig nette, nicht verschmähte und mit Geschick in Anwendung zu ziehen verstand, besonders geeignet und in gewissem Sinne zugeschnitten für die Rolle, welche er in der medizinischen und sozialen Welt der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts gespielt hat. Und in der Tat, er hat eine Rolle gespielt und war obendrein ein vortrefflicher Spieler, einer, der sein Publikum nie aus dem Auge verlor. Er gab sich nicht nur mit gutem Erfolg für den meist geliebten und besten Schüler des Boerhaave aus, sondern auch für den Arzt, der alles wußte und es allein wußte. Medizinische Ethik sucht man bei ihm vergeblich. Er ist der harte, unbarmherzige Kritiker seiner Kollegen, aber nicht in öffentlichen Schriften, welche widerlegt werden konnten, sondern in täglichen Gesprächen und zahllosen Briefen, welche letzteren, seinem eigenen Geständnis gemäß, soviele Zeit in Anspruch nahmen, daß er von allen ernstlichen Studien Abstand nehmen mußte, aber die erwünschte Wirkung nicht verfehlten, weil sie überall und immer dem Geiste und dem Geschmack

des Publikums Rechnung trugen. Und während er den Doktoren aus Genf und Paris kalt und unfreundlich gegenübertrat, suchte er das Wohlwollen und die Freundschaft der französischen Chirurgen, welche er gewiß nicht höher geachtet haben wird, als ihre holländischen Kollegen, aber deren Huldigungen er freundlich und entgegenkommend in Empfang nahm.

Dieser Doktor, der schon im ersten Anfang seiner Laufbahn in einem großen Rufe stand, hat nie Beweise abgelegt von der Kenntnis und den übrigen wissenschaftlichen Eigenschaften, welche ihm von vielen Seiten zugeschrieben worden sind.

Nicht zu leugnen ist, daß seine am 22. August 1730 verteidigte Dissertation „De nympha", welche sechs Jahre später zugleich mit der Schrift des de Neufville „De membrana allantöide" wieder aufgelegt ist, jetzt den pompösen Doppeltitel führend „περὶ τῆς νύμφης seu de clitoride", eine gewisse literarhistorische Bedeutung hat, aber im übrigen enthält sie wenig ernstlich-wissenschaftliche Kritik und nicht eine Spur eigener Untersuchungen. Auch sind die Beobachtungen, welche er in seinem „De colica pictonum" zum besten gibt, so fragmentarisch, so unmethodisch und oberflächlich, so wenig wissenschaftlich beschrieben, es werden dazu in dieser Broschüre ohne Kritik so viele verschiedenartige Affektionen in einen und denselben Topf geworfen, daß es mich gar nicht Wunder nimmt, von Henry Tronchin zu erfahren, daß einer der guten Freunde des Doktors, Charles Bonnet, an Haller schrieb: „Je ne puis revenir de ma surprise, qu'un homme, qui jouit de la réputation dont jouit M. Tronchin, l'ait ainsi compromise dans une brochure, etc." Haller traf den Nagel auf den Kopf, als er antwortete: Dem Tronchin sei das Schreiben eines Buches eine zu ungewohnte und ungeläufige Sache. „Il sortait de sa sphère ordinaire, qui est d'agir." Namentlich wenn dies das Auftreten in und gegenüber dem Publikum bedeuten soll. Darin hat er sich als Virtuose, als Meister gezeigt und dem verdankt er es, „qu'il peut être considéré comme un des premiers médecins de l'Europe au dix-huitième siècle après Boerhaave et peut-être même son rival en célébrité. Il ne fut pas seulement le médecin à la mode, celui dont tout Paris assiégeait la porte, celui qui n'a qu'à parler pour être aussitôt obéi, il fut une puissance, une des figures les plus saillantes de son époque."

In Wirklichkeit wird hier kein einziges Wort zu viel gesagt. Alle Blaublütigen, Fürsten, Prinzen und ordinäre Adelsleute, und alles, was einen Namen hatte auf dem Gebiete der Kunst und



Wissenschaft, rang um seine Gunst und medizinischen Beistand. Er verweigerte sogar eine persönliche Konsultation dem Bruder des „alten Fritz“ und wußte letzteren mit brieflichem Rat zufriedenzustellen. Es war ihm namentlich viel daran gelegen, den französischen Hof nicht zu verstimmen. Niemand, der seine Launen nicht duldete, das Joch nicht trug, das er ihm auferlegte. Sogar Voltaire scheint sich ein wenig vor ihm gefürchtet zu haben. Allein Rousseau hat sich ihm nie beugen wollen und sich nie von ihm durch Schmeicheln betören lassen. Wie viele Mühe er auch verwendete, ihn als Patienten zu bekommen, er hat nie seinen Zweck erreicht. Jean Jacques verhielt sich immer sehr höflich, sogar wenn er ihm Vorwürfe zu machen hatte, aber von den wiederholentlich und dringend angebotenen Diensten hat er nie etwas wissen und seinem Rate nie Gehör schenken wollen. Tronchin, der gern den Gönner und Prediger spielte und sich in allerhand Sachen mischte, die ihm nichts angingen, stand Rousseau ebensowenig an, als dieser ihm selbst, und allmählich wurde der Zustand zwischen den beiden immer gespannter, bis endlich ein formeller Streit entbrannte, dessen letzten und tiefsten Grund man wohl mit Unrecht allein und in erster Linie bei Rousseau gesucht hat. Gewiß hat der Doktor den Schriftsteller ebenso bitter und leidenschaftlich gehaßt, als dieser ihn, aber mit besserem Erfolg ihn bekämpft und verfolgt. Es war kleinlich von Tronchin, daß er, der seinen Gegner als einen genialen Schriftsteller, aber als einen schwachen, kranken Menschen gesehen haben wollte, nicht nur seine Bücher mit verketzerte und verbrannte, sondern auch und vor allem, daß er die Mär von der Aussetzung seiner Kinder, wenn nicht erdacht, so doch sie verbreiten half. Oder sollte man wirklich glauben können, daß der reaktionäre Aristokrat und der Gefühlsmensch, als den er gern sich aufspielte, unter der Herrschaft eines gewissen Prinzips handelte, als er in dem Verfasser des „Émile“ und des „Contrat social“ eine Gefahr der Gesellschaft erkannte und einen Widerspruch entdeckte zwischen der von dem Schriftsteller gepredigten Moral und dem von dem Menschen geführten Leben? Wie dem auch sei, ohne Zweifel hat er Rousseau tief gekränkt und sehr ungerecht verurteilt.[1]) Aber

[1]) Wenn man in Betracht zieht, daß in der letzteren Zeit behauptet worden ist, daß Grimm, der ein guter Bekannter des Tronchin war, wenigstens Briefe mit ihm wechselte, die Gedenkschriften der Madame d'Epinay gefälscht hat, und daß der Doktor selber nach Vermögen mitgearbeitet hat an der schlechten Reputation des

auch die Schriften des letzteren verfehlten ihre Wirkung nicht. Dadurch wurde nicht nur die Macht und das Ansehen, sondern die ganze soziale Lage des Tronchin wie auch der übrigen Stützen der Genfer Oligarchie ins Wanken gebracht. Und wir brauchen uns nicht zu wundern, daß er es im Anfange des Jahres 1766 für geboten hielt, nach Paris überzusiedeln.

Hier konnten seine großartigen sozialen und weiteren, etwas eigentümlichen Eigenschaften sich voll entfalten, hier trieben sie die üppigsten Blüten. Nicht nur le Tout-Paris bestürmte sein Sprechzimmer (man machte Queue vor seinem Hause) oder bat ihn um brieflichen Rat (denn er behandelte auch Patienten ohne sie gegesehen zu haben und verbrachte den größten Teil seiner Abende mit solchen medizinischen Korrespondenzen), aber, wie in der schon zitierten Nouvelle Biographie mitgeteilt wird: „On le consultait de tous les pays l'Europes, les femmes surtout raffolaient de lui ... et l'on doit convenir qu'il justifiait l'engouement général par son heureuse physionomie, ses manières nobles et gracieuses, sa conversation délicate et polie, à laquelle une teinte d'indépendance républicaine ajoutait un nouveau charme." Und hätte man hinzufügen können, durch seine meisterhaften Briefe, worin er sich als den Messias einer neuen, heilbringenden Therapie ausgibt. Es ist eine Art Naturheilkunde, bei der Diät, Bewegung, kalte Bäder usw. die Hauptrolle spielen und welche er mit Talent und Überzeugung seinen Patienten aufzudrängen verstand. Wie viele Übertreibung und Reklamesucht aber in seinen Vorschriften steckte, begreift man sofort, wenn man seinen Geschichtschreiber und Lobredner erzählen hört: „Le monde s'en mêla, on imagina les tronchines, robes courtes et sans paniers. Le mot ‚tronchiner' devint usuel dans le beau monde." Der Doktor hatte seine Absicht, die meist beobachtete und beachtete Person der medizinischen Welt zu sein, vollkommen erreicht. Und man darf sich nicht wundern, daß man seinem Auftreten die komische Seite abzugewinnen versuchte und sich lustig darüber machte.

L'on dit: Tronchin m'a dit cela,
Tronchin par-ci, Tronchin par-la;
Tronchin pour une défaillance
Me prescrit d'aller en Provence;
Tronchin m'ordonne le savon,
Le foin, l'avoine, le chardon;
Enfin Tronchin est admirable,
Délicieux, incomparable,
Auprés de lui tous nos docteurs
Ne sont que de vrais radoteurs.

Rousseau, so leuchtet es von selbst ein, daß die heutigen Anschauungen hinsichtlich des Charakters und der Krankheit des Schriftstellers einer gründlichen Revision bedürfen.

Oder man gibt den armen, in die Enge getriebenen Doktoren selbst das Wort und es heißt dann:

Vous guérissez comme un apôtre,
Vous vous exprimez comme un autre
Et tout le monde vous entend:
Vous parlez peu mais censément,
Toutes vos raisons sont sensibles,
Vos recettes intelligibles
A l'hipocondre, aux vaporeux,
Sans user d'aucun artifice,
Vous m'ordonnez, vous moquant d'eux,
Que la diète et l'exercice.
Pour peu que vous restiez encore,
Nous n'avons qu'à fermer boutique,
Car nous n'avons plus de pratique
Et nos malades n'ont plus d'or.

Daß Tronchin der Mammon nicht ganz gleichgültig war, er ihm sogar eine gewisse Verehrung zollte, ist ihm von verschiedenen Seiten vorgeworfen worden. Collé, der ihm zwar nicht freundlich, aber doch auch gewiß nicht feindlich gesinnt war, schreibt in Hinsicht auf die erste Reise nach Paris, welche der Doktor im Jahre 1756 antrat: „Il a fait ici la médecine comme un pirate, recevant de toutes mains, donnant des ordonnances qui ne pouvaient faire ni bien ni mal, mais prenant toujours les louis d'or de nos badauds, n'examinant point, ne suivant point ses malades, les abandonnant même comme un malhonnête homme ... Il a emporté de ce pays un argent immense. Jamais médecin n'a eu une vogue pareille, c'était une fureur, il y entrait du fanatisme."

Nach alledem möchte ich doch nicht gern unterschreiben, was viele Jahre später der nämliche Collé als Ansicht ausgibt, welche „bien des gens" über ihn hegten: „Le docteur s'est fureusement barbouillé dans l'histoire de la Dauphine. Ce marchand de galbanon est un homme faux, peu savant, insensible, très avare et qui tire à la considération et à l'argent per fas et per nefas."

Auch ich schätze seine Wissenschaft nicht hoch und mißtraue seiner wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Aber ich jauchze ihm Beifall zu, wenn er mit einer guten Dosis Hygiene den Kampf aufnimmt wider das sinnlose Medizinschlucken jener Tage. Das war ein großes, vielleicht sein einziges Verdienst, das nicht zu niedrig angeschlagen werden darf, ob man ihn auch gleich nicht zu glauben braucht, wenn er im Jahre 1778 an Bonnet schreibt: „Je ne vous cache pas, que j'ai été très satisfait d'avoir opéré dans cette grande ville une révolution dans la médecine dont on me sait gré."

Eben daraus, daß es ihm, der solch einen unermeßlichen Einfluß auf seine Umgebung übte, nicht gelungen ist, eine derartige

Umwälzung in der Therapie zustande zu bringen, geht besser als aus vielen Worten hervor, daß er immer dem Scheine geopfert, die Schale für den Kern genommen hat. Durch Scheinwissenschaft, durch stattliches und vornehmes Auftreten, durch Großtun, durch große Worte und Verdächtigungen seiner Kollegen hat er das Zutrauen des großen Publikums an sich gezogen, durch, wie CONDORCET es ausdrückte, „l'estime de BOERHAAVE, des succès soutenus", welche er hoch und laut ertönen ließ, „et ce don secret que la nature lui avait donné d'obtenir la confiance".

Diese Hochachtung BOERHAAVES ist wirklich dem TRONCHIN kein leeres Windei gewesen; in der Tat scheint jener ihn sehr hoch gehalten zu haben. Wenigstens lese ich in VON DER AAS Wörterbuch, daß der holländische HIPPOKRATES gewöhnlicherweise sagte: „Er ist meine andere Zehe: in der Zukunft kann man mich um Rat fragen, ohne aus Amsterdam zu gehen." Man vergesse dabei aber nicht, daß BOERHAAVE alt und kränklich war und die Gewohnheit hatte, seine Schüler zu protegieren, während der junge TRONCHIN großen Takt besaß in seinem Verkehr mit den Leuten und auch die schwachen Seiten seines Lehrers zu nehmen wußte. Sein Geschichtsschreiber erzählt z. B. die folgende merkwürdige und sehr charakteristische Geschichte:

„Le célèbre professeur distingua bientôt, dit-on, dans son nombreux auditoire, cet adolescent de belle mine, à la taille élancée, à l'intelligente physionomie couronnée d'une chevelure opulente et accomodée avec quelque recherche." „Une si belle chevelure doit faire perdre bien du temps." „Ce propos échappé à BOERHAAVE fut rapporté à TRONCHIN, qui courut aussitôt de faire couper les cheveux. Le professeur augura bien de ce prompt sacrifice."

Mir will es vorkommen, als ob der jugendliche TRONCHIN sich hier als ein würdiger Schüler seines Neffen BOLINGBROKE zeigte und als gewandten Diplomaten, der nötigenfalls eine Bratwurst nach einer Speckseite zu werfen wußte. Und später hat er nie sein eigenes Interesse nur einen Augenblick aus dem Auge verloren. Dessen bin ich innerlich überzeugt.

Oder war ich unredlich, als ich beim Skizzieren seines Porträts die dunkeln Nuancen schärfer hervortreten ließ, als seine Biographen es bisher getan? Und beleuchtete ich die Tatsachen verkehrt, als ich seinen hervorragenden sozialen Eigenschaften den Glanz und Schimmer nahm, wodurch seine Zeitgenossen sich blenden ließen, und sie auf ihren eigentlichen Wert zurückführte, daß ich darin

lauter Waffen gesehen habe, welche dem eigenen Interesse dienstbar gemacht wurden, dasjenige anderer aber nicht selten schädigten? Ich bin dieser Meinung nicht, und meine eigenen Untersuchungen hinsichtlich der Laufbahn Tronchins in Holland, welche sein letzter Biograph *unbegreiflicherweise* nahezu gänzlich ignoriert, stärken mich in dieser Überzeugung.

Oder soll das scheinbar Unmögliche dennoch geschehen sein und der Doktor sich nie mündlich oder brieflich geäußert haben über den wirklichen Anteil, den er selbst an der Affaire des Roonhuyseschen Geheimnisses genommen hat? Wäre das der Fall, so wird die Rolle, welche er dabei gespielt hat, noch mißlicher und bedenklicher gewesen sein, als ich aus den mir zu Gebote stehenden Daten zu schließen Grund habe. Bevor ich diese aber des Näheren beleuchte, will ich noch einige von Henry Tronchin hinsichtlich des Aufenthaltes des Doktors in Holland mitgeteilte falsche Vorstellungen und Ungenauigkeiten hervorheben und berichtigen.

Die überall verbreitete und auch bei Henry Tronchin wieder sich findende Angabe, als sollte er in den letzten Jahren Decanus oder Praeses Collegii medici gewesen sein, ist wider die Wahrheit.

Wer zum Inspector Collegii ernannt wurde, erhielt diese Würde sein ganzes Leben hindurch, und von den drei Doktoren, welche mit zwei Apothekern das Kollegium ausmachten, war derjenige, der am längsten Mitglied gewesen war, suo jure oder gewohnheitsmäßig der Decanus. Im Jahre 1753 aber war an die Stelle des Dr. S. Sullyn, der dem im Jahre 1747 zurückgetretenen Prof. Röell nachgefolgt war, der Dr. Johannes Hanedoes getreten, welcher bis zu seinem Tode, also lange nach der Abreise des Tronchin, das Dekanat verwaltet hat.

Ebensowenig sind Gründe auffindbar zur Stütze der Behauptung, daß unser Doktor der allgemein anerkannte Primus inter pares seiner Kollegen gewesen sein sollte. Mir kommt es vor, als sei Tronchin selber der Entstehung dieser Vorstellungen, welche dazu angetan waren, ihn auf ein Piedestal zu erheben, nicht ganz fremd gewesen. So ist z. B. nicht ein einziges Wort wahr von der ganzen Geschichte, welche schwerlich irgendwo anders her als aus dem Kopfe Tronchins gekommen sein kann und darauf hinausläuft, daß „la régente lui proposa la place de premier médecin du Stadhouder Guillaume V, qui, âgé de trois ans avait succédé à son père mort en 1751“, und es ist jedwedem, der die damaligen Verhältnisse in

Holland kennt, geradezu unverständlich, daß man in Genf der Prahlerei Glauben zollen konnte, „que la Régente, pour le retenir, le pressait d'accepter une pension de quinze mille florins, somme considérable pour l'Époque".

Die Korrespondenzen und Akten des königlichen Hausarchivs aus dem Jahre 1747 bis zu und in und sogar nach dem Jahre 1754, welche der Herr Direktor Prof. Krämer so freundlich war, mich durchlesen zu lassen, enthalten nichts, sogar nicht eine einzige Anspielung auf Tronchin. Dagegen liefern sie aber den Beweis, daß dem Leibarzte des Prinzen von den „Staten-Generaal" „zehnhundert Gulden als ordinäres und extraordinäres Traktement" zugesprochen wurde mit einer Vermehrung von f. 100 behufs seines Bedienten und, wenn er im Felde war, einer monatlichen Zulage von f. 50, während „am 24. Oktober 1747 von den Hochmögenden Herren gutgefunden ist, daß in der Qualität von Doctor Medicinae der Person des obengenannten Prinzen von Oranien (Wilhelm IV.) kommittiert und angenommen werden soll der Prof. Medicinae aus Leyden, Fredericus de Winter", der erst neulich sein Amt angetreten hatte und sich eines großen Rufes von Geschicklichkeit und Gewandtheit erfreute. Der nämliche Gelehrte wurde nach Bericht des gewissenhaften Geschichtsschreibers der Leydener Hochschule, Prof. Suringar, ein Jahr später zum Leibarzt des neugeborenen Prinzen Willem V. ernannt, während die Akten des königlichen Hausarchivs, datiert 13. November 1760, mitteilen, daß „Prof. Winter, Leibarzt seiner Hoheit" verstorben und an seiner Stelle gegen den selbigen jährlichen Gehalt der berühmte Leydener Prof. David Gaubius eingesetzt war. Dessen Honorar wurde schon nach einigen Wochen aus der eigenen Thesaurie des Prinzen um f. 500 vermehrt, während später, am 29. März 1776, wieder f. 800 aber jetzt von den Staaten hinzugefügt wurden. Daß letztere Vermehrung von dem Prinzen gewünscht wurde und durchgesetzt worden ist, geht hervor aus einem noch aufbewahrten, eigenhändigen Zettel, den er seinem Sekretär schrieb: „Il faudra une lettre à la Commission pour donner 500 fls. d'augmentation au Professeur Gaubius."

Es ist also klar und deutlich, daß die Stelle eines Leibarztes des Statthalters schon von der Geburt des Prinzen an besetzt gewesen und deshalb weder im Jahre 1751, noch im Jahre 1754 vergeben werden konnte. Und wenn die Gouvernante mit den Diensten des de Winter unzufrieden gewesen wäre und letzteren durch Tronchin hätte ersetzen wollen, so hätte sie dies nie verheimlichen

können, weil sie sich zur Verwirklichung ihres Wunsches an die Staaten zu wenden hatte, welche nicht nur die Ernennung gutheißen, sondern auch bestätigen mußten. Aber wer des weiteren in Betracht zieht, daß der höchste Gehalt, der je ausgezahlt worden ist und wozu noch dazu der Prinz aus eigenem Schatze beizutragen hatte, f. 2000 belief, wird mir leicht beipflichten, daß die Annahme eines jährlichen Gehaltes von f. 18000 unbedingt und ganz fallen gelassen werden muß und der Dr. Tronchin sehr wahrscheinlich fabuliert hat.

Ebensowenig kann ich annehmen, wenn nicht authentische Akten den unwiderlegbaren Beweis dafür bringen, daß er von dem Hofe zu St. Petersburg berufen worden ist gegen ein von ihm selbst festzusetzendes Honorar. Ich weiß aus den mir bekannten Berichten hinsichtlich der Übersiedelung der beiden de Gorter (Vater und Sohn) nach dem russischen Hofe, daß man dort zwar sehr freigebig war, aber dennoch seine Ausgaben kontrollierte und nicht das Geld aus dem Fenster hinauswarf. Und was soll man sagen von der Angabe Condorcets und la Condamines hinsichtlich der Verdienste Tronchins in bezug auf die Impfung in Holland. Auch hier ist Vorsicht geboten und werden wir der gewohnten Übertreibung des Doktors Rechnung tragen müssen. Gab er nicht im Jahre 1759 dem la Condamine zu erkennen: „Je ne serais pas surpris, que ma patrie erigeât un temple à l'inoculation: elle lui doit bien des obligations." In so einer Erinnerungshalle hätte das Bild des Tronchin, der die Impfung in Genf eingeführt haben sollte, natürlicherweise nicht fehlen dürfen.

Überall, ob er am Hofe Parmas oder Frankreichs oder irgendwo anders impft, weiß er die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sich groß und wichtig zu machen. Er sollte eine neue, unfehlbare Methode erdacht und nie einen Todesfall zu beklagen gehabt haben. In bezug auf Holland wird von la Condamine, der mit Tronchin im Briefwechsel stand, am 24. April 1754 der Académie française berichtet, daß er vernimmt, *„que l'inoculation fait actuellement les plus grands progrès en Hollande* et que le docteur Tronchin, Génevois, célèbre médecin d'Amsterdam la pratique avec un tel succès, que, *sans le préjugé populaire*, qui n'est pas assez dompté, les exemples les plus illustres *l'auraient* nouvellement accréditée." Ein derartiger Bericht ist kennzeichnend, weil er höchstens dartut, daß Tronchin von sich hat reden lassen wollen, aber keinesfalls, daß die Impfung damals in unserem Lande große Fortschritte

machte. Auch die Untersuchungen des Dr. DANIELS berechtigen nicht zu der Annahme, daß, wie z. B. auch CONDORCET behauptet, TRONCHIN die Inokulation in Holland eingebürgert haben sollte. DANIELS teilt mit, daß die Blattern in den letzten Monaten des Jahres 1752 aufs neue und ziemlich heftig in Amsterdam auftauchten. TRONCHIN, der in der Zwischenzeit (nach dem Jahre 1748) keine Veranlassung gefunden hatte, die Impfung auszuführen, bemühte sich sofort, seine Klienten von der Notwendigkeit, sich inokulieren zu lassen, zu überzeugen, was ihm, ob er auch schon nicht versäumt haben wird, seinen ganzen moralischen Einfluß gelten zu lassen, dennoch gar nicht gelungen zu sein scheint. Jedermann wollte zwar, vielleicht wohl dem Ausspruch BOERHAAVES zufolge, nach der gewöhnlichen Vorbereitung seine Kinder vorbedächtlich der natürlichen Ansteckung aussetzen, aber von der Impfung wollte man nichts wissen. Auch in den Aktenstücken des Collegium medicum 1748—1752 (bis und mit 1754 kann ich hinzufügen. G.) wird ihrer keine Erwähnung getan. Kurze Zeit nachher scheint man ein wenig anderer Meinung geworden zu sein, denn die Rotterdamer Gesellschaft sagt auf S. 78: Es gibt in Amsterdam noch welche, die in der Zeit vor 1755 geimpft worden sind. Die Impfung ist also wahrscheinlich etwa im Jahre 1754 in Amsterdam sporadisch vorgenommen worden. Die erste Operation in unserem Lande aber hat wahrscheinlich schon im November 1748 stattgefunden. „TRONCHIN", so erzählt Dr. DANIELS nach dem Bericht des Dr. CHAIS weiter, „entschloß sich, als sein zweiter Sohn durch die Blattern fürchterlich entstellt worden und ihnen beinahe zum Opfer gefallen war, seinen Ältesten nach den Regeln der Kunst vorzubereiten und zu impfen. Der Patient genas glücklich, so daß dieser erste Versuch von dem besten Erfolg gekrönt wurde und *neun* andere Patienten hofften sich sofort nach Ablauf dieser Operation ebenfalls von TRONCHIN impfen zu lassen. Auch bei ihnen verlief alles nach Wunsch und war die höchste Anzahl Pocken nicht mehr als dreißig."[1])

[1]) Dr. DANIELS schreibt noch eine Erzählung THEMMENS ab, woraus hervorgeht, daß TRONCHIN einmal die Gelegenheit, einen Jenner zu werben, versäumt hat. Sie lautet: „Ob auch gleich diese Krankheit (die Kuhpocken) seit undenklichen Zeiten in der Grafschaft Gloucester bei den Bauern wie ein unfehlbares Schutzmittel wider die Ansteckung der Kinderkrankheit bekannt war; sogar hat mir der Herr CORVER HOOFT in Amsterdam noch vor kurzem mitgeteilt, daß im Jahre 1754, als der berühmte Arzt TRONCHIN zu Rate gezogen wurde, seiner Herrlichkeit die Kinderkrankheit einzuimpfen, zufälligerweise im Hause seiner Mutter ein Engländer aus

Dr. Daniels wundert sich, meines Erachtens mit vollem Recht, darüber, daß, was ich vollkommen bestätigen kann, der oben genannten merkwürdigen Tatsache, welche jedenfalls in jenen Tagen Aufsehen erregt haben und der Aufmerksamkeit der Kollegen nicht entgangen sein wird, mit keinem einzigen Worte Erwähnung getan wird in den Akten des Amsterdamer Collegium medicum, dessen Mitglied unser Doktor war. Die medizinischen Vereinigungen verschiedener Städte, auch diejenige Amsterdams, machten eben regelmäßig Aufzeichnung der stattfindenden Inokulationen und namentlich des Operateurs, welcher sie ausführte. Ist hier vielleicht wieder in der gewohnten Weise übertrieben? Ich weiß es nicht. Oder sollte ein „unangenehmes Verhältnis“ der Herren „untereinander“ im Spiele gewesen sein? Sollte Dr. Tronchin sich bereits in Amsterdam von seinen Kollegen isoliert und ihnen nichts von seinen Leistungen mitgeteilt und seine Kollegen-Inspectores „dieses Stillschweigen mit Gleichgültigkeit oder Teilnahmslosigkeit beantwortet haben?“ Dr. Daniels ist der Meinung, dies leugnen zu dürfen, weil Tronchin noch im Jahre 1757 zeigt, seine alten Freunde nicht vergessen zu haben (und er ihnen zur Begleitung eines Büchleins einen Brief schrieb, worin ich diese Wörter lese: „Amicitiae *μνημοσυνον*, tenues otii fructus, vobis minime dignos, offero.“

Meiner Meinung nach hat so ein Briefchen nicht viel zu bedeuten. Ich lege mehr Gewicht darauf, daß seine „Freunde“ es nicht beantworteten (wenigstens ich finde nirgends eine Spur von Anweisung, daß sie es getan), und daß er selber sich noch während seines Aufenthaltes in Amsterdam und später sehr kränkend und unredlich über die Zustände und Verhältnisse in jener Stadt geäußert hat, natürlich wieder in nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefen.

Gloucester logierte, welcher sagte, nachdem Tronchin mit Recht den großen Nutzen der Jmpfung hervorgehoben hatte, daß in der Grafschaft, wo er zu Hause war, dann und wann bei den Kühen eine Krankheit der Saugwarzen gesehen wurde, welche die Landsleute die Kuhpocken nannten, und daß, was sehr sonderbar war, alle Knechte und Mägde, welche diese Kühe molken, gewaltige Geschwüre an den Händen bekamen, aber dann auch nachher auf immer von der Kinderkrankheit verschont blieben, so daß die Bauern in jener Grafschaft kein einziges Beispiel kannten, daß so einer von der Kinderkrankheit befallen worden war, worauf Dr. Tronchin die Achseln gezuckt hatte, sagend: Wie kann der Aberglauben so groß sein?“

Die Frage ist gestattet, wo blieb der Adept der Natur, wofür Tronchin sich so gern ausgab?

Was er von Holland dachte oder vorgab zu denken, geht hervor aus einem Briefe, den er im Jahre 1753 seinem Onkel schrieb: „Notre souvenir ne m'abandonne pas, non plus que le sentiment de dégoût que j'ai conçu pour ce pays, que tout ce que je vois et entends confirme et augmente de jour en jour." Und zu gleicher Zeit schickte er seine Kinder aus Holland weg, wie er vorgab aus Furcht 1. vor „certains principes de religion, qu'on inspire aux enfants de leur âge", 2. aus Furcht vor „le dépérissement des mœurs" und 3. weil „pour comble de malheur tout manque ici, mœurs et manières". Es leuchtet ein, daß einer, der derartige Meinungen in bezug auf Holland hegte und kurz nach seiner Abreise jedwedem, dem es ihm einfiel, zu schreiben, über „l'incapacité" und „l'indignité de ses confrères, l'âpreté au gain, que montrent la plupart d'entre eux", seiner Amsterdamer Kollegen unterhielt, wohl nicht besonders freundlich und zuvorkommend gedacht haben wird. Aber man bedenke, daß dem Tronchin Denken und Handeln zwei grundverschiedene Dinge waren. Er hat natürlich immer den Schein der Freundschaft und Kollegialität zu bewahren versucht. Und als er sich nach Genf „geflüchtet" hatte, scheint er sich sogar Mühe gegeben zu haben, bei seinen Mit-Inspectores gut angeschrieben zu werden.

In einem, meines Erachtens vortrefflichen Latein schreibt er jenen Herren einen Brief, welchen ich unter den Papieren des Amsterdamer Kollegiums wiedergefunden und für der Mühe wert halte, ihn unverkürzt und unverändert wiederzugeben, weil der ganze Tronchin darin steckt.

„Viris spectatissimis atque amicissimis Inspectoribus Collegii medici Amstelodamensis.

S. P. D.

Theodorus Tronchin.

Tanti est eritque mihi amicitiae nostrae recordatio, ut nihil a discessu frequentius optaverim quam ut intelligatis me nec ingratum nec immemorem vivere posse.

Quod si observantiae animique grati testimonium haud citius vobis dederim, ne credatis, si ametis, negligentiae potius quam impedimentis condonandum esse; non enim celeritate temporis, sed animi affectu metitur amicitia, cujus vincula neque distantia neque tempore laxantur. Voluit sors, cui ipsi parent Dii, ut post viginti

et quinque annos, domesticorum negotiorum causa, in patria redux, amicorum dicam civitatis praecibus devictus sistam hic gradum. Nec solus ULYSSES amans est patriae; obsequium tamen facilius fecere clinicae atque turbulentae praxeos taedia, quae dum aetate graviora fiant, medico vitae conscientiam vix relinquunt; durum quippe aliis inserviendo, totus consumi. Ab otio nunc, tamen Arti sacro, dulce avocabit amicorum dulcium memoria, cumque antea vos colere ac de vobis honorifice sentire mihi mos fuerit. Vos et in posterum, licet remotus, animo colam. Vos etiam et absentem, quem, ubi praesens, dilexistis, amare velitis, oro atque etiam oro. Hoc si a vobis impetro, mihi tam gratum fore polliceor, quam quod esse possit gratissimum. Interim valete, viri amicissimi, nunquam immemores vestri.

Genevae 17 1/10 54."

In schlichtem Deutsch sollte dieser klassische Brief ungefähr folgendermaßen gelautet haben:

„Den Hochangesehenen, Vielgeliebten Herren, Inspectoribus Collegii medici Amstelodamensis werden viele Grüße dargebracht von THEODOR TRONCHIN.

So groß ist und wird bleiben das Andenken an unsere Freundschaft, daß ich nach meiner Abreise keinen größeren Wunsch gehegt habe als diesen, daß Ihr begreifen solltet, daß ich Euch weder vergessen, noch Euch unfreundlich gesinnt sein kann. Wenn Ihr mich liebt, glaubt dann, daß es eher den äußerlichen, unabwendbaren Verhältnissen, als einer tadelhaften Nachlässigkeit zuzuschreiben ist, wenn ich nicht eher von mir hören ließ und Euch nicht früher ein Zeichen meiner Gewogenheit gab; denn die Freundschaft, deren Bande weder vom Raume, noch von der Zeit gelöst werden, wird nicht bemessen nach der Schnelle der Zeit, sondern nach der Wärme des Gemüts. Das Schicksal, dem sogar die Götter gehorchen, hat gewollt, daß ich, nach einer Abwesenheit von 25 Jahren in mein Vaterland zurückgekehrt, mich, besiegt von den Bitten meiner Freunde oder, besser gesagt, meiner Vaterstadt, entschlossen habe, mich hier wohnhaft niederzulassen. Nicht nur ULYSSES liebt sein Vaterland: dazu habe ich noch leichter zugeben können, hier zu bleiben, weil die mit einer unruhigen, beschäftigungsreichen Praxis einhergehenden Beschwerden, welche mit dem Alter drückender werden, dem Arzte beinahe das Bewußtsein rauben, daß er

wirklich lebt und es hart ist, abgenutzt und verbraucht zu werden im Dienste anderer. In meinem Otium, das aber der Kunst gewidmet bleiben wird, werde ich jetzt angenehm zerstreut werden durch die Erinnerung an liebe Freunde, indem ich Euch wie früher verehren und achten will. Wenn auch weit entfernt, will ich Euch in künftigen Zeiten in Verehrung halten. Wollt, ich bitte es Euch von ganzem Herzen, mich, den Abwesenden, dem Ihr früher, als er unter Euch verkehrte, gut gesinnt wart, auch jetzt lieben. Wenn Ihr es tut, so verspreche ich Euch so dankbar sein zu wollen, wie in meinem Vermögen steht. Lebt wohl, sehr geliebte Herren, welche ich niemals vergessen werde.

Genf, den 1. Oktober 1754."

Schmeichelhafter zu schreiben wäre unmöglich: und es soll etwas an den gegenseitigen Verhältnissen gehapert haben, daß seine ehemaligen Kollegen-Inspectores so viele und starke Beteuerungen von Verehrung und Freundschaft ohne ein Widerwort vor sich gehen lassen? Oder sollten ihnen die notwendigen Manieren, so höfischen Redensarten in schicklicher Weise zu beantworten, gefehlt haben? Denn sonst, unter gewissen besonderen Umständen, wird nicht selten früheren Mitgliedern ein Wort der Anerkennung gewidmet. Es ist wirklich auffallend, wie lau und kalt die Missive Tronchins in Empfang genommen wird.

In den Akten des 8. Oktober findet sich nur folgendes bloßes Referat des Briefes:

„Theodore Tronchin, würdiges Mitglied unseres Kollegium, seit einigen Wochen nach Genf abgereist, hat (nachdem er zuvor den Herren Bürgermeistern dieser Stadt von seiner Ankunft in Genf und seinem Vornehmen, dort zu bleiben, Bericht geschickt und in höflicher Weise für das Inspektorat bedankt hat) auch den Inspector. colleg. med. in lateinischer Sprache einen Brief geschrieben, worin er sich von allen Mitgliedern des Kollegiums auf eine sehr freundliche Art verabschiedet; uns sehr herzlich dankend für alle Liebe, Ehre und Freundschaft, mit der Versicherung, uns nimmer vergessen, sondern im Gegenteil unserer immer in Liebe und Freundschaft gedenken zu sollen, sich selbst, ob auch gleich abwesend, in unsere Freundschaft anempfehlend, mit Wünschen für unsere Gesundheit und unser Heil."

Ein Referat konnte nicht knapper gehalten werden. Kein Wort zu wenig, aber auch kein Wort zu viel. Dem würdigen Mitglied

wird kein einziges Wort von Erinnerung und Anerkennung, kein einziges von Lob oder Freundschaft gespendet. Diese Notiz war den Herren genügend; hiermit hielten sie die Sache für abgetan: offenbar haben sie sogar nicht daran gedacht, eine Antwort zu senden. Und dennoch hatten sie in den letzten Jahren mit ihrem Kollegen sehr vieles erlebt. Er war ihnen vorangegangen und hatte sie geführt auf Pfaden, welche, wie man hoffte, hinauslaufen sollten auf das von allen erwünschte Ziel, das Übergewicht der Doktoren über die Chirurgen; er war ihnen Wegweiser und Wortführer gewesen im berüchtigten Intermezzo der Affaire des Roonhuyseschen Geheimnisses, einem Zwischenspiel, das nicht nur ganz Amsterdam und Holland in Aufwallung und Unruhe versetzte, sondern sogar die Aufmerksamkeit von allen Medizinern und Literaten des zivilisierten Europa auf sich zog.

(Schluß im 3. Heft.)

Philipp Begardi und sein Index Sanitatis.

Ein Beitrag zur Geschichte des Ärztestandes und des Kurpfuschertums in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Von

Karl Sudhoff.

„Zwischen Ärzten und Patienten" ist jetzt wieder ein oft und zum Teil nicht übel besprochenes Thema — gewiß aber kein neues, oder gar unerhörtes, wie man wohl hören kann. Auch im Beginn des 16. Jahrhunderts, wie des öfteren vorher und nachher ist das Thema als „aktuell" empfunden worden. Namentlich der biedere Kolmarer, den man jetzt zu einem Schwaben machen will, Lorenz Fries, hat in seiner sprudelnden Ursprünglichkeit manch kräftig Wörtlein hierzu gesprochen in seinem „Spiegel der Arznei", der ja offensichtlich die Tendenz hatte, zwischen ärztlicher Wissenschaft und Publikum ein auf verständiges Vertrauen gegründetes, gutes Verhältnis herzustellen. Doch kommt Fries auf diese allgemeinen Fragen, wenn auch oft, so doch nur einleitend und weiterhin nur ganz gelegentlich zu sprechen.

Ganz ausschließlich dieser Frage, wenn auch natürlich ganz im Sinne jener Zeit, gewidmet ist aber der *„Index Sanitas"*, des Wormser Arztes Philipp Begardi, der durch seine frühe Erwähnung des historischen Dr. Faust in der Goetheliteratur einen Namen hat[1]), aber in der Geschichte der Medizin kaum bekannt ist. Es lohnt sich wohl, ihn auch von medizingeschichtlicher Seite einmal ins Auge zu fassen.

Was Begardi über sich selbst berichtet ist nicht viel. Daß er 1539 seit 20 Jahren oder etwas länger schon in der ärztlichen Praxis drin stand, geht aus einer Stelle im 5. Kapitel seines Buches hervor, wo er sagt: (Bl. XIII[v]) „so ich nun inn zwantzig jaren, und mer, darinn vil gemerckt, gesehen und verstanden hab von mancherley Volck". Ehe er nach Worms als Stadtarzt berufen wurde, scheint er schon anderwärts Praxis getrieben zu haben, wenn er auch bescheidentlich äußert, daß er „als der geringst sich etwas umbgesehen

[1]) Vgl. z. B. Witkowskis Aufsatz „Der historische Faust" in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N. F. Jahrg. 1896/97, S. 336 f.

in der Kunst der artznei", doch war er auch als Stadtarzt schon längere Zeit in Worms angestellt, als er das Büchlein schrieb; denn er sagt in der Widmung seines *Index Sanitas* „demnach ich nun ein Zeitlang bei Euch gewesen, ... in dieser statt, wie auch vormals anderßwo". Über sein früheres Leben erfahren wir nur, daß er ein Landsmann des in Leipzig gebildeten Arztes Christof Heyl sei (Bl. XXIX[v]), über den wir auch nicht viel wissen, und daß er dem literaisch bekannten Johannes Dryander den Doktorhut aufgesetzt habe, „etwan von uns gepromouirt in doctorem".

Christof Heyl ist nach Van der Linden und Kestner in Wiesbaden geboren[1]), Begardi stammte also auch aus der Grafschaft Nassau. Johannes Eichmann (Dryander) war aus der Wetterau gebürtig und soll in Mainz sich den Doktorhut geholt haben, nachdem er in Paris studiert hatte. Nach Mainz, als früheren Wohnsitz Begardis, würde diese Notiz uns weisen und nach Mitteldeutschland, nach dem Mittelrhein hatte mich auch manches andere unwillkürlich geführt. Die halb scherzhaften Ortsbezeichnungen gegen Ende des 5. Kapitels „es sei gleich eyn warsagerin zu Gawelsum oder Kestum, eyn Teufelfanger oder warsager zu Hilbersum oder zu Selgenstadt, zu Finten oder Walnhausen: ich hatt schier zu vil geredt" vermögen über sein früheres Leben nicht viel auszusagen. Sie scheinen ja eine gewisse Kenntnis der Niederlande, aber auch des Hessenlandes zu verraten.

Nachfragen über eventuelle lokalgeschichtliche Dokumente zur Lebensgeschichte Philipp Begardis aus der alten Reichsstadt Worms haben keinerlei Ergebnis gehabt, trotzdem sich der Altmeister der medizinischen Geschichtsschreibung Medizinalrat Dr. Hermann Baas daselbst und der Stadtbibliothekar und -Archivar Prof. Dr. Weckerling, wie selbstverständlich, schon längst für den ehemaligen dortigen Stadtarzt interessiert haben. Die Wormser Stadtakten des 16. Jahrhunderts sind eben einem Brande im Jahre 1689 zum Opfer gefallen.

Auch die Mainzer Spur wollte bisher noch nicht zu nennenswerten biographischen Ergebnissen führen, ich werde ihr aber noch weiter nachzugehen versuchen. In Mainz selbst war durch freundliche Beihilfe des Herrn Hofrat Dr. Alfred Börckel nur zu ermitteln, daß das etwas dürftige Statutenbuch der Medizinischen Fakultät den Eintrag enthält, ein Dr. Philippus Beckardi sei am 19. Januar 1518

[1]) Demnächst werden wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen.

zum Doktor promouirt worden, was ja trefflich dazu stimmt, daß er zu Anfang des Jahres 1539 nach eigener Angabe schon über 20 Jahre als Arzt wirkte.

Bis heute ist die festeste Spur seines Erdenwandels aber das Buch, das ja wegen seiner Erwähnung des FAUST in engen Kreisen einige Beachtung gefunden hat; doch ist eigentlich nur die betreffende einzige Seite zu Rate gezogen worden. Das recht selten gewordene dünne Büchlein in Folio zeigt uns seinen Verfasser als einen für seine Zeit ziemlich belesenen[1], urteilsfähigen Mann von beachtenswertem Weitblick, offenem Sinn für die ihn umgebende Welt und warmem Herzen für seinen Stand und seinen Beruf: alles Eigenschaften, die in Gelehrtenkreisen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts keineswegs die Regel bildeten.

So ließ denn unser Wormser Stadtarzt im Januar 1539 folgendes Buch in die Welt gehen:

INDEX SANITATIS.

EYn Schöns vnd vast nütz= ‖ lichs Büchlin, genāt Zeyger der gesundtheyt, Den jhe= ‖ nen, so kranck seind, vnd nit wissens haben, wie, wo vñ mit was massen sie wi= ‖ derumb bekommen mögen vnd erlangē recht volkommende gesundtheyt ‖ zu trost gemacht vnd añ tag geben. Durch Philippum Begardi der ‖ Freien kunst vñ Artznei Doctorem, der zeit der Löblichen Key= ‖ serlichen Reichstatt Wormbs Physicum vnd Leibartzet.

[Doppelholzschnitt aus GRÜNINGERS „Cirurgia“ von HIERONYMUS BRUNSCHWIG 1497 und 1513: links ein schmaler Streifen, Famulus vor

[1]) Die literarische Belesenheit BEGARDIS ergibt sich aus folgendem Verzeichnis der bei ihm zitierten Autoren:

AESKULAP, PADALEIRIOS, MACHAON, HIPPOKRATES, GALENOS, ASKLEPIADES, THESSALUS, CELSUS, PLINIUS, AUGUSTINUS, LUKAS, COSMAS und DAMIANOS, AKTUARIOS, THEOPHILOS, QUINTUS SAMMONICUS, BOETIUS, AVICENNA, RASES, DAMASCENUS, MESUA, HALI ABBAS, AVERROES, ISAAK, PETER VON ABANO, ARNOLD VON VILLANOVA, Magister RICARDUS, GILBERTUS ANGLICUS, MONDINO, BERENGAR VON CARPI, ALEXANDER BENEDICTUS, ANTONIUS GAZIUS, GABRIEL ZERBUS, ANTONIUS GUAINERIUS, BENIVIENUS, MARSILIUS FICINUS, MICHAEL SAVONAROLA, JACOBUS DE PARTIBUS, (JACQUES DESPART, von dem er schreibt: „Es seind etlich die heyssen jn den gepletzten JACOB, nenne du aber ihn, wie du wilt, so ist es ein dapfferer, kunstreicher vnd wol gelerter Doctor gewesen“), BERTRUCCIUS, JOH. CAESARIUS, JOH. AGRICOLA, LEONH. FUCHS, CORNELIUS AGRIPPA, JOH. DRYANDER, THEOPHRASTUS PARACELSUS, CHRISTOPH HEYL, JOH. DIURIUS, JOH. GÜNTHER VON ADERNACH; die Namenregister der drei antiken Ärzteschulen, die BEGARDI gelegentlich gibt, und ihrer Nachfolger sind hier nicht berücksichtigt.

dem Bogenfenster, wie bei der Schlangenentfernung im Nachtrag zum Traktat 4, rechts der Geräderte mit den vielen komplizierten Frakturen an Armen und Beinen im Himmelbett, hinter welchem Arzt und Wundarzt stehen. Gesamtmaße des Doppelholzschnittes 160 : 135 mm, wie in dem Druck von 1497, Bl. XIII^v, wo der Holzschnitt noch ungeteilt sich findet.]

¶ Zu Wormbs truckts Sebastia= ‖ nus Wagner.

Rückseite des Titelblattes unbedruckt. Auf dem unfoliierten zweiten, dritten und der Vorderseite des vierten Blattes [♣$_2^r$—♣$_4^r$] die Widmung an Stettmeyster, Burgemeyster u. gemeynen Radt der Reichsstadt Worms „Geben zu Wormbs auff Erhardi, den viij.tag Januarij: Jm jar M.D.xxxix." und die „Vorred diß Büchlins". Die Rückseite des vierten Blattes ist unbedruckt. Es folgt auf XLIIII foliierten Blättern das Büchlein selbst (Bogen $\mathfrak{A}_1$—$\mathfrak{L}_4$). Der Text schließt auf der Vorderseite des letzten Blattes mit den Worten:

... Darin vnß Gott allen helff in ‖ wigkeyt. [!] Amen.

Darunter noch 15 Zeilen lateinisches Nachwort, schließend mit:

... Dixi. Tuq va= ‖ le optime lector, ac quicquid scripserim boni consule, interim non abhorrens, si ‖ cui melius iudicium sit pia atq sincere omnia emendet. Datum Vormatie, Anno 1539.

S. D. G. ♣ S. M. C.

Jnn der Keyserlichen Reichstatt Wormbs truckts ‖ Sebastianus Wagner, im jar nach der geburt Christi ‖ vnsers lieben Herren vnd seligmachers, ‖ M.D.xxxix. ‖ den xx. tag des Augstmonats.

4 Bll. + 44 Fol. Bll. Fol°.

[Ich durfte das tadellos erhaltene Exemplar der Nürnberger Stadtbibliothek, bei gebunden bei „Med. 163" hier in Leipzig benutzen, wofür ich der Stadt- und der Bibliotheksverwaltung auch hier besten Dank sage.]

In der Widmung des Büchleins vom 8. Januar 1539 erwähnt Begardi, daß man es in Worms schon viele Jahre im Brauch habe, „einen oder zwei Leibärtzet" (Ärzte für innere Krankheiten, im Gegensatz zu *Wund*ärzten) „in Ewer besoldung, damit der gemeyn mensch, geystlichs vnd weltlichs standts, hoch vnd nider, weib, mann, jung vnd alt, arm vnd reich, eyn zuflucht haben mög, so sie, oder jemand auß jnen, gefallen were inn kranckheyt, gebresten oder mangel der gesundtheyt, kleyn, groß, wenig oder vil, nit zu klagen vrsach hetten, gebrestens der ärtzet oder Apothecken". Da er schon lange gemerkt habe, wieviel Mißgriffe bei dem Wählen und Rufen des Arztes vom Volke gemacht würden, wolle er Mißbräuche der Ärzte und Patienten untersuchen und darlegen.

In der „Vorred diß Büchlins" setzt er kurz das Thema seiner Schrift auseiander und polemisiert dagegen, daß für die ärztliche Seite des Gemeinwohls eine Aufsicht kaum bestehe, während doch sonst „allenthalben leut verordnet seind, die den Beckern das brot, den Metzgern das fleysch, den Wirthen den wein, den Kremern jre gewicht, maß, eel vnd wahr (Elle und Ware) schetzen, vnd wo solchs übertreten wirt straffen[1]) ꝛc." So müsse sich jeder selbst vor Schaden schützen, und damit jedermann, Personen jeden Standes und Geschlechts, in der Lage seien, selbst eine gute Arztwahl zu treffen, habe er dies Büchlein deutsch geschrieben.

Das erste Kapitel handelt vom Anfang, Ursprung und Herkommen der Arznei, was sie für eine Kunst, auch wie gut und nützlich sie sei, kommt aber stellenweise so stark in das theologische Fahrwasser des göttlichen Ursprungs, daß der Verfasser sich selbst glaubt verteidigen zu müssen gegen den Einwand und Vorwurf, den er in der Seele des Lesers aufsteigen sieht. „Ich meyn du seist eyn Pfaff, denn du sagst mir eitel geystlich ding, ich hab gemeynet, du seiest ein Artzet". Doch das gehört nun mal zum Wesen jener Zeit, Religiöses in alles andere zu mengen. „Protestant" scheint Begardi übrigens nicht gewesen zu sein, wenn er Stellungnahme zu der konfessionellen Frage auch fast völlig meidet.

Im zweiten Kapitel „Was ein Arzt sei und von mancherlei Sekten und Unterschied derselbigen, auf daß du ermessen könnest, welcher zu erwählen und welcher zu meiden, auch was von einem jeglichen zu halten sei" wird der Unterschied der Chirurgen und Leibärzte auseinandergesetzt (Chirurgici und Phisici), sodann echt galenistisch die zwei „unvollkommenen" Sekten gekennzeichnet, die „Emperici" und die „Methodici" ganz in der hergebrachten Weise mit namentlicher Aufzählung der Vertreter der beiden Richtungen im Altertum.

Ein besonders umfangliches Kapitel ist der Frage gewidmet „Was ein rechtschaffner, guter, gelehrter und getreuer Arzt sei, auch was er für Kondition und Eigenschaft an sich haben soll, daran du ihn erkennen magst". Der Arzt sei nichts anderes als

[1]) Eine immerhin beachtenswerte Äußerung zur Geschichte der städtischen Nahrungsmittelhygiene.

ein fleißiger Nothelfer und Diener der Natur und ein Hilfsmittel oder Instrument, durch welches Gott oft Befreiung von Krankheit oder Gesundheit verleiht, und die wahre rechte Sekte der Ärzte, die rationales Medici oder Dogmatici, das seien die getreuen Knechte der Natur, die schönen leuchtenden Karfunkel, mit welch letzterem Epitheton Begardi auch für den Blindesten dartut, wie eng er sich gelegentlich an den größeren Popularisator unter der damaligen Ärztewelt, an Laurentius Fries von Kolmar, den damals jüngst Verstorbenen anlehnt, aus dem auch schon manche andere Wendung im Vorhergehenden entnommen war. Ja Begardi hat sogar an solchen Karfunkelsuperlativen der ersten Ausgabe des Friesschen Spiegels der Arznei keinen Anstoß genommen, die den Autor selbst die Galle so mächtig erregt habe, wie in der Ausgabe von 1532 im Vorwort zu lesen ist, weil der Spott des Setzers ihm diese Kuckuckseier der Übertriebenheit ins Nest seines blühenden Textes gelegt hatte, sodaß er voll unwilligen Erstaunens sein geistig Kind wie ein Meerwunder ansah. Ich habe das vor Jahren im Jahrgang 1902/03 der Zeitschrift für Bücherfreunde S. 79—81 auseinandergesetzt und komme auf Fries demnächst ausführlich zurück. Begardi benützt den originellen Kollegen aus dem Elsaß übrigens durchaus nicht in ungebührlichem Maße; man sieht und fühlt aber, wie stark die Einwirkung Friesens auf ihn und die Ärzte seiner Zeit gewesen ist. Immer wieder kommt eine kleine Anlehnung an den Kolmarer, den Begardi nicht einmal nennt, wohl weil der ja populär geschrieben hat, mithin als Autorität nicht zu verwenden war, obendrein in Laienkreisen, für die ja auch Begardi schreibt, ebenso oder noch mehr bekannt war als in ärztlichen.

Des Breitesten wird erörtert, und mit sichtlicher Vorliebe, wie vielseitig und gründlich die Ausbilduug eines rechten Arztes sein müsse und dabei eingehend auch auf das noch junge Studium der Anatomie eingegangen. Aber neben all dem Wissen und fleißigem fortgesetztem Bücherstudium auch noch als praktischer Arzt, was Begardi nicht oft genug hervorheben kann, müsse der Arzt doch stets in Gottesfurcht einen makellosen geordneten Wandel führen, soll der Patient ihm Vertrauen schenken, und nicht an allerlei überflüssiger Kurzweil und üppigem Leben in Schwelgerei und Hurerei sich beteiligen usw. Jedoch der Arzt soll sich auch nicht den Kranken öffentlich antragen: „Es soll keyn artzet vnaufgefordert oder vnberuffen eynichen krancken zu hauß gehn oder kommen, dann es wirt jm für eyn schand vnnd leichtfertigkeyt geacht, es

were dann sach, daß der kranck arm were, vnd der artzet vmb Gottes willen zu jm gieng zu trost vnd gut. Oder aber were eyner auß seinen verwandten, oder sunst von seinen guten freundtlichen gesellen eyner, auß freundtschaft jm radten wöll, vnd zu helffen vnderstehn. Ich hab jr aber kent lieffen den leuten vor die heuser, wie betler, fragten, ob sie nit eynn krancken darin hetten, wolten jnen wol helffen ꝛc. Darnach kundt man jne nit gnug lonen, wenn schon die krancken verdorben: ist nit ehrlich gehandelt".

Das wichtigste Kapitel und das für den Historiker bei weitem interessanteste ist das vierte, das auch allein bisher Beachtung gefunden hat wegen seiner Erwähnung des Dr. Faustus; es handelt „von den bösen vngeschaffenen, vntüglichen, trugkhaftigen, vnnützen, vnd auch vngelarten ärtzten ꝛc. vnd auch, wo bei man sie erkennen mag". Es gebe deren zur Zeit des Schreibers leider recht viele, meist ungelehrte, listige Betrüger. Eigentlich gehörten sie gar nicht hierher, aber am Gegenteil könne man das Gute erst recht beurteilen und schätzen lernen. Schmählust liegt ihm selber völlig fern, nur was ihm in zwanzig Jahren eigener Beobachtung vorgekommen sei von mancherlei Volk vielfältiger Gestalt, das sich alles für Ärzte ausgebe, das wolle er hier schildern doch nur im allgemeinen ohne Namenangabe, wenn die Personen nicht schon allgemein bekannt seien.

Begardi beginnt mit dem Konterfei derer, „so etwas wol gelart seind, aber doch sich des betrugks nit meiden wöllen". Die einen suchens in äußerem Prunk, Gastereien, Verkehr mit Hochgestellten und Hochgeborenen, führen das große Wort in den Apotheken um dem dummen Volk zu imponieren, schreiben ellenlange Rezepte, in denen das Unmöglichste aus fernen Ländern zusammengezwängt wird, um den Apotheker reich zu machen und sich seine Empfehlung zu sichern, wie sie denn auch darnach trachten, in den Apotheken die Rezepte der anderen Ärzte einzusehen und über dieselben sich zu mokieren, selbst wenn sie sie gar nicht zu beurteilen vermögen, ja sie laufen zu den Kranken anderer Ärzte und drängen sich mit Lästern des anderen Arztes und Rühmen ihrer eigenen Erfolge in die Behandlung des Kranken ein und wissen gelegentliche günstige Ausgänge eines Krankheitsfalles zu eigenem Ruhme glänzend zu verwerten, während bei ungünstigen Ausgängen immer anderwärts die Schuld liegt. Ruhmredigkeit ist ihr hervorstechendes Kennzeichen und Herabziehen der anderen Ärzte und ihrer Wissenschaft seit

Thessalus, der weidlich nach Galenos charakterisiert wird. Daran schließt er eine Polemik gegen Theophrastus (Paracelsus), der in seinem Büchlein von der „impostur der Frantzosen ärtz“ zwar nicht ganz mit Unrecht allerlei Mißbräuche darlege, aber viel zu radikal alle alten Ärzte einschließlich Galenos und der Araber verwerfe, und sich wohl eine eigene neue Schule schaffen wolle, wie Thessalus, was doch gewiß mehr zu tadeln als zu loben sei. Was die Gelehrten von ihm hielten, könne man bei Christof Heyl nachlesen in dessen „Artificialis medicatio“, in der der Reformator von Einsiedeln freilich schlecht genug wegkommt. Begardi selbst hält sich zurück: „ich wil mich hie vrtheylens enthalten, es ist mir auch nit beuolhen. Aber doch ist es mir schmertzlich, die alten, erbaren, hochgelerten vnd vast künstreichen Doctores an zutasten, vnd also freuenlich zu verwerffen von den übermütigen“. Im biederen Begardi steckte sicher keine revolutionäre Ader. Zu einer „anderen Gattung“ rechnet er den Doktor Faust über den er sich also vernehmen läßt (die Stelle ist mehrfach zitiert): „Es wirt noch eyn namhafftiger dapfferer mann erfunden: ich wolt aber doch seinen namen nit genent haben, so wil er auch nit verborgen sein, noch vnbekannt. Dann er ist vor etlichen jaren vast durch alle landtschafft, Fürstenthumb vnd Königreich gezogen, seinen namen jedermann selbs bekant gemacht, vnd sein grosse kunst, nit alleyn der artznei, sonder auch Chiromancei, Nigramancei [!], Visionomei, Visiones imm Cristal, vnd dergleichen mer künst sich höchlich berümpt. Vnd auch nit alleyn berümpt, sonder sich auch eynen berümpten vnd erfarnen meyster bekant vnnd geschriben. Hat auch selbs bekant, vnd nit geleugknet, daß er sei und heyß Faustus, do mit sich geschriben Philosophum Philosophorum ꝛc. Wie viel aber mir geklagt haben, daß sie von jm seind betrogen worden, deren ist eyn grosse zal gewesen. Nun sein verheyssen ware auch groß, wie des Tessali: dergleichen sein rhum, wie auch des Theophrasti: aber die that, wie ich noch vernimm, vast kleyn vnd betrüglich erfunden: doch hat er sich imm gelt nemen, oder empfahen (das ich auch recht red) nit gesaumpt, vnd nachmals auch imm abzugk, er hat, wie ich beracht, vil mit den ferßen gesegnet. Aber was soll man nun darzu thun, hin ist hin, ich wil es jetzt auch do bei lassen, lug du weiter, was du zuschicken hast“. (Bl. XVII r.)

Mit scharfen Worten werden die angelassen, die sich schon im Studium mit Lernen nicht übernommen haben und nun die ganze Wissenschaft, seit sie Doktores geworden sind, nur noch als

Dekoration benutzen und mit hohen Herren zechen und prassen und buhlen und sich mehr wie Kriegsleute benehmen, durch ihre Konnexionen Kariere machen, den Kranken nach dem Mund reden und sie tun und treiben lassen was sie wollen, zu deren bitterem Schaden.

Schlimmer noch wie diese Mißbräuche bei gelehrten Ärzten sind sie bei anderen, bei den Vaganten, die wohl auch etwas akademische Bildung mitbekommen haben, doch keine medizinische, später aber bei ihrem Landstreicherleben gesehen haben, wie Ärzte zu Reichtum kamen und nun auch reich werden wollen mit Hilfe der therapeutischen Kunststücklein („Experimente"), die sie da und dorten aufgelesen haben, und die klaffenden Lücken ihres Wissens mit schönen Reden füllen. So ziehen diese fahrenden Studenten im Land um und schauen, wo sie einen Dummen finden, lassen sich tüchtige Zahlung schon vor der Behandlung geben, können aber nicht lange an einem Orte bleiben, trotzdem sie oft, wenn der Beutel ordentlich gespickt ist, noch nachträglich nach Italien ziehen und mit ihrem eleganten Latein, das sie beim ersten Studium schon sich zugelegt, sich dort („Bulieren, solt ich sagen promoviern inn Doctores?") den Doktorhut erschwindeln und dann erst recht mit ihren therapeutischen Heldentaten in Italien, Frankreich und sonst in der Ferne sich ein Relief geben.

Recht scharf geht Begardi dann auch mit der ganzen *medikastrierenden Geistlichkeit* ins Gericht, die wohl etwas in alten Scharteken gelesen habe und allerlei geheime verbotene Künste treibe, uneingedenk ihres geistlichen Amtes. Es sei ihnen ja wohl ausdrücklich verboten, ärztliche Praxis auszuüben, ebenso wie juristische Tätigkeit, auch zögen sie doch ihre Nahrung von ihrer Seelsorgertätigkeit. „Solcher Pfarherr vnd ander vermeynten geystlichen personen weyß ich mer, dann eynen, wil aber doch jrer namen verschonen, der hoffnung, sie werden von solcher schändtlichen, Gotß lesterlicher übung vnd handlung hinfürter abstehn, vn bessern... Es seind do neben auch andere personen, als gemeyne Priester, hatt schier, doll Pfaffen gesagt, auch Leyen brüder vnd Schwestern, fleyschlichs, solt sagen geystlichs standts, auch etwan Stifft herren, Altaristen, oder Capellan ja auch Nolbrüder vnd Beginen, seind etwan, ich weiß nit wie, zu ärtzten worden". Bald können sie gebrannte Wasser bereiten, bald haben sie ein Kräuterbuch aus dem sie Heilweisheit herauslesen, bald sind es „Conuerßbrüder an

der pforten eyns klosters“, die früher Scherer oder Apothekergesellen waren und nun dem Kloster zum Ruhm Harn besehen und Salben und Pflaster verkaufen. Auch „Stul oder Leyen Schwestern in Klöstern“ benutzen ihre Krankengänge sich allerhand ärztliche Vorschriften diätetischer und arzneilicher Art abzugucken und abzulernen und wollens dann wieder, oft am falschen Fleck, verwenden und halten die Kranken und ihre Angehörigen oft noch ab, rechtzeitig zum Arzt zu schicken, und wollen später ihr eigenes Quacksalbern nicht einmal Wort haben, ja lästern noch den Arzt, wenn die durch ihr Verschulden verschleppte Krankheit ein schlimmes Ende nimmt. Geistliche Personen sollten sich jedes Kurierens enthalten, sei ihnen ja auch ausdrücklich in Leib- und Wundarznei von den Obern verboten.

Viel Unheil richteten auch die *Alchemisten* an, die zuerst nach irgendeinem alten Kunstbuch Reichtümer erlaborieren wollen, und, wenn sie sich darin betrogen sehen, auf die Medizin verfallen und dann vielleicht zunächst bei äußerlichen Leiden scharfe Mittel zum Wegätzen von Wucherungen anwenden, wie sie sie bei ihren alchemistischen Arbeiten kennen gelernt haben, den Kranken zum Schaden, später wohl zu der einträglichen Franzosenkur übergehen, die ja damals noch als chirurgisches Tun angesehen wurde, und endlich auf die innere Medizin, ja in marktschreierischer Weise wohl an den Kirchtüren verkünden, wie sie alle, auch die schwersten Leiden zu vertreiben vermögen, „möcht beinah auch sagen den Außsatz“, die noch kein Arzt der Vergangenheit zu heilen vermocht habe, mit ihrer neuen unerhörten Kunst der „Alchemie und der Distillierung“. Dabei hätten sie noch die Art an sich, daß sie die Armen nicht leicht in Behandlung nähmen, sondern sich an die Großen herandrängten, von denen sie sich die kostbarsten Sachen, Gold und Edelsteine, zur Herstellung ihrer „kostbaren“ Arzneien geben ließen und unterdessen die Schmerzen der Kranken mit irgendeiner beruhigenden Arznei stillten; machten sich wohl auch oft still aus dem Staube, und nach einigen Wochen sei der Kranke schlimmer als zuvor. Darum solle man sich überhaupt an keinen herumziehenden Arzt wenden, sondern an die ansässigen; auch solle jeder bei seinem nahrhaften Erwerb bleiben, und sich im Wohlstand nicht zu unruhigen alchemistischen Spekulationen verführen lassen, goldmacherischer oder arzneilicher Art, das führe doch nur zu Vermögensverlusten und Schande.

Auch die *Apotheker* fingen oft zu medikastrieren an, vielfach

sogar nicht ausgelernte, die sich wohl Rezepte abgeschrieben hätten, die durch ihre Hände gegangen waren. Um sich nicht zuviel Feindschaft zu machen, habe er seine Absicht aufgegeben, in einem besonderen Abschnitt darzulegen, was zu einem rechten Apotheker gehöre.

Aber auch völlig *Ungebildete* gäben sich mit dem Kurieren ab. Wahrsager, Teufelsfänger und Beschwörer gäben sich für Ärzte aus; da sollen die Kranken alle bezaubert sein, und der Täter wird wohl im Kristall gesehen oder durch allerhand Kniffe aus dem Kranken hervorgelockt. Oder es werden allerlei Sympathiekuren getrieben, Kräuter zum Faulen unter Steine gelegt, gewaltsam Erbrochenes oder Auswurf den Vögeln zum Fraß in Baumkronen gestellt, die Krankheiten aus Gürtel, Hemd, Schuhen, Schleiern, Haarbändern usw. diagnostiziert. Auch deren habe er genug kennen gelernt, kommt aber mit der Sprache nicht deutlich heraus, da er niemand lästern möge. Andere Stücklein sind z. B. „geelsucht schneiden an eynem Holderstrauch, vnd die wassersucht vertreiben, so du durch eynes hembs ermel bruntzen wirdst, Kauffen auch eyn theyl den leuten das Fieber ab, und dergleichen viel närrischer Bossen" und grobe Betrügereien, deren er noch einige erzählt. Allerlei niedere Handwerke und Berufsarten fallen gelegentlich in die Kurpfuscherei hinein die mit ein paar Rezepten und Mitteln alles wollen heilen können „gemeine landfärer, wurtzelgräber, Zänbrecher, Triackerskremer, alte Weiber, Hexen und Teuffelfenger, zigeiner, henker und schinder, wölten alle gern vnder dise deck kriechen, dieweil jederman sicht, daß keyn weiter beredung bedarff, vnd keyner fürgestelt wirt, so eynen verderbt, oder vrsach zum todt geben hat". Die Schar der herumziehenden Schwindler wird köstlich geschildert, mit reichen kultur- und arzneigeschichtlichen Detail: „Es ziehen jr eyn theyl durch die land, mit jren meysterstücklin, legen auß auff den märgkten, stetten vnd dörffern, haben feyl etliche stücklin, confectiones, pulueres, aquas, olea, vnguenta, emplastra, trociscos vnd andere composita, mit sampt etlichen simplicibus, brost küchlin, worm samen, Pestilentzpuluer, und allerley wurtzeln, rümen jre ding hoch, geben jnen erdichte hohe namen, sprechen: Das ist Electuarium vite, das ist eyn aqua vite, das seind perlin küchlin, das seind Reubarbara küchlin, hat jr keins nie keyn perlin noch Reubarbara angerört. Item das ist eyn oleum virtutum, oleum benedictum, oleum sanctum ꝛc. Das ist eyn

Hispanisch pflaster, das ist eyn Venedisch salb, das ist eyn balsam auß der Heydenschaft, heylet alle schäden, frisch vnnd alt, trüß vnd beuln ꝛc. Das ist eyn Tyriack von Alkeyer, der ist von Alexandria, diß ist eyn Metridat auß Grecia, vnd diser aus Barbaria. Diß seind Kalakutische bonen, vnd das eyn frucht auß India ꝛc. Dergleichen geben sie jnen die höchsten titel auß ferren landen: sie haben auß allen ferren landen gewahr, es wundert mich aber, daß sie nit auch Venedische butterweck feyl haben, ist wol so eyn gut ding darumb. Ich sprich, sie geben jrer kremerei grosse namen, vnd hohe titel auß ferren landen, haben doch zu abenthewer solche jre simplicia, darauß sie es gekocht vnd gemacht haben, des meren theyl auff den wisen oder matten gegraßt vnd gesamlet, hartz vñ wachs, terpentin vnd baumöl darunder, oder honig vnd zuckermel, ist etwan das best so darin ist. Aber was ist es, sie schreien laut, rüffens auß, vnd loben das alles auff das höchst, sie können den schwatz vnd das mundtwerk wol, das gemeyn Volk laufft zu, glaubt bald, wirt betrogen". Leider werde gegen diese „Marktschreier" behördlicherseits nicht eingeschritten; auch heute ist man ja gegen solche Krebsschäden am Leibe des Volkes noch vielfach blind, wie zu Begardis Zeiten, der klagte: „Die Oberkeyt laßt es auch geschehn, es geht also hin, so lange es mag".

Und wenn es nur noch immer harmlose Dinge wären, die den Leuten für ihr gutes Geld verhandelt würden, oft aber seien es die gefährlichsten Giftstoffe „Colloquinten, springwurtz, wolffmilch oder hundtßmilch, kellerßhalsrinden, holderwurtz, nießwurtz oder räßwurtz, attichwurtz, Scamonea", die leichtfertig und schablonenhaft verabreicht würden und das größte Unheil anrichteten. Und doch gibt man „so leichtlich glauben eynem jeden wurtzel- oder Triackerskremer oder auch Spinnenfresser, was sie dir so hoch rümen, sie werffen dir den strick añ hals, wirst daran erworgen". Doch brauche das Volk ja lieber in seinen Krankheiten „den nachrichter, das ist den hencker, oder seine fraw, vnd dergleichen etwan vnuerschampte leut, als Hexen vnd Teuffelfanger", als Ärzte, holt auch lieber Rat „bei Bartscherern, etwan bei Hebammen, bei alten weibern, bei Nonnen, bei Mönchen, bei wasserbrennern".

Auch viel *Wundärzte* treiben inneres Kurieren, namentlich bei der Franzosenkrankheit „eyn theyl mit dem holtz, der ander mit schmiern, der dritt mit rauchen, der vierdt mit baden oder wäschen ꝛc. vnd etlich mit tränken vnd artzneien im leib. Haben do bei,

vnd treiben mancherlei impostur :c. wils auch jetzt derbei lassen bleiben, wiltu aber weiter da von wissen, so liß das Büchlin, so Theophrastus gemacht, vnd hat lassen ausgehn, von den Imposturis, die geschehen von mancherley Frantzosenärtzten :c. hiemit gnug." Hohenheims ehrlich mannhaft Streben hat also Begardis Beifall, nur vermag er dem radikalen Neuerer in seiner Verwerfung der Alten und dem Aufstellen einzig der eigenen Naturbeobachtung als oberster Instanz in allen Fragen der Natur- und Heilkunde nicht zu folgen.

Zum Schlusse zieht der biedere Kollege aus Worms in heftigster Weise gegen die *Juden* zu Felde, die sich als Ärzte ausgäben in deutschen Landen: „in welschen landen mag man etliche gelerten finden, aber bei vnß nur betrieger vnd groß buben". Er weiß, daß er sich den Haß der Juden damit zuziehen werde, aber die Wahrheit dürfe nicht verschwiegen werden, da er sich vorgenommen habe, seine Mitmenschen vor Schaden zu warnen. In großen Städten namentlich geben sich Juden für große Gelehrte aus „lassen sich schelten Rophi, das ist eyn Artztet auff Hebraisch" und wissen ihre gelehrten Meister nicht zu nennen, da sie niemals welche hatten, überhaupt kaum ein gelehrtes Arzneibuch gelesen hätten. Sie meinen sie wüßten genug, wenn sie den Christen um sein Geld betrügen können Wenn er nur gut schwätzen könne, laufe das Volk schon zu ihm, das ihn vor vier Christenärzte schätze und immer meine die Judenärzte seien die besten, ein Vorurteil, das weidlich ausgenützt wurde, auch in den Honorarforderungen und im Preis der Arzneien, die aus den gewöhnlichen Apotheken bezogen seien und nun mit hohem Aufschlag weiterverkauft würden, mit der falschlichen Vorgabe, man habe sie sich frisch von Venedig kommen lassen. Wie gering ihr wirkliches Wissen sei, wird dann folgendermaßen auseinandergesetzt: „Künden doch gemeynlich nit vil mer, weder etwan eyn vngeschaffne purgatz auß der Apotecken fordern, eyn pflaster vnd salb zu machen, eyn puluer für den steyn, für das Fieber, für die wassersucht, für die geelsucht, vnnd für das krimmen eyn stücklin, wie sie sagen. Vnd iñ summa, sie künnen nichts weiters, weder solche meysterstücklin, wie sie es dann nennen, das seind Eyperimentstücklin, die schreiben sie zusammen in jre Rapiat. Schreiben drauß eyn Recept inn die Apoteck, wo sie anders so vil schreiben gelernt haben, doch hat es etwan weder form noch gestalt. Vnd wo der Apoteker nit etwan baß merckt, weder es ge-

schriben ist, kündt niemands darauß kommen, dann sie nennen die materialia selten recht vnd verstendig vñ kent sie vieleicht auch nit, noch [vnd trotzdem] wöllen sie ärtzet sein. Sie haben auch zu zeiten solche Recepta inn jrem eygnen Rapiat büchlin zusamen gesamelt, künnen sie doch selber nit lesen, noch verstehn, mercken alleyn auff die titel: Eyn stück für dise, das ander für jhene kranckheyt, weyß auch sunst nichts weiters daruon zu sagen, vnd zeucht also hin mit dem selbigen seinem kunstbüchlin inn die Apoteck, wie ichs dañ gesehen hab, muß jm der Apotecker eyn solch Recept außschreiben, vnd machen, wie sie es dañ finden: vnd auch etwan vast grosse Recept, do mit sie geacht mögen werden, sie künden auch etwas inn die Apotecken ordiniern, verstehnd jrer aber doch keyns, kennen auch die Simplicia nit, so darinn kommen, ist jnen gnug, daß sie es also in jren scartecken büchlin finden verzeychnet, Gott geb, es sei war oder gelogen, es helff oder nit. Ist jnen gnug, sag ich, daß du jnen glauben gibst. Es ist auch die sag, der glaub mach vil gesundt, vnd der vertramen, ist jnen gleich gut. Aber doch bedenck das, daß sie warlich keyn kunst haben, sunder alleyn Experiment stücklin, vnd erfarung, vermeynen, so sie etwan eynem etwas ingeben haben, vnd es der kranck gelobt hab, es wer auch weiter eynem andern oder eynem jeden helffen, das dann gantz falsch ist". Man müsse individualisieren können. „Nun mercke du hir, wie die Juden zuuorab, vnd auch etliche auß den Christen, wöllen artzet genant werden, so sie etwan also kunststücklin vnd experiment erfaren haben, vnd überkommen, ist warlich eyn arm schlecht und gering kunst. uñ steckt viel betrugks darhinder." Alle ernsten Ärzte jener Zeit polemisieren gegen solche rein empirische, irgendwie überlieferte Heilformeln; denen jede wissenschaftliche Begründung und sachgemäße Prüfung fehle, gegen die „Experimenta". „Aber kere du dich an keynen solchen stocknarren, ja geltnarren möcht ich billicher sagen", fahrt Begardi fort, „Vnnd insonderheit gang der Juden müssig, sie stecken voll betrugks, glaub mir, du wirdst auch weder glück noch heyl von jnen haben: dañ du handelst wider Gott deinen Herrn." Mit den letzten Worten lenkt der gute Begardi ins chauvinistische Fahrwasser offen ein und legt des weiteren dar, es sei „den Christen verboten, zu nemen artznei von den Juden, dann wo sie das thun, sollen sie gestrafft werden". Ja er setzt seinem antijüdischen Eifern damit die Krone auf, daß er die Geschichte von dem 1514 zu Halle gemarterten und verbrannten Juden Johannes Pfefferkorn mit ihren Foltergestandnissen zum Schlusse

als warnendes Exempel ausführlich erzählt. Aberglaube und Voreingenommenheit haben ihm also die Feder geführt, wenn auch unter den sog. „Judenärzten" damals in Deutschland manch zweifelhafte Existenz sich befunden haben mag, die BEGARDI, wie oben mitgeteilt, nach dem Leben porträtierte.

Nochmals ruft er zu guterletzt gegen alle schlimmen Ärztesorten die „Oberkeit" an, sie möge endlich ein Einsehens haben, „damit der arm gemein Mann nit so jämmerlich betrogen und beschädigt werde", verwahrt sich auch noch dagegen, daß er nichts aus JOHANNES DRYANDER entnommen habe „der ein Büchlein verfaßt haben" solle, „darin ein Ratschlag gethan, wie diesen Dingen geholffen möcht werden". Er habe „solchs noch nit gelesen, noch gesehen".

Mit wackerem Optimismus, ohne den ja nichts Gutes geschaffen wird, zieht BEGARDI im 5. Kapitel, das der Arztwahl gewidmet ist, gegen allerlei Vorurteile und Mißbräuche ins Feld, deren Bekämpfung damals besonders nötig erschien.

Nach einer kurzen Warnung, daß man nicht etwa aus flüchtiger oder naher Bekanntschaft im Wirtshaus, bei Trinkgelagen den Arzt sich erwählen solle, geht er eindringlich auf die Wahnvorstellung der Menge ein, die besonders in Deutschland weitverbreitet sei, daß das erste und wichtigste die *Harnschau* sei, und daß wohl der überkluge Laie derart seine Arztwahl vornehme, daß er seinen Harn an mehrere Ärzte schicke und sich dann denjenigen als behandelnden Arzt aussuche, der ihm am meisten und genauesten von seinen subjektiven Beschwerden aus dem Harn gesagt habe, während er in den meisten Fällen *dem* Arzt das größte Vertrauen entgegenbringen müßte, der ihm offen sage, wie auf *diesem* Wege nichts sicheres und rechtes zu eruieren sei. Freilich zwinge die Konkurrenz viele, auch tüchtige Ärzte dazu, dieser Schwäche des Publikums, wenn auch schweren Herzens, entgegenzukommen; meist seien es aber grobe Schwindler, die den Leuten das tollste Zeug aus dem Seichbesehen vorschwätzten, wie er dessen (Bl. XXVII[v] unten) köstliche Exempel bringt:

„Als etliche sprechen, der mensch hat blasen auf der leber. Der hat eyn faul gewässer vm das hertz. Der hat nit größer leber in̄ seinem leib, weder eyn noss groß ist: Ja ich wil sie jm wider machen wachsen ꝛc. Diser personen ist das hirn faul. Die hat den hertz worm. Disem menschen seind die därm im leib durcheyn-

ander verknüpfft. Das hertzgeblüt ist disem entgangen. Er hat eyn pastem vnd weiß doch eyn solcher artzet nit, was eyn Apostema ist. Item er spricht, diser mensch hat das friesen im magen. Er die gelsucht iñ der lungen, vnd hat do bei das hertz gespan. Vnnd die flüß fallen jm von der lebern iñ das hirn, vnnd dergleichen vast doll vnförmige judicia, die sie thund: als auch, er hat das stechen im miltz auff der rechten seidten. Der magen ist jm verstopfft, daß er nit brontzen [urinieren] kan. Das eißbeyn ist jm zerbrochen, vnnd der maßdarm ist jm zerrissen, vnd er hat eyn loch. Ja spricht er, ich weiß es wol, wo es jm ligt. Ja sag ich, du hast es alles wol geradten, on noch eyns. Er hat auch den schwindel iñ der däschen, das hastu nit gewißt."

Doch allen Ernstes geht er nach solchen Spott an der Hand der Autoritäten diesem Irrwahn der Harnschau zu leibe und ruft zuerst den renomiertesten Zusammenfasser der ganzen Lehre vom Harn, den Johannes Aktuarios als Zeugen auf, der ausdrücklich erkläre, daß neben dem von ihm so eingehend in sieben Büchern bearbeiteten Harn auch die Untersuchung des Pulses und des ganzen Kranken unbedingt erforderlich sei. Aber es werden auch noch andere gelehrte Männer herangezogen; denn „es dunckt mich vast von nöten sein, hievon viel zu sagen, auff das man eyn mal disen mißbrauch vnd heresim auß den leuten bringen möcht, so sie allenthalben meynen und glauben, es sei genug mit dem harn beschauen: vnd der artzet künd vnnd müß alle ding gnugsam darauß iudiciern." So müssen denn weiter nacheinander Verhör bestehen: Rasis und Avicenna und Jacobus de Partibus und Gilbertus Anglicus und Johannes Damascenus und Hippokrates und Galenos, Johannes Diurius und die Modernen Gunther von Andernach und des Verfassers Landsmann Christoph Heyl, Doktor von Leipzig. Darum sei die Harnschau an sich ja wohl noch nicht so übel, man möge immerhin dem Arzt den Harn bringen und ihm zeigen, zugleich aber auch genauen Bericht geben über den sonstigen Zustand des Kranken, mündlich oder schriftlich „Es were auch not, daß der artzet zum wenigsten eyn mal selber bei dem kranken were, doch so offter, je besser." Auch die anderen Ausscheidungen des Kranken seien genau zu beachten und zu untersuchen.

Den Arzt suche man aus drei Ursachen auf, einmal um sich in voller Gesundheit zu erhalten [conservative]; dann muß der Arzt den betreffenden Menschen natürlich persönlich sehen und kennen,

um ihm guten Rat zu geben, ebenso im zweiten Falle, wenn der Mensch sich nicht ganz wohl fühlt und den Wunsch hegt, eventuell drohender Krankheit zuvorzukommen [präservative]. Dies beides sei in Deutschland wenig Brauch, wo man seinem Körper nicht die nötige Beachtung schenke: wenn man dann doch wenigstens im dritten Falle schleunigst zum Arzt schicke und in der richtigen Weise, wenn eine ernstliche Krankheit richtig zum Ausbruch gekommen ist, der Betreffende das Bett nicht mehr verlassen kann [curative]. Aber auch dann wird noch auf den Rat jedes zufälligen Besuchers gehört und die Sache verschleppt, und wenn man endlich den Arzt zu Rate zieht, die törichsten Ansinnen im voraus an ihn gestellt, statt ihn vertrauensvoll ans Krankenbett zu bitten und ihm in jeder Hinsicht reinen Wein einzuschenken und freie Hand zu lassen.

Eingehend behandelt Begardi dann die Frage des *Honorars*. Man beschwere sich, daß man dem Arzt für den ersten Gang einen Gulden geben müsse oder bei ansteckenden gefährlichen Krankheiten gar drei oder vier Gulden, während man bei Vermögenssachen dem Juristen mit Freunden im voraus schon mehr Gulden bezahle. Einem gewöhnlichen Bürgersmann werde ein Arzt für tägliche Besuche nach dem ersten Besuche die ganze Woche nur einen Gulden abfordern oder noch weniger. Eine mäßige Vorausbezahlung trage jedenfalls zur Befeuerung der Sorgfalt des Arztes bei. Später käme man ja auch wohl mit mündlichem Bescheid und „schickung des wassers" eine Zeitlang aus. Lasse es sich aus bestimmten Gründen nicht möglich machen, den Arzt selbst zum Kranken zu bitten, so müsse man wenigstens in der Auswahl des Boten vorsichtig sein und dafür sorgen, daß dieser von allen genau Bescheid wisse. Hierbei werden allerhand Schnurren erzählt, die teilweise Friessens Spiegel entstammen, dem auch in diesem Kapitel manch kräftig Wörtlein entnommen ist. Bei den „Walhen" (in Welschland) seien auch die Kranken vernünftiger, sie wissen es nicht anders, als daß man mit dem Harn auch genauen Bericht schicken müsse, und kein Arzt gebe dort ein Urteil über den gesendeten Urin ab, ehe er ausführlichen Bescheid erhalten habe.[1]) Neben einem tüchtigen, erfahrenen, treuen Arzte seien aber noch zwei Dinge zur Genesung des Kranken dringend von nöten, ein aufmerksamer

[1]) Offenbar war Begardi Lernens halber auch in Italien oder in Montpellier.

Pfleger („Beiweser") des Kranken und Gehorsam von seiten des Patienten. Und — man schicke endlich nicht zu spät zum Arzt „wann dir das Maul schon nach dem Kirchhof stinkt".

Im sechsten Kapitel „Wie sich ein Arzt gegen Gott und den kranken Menschen halten soll" — ist der erste Punkt, der Arzt und Patient eindringlich auf die religiösen Pflichten verweist, sehr ausführlich ausgesponnen, ferner dem Arzte Mäßigkeit und fleißige Versorgung des Kranken zur Pflicht gemacht, der dann aber auch seinerseits geduldig dem Heilplan des Arztes Spielraum lassen soll, der mit dem „Regiment", d. h. der allgemeinen Regelung des ganzen Verhaltens beginne, und, wenn das nicht genügt, zur arzneilichen Therapie übergehe „mit einem kunstreichen Prozeß" nach Lehre seiner Kanones, den Leib mit einem linden Klystier zuerst eröffne, dann zur Ader lasse usw. in 10 Punkten. Zieht die Krankheit sich hin, soll der Kranke doch das Vertrauen nicht verlieren und zu einem anderen Arzte laufen, sondern bei dem ersten bleiben, den er als zuverlässig erkannt hat.

Auch im siebenten Kapitel „Wie sich der Kranke erstlich gegen Gott und nachvolgends auch gegen dem Arzt halten soll" wird das nämliche betont. Darum soll man auch vom Arzt kein bindendes Versprechen auf Genesung bzw. Heilung verlangen und nachher folgsam und geduldig sein. Ist wirklich ein Arztwechsel nötig oder erwünscht, so soll man wenigstens vom ersten Arzt im guten scheiden; denn auch dem Arzte ist es nicht schicklich allzu hurtig zu Kranken eines anderen zu gehen, „es ist unfreundlich gehandelt". Vor allem solle man vom Arzt nicht zum Schwindler laufen, das nimmt allemal ein bös End. Auch solle man nicht hören auf die Ratschläge der Basen und Vettern, auch im Essen und Trinken nicht, sondern allemal erst seinen Arzt fragen. Begardi geht dann auch nochmals auf die Honorarfrage ein, im ähnlichen Sinne wie oben.

Doktor und Apotheker sollten am besten mit sofortiger Barzahlung gelohnt werden oder bei längerer Krankheit wenigstens wöchentlich und sofort am Ende der Krankheit; schimpflich sei ein langes Hinziehen der Bezahlung.[1] Auch für behördliche Maßnahmen zur Honorierung der Ärzte, für eine städtischerseits festgesetzte ärztliche Taxordnung, tritt Begardi ein: „Dunckt mich aber doch,

[1] Hierbei kommt auch die bekannte Redewendung von dem dreifachen Gesicht des Arztes zur Erzählung.

eyn Oberkeyt iñ eyner statt möcht wol eyn gemeyne weiß, der besoldung halbē eyns artzets machen, so er fleiß thet bei den krancken, was jm gebüren sol von eyner jeden visitation, oder für eynen wochēlon, damit der gemeyn mañ nit klagen, vnd der artzet niemands übernemen dörfft."

Im Schlußkapitel „Aus was Ursachen also wenig Menschen etwan von ihren Krankheiten erlöst und warum in unsern Landen bei nahe kein Artzt groß Lob erlangen mag, wie wohl einer doch gelehrt und erfahren genug ist", wird lebhaft darüber klage geführt, daß man nur in Welschland gute Ärtzte finden wolle, wo es ja gewiß deren vortreffliche gebe, weil dort an den „Hoch- und Freischulen" von viel berühmten Gelehrten in guter Besoldung vorzüglicher Unterricht erteilt würde. Doch das geschähe auch in Deutschland schon mancherorts und der Buchdruck biete erst recht allerwärts dem, der die Mühe nicht scheue, gegen mäßigen Betrag die Möglichkeit gelehrter Ausbildung, so daß es in Deutschland wohl schon ebenso gelehrte tüchtige Ärzte gebe wie in Welschland; sie könnten nur aus einer Reihe von Gründen nicht so recht zu Ansehen kommen.

Erstens verpraßt der Deutsche alles was er erwirbt und hat dann in der Not nicht die Mittel, den Arzt und gar den Apotheker zu bezahlen, muß also elendiglich zugrunde gehen. Zweitens läßt der Deutsche die Krankheiten zu sehr einreißen, ehe er nach Hilfe geht, während man doch möglichst früh Rat suchen müsse. Geht es aber schief, weil es zu spät war, so ist bei dem zur übeln Nachrede besonders geneigten Deutschen natürlich immer der Arzt daran schuld. Drittens ist es in Deutschland ein schlimmer Fehler, daß man dem Arzte nicht volle Klarheit über alles zu geben sich gewöhnen wolle, sondern ihm höchstens zum erraten den Harn schicke ohne einen verständigen wohlinformierten Überbringer, ja daß der Kranke selbst oft nur widerwillig und lückenhaft Bescheid gibt. Viertens befolgt man bei den Deutschen nicht gewissenhaft genug die Anweisungen der Ärzte, ja man tut übermütiger oder spöttischerweise das Gegenteil, oder betrügt direkt den Arzt, was dann die schlimmsten Folgen haben kann, wie an drastischen Beispielen nachgewiesen wird. Zum fünften endlich begehren wir von den Ärzten völlig Unmögliches und wollen nicht den Erfolg einer vorsichtigen wohlerwogenen Kur, die einige Zeit in Anspruch nimmt, geduldig abwarten und darum lieber irgendeine Gewaltkur brauchen mit

Koloquinten und anderen höchst gefährlichen Mitteln, durch die uns ein gewissenloser Charlatan Herstellung in wenig Tagen verheißt. Auch von solchen greulichen Abführkuren leichtfertiger Betrüger, die den Bauern imponieren, erzählt Begardi einige gewaltige Stücklein mit traurigem Ausgang. Darum werden auch die Ärzte gewarnt, „so etwan also leichtlich überfelt schicken purgationes, den Kranken zu brauchen".

Der Kranke solle schon um seiner selbstwillen die Arztkosten nicht scheuen und nicht die Verleumdung aussprechen, als wenn der Arzt um seines eigenen Vorteils willen die Sache hinzöge, während gerade der Erfolg der Kur vorsichtiges, zuwartendes Verfahren gebiete.

Man fühlt es mit, wie warm dem biederen Arzte aus Worms das Wohl der Kranken und das Heil und Wohlergehen seines Standes am Herzen liegt. Manch gutes Wort und manch trefflicher Gedanke ist ihm in die Feder geflossen, auch heute noch von Wert und Wahrheit.

Wie wenig haben sich doch die Menschen in den 4 Jahrhunderten geändert und das Heilpersonal — und die Ärzte!

Zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers.

Von

Felix Freiherr von Oefele (Neuenahr).

An der Hand dieser Hypothesen kann aber auch in Einzeluntersuchungen eingetreten werden, zu denen ausgiebige Möglichkeit vorhanden ist. Denn der Aufbau der einzelnen Abschnitte und viele andere Einzelheiten sind in vorstehendem noch gar nicht benützt. Ich habe außerdem in Puschmanns Handbuch darauf hingewiesen, daß die verschiedenen Abschnitte, sowie ihre Hauptteile und Anhängsel Ungleichartigkeiten in der Grammatik zeigen, insofern zwar die Sprache der Pyramidenzeit oder die ihr gleiche Kunstsprache des mittleren Reiches zugrunde liegt, aber doch schon in den einzelnen Abschnitten Übergangsformen vor allem zur Konjugation der Zeit der Niederschrift der beiden Papyri sich finden. Ungleichartigkeiten in Lexikon und Orthographie liegen vor, insofern für unzweifelhaft identische Begriffe in verschiedenen Teilen ganz verschiedene Worte gebraucht sind oder, wo gleiche Worte verwendet werden, diese in verschiedenen Teilen die Orthographie ändern. Auf die wechselnden Götterkreise, die teils dem Sonnengotte, teils der Osirisfamilie zugehören oder mit Anubis nach dem Nordwesten und mit Chonsu auf Theben als Kultort verweisen, habe ich schon kurz hingewiesen. Alles dies kann und muß zur weiteren Textkritik verwendet werden. Wenn sich durch diese vielen Untersuchungsmittel keine unvereinbaren Widersprüche zu den Hypothesen ergeben, dann müssen sie als erwiesene Tatsachen aufgefaßt werden.

Wie es so oft geht, war der Ursprung des therapeutischen Handbuches im Papyrus Ebers von Anfang an richtig erkannt, aber auf falsche Schlüsse begründet worden. Ich habe noch in Puschmanns Handbuch[1]) kurz auf die ältere Ansicht hingewiesen. Ich sagte von der Vorderseite, daß sie aus Heliopolis und Sais stammen *soll*. Die ersten Forscher, welche sich mit dem Papyrus Ebers befaßten, mußten den Eindruck gewinnen, daß die ersten Sätze der Handschrift eine Einleitung im modernen Sinne darstellen. Wenn also dort die Worte vorkommen: „ich gehe hervor aus Heliopolis"

[1]) Seite 78.

und „ich gehe hervor aus Sais", so machte dies den Eindruck, wie wenn eine moderne sentimentale Seele ihr Vorwort beginnt: „ich kleines unscheinbares Büchlein trete hinaus in eine fremde Welt etc." Jetzt, wo wir den Text besser verstehen können, zwingt es uns ein Lächeln auf, daß wir auf einen solchen abgeschmackten Anachronismus hereinfallen konnten.

Heinrich Schäfer in seiner Inauguraldissertation hat mit philologisch-lexikalischen Gründen bewiesen, daß dem Papyrus Ebers am Anfange irgend welcher Titel oder Einleitung völlig mangle und daß sofort mit einem Krankenzauber begonnen wird. So klar wie obiger Anachronismus ist auch dieser Befund Schäfers, sobald er überhaupt einmal ausgesprochen ist. Es sei vorweggenommen, daß das Gesetzbuch Hammurabis eine Einleitung besitzt. Denn ganz natürlich, wo im alten Orient ein König spricht, sagt er auch sofort: „Ich bin der König so und so", damit männiglich sofort auf den nötigen devotesten Respekt sich einrichten kann. Andere Bücher und Schriften besitzen keine Einleitung. Das Märchen von den beiden Brüdern beginnt ohne jede Überschrift: „es waren einmal zwei Brüder." Im ersten Teile meiner Quellenkritik des Papyrus Ebers habe ich außerdem gezeigt, daß der Anfang des Papyrus Ebers einschließlich der ersten Worte ursprünglich gar nicht am Anfange stand, sondern erst von irgend einem Redaktor an den Anfang versetzt wurde.

Der Assyrer und auch schon der Babylonier ist ordnungsliebender als der alte Ägypter. Da der alte Orient kulturell eine Einheit bildet, so müssen wir für Äußerlichkeiten auch die Keilschriftdenkmäler heranziehen. Aus den medizinischen Keilschrifttexten (aus anderen natürlich noch viel mehr) können wir ersehen, daß der alte Orient nicht Überschriften, sondern Unterschriften kennt. Wenn eine lange Beschwörung gegen Zahnschmerz oder Augenkrankheit niedergeschrieben ist, macht der Assyrer einen Strich und schreibt darunter „Beschwörung gegen Zahnschmerz" oder entsprechend. Folgt dann noch eine lange Anweisung für Zeremonien, so wird wiederum mit einem Striche abgeschlossen und darunter geschrieben „Anweisung für die zugehörigen Handlungen" oder entsprechend. Ein Kräuterverzeichnis beginnt unvermittelt mit Lauch und anderen Zwiebelgewächsen. Erst am Schlusse ist gesagt, daß es sich um das Kräuterverzeichnis vom Garten des Königs Merodachbaladan handelt. Die großen Tafeln der Sardanapalbibliothek tragen am Schluß des Ganzen den sogenannten Biblio-

theksvermerk. Es sind dies alle jene Angaben, die wir auf dem Titelblatte suchen würden.

Auch das therapeutische Handbuch des Papyrus Ebers oder der ganze Papyrus einschließlich seiner Anhängsel kann zu irgend einer Zeit in Vorlagen, die schon auf Papyrusrollen geschrieben waren, Vermerke über Titel und Herkunft getragen haben. Sie waren dann aber sicherlich dem explicit angehängt. Da der Papyrus Ebers weder nach Abschluß des Hauptteiles noch nach Abschluß des Ganzen ein solches explicit besitzt, so ist es ganz natürlich, daß Titel und Titelvermerke nicht vorhanden sind. Somit trägt der Papyrus Ebers keine direkte Angabe über seine Herkunft. Wir sind damit auf indirekte Untersuchungen des Textes angewiesen.

Der erste Anhalt für die Herkunft eines Buches ist seine Sprache. Für das Ägypten christlicher Zeitrechnung sind uns Schriftdenkmäler in fünf verschiedenen geographisch getrennten Mundarten erhalten, die sehr weitgehende Unterschiede aufweisen. Für das 12. vorchristliche Jahrhundert ist uns bezeugt,[1]) daß die Dialekte von Ober- und Unterägypten entsprechend dem späteren Sahidischen und Boheirischen so sehr voneinander abwichen, daß ein Bewohner des Deltas einen Oberägypter nur sehr schwer verstehen konnte.[2]) Die Dialektausbildung ist also sicherlich uralt und bestand sicherlich auch zur Zeit der Niederschrift des Papyrus Ebers. Im alten Ägypten wurde stets daran festgehalten, daß das Reich aus zwei selbständigen Hälften bestehe. Wenn vielleicht einzelne der entsprechenden offiziellen Bezeichnungen ursprünglich einen anderen Sinn hatten, in historischer Zeit, d. h. seit mehr als 3000 v. Chr., hat der Ägypter in allen Doppelbezeichnungen eine Anspielung auf seine beiden Reichshälften gesehen. Immer und zu allen Zeiten hat Ägypten , d. h. *kmt* geheißen, das wir koptisch als *κημε* für *Ägypten* wiederfinden und zu *καμε schwarz* gestellt werden muß. Es ist das Land der *schwarzen Erde.* In der koptischen Spätzeit wird davon *ρμνκημε* (sprich: rĕmĕnkēme) gebildet, das *ρωμε ν κημε*, d. h. *Mann von Ägypten = Ägypter* bedeutet.[3]) In den Bildungen der alten Sprache[4]) mußte der Bewohner von Ägypten als **kamti* bezeichnet werden, das in der Aussprache von selbst zu **kampti* werden

[1]) Papyrus Anastasi I, 28, 6.
[2]) Zitiert nach Spiegelberg, Der alte Orient 8, 2, Seite 26.
[3]) Siehe Steindorff, Koptische Grammatik § 87.
[4]) Siehe Steindorff, ebenda § 93.

mußte. Eine gar nicht ungewöhnliche Erweichung des m zu w resp. u führte zu **kaupti* und dies zu *kopti* als Bezeichnung des Landesbewohners, den wir *Kopten* nennen. Das im Papyrus Ebers vorkommende *ie* entsprechend hebräischem אי mit der Bedeutung *insula, ora* wurde wiederum zur Bildung eines neuen Landesnamen **ai-kupti* = Aigyptos verwendet. Tenuis und Media wurde von den Ägyptern griechischer Zeit so wenig auseinandergehalten, wie vom modernen Oberdeutschen im Dialekt. In griechischen Fremdwörtern der koptischen Sprache sind Verwechselungen von Gamma und Kappa keine Seltenheiten.

Wir wollen bei diesem Abschweife bleiben. Wenn wir das Vaterunser in sahidischer und boheirischer Übersetzung miteinander vergleichen,[1] so fallt uns auf, daß sahidische κ, π und τ durch boheirische χ, φ und ϑ vertreten werden. Der boheirische Dialekt ist ursprünglich nur der Dialekt der Stadt Alexandria und Umgegend und verdrängt später den memphitischen Dialekt. Wahrend also Ägypten im übrigen Reich als die *schwarze* sc. Erde mit κημε bezeichnet wurde, mußte in Alexandria die *schwarze* sc. Wissenschaft mit χημι bezeichnet werden, woher unser Wort Chemie stammt.[2] Dieser Abschweif kann uns für später als Illustration für die dialektische Zerfahrenheit Ägyptens noch Dienste leisten. Hier sei also nur festgestellt, daß Ägypten in den Bezeichnungen *kemit, Kopten* und *Ägypten* zeigt, daß die Landesbezeichnung durch alle Zeiten die gleiche geblieben war. Im Bündnisvertrage mit Chatuschil, dem Hettiterkönige, der auch ein Doppelreich regierte, wird Ramses II. als König von Ägypten mit der wahren Landesbezeichnung benannt. So könnten noch einige Beispiele zusammengetragen werden. Doch bleibt dies immer eine mühevolle Arbeit. In Hunderten von offiziellen Prunkinschriften suchen wir dies Wort für Ägypten vergeblich. Wir finden an seiner Statt immer nur die Bezeichnung der *beiden Länder*. Denn das *Land* als Kulturland im Gegensatz zu den wilden wüsten oder bewaldeten Gebirgsländern ist . Der König führt den offiziellen Titel als Vereiniger der beiden Länder. Er trägt in den beiden Teilen ver-

[1] Siehe Steindorff, ebenda Seite 63 u. 64 der Lesestücke.

[2] Dies kann gleichzeitig als Zurückweisung eines Angriffes gegen mich in den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften dienen, wo angeblich nach Einholung fachmännisch ägyptologischen Rates ohne Beweise das Gegenteil behauptet wurde.

schiedene Kronen. Es könnte eine lange Reihe aufgezählt werden, was die Trennung der beiden Landeshälften veranschaulichen würde. Solche Zustände haben natürlich stets die Scheidung in Dialekte begünstigt.[1]) Wir dürfen eher annehmen, daß früher noch mehr Dialekte vorhanden waren als später, wie umgekehrt. Im Gebiete des alten Oberägypten beginnt die Literatur der koptischen Sprache mit zwei Dialekten, dem sahidischen und achmimischen, wovon der letztere allmählich verdrängt wurde, im Gebiete des alten Unterägypten mit drei Dialekten, dem fajumischen, memphitischen und boheirischen, wovon die beiden ersten verdrängt werden. Zurzeit der Niederschrift des Papyrus Ebers ist für Theben die Urform des sahidischen und für Heliopolis die Urform des memphitischen Dialektes anzunehmen. Wenn wir also die Dialektforschung zu Hilfe nehmen könnten, müßte der Bestand des Papyrus Ebers mit Leichtigkeit in oberägyptische und unterägyptische Quellschriften zerlegbar sein. Aber die ältere Dialektforschung ist noch gar nicht vorhanden und muß vielleicht zu ihrer Begründung gerade vom Papyrus Ebers, dem gynäkologischen Papyrus von Kahun und ähnlichen Schriftdenkmälern ausgehen. Damit würden wir uns also vorläufig im Kreise bewegen. Auf Dialektfragen können wir erst zurückkommen, wenn andere Methoden den Grund zur Scheidung gelegt haben.

Abgesehen vom Partikularismus der Dialekte bestand auch ein Partikularismus des Götterkultus. Nach späteren griechischen Berichten scheint der Kultus von Osiris und Isis über ganz Ägypten als offizielle Religionsübung verbreitet gewesen zu sein. In der Ptolemäerzeit kam Serapis als neuer Gott mit allgemeinem offiziellem Kultus auf. Als allgemeine Volksgötter der Spätzeit sind vielleicht Bes und die Taurit (Toëris) aufzufassen. Im allgemeinen haben aber jeder Gott und seine zugehörigen Nebengötter nur lokale Verehrung besessen. Wanderungen sind ja vorgekommen, so daß z. B. Thot, den wir als speziellen Ärztegott auffassen, ursprünglich Hauptgott der verhältnismäßig südlichen Stadt Unterägyptens war, die von den Ägyptern *Chmun*, von den Griechen Hermopolis magna genannt wurde, aber später viel häufiger als Nebengott in Heliopolis erscheint;

[1]) Zum Verständnis sei eine deutsche medizinische Kompilation aus zwei Teilen angenommen, deren Quellen einige Zeit zurückliegen und in deren einem Teile mit Wiener Provinzialismen der Pabst, im anderen Teile mit Mecklenburger Platt Luther als Autorität erwähnt wird. Es ergibt dies ein ungefähres Abbild der Verhältnisse im Papyrus Ebers.

denn letztere Stadt als eine der Hauptstädte tritt stark in den Vordergrund.

Ob nun in der Vorzeit mit der Verschleppung des Gottes THOT von Hermopolis nach Heliopolis auch Tempelrezepte als Wandinschriften verschleppt wurden, kann weder als wahrscheinlich, noch als unwahrscheinlich mit Gründen belegt werden. In der Pyramidenzeit ist der Sonnengott von Heliopolis schon einer der Hauptgötter des Landes und sein Tempel in Heliopolis wahrscheinlich der größte und berühmteste des Landes. In der Glanzzeit der 18. und 19. Dynastie wird Heliopolis von der rasch emporgeblühten Landeshauptstadt Theben überragt. Aber Heliopolis behielt einen großen Teil seiner Bedeutung, insofern Theben nun Hauptstadt Oberägyptens war und bei dem Charakter als Doppelreich Heliopolis die Hauptstadt Unterägyptens darstellte. Wie im Kampfe zwischen Babylon und Assyrien durch ein Jahrtausend immer wieder Babylon das verlorene Übergewicht zurückzugewinnen versucht, so besitzt Heliopolis dies Streben in Ägypten. Ein Betonen des Sonnengottes oder irgendeines der Sonnengötter beweist somit irgendwelche Äußerung von heliopolitanischem Lokalpatriotismus.

Da der Papyrus Ebers im Gebiete von Theben gefunden ist, so kann unter diesen Voraussetzungen der Abschnitt 8 mit dem Sonnengotte als Hauptperson gar nicht in Theben verfaßt sein, sondern muß aus der Rivalin Thebens, nämlich Heliopolis, stammen. Das Gleiche ergeben die im Abschnitt 1 genannten Götter, ohne daß wir die Erwähnung der Stadt Heliopolis in der ersten Zeile des Papyrus Ebers vorläufig zu beachten brauchen.

Noch eine andere Spur weist nach Heliopolis. Der Sonnentempel von Heliopolis nahm eine so eigenartig hohe Stellung im ägyptischen Reiche ein, daß sein höchster Priester auch ein einzigartiges Ornat, ein mit Sternen besätes Pantherfell, trug, das durch alle Jahrtausende auf bildlichen Darstellungen seinen Träger als höchsten Priester von Heliopolis auf den ersten Blick kenntlich macht. Dem einzigartigen Ornate entsprach[1]) auch der einzigartige Titel *„der im Schauen Große“*. Nebentitel oder vielmehr wahrscheinlich die volle Titulatur heißen: *„der das Geheimnis des Himmels schaut“* und *„Oberster der Geheimnisse des Himmels“*. Es würde ihn dies ursprünglich als obersten Reichsastronomen und Astrologen bezeichnen. Im Abschnitt 15 des Papyrus Ebers ist

[1]) Siehe ERMAN, Ägypten und ägyptisches Leben, Seite 393.

nun direkt behauptet, daß ein Kollyrium von einem solchen heliopolitanischen Oberpriester bereitet sei. Jedenfalls erscheint er damit neben den Göttern des Abschnitt 8 als eine der höchsten medizinischen Autoritäten. Diese Approbation eines Kollyriums hat wiederum nur Sinn in einem Texte, der aus Heliopolis stammt. Denn zur Zeit der Niederschrift des Papyrus Ebers fühlte sich die thebanische Priesterschaft als erste des Reiches, drückte wo sie konnte die heliopolitanische in eine sekundäre Stellung und würde ein neuentstandenes medizinisches Werk in Theben mit solch offenen antithebanischen Autoritäten durch geistliche Zensur unterdrückt und keinesfalls im Prachtbande abgeschrieben haben. Also Abschnitt 1, Abschnitt 8 und Abschnitt 15 weisen auf Heliopolis. Von allen diesen drei Abschnitten sind aber auch Stücke in den Papyrus Hearst übergegangen.

Im Gegensatz dazu darf vielleicht der Abschnitt 4 des Papyrus Ebers erwähnt werden. In einer seiner Beschwörungen wird auf die unterägyptische Stadt Thmuis hingewiesen. Von diesem ziemlich umfangreichem Abschnitte findet sich beachtenswerterweise kein Parallelrezept im Papyrus Hearst. Es beweist das Vorstehende wohl mein Recht, die Quellschrift, welche Papyrus Ebers und Papyrus Hearst gemeinsam zu ihren Kompilationen benützt haben, als heliopolitanisches Arzneibuch zu bezeichnen.

Die Beobachtung an Abschnitt 4 gibt weiter dem Gedanken eine gewisse Berechtigung, daß das heliopolitanische Arzneibuch, das ich als Inschrift der Tempelwände annehme, im allgemeinen doch nicht viel mehr Abschnitte umfaßt hat als jene, aus denen auch der Papyrus Hearst Parallelstücke enthält.

Es bleibt noch übrig, die direkte Erwähnung der Stadt Heliopolis in der ersten Zeile des Papyrus Ebers zu besprechen. Wir müssen dafür auf den allgemeinen Inhalt der verschiedensten Beschwörungen eingehen, die uns von den verschiedensten Zeiten aus Ägypten überliefert sind. Die Technik der überwiegenden Zahl aller Beschwörungen besteht darin, daß der Beschwörer dem bösen Geiste vorlügt, er, der Beschwörer, sei irgendeiner der Götter. Der böse Geist, der in medizinischen Fällen also ein Krankheitsdämon ist, wird für so dumm gehalten, daß er auf einen so plumpen Schwindel hereinfällt und aus Angst sofort entflieht. Aber ganz für so dumm hielt der Ägypter seine Krankheitsdämonen doch nicht, daß er ihnen nur unvermittelt zu sagen brauchte: „Ich bin Horus“, oder „ich bin Isis“ oder ähnlich. Der Geist mußte vor-

bereitet werden, so daß er allmählich auf den Schwindel hereinfiel. Es wurde ihm soviel vorgeredet, daß er den Schlußeffekt „ich bin Horus" oder ähnliches ganz allmählich kommen sah und schließlich glaubte. Für besonders schön und besonders wirksam galten scheinbar dem Ägypter jene Beschwörungen, in denen der Schlußeffekt gar nicht mehr ausgesprochen wurde. Nach Art von Rätseln wurden dem Krankheitsdämon immer mehr Einzelheiten vom Beschwörer (oder der Beschwörerin) vorerzählt, die schließlich gar keine andere Rätsellösung zuließen, als daß der Beschwörer mit einem bestimmten Gotte identisch sei.

Eine Beschwörung dieses Charakters liegt uns auch im Anfange des Papyrus Ebers vor. Ich will alle Nebenbestimmungen weglassen. Dann würde die Beschwörung lauten: „Ich gehe hervor aus Heliopolis, ich gehe aber auch hervor aus Sais." Modern trivial ausgedrückt läßt sich noch weiter gehen: „Ich wohne in Heliopolis, ich wohne in Sais."[1] Würde nach dem oben Besprochenen hier stehen: „Ich gehe hervor aus Heliopolis und ich gehe hervor aus Hermopolis," so würde der Leser dies schon als Umschreibung für den Gedanken: „ich bin der Gott Thot" erkennen. Die wirklich vorhandenen Worte besagen aber in gleicher Weise nichts anderes als „Ich bin die Isis von Heliopolis, die identisch mit der Göttin Neith von Sais ist." Damit der Beschwörer nicht für irgendeine andere gewöhnliche Person aus Heliopolis oder Sais gehalten werden kann, erzählt er dem Krankheitsdämon, mit welch prominenten Personen er in Heliopolis und Sais Umgang hat. Die Auswahl ist so getroffen, daß der dumme Krankheitsdämon gar nicht anders denken kann, als die Göttin Isis rede mit ihm. Auf der anderen Seite belastet der fromme (?!) Priester dabei sein Gewissen mit keiner Lüge, nicht einmal gegenüber dem dummen Krankheitsteufel. Denn als Priester hat er auch mit allen diesen göttlichen Personen Umgang. Es ist dies ein sehr geistesarmer, trauriger Anfang des Papyrus Ebers, obwohl im übrigen schon eine Unsumme von nüchternen medizinischen Beobachtungen enthält. Der Redaktor, der diesen Abschnitt aus seiner Stellung zwischen Abschnitt 7 und 8 an den Anfang versetzt hat, hat dem ganzen Werke in unseren Augen keinen besonderen Dienst erwiesen.

---

[1] Mit ganz kleiner sprachlicher Änderung würde sich auch der Sinn ergeben: „Meine Wohnung ist die Stadt Heliopolis und die Stadt Sais."

Zur Sache mag es befremdlich sein, daß wir von einer Lokalform der Isis für Heliopolis einstweilen noch keine anderen direkten Belege haben und daß in Sais die Göttin Neith verehrt wurde. Zum ersten Punkte ist aber die direkte Erwähnung der Isis im Mythus vom kranken Sonnengotte zu vergleichen. Dann wird die Isis im weiteren Verlaufe des Abschnitt 1 auch noch direkt genannt. Außerdem erscheint sie nach den Götterpaaren des Abschnitt 8 auch als weibliches Gegenstück zum Sonnengotte von Heliopolis. Zur Gleichsetzung mit der Göttin Neith von Sais, welche die Griechen mit Athene übersetzten, ist Plutarch, Isis und Osiris 9b zu vergleichen: *τὸ δ᾽ ἐν Σάει τῆς Ἀθηνᾶς, ἣν καὶ Ἶσιν νομίζουσιν, ἕδος.*

Es ist hier wieder ganz natürlich, daß in einem heliopolitanischen Zauber sich der Krankheitsbeschwörer auf die heliopolitanische Isis, die vielleicht ebenso von Sais importiert ist, wie Thot aus Hermopolis, beruft. Ein Thebaner würde sich natürlich entsprechend auf die Göttin Mut berufen haben. Die Erwähnung von Heliopolis an dieser Stelle führt also wiederum auf Heliopolis als Entstehungsort des Arzneibuches, aber in anderer Gedankenverbindung als man früher annahm. Durchaus unnötig wird damit die Annahme, daß ein Teil der Rezepte aus Sais stammen müsse, wenn auch die *Möglichkeit* nicht ganz von der Hand gewiesen werden kann.

Auf den ersten Blick muß uns eine Schwierigkeit für die praktische Ausübung der Heilkunde aufstoßen. Rezepte, wie sie das heliopolitanische Arzneibuch in Fülle enthält und wie sie nach meiner Annahme an den Wänden des Sanktuarium eingeschrieben waren, sind sicherlich keine Literaturerzeugnisse, die man ihrer selbst willen verzeichnet. Sie haben nur Wert, wenn sie auch praktisch für den Kranken verwertet werden. Nach moderner Ausübung der Heilkunde schließt die praktische Verwendung von Rezepten die Möglichkeit aus, sie als Tempelgeheimnis in das Allerheiligste zu verschließen. Der letzte Paragraph des ersten Abschnittes von Papyrus Ebers enthielt schon längst eine Angabe, die dieses Rätsel in befriedigender Weise löste. Es mußte aber bei der Rekonstruktion der altägyptischen Heilkunde soviel mit Hypothesen gearbeitet werden, daß manche Hypothesen mit völlig neuen Ausblicken die Glaubwürdigkeit des bisher Erreichten allzu sehr erschüttert hätten. Die Leute, welche einen hieroglyphisch *medizinischen* Text lesen und verstehen können, sind nicht allzu verbreitet. Und dennoch hat ein Hochschullehrer der Reichsmetropole die ungerechtfertigte

Forderung aufgestellt, daß alles, was zur altägyptischen Medizin beigebracht würde, so belegt werden müsse, daß er, der kein Zeichen der Hieroglyphen und kein Zeichen der Keilschrift versteht, jede einzelne Angabe jeder Zeit nachprüfen könne, da schon im allgemeinen von dem, was man als Geschichte der Medizin ausgäbe, zwei Drittel erlogen sei. Nun für seine historischen und sonstigen wissenschaftlichen Leistungen will ich es ihm vielleicht zugeben, wenn er es durchaus nicht billiger tut und nichts davon wie von den Gerechten in Sodom abhandeln läßt. Im allgemeinen widerspreche ich diesem Ansatze entschieden. Wenn aber für die neugewonnenen Tatsachen der altägyptischen Medizin, wie es scheint, die Bezweifelung noch über Obiges hinausgeht, so ist erhöhte Vorsicht in den Ableitungen geboten.

Hier wirkte für mich das neue Buch von ARAWANTINOS[1]) geradezu erlösend. Mit allen nur wünschenswerten Einzelheiten zeigt ARAWANTINOS auf Grund altgriechischen Inschriftenmateriales, daß die vorhistorische und historische Tempelheilkunde Griechenlands in gleicher Weise ausgeübt wurde, als aus jener Bemerkung des Papyrus Ebers für das alte Heliopolis rekonstruiert werden mußte.

Es ist schon einleitend erwähnt worden, daß wir uns das alte Ägypten nicht als abgeschlossenes Land zu denken haben. Die alten Ägypter haben uns in Bild und Schrift eine Menge Beweise hinterlassen, daß sie ein Kulturland bewohnten, das mit allen anderen gleichzeitigen Kulturländern in fortgesetztem Verkehr stand. Natürlich behielt jedes Land mit seinen Einwohnern alle äußeren Eigentümlichkeiten. Das ist auch heute bei Kulturländern noch der Fall. Wenn wir heute in Berlin einem Engländer und Italiener begegnen, so werden wir deren Nationalitäten wohl kaum miteinander verwechseln. Ebenso erkennen wir in den ägyptischen Wandgemälden mit Leichtigkeit die verschiedenen Völker wieder die mit und in Ägypten verkehrten. Auch die Ägäer, die Vorfahren der klassischen Hellenen, sind darunter häufig vertreten. Durch diesen Verkehr war die Kultur und selbst die Religion in ihren Grundzügen international. Ob wir babylonisch SCHAMASCH oder ägyptisch RĒ oder griechisch APOLLON sagen, ist im Grunde das Gleiche. Auch die Heilkunde und ihre Ausübung war überall die gleiche und stand mit den Tempeln in innigster Beziehung. Ja einige Tempelbezirke waren geradezu Krankenhäuser und Sanatorien. Der Tempel selbst

[1]) *Α. Π. Αραβαντινου ιατρου, Ασκληπιος και Ασκληπιεια, Λειψια* 1907.

stellte nur die Krankenhauskirche dar. In den Klosterkrankenhäusern des Mittelalters hat die alte Tempelmedizin, die von HIPPOKRATES gestürzt war, eine Wiederauferstehung gefeiert. Es ist für das Verständnis wohl nicht ohne Bedeutung, daß dem jungen Christentume das ganze Mönchs- und Einsiedlerwesen in der ägyptischen Entwickelung eingepflanzt wurde.

Im 3. Rubrum des ersten Abschnittes des Papyrus Ebers erfahren wir also, daß im Tempel von Heliopolis ein [Hieroglyphen] vorhanden war, das wir als Nosokomium bezeichnen müssen. Als besonders hervorzuhebende Kranke, die in diesem Krankenhause behandelt wurden, sind die Götter SET und HORUS oder mindestens HORUS allein genannt. Der zweite Teil der Benennung besteht nur in dem Beiworte „groß“ und kann jedenfalls als Epitheton ornans weggelassen werden. Aus den Papyri griechischer Zeit geht hervor, daß auch kleinere Gemeinden Verpflegungshäuser für Kranke mit angestelltem Gemeindearzt besessen haben müssen. Wenn wir bis jetzt auch keine Berichte darüber haben, so müssen wir uns auch für die spätere Zeit darunter Krankenhäuser im Anschlusse an die Gemeindetempel selbst kleinerer Landstädtchen vorstellen.

Das Determinativ [Hieroglyphe] zeigt, daß es sich um Gebäulichkeiten handelt, und die Pluralstriche III, daß deren mehrere mit dem Sonnenheiligtume in Heliopolis verbunden waren. [Hieroglyphen], dem ein unverständliches Zeichen folgt — es ist einfach in dem Lexikon von Stern als Personendeterminativ mit den Pluralstrichen aufgefaßt, was ganz unmöglich in diesem Zeichen stecken kann —, tritt uns nochmals im Papyrus Ebers in Abschnitt 14, der Ophthalmiatrie, wieder in einer Beschwörung und wieder in Verbindung mit dem Sonnengotte entgegen. Das erwähnte hieratische Zeichen [Zeichen] sieht wie eine Ligatur aus, die den Hieroglyphenzeichen [Hieroglyphen] entsprechen könnte. Dann müßten wir [Hieroglyphen] lesen. Aber dann müßte der Schreiber den Singularstrich versetzt haben an Stelle von [Hieroglyphen] *das Nosokomium des Sonnengottes.* Jedenfalls ist an dieser Stelle irgendetwas durch Schreiberleichtsinn in Unordnung geraten. Ein Vergleich anderer Parallelstellen von Papyrus Ebers und Papyrus Hearst zeigt uns ja auch zur Genüge, daß auch nicht eine einzige Zeile des Papyrus Ebers trotz der bestrickenden Schön-

heit und Gleichmäßigkeit der Schrift ohne leichtsinnige Abschreibefehler ist. Also wollen wir uns nicht mit einer Textemendation abquälen. [hieroglyphs] würde lediglich eine vollere Schreibung für [hieroglyphs] sein. Es bezeichnet dies den Raum, wo die geschulten Handwerksleute arbeiten. Deutsch würde unser Wort „Werkstatt“ entsprechen. Das gleiche besagt aber auch das Fremdwort „Operationsraum“. Im ersten Anhängsel des therapeutischen Handbuches wird mit einer Weiterbildung dieses Wortes der *Konjunktivalraum* des Auges bezeichnet, in dem sich der Tränensee befindet. Dies ist jedenfalls bildlich zu verstehen, und zwar als Vorhof des Auges. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir im Rückschluß daraus das Hypostyl des Tempels als Nosokomium auffassen, in dem Operationen und andere Behandlungen vollzogen wurden, während der davorliegende Säulenhof für den allgemeineren Verkehr des frommen Volkes bestimmt war. Das Hypostyl ist im allgemeinen ein von Säulen getragener Riesensaal, der sein Licht durch kleine Fenster unter dem Dache empfängt. Das Sanktuarium, in dem, nach Analogie der späteren Rezepte für Räuchermittel, das hermetische Arzneibuch an den Wänden aufgeschrieben zu vermuten ist, liegt noch weiter nach rückwärts. Das Hypostyl konnte, wie wir am Grundriß des Tempels von Luxor sehen, seitwärts in eine Reihe kleiner Zellen geteilt sein, ohne daß dadurch der große Hauptsaal wesentlich beeinträchtigt wurde.

In den Säulenhof kommt der Kranke mit anderem Volk; das ist das Wartezimmer der Priesterärzteschaft. Zur Beratung und Behandlung wird er in das Hypostyl eingelassen. Für bedenkliche Fälle ist das Sanktuarium der Raum, in welchem Konsilien der beratenden Priesterärzte abgehalten und eine zweckmäßige, erprobte Therapie von den Wänden abgelesen werden konnte. Jedes Zurückziehen in das Sanktuarium stellte für das Volk eine direkte Befragung des Gottes dar. Die Beschlüsse, die aus dem Sanktuarium in das Hypostyl zurückgebracht wurden, galten als direkte Antworten und Weisungen des Gottes. Im Arzneibuche der Tempelwandungen des Sanktuariums konnte und durfte natürlich nur jener Hauptgott des Tempels mit seinem Götterkreise erwähnt werden, der eben in diesem Tempel einzige und oberste ärztliche Autorität war, genau wie Asklepios in den griechischen Asklepiosheiligtümern.

Der Sonnengott wird auch im Abschnitte 14, der schon erwähnt wurde, im Abschnitt 36 der Rhinologie und im thebanischen Ope-

rationsbuche, dem letzten Anhängsel des Papyrus Ebers, in je einer Beschwörung genannt. Im letzten Abschnitte ist die Beschwörung einer fortlaufenden chirurgischen Abhandlung eingeflickt, die wiederholt den thebanischen Lokalgott Chonsu nennt. Wenn wir daraus Schlüsse ableiten wollten, so könnten wir höchstens an eine vereinzelte versprengte heliopolitanische Zauberformel denken. Aber auch das wird mir schwer. Der Aufbau und die Termini technici lassen sich mit den Formeln des heliopolitanischen Arzneibuches nicht vergleichen. Zudem gehören wiederum die Beschwörungen der Rhinologie und der thebanischen Chirurgie enge zusammen. Beide beginnen mit dem Imperativ des Verbum [hieroglyphs]. Der Gedankengang ist hier nicht, daß der Krankheitsdämon vom pfiffigen Ägypter überlistet wird, so daß er aus innerer Angst die Flucht ergreift. Nein, hier werden dem Krankheitsdämon einfach Befehle erteilt. Wenn er diesen nicht gehorcht, so steigert sich der Beschwörer in Drohungen. Das ist babylonisch-assyrischer oder späterer mandäischer Konversationston mit der Geisterwelt. Vielleicht gehört er ursprünglich dem hettitisch-lydischen Kulturkreise an. Man denkt sich dabei auch den Krankheitsdämon als ein Fluidum oder Rheuma. Das Anfangswort lautet darum zu Deutsch: „Laufe aus!“ Im ganzen Papyrus Ebers kommt dies Wort nur an diesen beiden Stellen vor. Dagegen beginnen eine ganze Zahl von Beschwörungen des kleinen Berliner medizinischen Papyrus (Zaubersprüche für Mutter und Kind) mit diesem Worte. Auch dort ist also die Krankheit sowohl einerseits ein Dämon, als auch anderseits eine Flüssigkeit. Wir können die Gleichheiten noch weiter verfolgen bis in den medizinischen Keilschrifttext von Konstantinopel und andere. Es sind also Übersetzungen aus einer asiatischen Sprache. An Stelle des ägyptischen Sonnengottes dürfen wir unbedenklich in einen Schamasch oder Marduk zurückübersetzen. Wahrscheinlich ist an Marduk und Nabu zu denken, ein Götterpaar, das in Abschnitt 36 immer noch unter Anlehnung an Heliopolis mit Rhê und Thot, im thebanischen Chirurgenbuche aber unter dortigem Einflusse mit Rê und Chonsu übersetzt wurde. Im Abschnitt 14 der Ophthalmiatrie kann vielleicht der babylonische Kern der Beschwörung noch genauer als ein kleines Stück aus dem Kampfe Marduks gegen die Tiamat bezeichnet werden.

Die Beschwörungen, die uns im Papyrus Hearst ohne direkte Parallelen neu zugänglich wurden, entsprechen ebenfalls baby-

lonischen Vorlagen, zum Teil solchen aus Buto. Eine derselben, welche Reisner zu übertragen versäumte, fordert geradezu zur Rückübersetzung auf. Auch dort wird (babylonisch ausgedrückt) der *ekimmu* mit Befehlen zum Entweichen angeredet und ihm *titu* als die ihm zukommende Unterweltsspeise angeboten.

Damit ist in die Quellkritik des Papyrus Ebers wiederum ein neues Moment gekommen, das auch gewisse zeitliche Schlüsse zuläßt. Der alte Orient war immer ein gemeinsames Kulturgebiet. Es darf uns also niemals wundern, in Babylonien und Ägypten viel Gemeinsames und vor allem immer die gleiche Kulturentwickelung anzutreffen. Aber direkte Herübernahme von Rezepten und Beschwörungen sind denn doch etwas anderes als einfache Kulturgemeinschaft. Es ist eine Bevorzugung irgendwelchen Auslandes, die nicht ohne gleichzeitige andere entsprechende Spuren bleibt. Wir wissen nun, daß in der 18. Dynastie eine Liebhaberei für asiatisches Wesen beginnt und in der 19. Dynastie ihren Höhepunkt erreicht, auf die Erman öfter zu sprechen kommt. Bondi hat sogar semitische Fremdwörter in der ägyptischen Sprache gesammelt und auch für ihre Verwendung ungefähr den gleichen zeitlichen Höhepunkt festgestellt. In der gleichen Zeit kommen königliche Lieblingssklaven in herrschende Stellungen im Staate. Ihre Namen sind häufig semitisch. Da in unserem Überblicke doch noch keine erschöpfende Quellenkritik möglich ist, so kann auf diese Zeitströmung in Ägypten nur in ganz allgemeinen Strichen hingewiesen werden. Dies ist aber auch einzig die Zeit, in der die heiligen Rezeptsammlungen der Tempelwände in ihren Abschriften nicht nur durch Rezepte aus anderen Tempeln, sondern auch aus asiatischen Ländern ergänzt und abgerundet werden konnten.

Diese Zeit beginnt kurz vor der erweislichen Niederschrift des Papyrus Ebers. Die Schlußredaktion des therapeutischen Handbuches, das in den 45 ersten Abschnitten des Papyrus Ebers vorliegt, muß also in die kurze Spanne Zeit seit Beginn der Auslandsbevorzugung bis zur Niederschrift des Papyrus Ebers fallen.

Eine weitere Frage ist es, ob die betreffenden babylonischen Entlehnungen direkt aus Babylon stammen. Unmöglich wäre es nicht, da direkte diplomatische Beziehungen zwischen Babylon und Theben vorhanden waren, von denen Heliopolis, das an der entsprechenden Straße lag, nicht unberührt bleiben konnte. Immerhin wäre dann zu erwarten, daß die asiatischen Stücke mehr zur Abrundung in den Anhängseln als im heliopolitanischen Arzneibuche

oder vielmehr seiner Erweiterung zum therapeutischen Handbuche herangezogen worden wären. Im allgemeinen bezieht sich aber die asiatische Liebhaberei jener Zeiten nicht auf Babylon, sondern mehr auf Palästina und Syrien. Im Abschnitt 15 ist uns direkt das phönikische Gebal als solcher Vermittelungsort genannt. Was PLUTARCH von dieser, griechich Byblos genannten Stadt mitteilt, läßt sie für eine solche Vermittelung besonders geeignet erscheinen.

Wir können die bisherigen Ergebnisse bis jetzt kurz dahin zusammenfassen, daß in den 45 ersten Abschnitten des Papyrus Ebers entsprechend den ersten 98 Spalten ein therapeutisches Handbuch vorliegt, das schon äußerlich insofern überarbeitet ist, als den meisten Abschnitten ein gleicher Anfang gegeben wurde. Der Kern davon ist das heliopolitanische Arzneibuch des Sanktuariums, entsprechend der im Sonnentempel von Heliopolis gebräuchlichen Therapie. Es sind daran aber Umstellungen und Einarbeitungen fremder Bestandteile vorgenommen. Abschnitt 4 enthält Stücke aus der Stadt Thmuis im Delta. Abschnitt 6 ist ein thebanisches Stück (dies ist vorläufig nicht besprochen). An diesen Bestand sind babylonische Stücke angesetzt, zum Teil sind sie auch in das Innere verarbeitet. Sie waren durch phönikische Vermittelung nach Heliopolis gelangt. Ohne daß es vorläufig besprochen ist, soll darauf hingewiesen werden, daß vor allem der Abschnitt der Ophthalmologie, der Rhinologie und der Gynäkologie zum großen Teile babylonisch-phönikische Entlehnung sind. Während aber das ursprüngliche heliopolitanische Arzneibuch einen uralten Text darstellt, sind die Zusätze wohl alle erst im laufenden Jahrhundert, in dem die erhaltene Niederschrift des Papyrus Ebers erfolgte, gemacht. Trotzdem ist bis auf Abschnitt 6 fast durchgehends die altertümliche Sprache gewahrt, was bei dem fast stets wiederkehrenden Mosaik alter Fachausdrücke und Wendungen ganz mechanisch erreichbar war.

Gehen wir nun zu den Zusätzen über, so beginnt auf Spalte 99 der Anfang einer memphitischen Pulslehre und setzt sich in eine memphitisch-thebanische Scholie fort. Auf der Rückseite folgt eine kurze Ader(laß)lehre aus Letopolis im Delta und zum Schluß das thebanische Chirurgenbuch. Für alle diese Stücke können die Gründe ihrer Zuweisung wesentlich kürzer gefaßt werden.

In der erwähnten Pulslehre, von der leider einschließlich des Titels nur 12 Zeilen auf uns gekommen sind, werden drei Arten von Heilkundigen genannt, von denen der erste als Arzt im allgemeinen und der letzte als Beschwörer ohne weiteres klar sind.

Der zweite als gibt uns den nötigen Anhalt. Der schiefe Strich wird als Stellvertreter aller schwer zu zeichnenden Determinativa gesetzt. Hier müssen wir die löwenköpfige Göttin von Memphis an seiner Stelle denken. Die drei Zeichen davor ergeben lautlich diese Göttin, die auch einen Namensbestandteil des bekannten Arztes aus der 5. Dynastie bildet. Der Laut *m* ist in der Schreibung nicht besonders ausgedrückt. Wir müssen den Namen nach Erman *Sechmet* lesen. Der zweite Teil stellt die gebräuchlichste Bezeichnung für *Priester* dar. Durch das ausgegossene Wasser und durch das Determinativ der drei Wasserlinien ist er zweimal als der *gereinigte* bezeichnet. Das Wort selbst, das noch koptisch als *uêêb* erhalten ist, bedeutet auch den *Gereinigten*. Es ist eine Partizipialbildung. Die Teile des Ausdrucks sind also klar. Auf den ersten Blick kann nur dadurch eine Schwierigkeit entstehen, daß irgendeine sinngemäße Konstruktion nicht möglich ist, wenn *sechmet* in der ägyptischen Sprache vor- und das Wort für Priester nachsteht. Bei Gelegenheit der Besprechung der respektswidrigen Stellung von Abschnitt 8 haben wir aber schon betrachten müssen, daß Schrift und Sprache nicht übereinstimmen, wenn eine Reihenfolge des Respektes gewahrt werden muß. Es kann also kein Zweifel sein, daß hier der Priester der blutdürstigen Göttin Sechmet steht, wo wir in einer Reihenfolge, die auch der Klimax des persischen Vendidad entspricht, den Chirurgen erwarten. Sechmet ist gleichzeitig die weibliche Göttin von Memphis, so daß wir Sechmetpriester im allgemeinen nur in Memphis und als Heilkundige erst recht nur in Memphis erwarten dürfen. Damit ist die Pulslehre als memphitisch zu bezeichnen. Natürlich war der Puls überall beachtet worden. Die weitausgebildeten Pulslehren der Chinesen einerseits und die Pulslehre des Galenos anderseits zeigen uns dies. Das vorliegende Stück ist nur eine lokale Kodifizierung der allgemeinen Pulslehre, die in Einzelheiten sich natürlich von jeder anderen lokalen Ausbildung unterscheidet.

Dieser Unterschied wird uns sofort klar, wenn wir die Adernlehre oder Aderlaßlehre, mit welcher die Rückseite beginnt, betrachten. Sie ist auch im großen Berliner Papyrus enthalten. In der Pulslehre und der Adernlehre sind Zahlenangaben gemacht, die sich nicht miteinander vereinigen lassen. Wie schon Dümichen gezeigt hat, führt die Pulslehre auf 48 Gefäße (wahrscheinlich Pulsstellen) und die Adernlehre auf 32 Gefäße (wahrscheinlich Venen-

stellen für den Aderlaß). Die Werke geben ihren Zweck selbst sehr verschieden an, insofern sich die Pulslehre als eine theoretische, physiologische Schrift, die Aderlehre als eine praktische therapeutische Schrift zur Beseitigung von schmerzhaften Zuständen bezeichnet. Die Herkunft der Adernlehre ist direkt und doppelt durch die Stadt Sechem = Letopolis, im westlichen Teile des Deltas gelegen, und durch den dortigen Gott Anubis genannt. Wir haben keinen Grund, diese geographische Angabe zu bezweifeln. Jedenfalls war diese Schrift berühmt und verbreitet, da wir ein gleichlautendes Duplikat auch im großen Berliner Papyrus besitzen.

Der letzte Abschnitt von sieben Spalten erwähnt häufig Operationen und außerdem den thebanischen Gott Chonsu.[1]) Ich benenne ihn darum als die thebanische Chirurgie. Der Papyrus Ebers stammt aus dem Gebiete von Theben. Er war wohl ursprünglich Besitz eines großen Tempels, der sich ebenso wie der Sonnentempel in Heliopolis und die verschiedenen Asklepiostempel in Griechenland mit Krankenbehandlung befaßte. Als Tempel der Hauptstadt und in Zeiten priesterlichen Zusammenhaltens gegen die Allmacht des Militärs konnte das betreffende Nosokomium sich leicht eine Abschrift der wichtigsten therapeutischen Handbücher der unterägyptischen Kollegenschaften verschaffen. Daß zum Schlusse dem Sammelbande ein eigener heimischer kleiner Traktat angehängt wurde — eben die thebanische Chirurgie — kann uns nicht wundern. In Sprache und Anordnung zeigt mit der thebanischen Chirurgie der Abschnitt 6, in welchem dem Schreiber sogar der Lapsus passierte, eine Spalte doppelt zu kopieren, die größte Ähnlichkeit. Auch der Abschnitt 6 und vielleicht noch einige kleinere Stücke sind erst nachträglich als thebanische Elaborate in den Text des Papyrus geraten. Es sind jene Stücke, denen gegenüber sich der Schreiber oder der Auftraggeber eine Kritik durch die Randbemerkung „gut" erlaubte. Bei den übrigen Stücken kommt dies nicht vor.

Wir haben jetzt einen allgemeinen Überblick über den Bestand des Papyrus Ebers und den Ursprung der einzelnen Teile gewonnen. Nur das Schlußstück der Vorderseite ist noch nicht besprochen. Der Papyrus Ebers stellt in der Hauptsache ein in Theben gefundenes und in Theben geschriebenes Korpus von berühmten

[1]) Dies widerspricht nicht der Wahrscheinlichkeit, daß die Vorlage babylonisch war und Chonsu nur eine Übersetzung für Marduk oder vielmehr Nabu war.

unterägyptischen Werken aus Tempelsanatorien dar. Die kleinen thebanischen Zutaten kommen dabei nicht in Betracht. Wir haben aber gesehen, daß Unterägypten und Oberägypten wesentlich verschiedene Dialekte besaßen. Eine Tempelheilkunde, die sich ganz lokal abgeschlossen entwickelt hatte, nahm zwar von Zeit zu Zeit von außen neue Anregungen auf; aber der abgeschlossenen Tempelheilkunde konnte es nur im entsprechenden Dialekte formuliert eingegliedert werden. Dazu kam, daß eine längst überwundene Schichte des Lokaldialektes die heilige Sprache der altererbten medizinischen Weisheit war. Wir können uns die Schwierigkeiten vorstellen, wenn ein Jungthebaner altheliopolitanische Fachtexte lesen sollte. Es ist dasselbe, wie wenn ein Oberdeutscher unvermittelt ein mittelniederdeutsches Arzneibuch in die Hände bekommt und umgekehrt. Was für Mißverständnisse hier entstehen können, ergibt das Wort *χροταφοι* in der Beschreibung der facies Hippocratica. Der mittelhochdeutsche Übersetzer setzte dafür ganz richtig das entsprechende mittelhochdeutsche Wort „diu tinnewanghen". Der mittelniederdeutsche Bearbeiter verstand dies aber nicht und machte daraus, daß *die Zähne* (tene) *wackeln*. Gegen solche Erlebnisse konnte sich auch der Arzt zur Zeit des Papyrus Ebers nur dadurch schützen, daß er zu den heiligen Texten eines fremden Dialektes sich Scholien anlegte. Als Scholien erwies schon Heinrich Schäfer den letzten Abschnitt der Vorderseite, der etwas weniger als $3^1/_2$ Spalten umfaßte. Synonymenverzeichnisse zu dem Zwecke, Arzneibücher in schwungvoller Sprache abfassen zu können, hat wohl nie ein Arzt angelegt. Solche Scholien müssen also einem sehr praktischen Zwecke gedient haben. Zufällig ist uns der Text zu den vorliegenden Scholien in einem wesentlichen Teile in der Symptomatologie der Peritonitis des großen Berliner medizinischen Papyrus erhalten. In einem Korpus altunterägyptischer Texte für neuägyptisch sprechende Thebaner haben solche Scholien nur Sinn, wenn sie eben altunterägyptische medizinische Termini technici neuoberägyptisch erklären. Es liegt also ein Gegensatz vor wie später im Boheirischen und Sahidischen, die nicht einmal alle Zeichen des Alphabetes gemeinsam hatten.

Mit diesen Gesichtspunkten kann die Quellscheidung des Papyrus Ebers vorläufig, wie schon einmal erwähnt, aus der altägyptischen Dialektforschung keine Hilfe erhoffen. Aber umgekehrt kann gerade die Quellscheidung des Papyrus Ebers der Ausgang zu einer altägyptischen Dialektforschung werden. Die Quellscheidung des Papyrus Ebers ist darum nicht nur für die Geschichte der Medizin

von größter Wichtigkeit, sondern auch fur den philologischen Ägyptologen. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß aus der Bearbeitung des Papyrus Ebers noch sehr viel zu schöpfen ist, daß aber eine mechanische Übersetzung, die Wort für Wort nebeneinanderstellt, niemand in das Verständnis dieses altägytischen medizinischen Textes einfuhren kann. Sie schafft vielleicht mehr Verwirrung als Nutzen. Ähnlich steht es aber auch mit den übrigen medizinischen Texten in hieratischer Schrift. Eine Erschließung dieser Texte ist zum dringenden Bedürfnis geworden, da an mehr und mehr Hochschulen Geschichte der Medizin doziert wird. Ich selbst bin mehr wie je behindert, mich dieser Aufgabe zu unterziehen. Vorarbeiten dazu hatte ich im reichen Maße gemacht. Es müssen also andere eintreten. Ich werde, wenn ich kann, jeden, der hieran förderlich weiterarbeitet, durch die Ergebnisse meiner Vorarbeiten unterstützen. Wer aber absichtlich oder unabsichtlich der Weiterarbeit Steine in den Weg wirft, den werde ich, solange ich kann, eines Besseren zu belehren suchen oder, wenn nötig, gegen sein Tun ankämpfen ohne Ansehen der Person.

Brunschwigs Anatomie.

Von

Karl Sudhoff.

III.

Wenden wir uns zum Text der „Anatomie“ des Hieronymus Brunschwig, nachdem wir die bibliographischen und illustrativen Fragen, soweit notwendig, geklärt und beantwortet haben, zum „ältesten Denkmal altdeutscher Anatomie“ wie Hyrtl sagt!

Gewiß läßt sich die Anatomie Brunschwigs nicht als die Arbeit eines „ungebildeten Wundarztes“ bezeichnen, trotzdem sie wohlweislich in deutscher Sprache erschienen ist, weil sie nur in dieser dem ganzen Heer der „Scherer“ verständlich war; nur so konnte sie Wirkung werden und mir scheint alles dafür zu sprechen, daß sie wirklich *Wirkung wurde*.

Sie beruht aber auf „gelehrtem“ Studium der lateinisch schreibenden oder ins Latein übersetzten Vorgänger. Vor allem beruft Brunschwig sich auf das A und O aller mittelalterlichen Medizin auf Galenos, von dem er die folgenden Schriften nennt: „Das Buch der Arznei“, worunter er wohl die **τέχνη ἰατρική** verstanden wissen will, das „Teqni“ oder „Mikrotegni“ des Mittelalters; das „Secundum Terapentis“, die **θεραπευτικὴ μέθοδος**, das „Megategni“ des Mittelalters; mehrfach „De utilitate partium“ Buch 8, 9 und 16, die XVII Bücher **περὶ χρείας μορίων**; „De custodia sanitatis“, wohl die **ὑγιεινά**, endlich die „capita regis acutorum“, womit natürlich der Galenische Kommentar zum Hippokratischen **περὶ διαίτης ὀξέων** gemeint ist — immerhin eine beachtenswerte Galenkenntnis für Brunschwigs Zeit.

Neben dem Galenos beruft er sich des öfteren auf Hali Abbas und auf Avicenna in anatomischen Fragen. Aber er kannte auch seine abendländischen Vorgänger und nennt zwar den Mundinus (Mondino) nur einmal, ebenso den „Wilhelmus de Saliceta“ (den Wilhelm von Saliceto), öfter den Meister „Wilhelmus Lanckfrankus“, also des Wilhelm von Saliceto bedeutendsten Schüler, und den Franzosen „Heinricus de Amandavilla“ oder kurzweg „Heinricus“ genannt, den tüchtigen Heinrich von Mondeville. Aus seiner „Chirurgie“ ließe sich diese Belesenheit Brunschwigs noch bedeutend

vermehren, aber es mag genügen, diejenigen namhaft gemacht zu haben, die er in der Anatomie anführt.

Heinrich von Mondeville erweckt unser besonderes Interesse, weil ja auch er seine Arbeit mit Abbildungen ausgestattet hat oder wenigstens Zeichnungen in seinen Lehrvorträgen zur Veranschaulichung verwendet. Brunschwig hat ja nur die *Skelett*zeichnung verwendet, die *„Figur, darin du siehst die Geschicklichkeit der Gebeine“*, auf die er mehrmals ausdrücklich verweist. Von anderen zeichnerischen Darstellungen anatomischer Dinge will er nichts wissen, die könne man nur durch Präparation von Leichenteilen kennen lernen. So sagt er ausdrücklich: „Die Haut, Fleisch und Geäder vermag nicht geoffenbart zu werden durch die Figur, sondern wird besehen durch die Besichtigung der toten Körper durch Schneiden, Sieden, Beitzen in ungelöschtem Kalk“; er zeigt sich also auch wohl vertraut mit der etwas rohen, spätmittelalterlichen anatomischen Technik.

Dies gerade als direkte Polemik gegen die Mondevilleschen Darstellungen anatomischer Gegenstände aufzufassen, besteht wohl kein Grund, zumal sich Brunschwig im übrigen durchaus nicht scheut, seine eigene Ansicht geltend zu machen und an zahlreichen Stellen direkt gegen die Ansichten anderer in einzelnen Detailfragen mit ausdrücklicher Namensnennung zu polemisieren.

Er beginnt seine anatomische Darstellung mit einer Art allgemeiner Anatomie, „der erste weg in einer gemein“, in welcher er kurz äußere Haut; innere Organhüllen („pannicula, hütlin oder fallin“); Fettgewebe („feystigkeit“, äußere = „schmaltz“, innere = „schmer“); Fleisch („lauter fleisch“, z. B. Zahnfleisch, drüsiges, „trusecht“ wie Hoden und „Dütten“ [= mammae] und Muskelfleisch, „mustulosa, müsecht“); Adern: 1. Nerven, Sehnen und Bänder (Cordae, Ligamenta), 2. Venen und Arterien (Vene von der Leber, Arteria vom Herzen, „plut zu speysen“ und „geists plut“, „doch kein Arteria funden wärd on Vene“); Knochen (248), Knorpel, Nägel charakterisiert. Bei der speziellen Anatomie (der „besundern glydern“) wird natürlich mit dem Kopfe begonnen und mit den Füßen geschlossen.

Wie Brunschwig offenbar nach eigener anatomischer Anschauung redet, beweist nicht nur die Art wie er gegen Lanfranchi und

Mondeville in ihrer Auffassung des Hinterhauptbeins und Keilbeins polemisiert, sondern mehr noch beispielsweise die Schilderung von der Schädeleröffnung und der Demonstration der Hirnhäute:

Die fünf inneren Teile des Schädels kannst Du dem Auge nicht darweisen, der Hirnschädel werde denn quer rundum geteilt mit einer Säge und aufgehoben das Dach der Hirnschale, dann wirst Du sehen die dura mater danach die pia mater, zwei mit Adern versehene Häute, die dura mater zu bedecken das ganze Gehirn und gleichzeitig das Pericraneum zu bilden; von der pia mater aus wird dem Hirne Speisung gegeben, von ihr verlaufen die Venen und Arterien durch die Löcher der Knochen der Schädelbasis usw. usw. bis hinab zum Abgang des Rückenmarkes vom Gehirn, bei dem ihm auch nicht entgangen ist, wie auch es mit Rückenmarkshäuten umhüllt ist wie das Gehirn.

Natürlich bringt er gelegentlich auch allerhand scholastischen Kram über physiologische Fragen, die immer mit eingestreut sind, und müht sich ab und an mit allerlei arabischer und griechischer Nomenklatur, aber sein gesunder Sinn läßt ihn doch schnell abbrechen und zum Schluß kommen, daß „der Namen nicht zu achten sei, so die Dinge nur eins sind und verstanden werden".

Auch übergeht er manches Detail und erklärt ruhig, daß dies „den Chirurgicis nicht zu beachten sei"; dafür fügt er nicht selten kurze praktische Bemerkungen für die Wundärzte bei, so über die Schnittrichtung an den einzelnen Körperstellen, die Gefährlichkeit der Organverletzungen bei Verwundungen und die schlimmen Folgen, welche durch unvorsichtige Schnittführung bei den Operationen veranlaßt werden können, über Knochenverrenkungen usw.

Der wackere Wundarzt hat sich praktisch in seinem Fache reich betätigt, wie seine Chirurgie, die „Handwirkung der Wundarznei" beweist; er hat sich aber auch in der grundlegenden Wissenschaft, der Anatomie, seinerzeit tüchtige Kenntnisse angeeignet und weiß sie in selbständiger Weise nicht übel vorzutragen, wie jeder sich überzeugen wird, der sich in sein rauhes Deutsch hineingelesen hat.

Mir scheint dieser erste Versuch einer selbständigen Darstellung der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers in deutscher

Sprache wichtig genug, um ihn nach der ersten Ausgabe[1]) wortgetreu nochmals zum Abdruck zu bringen, mehr als 400 Jahre nach seinem ersten Erscheinen.

Von der Anathomi.

Alſo ich Jeronymus

brunſchwyg wundartzet der ſtat ſtraſburg gemelt hab dz die anathomi vaſt noturfftig iſt dem wundartzet zů wiſſen/als Galie. ſpricht im anfang des bůchs der artzeney. Not iſt eim yden artzet zů wiſſen anathomia. Vnd beſunder dem wund artzet als er ſpricht in .vi. terapentis. Die wund artzet die die da nitt wiſſent geſchiklicheyt eins yeden gelyds in menſchlichem lyb wie darin werdē mag die ſchnidūg vñ erkennē ob da wer verwundūg der ſennen als das bezügt Heinricus de amādauilla im erſten bůch ſiner wund artzney. Eim yegklichen werckmeiſter iſt not zů wiſſen die materg in der er würcken wit vff das er nitt val in irrung der würckung/Wan ein yder wund artzet iſt ein werckmeyſter mēſchliches lybs zů behalten vnnd wider zů bringen die geſuntheyt/darumb er wiſſen ſol die anathomia recht/dz da iſt ein warhafftig zerteylung vñ geſchicklichheyt d' zamen fügūg des lybs. Zů glicherwiß wirckt der blind im ſchnidē des holtz als der wūd artzet in des menſchen lyb. Von dē ſpricht Galienus in ſcd'o terapentis ſy nit nach dē glichen ſchnident/ſund' zerſtörent ſy nit allein von ſchnidens wegen/ſund' auch zů er kennen den ſchaden od' nutzbarkeyt d' wunden vñ iren zůfellen/des glichē die gelyder die geſcheyden vñ vß einand' ſint wider in ſin recht figur vñ geſtalt zů bringen. Wan Galie. von d' anathmia[!] vil redt in .xvii. capitel. Des glichē Halli/in fine tegni/vmb kürtzerūg willen vnd'wegē gelaſſen/doch hie nit witter zů ſchriben min meinūg iſt dā die anathonomia[!] welche not iſt eim yeden cirurgicus zů wiſſen vñ die teylen in zwen weg/einer in einer gemein von dē glidern/hut/fleyſch/ad'n/vnd dz gebein mitt kurtzen worten vff das der verdruß ƀmitten blyb. Der ander von eim yeden glyd in beſunderheyt als dē not iſt die anathomi zů beſehn vñ erfaren mag geſchehen zům minſten in zwen weg. Der ein durch diß min kurtz geſchrifft. Der ander durch die figur dar in du ſichſt geſchicklicheyt der gebein. Aber die hut/fleyſch vñ geeder nit geoffenbart werdē mag durch die figur würt beſehen durch die geſicht der todten körper durch ſchnidūg oder ſieden oder beyſſen in vngelöſtem kalck/doch iſt not zů ſagen dē erſten weg in

[1]) Der zweite Druck Nr. B oben S. 63 zeigt fast nur orthographische Abweichungen und einige wenige kleine Kürzungen. Der dritte Druck von 1513 (Nr. C S. 64) hat stellenweise noch weitere kleine Kürzungen vorgenommen, ich glaube aber darin kaum Absicht des Verfassers zu erkennen. Erklärend und ursprungnachweisend in der anatomischen Nomenklatur vorzugehen, schien mir diesmal nicht angebracht und weitere Erklärungen scheinen mir erst recht überflüssig. Das Material des so selten gewordenen Buches ist hiermit der Bearbeitung bequem zugänglich gemacht.

einer gemein võ den glydern der hut/fleysch/adern/ vnd gebein ee dan das ich kum zů der anathomi eins yegklichen glyds. Die hut ist ein deck des gantzen lybs gemacht vß sedem der sennen vnd adern zůsamen gebunden zů behieten die andern glyder/doch in zwey geteylt. Ein decken ist die vssern glyder eygentlich genãt die hut. Die ander zů behieten die inneren glider genant panniculi/hütlin oder fellin etlich zů bedecken das hirn/die rip/das hertz/das ingeweyd/vnd aller ander. Die feystigkeyt nachuolgen ist/ein vßwendig by der hut genãt schmaltz. Die and' inwendig by den nyeren genant schmer/dem nachuolgẽ/ist dz fleysch ĩ dry gestalt einfeltig luter fleysch als das fleisch der zen ꝛc. Das ander trůsecht als die hoden vnd dütten/Das drytt mustulosa müsecht über den gantzẽ lyb funden würt glich in form einer müß oder edechsen/darũb dz es an beydẽ enden clein ist/ist ein fleysch der bewegũg zůsamen geleyt vß sennen vñ banden mit fleisch bedeckt. Darnach etlich adern genant nerui/sennen/vnd bandt. Die nerui sennen genant/sint hirn ederlin/darumb sy iren vrsprung von dem hirn handt/Andern glidern zů geben empfintlicheyt sich zů teylen in den gantzen lib. Corde oder schnürlin sint der natur der nerui/vnd das ligament sint mittel zwischen den nerui vñ bein. Also ist corde mittel zwischent dem ligamẽt vnd neruis/darnach sint vene iren vrsprung habent von der lebern/Arteria von dem hertzen/doch kein arteria funden würt on vene. Vena ein ader ist des plůtz zů spisen die glider. Arteria pulß ader des geists blůts/wã sy wit kũmẽt võ irẽ anfãg sint sich teylẽ über vñ vnd' sich mit vil ðstẽ zů spysen den lyb lebendig zů behalten/nachuolgẽ/sint die bein wã sy in d' dieffe des lybs sint einer herttẽ gestalt eĩ fũdamẽt zů behalten alle gelyd' zů beschirmẽ die innern teyl/als hyrn brüst rick ꝛc. nach der zal aller bein zwey hũdert .xlviii. on dz bein laude genãt vnder der zungẽ vñ dz bein sisamus der bein etlich groß etlich clein/etlich marckecht etlich nit/etlich schlecht etlich krũ. All bein sint groß by den fügen vñ in der mittẽ clein etlich by den fügen vß stoß/vnd etlich hol zů empfahẽ die rũdigkeyt. Aber welche haben zů thůung vñ holigkeyt sint canoleß als die zen/etlich ratilis hirnschedel etlich knodecht als elenbogẽ etlich grůbecht focila/welche grůben vñ rũdigkeyt haben sint machẽ fügen den zůfeltgern verrückung vñ den andern scheydũg/Cartilago knörbeln glich nahe d' natur der bein doch weycher als nasen/oren/ober augbragẽ zů beinigen die bein der brust vñ schloß ꝛc. Die negel an dẽ endẽ d' glyder die ding zů begriffen dz hor zů gezierd vñ reinigen den menschẽ genůg ist gesagt dẽ glydern in der gemein. Jst zyt zů geen zů den besundern. Syt nũn dz haubt dz wrdigest oberest vñ fürnemest ist gebürt. Zům ersten von finer anathomia zů sagen. besund' võ dẽ hirn vñ finer schalen/wan es ist die stat vñ wonũg der vernünfftigen selen als Galienus spricht. de vtilitate partiũ libro .ix. ca.li. de custodia sanitatis.ca.ix.auch in.iii.interioris.et in capite. iii. regis acutorũ die.ix.gesagt sint per cõmentatorẽ die erfarũg würt in eim yegklich gelyd die hilff/setzung zůsamẽfügen große figur sübstantz complex/die zal der teyl vñ des siechtagen/Der haffen des houbtz dẽ die gefeltẽ glyder behaltẽ werden d' zůsamẽ bindũg offenbar ist. Sin zů samen legũg vereiniget ist mit dem angesicht vnd halß. Wan die müstulẽ die

das haubt bewegē werdent ge pflantzt im halß. dicit halli abbas in. 3.sermone parte prima die lacertē die dz haubt bewegent sint zweyerhand ein zů bewegē dz haubt on die ander hantiren vrsprung hinder den oren zů künnent d' gabeln die grösse des hafens ist grösser dē i andern thierē sind form rund ist nach einer spör an beyden enden senfft nider getruckt doch etwas hofferecht/Wē galienus spricht in octauo de vtilitate partiū ca.de geometri die rund ist die best sin substantz beinig erschint sellecht vñ marckecht die teyl des haubts haffen/scd'o Auicē. i sua canone.li.3.c.x. od'.xi. sint/fünff behaltē/vñ.v.halten/dy erst ist vß wenig dz hor/hut/vñ fleysch nach uolgt ein grob fellin/darnach die hirnschal darnoch dura mater vñ pia mater ii.felin sint/dar vnder die substantz des hirns/darnach dz wunderlich netz nochuolgt dz bein dz des hirns fundamēt ist die adern die vō im gand sint/ist zů sagen nach einander Das har hut fleysch ist offenbarlich. Aber vom grobē fel lin von galieno paritraneū genant den hirn schedil bedeckt/ist aderecht/ entspringt von dura mater durch die clunsen würt mitt im gebunden ligamēt nerui vñ venis/vßgond durch vermischung des hirns schedil/ nachuolgen ist dz bein d' hirnschal doch nit vō eim gantze bein als die figur zeygt/sund' vß syben/ob ei bein verfert würd/dem andern keyn[!] schaden brecht/zůsamen gefügt glich einer segen vß zů riechen die grabē leim/das forderst bein des haubts os carnale genant/gand vō mitteln d' scheyteln über zwerch/in dē sint die löcher der augē vñ nase geteylt durch ein bein glich eins hanen kamp an im gepflantzt ist dz knörbil d' nasen die naslöcher zů teylen. Offt funden wirt os parietalis dz krönlin od' schloffbein gescheidē den langē weg mitteln d' scheitel.ii. bein gemacht werdent viereckecht byß zům gebein/os carnale/zů oberst vff dem wirbel des haubts ist ist[!] das bein os atcipiale[!] oder laude ge nant durch das/dz marck vō hirn gon ist durch dē rückgrat genāt nucha mitten des rückens. Das.v.vñ.vi. bein os petrosum genāt/d' stein vmb siner hertikeyt willen zůsamen gefügt mit dē schleffbein/darin die löcher der oren sint. Das .vii. bein parilarie halt die andern all/ist genant der ober rach/vñ in im sint vß zů triben die grob überflüssikeyt mit einer hartē substantz. Also sint der bein.vii.wiewol etlich dz sybent bein schetzen zů dē oberstē wangē/etlich zům haubt. Darumb übel redt wilhelmus lanckfrancus vñ heinricus dz sy sprechent/das bein parilarie sy vnd' dē laude vnd sy eins vō den beinē des halß/ouch dz die hörten bein ob dē schloffbeinē sint vñ dz nit riert dz hirn/doch etlich kleine bein sint durch etlicher hilff wegen als das beyn das da teylt die gesicht vnder der scheyteln vnd die bein d' schlöff sint bein des antlitz mitt des haubts haffen etlich scharpff/etlich hol vnd' den beinē der oren gepflantzt/ sind mustelen oder corde die kinbacken vff vnd zů/zůthůn als sy erzalt halli abbas alle bein des hirschedils sint.xv. doch auicenna nitt me dan. v. setzt/allein reden ist von den die da hant clunsen wie segen dry vnd ii.in yeder syten eins/os paritale genāt/doch wider rede nit/io am end des capi tels hat ers verstandē vnd' dē beinē d' siten. Also ist geseyt die anothoma d' vsseren teyl des hirnschedelß. Aber die fünff die inwendig behaltē sint magstu nitt bewisen d' gesicht d' hirn schedel werd dā geteylt überzwerch nach d' rūd mit einer segen vnd vff gehaben die

blat der hirnschale würstu sehen dura mater nachuolgen pia mater zwey oderecht fellin/dura mater zů bedecken die gantz substantz des hyrns vñ im entspringt pericroneū/von pia mater dē hirn spisung geben wurt von ir kūment vene arterie durch die löcher d' vndersten bein. Dar nach die substantz des hirns wyß weich einer rundē figurē/on die zůthůung die in im sint/nach d' leng dry zellen die forder in zwey geteylt/yedes teyl sin krafft hat/Die forderst inhaltē ist die gemein vernunfft. Die and' inbildūg die mitel die bedēcken vñ dnünfftlich krafft im hindersten würt behaltē die gedechtige krafft vnd' dē die forderst/die gröst/die mitel die cleinst die hinderst mitelmessig. In dē fordersten ist zůthůung als düttē in den die sinn des riechens ist vō in.ii.par adern gat zů den augē zungē vñ magen durch clein löcher vñwūdē mit fellin/by der mittel zellen noch den schlossen hert fleysch sy zů füllen vnd' dē fellin dz wunderlich netz sint die odern vom hertzen gond. In dē würt der geyst des lebens in dē thierē. Zům letsten sihe wie dz rückmarck kūpt vom hinderstē teyl des hirns nit bloß/sund' vmbwūdē mit ii.fellin glich dē hirn/abstigē durch dz mittel bein des rückgratz byß end des rückens. Also ist offenbar die anothomia des haubts/mag lidē wunden doch schedlich ye neher sy d' substātz des hirns ist. In d' würckūg des haubts sol die schnidūg geschehē nach dē gang der hor/also gond die mustelen. Anathomia des angesichts vñ siner teyl ist die stirn augbrāgē augen naslöcher orē schleff wangē műdt kinback mit sinē zenē/Die stirn in hatt hüt műßfleysch bein darund'/vorgesagt doch etwas swamecht wurt erwitert als obes ein zwyfaltig bein wer formiert dir obern bragen zů gezyerd dē augen mit hor. Die augē sint ein instrument d' gesicht in grůben gesetzt by die bein d' schleff. Jr vrsprung Galienus seyt. Die gesicht haben műß löcher dz die geyst dē weg haben zů gon vō beyden teylē dz sy vereiniget würt in der hirnschalē dan wid' gescheidē zů bey den augē gesetzt vß.vii.fellin. Dz erst ist vßwēdig vñ wyß cōiunctiua genāt würt vō cornee den fellin bedeckē ist dē hirnschedel/die and'n vmbgebē dz gātz oug vō manigfeltiger farben d' sint.vi.dry vom hirn/dry vßwendig/dz erst innen vō dura mater genāt schliretica/dz vsserst cornea/das and' von pia mater innen erna genant dz vsserst vuea haben ist dz loch des augapffels. Das dryt von der sehe adern innerst teyl genant Retina das vsserst vff dem cristallin genant aranea/also sint ir sybē doch nit dan dry nach der materig von zweyē füchtikeyt. Die erst cristallin genāt in form des hagels. die an der vitreus am hindersten teyl des cristallinß beyd vmbgebē mit em fellin von den sehe odern. Am vorderstē teyl die füchtikeit albuginens [!] vnd' der vorgenantē zellen vō pia mater vñ sint d' mustelē zů bewegē vff vñ zů zůthůn dz oug mit venas vñ arterias mit fleysch gefült die winckel der ougen vñ knorbeln mit geeigten horen zů machē die obern ougbragen/die form d' nasen hat fleyschige teyl/beinig vñ kröstelecht dz fleischbehalt die hut vñ die.ii.műse am vsserē teyl zwey dryeckecht bein d' winckeln vff d' nasen/an eim teyl rűrē durch die leng d' nasen/am andern end nach dē wangen/Dz knorbelecht in.ii.teyl geteylt eins vßwenig das macht das vsser teyl der nasen/dz and' inwenig die naß zů teylen.ii.roren vffstigē byß zů den beinē des gestchtz [!]/werdē zů geton die zůthůung des hirns/in dē abstigē ist zům

rachē nach dē blat durch die rören gezogen würt die röichlich vßriechůg in dē vorgenantē stettē. Der lufft würt in vñ vß geblasen zůr lungen/die überflüssikeyt des hirns gereiniget würt. Die knörbeln d' orē sint gesatzt vff hert bein zů hörē dē zů gond sint krum löcher des genantē beinß od' vetini von fünff par odern des hirns in dem die gehört ist/vnder dē orē.xxx.fleysch des hieuß sint an den sterten odern als lanckfrancus spricht dragen die sperma zů den hoden/werdent sy verwunt/die geberung würt verlorē/die mustelē d' teyl sin vil zům ersten sint ir syben zů bewegen die wangen secūdū Auicē. die oberstē lefftzen der bewegung vom vnderstē teyl der gabeln kūpt/nach halli abbatis.xii.die bewegē sint den vnderstē teyl kinbacken/ir yegklichs in vff vñ zůthůt/etlichs von oben vnd' dē schloff beynē tympar genant gar edel vud sinlich darūb ir verwūdūg schedlich ist/die natur wyßlich geordnet hat dz genant beyn sy zů behůtē/vñ and' mustelē yů[!] kūwen/kūmēd von dē backen. Allen mustelen zůkūpt nerui vom drytten par odern des hirns mit dē odern arteri/die beinigen teil der vor genāten sint vil/des ersten die bein der wangen wie wol nit me erschint dā zwen geng vnd' der nasen/doch sint ir.ix.dicit Galie.ouch zwey schleff bein sint machē ein teyl krump vñ ein rund überwachfūg/by den wangen machē sy etlich zůthůung des herren beins vnd' den behůt werden die mustelē des schloffs. Die vndersten wangē hant bein in d' teyliūg[!] nit offen am end eng gegen dē schloffen glich den brusten der frowē/die teyl des munds sint fünff/lefftzen vō in gesagt ist/zen/zung/rachen/blar. Die zen sint vō natur bein/wie wol gesprochen wurt dz sy empfindūg habent. scd'm Galie. in.xvi.de vtilitate parti. dz ist vō odern abstigē vom drytten par zů iren wurtzeln. derzen.xxxii.sin.iiii. die vorderstē genāt duales/die and' iiii.quadruplici genāt noch.iiii.canine dar nach.xvi. mollares od' backzen/sunder die letstē.iiii.genāt sint in arabisch neguegyd latinisch die zen der v'nunfft. Die zung ein weich stück fleysch ist vō vil nerui ligamēt vene vñ arteri zůsamen geleyt dē geschmack vñ spyse zů ordnē im mūd vnd zů reden ir anhangen nerui schmacken sint vō.iiii.oder.vi.paren hat.ix.mustelē kūmen vom bein laude vnder ir hert fleysch.ii.mūdt löcher da vō die speychel kumpt hind' der zūgen am rachen der zapff vñ blat ei instrument zů bereytē den lufft. Der rach dz gātz teyl des mūds gedeckt mit fellin kūpt von innerē fellin des magēs/ist genůg gesagt vō dē teylē des angeschts[!] mügent lydē vil vñ maniger hād. Die anathomi des halß sin zamenbindūg offenbar ist zwyschen dē haubt vñ der achsel/doch etlich vnd'scheyd machent zwyschē dē hals cranicon schlunt vñ kelen[!] die offt vñ vil werdēt vnd' dē namen des hals begriffen. Im hals zwey teyl sint behaltē vñ die dē hals machēt. Die behalten sint die durch in gond als lufft rör spyß rör die kel nerui vñ arteri/ein teyl des rückmarcks. Aber die halten ist hut fleysch mustelen band bein. Der hals geformiert würt vß.vii.spondelē mit vil bandē doch blöd sint dz die zamenfůgůg lichtiklich bewegt werden mag. Des erstē erschint die lufftrör ist ein weg des luffts zůr lungē vō ir gat byß in die kell zůsamē geleyt vß vil knörbelechtē ringen/mit eim starckē fellin gebūdē darnach vff dē grat ist die spyß rör ein weg der spyß/vō der kelen gond ist dur dz fellin diafragma dz dē magē vñ ander glyd' scheydt/ist

zůsamen geleyt vō zweyen fellin anhangē dē fellin des mūds d' kelen od' epiglotus/ist ei knórbelecht teyl geschaffen zů eim instrumēt der stym vñ schlüssel d' schlindūg mit zůthůung der zungen die obenan ist/ist zamen geleyt in dry knórbelē dar by mustelen zů bewegen senfftlich alle teyl der stym/als im bůch d' stim offenbarlich erclert ist/darnach zwyfeltig adern ab gond zům magen/merck die grossen aderē die óst haben by d' gabeln vffstigent durch die syten des hals zů dē óberste teylen gingidi vñ apopletici genāt/der verschnidūg gar schedlich ist. Fürbas vō den teylen die den hals behaltē vñ machent sint hūt/fleysch mustelen bandt bein vō den gemeinen beinē des rückgrats genāt spondelē. Spondelen oder rückgrat in der mitte durchlóchert/vff dz das marck gat in die syten vō dē die nerui gond mit vil zůthůung vff vnd ab zů stigen den rücken zů machen. Der rück ist das hinderst teyl vom houbt zům arß vß mangerley spondelen nach einand' dz rückmarck zů beschirmen/ als Galie. spricht .xxiiii. sint der spondulen oder rückgrat. Die ersten dry grob sint/hant kein zů thůung noch lócher an den syten/sund' vornenan/sint vast knórbelecht. Die letsten sint vast clein noch dē sin eins schwantz. also das in der sum .xxx. spondelen sint/durch yedes bein ein par adern gat künnēt vō der nucha.xxx.par sint der ederlin nucha/vom hirn kūmēt .vii. also ist die sum der ederlin.xxxvii. in dē syten der bein des rückgrats noch der leng etlich müßfleysch anligen mit fellin als der hirn schedil vñ ander grobe bein die syben spondelē bindē durch die sytten d' lócher gond/von dē sybē par der nerui vō nucha die darin gat bringen die sinn vñ bewegūg der schultern vñ arm des houbts vñ hals. Das fleysch des haubts ist dryer hand/eins longales genāt die hals adern by dē spondelē Jacentes mustulose/vß den bewegung werden/halten dz haubt der .xx. sint/scd'm Galie. vnd dz fleysch die ledigen stet füllent die gemeinē die das haubt hals vñ schultern bindt der vil sint/vornen zů.ii. groß vnder die oren gond zů der gabeln. Aber hindē an sint an der grósser die binden sint die bein des ruckgratz an den sytten abstigen zů den schultern. Die andern sint aller gróst also dz die mustulen vnd band stand im vmbkreyß des hals nach einander sich biegen vñ uff heben/vmbwindent dent[!] hals vnd dz haubt on dise. ix. ist nit müglich die glichūg/scd'm Galie. Die teyl des hals mügēt vil liden als wunden/verruckung/geschwer. Aber sy sint schedlich/die inschnidūg sol geschehen nach der leng. Die anathomi der schultern arm hend ist nott zů sagē Jr zůsamen fügung vnd anhang/gott dē menschen gezyert hat mit henden vnd vernunfft. Aber die teyl ir zůsamen fügung ist hū[!]/fleysch/vene/arteri/mustelen/cordi ligament/paniculi/ carthilagines/vñ ossa/von in zů sagen ist noch einander.

Züm ersten von der schulterm[!] in der hut vnd fleysch glich ist mustelen vnd corden die den arm bewegen vom hals durch in gond/sint begrifen vnd vmbwinden die gleych des ellebogen. Die nerui kumment von dem genück des hals/vene vnd arterie werdent vnden als gesagt ist da von die red nit offenbar ist ouch nitt nott/sunder gekürtzt. Aber von den beinen ist zů wissen das ir zwey sint als dise figur zeygt. Eins os spatula schulterblat genant am rücken. Das ander os furculi die gabel od' brūst bein genant/fornan. Das schulter bein geglichet würt

einem schifflin vmb d' dinne vnd breyt am rücken/mitten ein höhe am end des gleichs etwas/lang/rund mit dryen zůthůung/die erst ein hüle in d' mitten zů entpfahen das haubt des beins adiutorium. Das ander oben gekrümpt scharpff als ein schwins mul/genant rostralia oder rostro corui glicht dem rappen schnabel/dz drit am linckẽ teil me gekrũpt glich dẽ encker die gabelbein genãt furcule im obersten teil der brust hat zwo federn zů ied' achseln ei bindẽt vñ festigẽt die zwo spytzẽ zůsamẽ also ist ein bewarũg der gätz̄ fiegũg hat dryg groß zamẽ bindũg/die gond vom houbt der achseln biß zům arm vmb gebũdẽ mit grossen mustulẽ/kũmẽt võ der brust vñ schultern die darin gepflätzet sind zů bewegẽ etlich hin vff etlich hin ab etlich sind verkerẽ. Aber dz teil der genãtẽ fũgẽ genãt wurt vie[!] vnd' schulter mit herttẽ fleysch gefült. Nũ ist zů sagẽ võ arm dẽ Galienus i dry teil vlna od' adiutoriũ genãt der boltz/das and' atrochita oder vocilie minus die klein forderror/das drit es vocile maius groß forder arm ror/ouch habẽ sy hüt vñ fleisch. Aber võ dẽ arteriẽ die offẽbar sind vñ an dẽ armen werdẽt also sy gẽwachsen sind an irẽ anfang kũmẽt vnder die achseln/werdẽ sy geteilt in zwei teil/ein zů dẽ vssern des arms das and' zů dẽ innerẽ/das vsser gat hat bald est ein ast stigẽd durch die schulter zům houbt/das vnd'stygẽ würt geteilt i zwen est/einer sich teilt in dẽ arm vßwenig in vil teil genãt das seil des arms/das and' abstigẽ ist durch das ober teil des arms/offẽbarlich in der krümmũg der ellenbogẽ genãt cephalica võ der stat gond offẽbar zwischẽ dẽ dumẽ vñ zeigfinger genãt cephalica oculoru/das ist die houbt ader. Aber das vnd' der achselen hergon ist zů dẽ innern teilẽ abstigẽ geoffẽbart würt in der krümũg des ellenbogẽs genãt basilica võ der stat gond zur hãt offenbart sich zwischẽ dẽ golt finger vñ kleinẽ genãt saluacella. Võ dẽ zweiẽ genantẽ adern in der krümũg des ellenbogẽs von im ein gemeiner ast in der mittẽ erschint genant median/vñ im arm vier oder fünff grob aderẽ vñ also vil arterien der verschnidũg gar schedlich ist võ grüsse des blůtfluß wegen der andern est vil sind dẽ wũdartzet nit zů achtẽ von wegẽ ir kleine/die nerui abstigen sind võ hirnmarck durch die gret bein des halß zů iedẽ arm vier mercklich gond/ein hinden/vornã/oben/vndẽ/ die geteilt sind durch die tieff des libs mit mustulẽ cordis vnd ligament bringen enpfindũg vnd bewegung den arm/der ger genantẽ mustulen von den neruis fleisch fellin sind vier besundervnd als in dẽ ellenbogẽ/die forderen roren zů bewegen vnd vier die bewegẽ die hant/fünff in der hant die finger zů bewegẽ cordi vnd nerui der verwundũg grossen schaden bringt. Im arm vil bant sind ab stigen durch die gleich der schnidung ouch schedlich ist/vom bein adiutoriũ ist zů sagen/ist ein einzig rorr marckecht an beiden enden runt das öberst teil ingat in die hüle der schulternn zů machenn die achseln. Die vnderst rund ywiffeiltig[!] ist im mitteln glich eim rad iwenig ein klein höhe darin ein holigkeit soman den arm strecken ist die rund in die hülle geen mag zů fiegen ein gleich nachuolgent die bein der vndersten arm rorẽ in zwei geteilt eins genant os vocile maius vom ellenbogen sich streckẽ gegen dẽ kleinen finger/macht vßwenig ein höhe. Das ander os vocile minus die klein vnderst arm ror gat vom ellenbogen zur hend gegen

dem dumē ist kürtzer dan das ander in iedē houbt sind grüeblin zů enpfahen die rundigkeit des ellenbogens vnd hant/zwischen der vndersten rören vnd der hant acht bein oder knoden ligen ossa rasceta genāt mit fleisch mustulen vnd nerui verdeckt darnach volgen ist die hant vier bein haben genant os pectinis der strel der hāt darnach volgen die finger iedē dry bein zů gefiegt sind vnd der finger fünff darumb der finger bein fünff zehen ist genant ossa digitorum/also sind der bein des gantzen arms vnd hant nün vnd zwentzig. in in mag werden vil siechtagen geschwer wunden verruckung vnd brüch. Vnd die schnydung soll geschehen nach der leng merck das vnder den fügen der ellenbogē aller schwerlich ist in zů tůn vñ die achsel lichter vñ die hāt mittelmessig. die anothomi der brust vñ ir teil etlich behaltē etlich halten. der behaltē sind vier/hut/fleisch/mustulē/düttē/vñ bein/die behaltē sind acht fellin des hertzē lung/band nerui vene arterie lufft vñ spysrör/hut vñ fleisch/dir wol bekāt ist die ditē vf dē fleisch stont sind zůsamē geleit vß wissen klotzettē lickē fleisch vß nerui vñ arterie darumb das sy anhāgē mit dē hertze lebern hirn vñ geberēdē glider die mustulē der brust sind acht oder nün secūdū auice. etlich gemein dē halse etlich den schultern etlich diafragma etlich der brust etlich dē rippē etlich dē rück die bein der brust dryerhand sind am forderteſten teil sybē brustbein genant vast knorrecht vf dē ston ist die gurgel vnder in by des magens müt ein knorbelecht zů duung ī gestalt eins schwertz. Am hindersten teil des rücks die spōdulē durch die die nucha gat von zwölff par nerui bringen die bewegūg/an ieder syttē zwölff rippē/syben gātz vñ fünff geteilt der gestalt sich/die behaltē teil. Die behaltē teil ist das hertz in dē mittē/ sich vndē neigē zů der lincē syttē vōwegē der lebern glich eim danzapffē die spytz des hertzē vndē vñ die breit übersich/vñ obē zur rechtē sytē stat zů gebē dē arteriē sin substātz hat zwei zellin rechts vñ lincks mittē ei loch od' grůb darin gesent dz grob blůt vō der lebern/würt subtil dz gesant durch die arterie dē gantzē lib vñ hirn in dē es gedouwetwürt enpfahēd ein and' natur würt leblich/zů der leberē vō hodē würt geberlich/al ander glider lebendig zů mache ist ein instrumēt aller krefft des libs/vnd einvolkūmē bād. Im hertzē sind zwei mütlöcher durch dz recht gat in der ast der od'n die vff stygt das blůt treit von der leberen übersich vō dē vßgat ei ader des hertzē zur lungē sy zů spysen/die überig mit vff stigē gewīt vil est biß zů dē vssern glidern/ vom lincē muntloch die schloß ader gat zur lūgē venalis genant durch sy ingat der lufft das hertz zů erquickē/vff dē muntlöchern dry fellin sind vff vñ zů gon/in zů gon das blůt vñ geist by in zwei orleplin der lufft vß vñ ī zů gon zur lūgē. In im ist ein knörbelecht bein zů sterckē vñ vest machē/das hertz bedeckt mit eim starckē fellin precordiū vierhertz genant dē zůgond nerui/das hertz mit der lūgē vereiniget vñ gefestiget durch die mittelschnůr anhāgen allē glidern/vff das hertz blaset die lung es zů erquickē. der lungen substātz wißweich vnd schumig ist/in der dryvas sind/od' ast der hertz adern vßgond dē rechtē zellin/der ast der hertz adern vßgond der lincē syttē diß est vß der lūgen brigent lufft vō des hertzē wegen/die selbigen vaß geteilt durch die gātz lūg. Die lūg hat fünff federn zwo an der lincē syté hinder der lūgē gegē dē

rückbein//zwo an der rechtẽ sitẽ/das fünfft zů d' spyßrörẽ/ouch ei hol übersich gat/ gõt beid durch diafragma/gat ouch ei übersich võ hertzen die al mit der lufftrören machent klötz mit fellin vñ bandẽ mit klötzechtẽ fleischgefilt zur gurgeln/Ouch in der brust dry fellin sind/das erst inwenig zůdeckẽ al rip genãt pleura/das and' teil ist dẽ gãtzẽ lyb in beydẽ sytẽ/das drit diafragma teilẽ ist al geistlich von dẽ spysendẽ ist zůsamẽ geleit võ dẽ ripfellin/darm fellin vñ võ hertz fellin kũmẽt võ dẽ aderẽ die gesant sind vom rückbein vß dẽ fleichsigẽ teillẽ allermeist by dẽ rippẽ ist offẽbar das es mustelecht ist. Die anothomia des vndern libs vñ des magens vñ siner teil/wie wol der magẽ von dẽ arabischẽ der buch genãt würt den doch die kriechen meri oder ysophagis nemẽt vñ wir dẽ magẽ vñ nit dẽ buch darũb ich zům erstẽ võ dẽ magẽ genãt meri sagẽ wil vñ dẽ dermẽ im anhangẽ sind am nidertestẽ teil/also nun das meri/das da ist d' schlũt des hals durch dẽ halß gat iwenig vntz dz er ei loch macht durch diafragma mit dẽ er vast an gebundẽ würt/als nũ dz diafragma gat vmb dz leste teil der brust da des magẽ mũt sich wyttert/also d' mũt des magẽs vñ sin würckung douwẽ mitt hitz wã er die leber an der rechtẽ syte hat die in heiß macht/dz miltz an d' lickẽ sytẽ über zwerch mit siner feistikeit im die melãcoli zů v'tribẽ vñ dẽ glust bringẽ daruff dz hertz mit dẽ arterie dz lebẽdig macht vñ dz hirn zů enpfidẽ gegẽ dẽ oberẽ teil ei ast d' vßgeet gegẽ rückẽ oderẽ abstigẽ vñ vil bãd mit dẽ er gebundẽ würt an die spondulẽ dẽ nierẽ. Am vndern magẽ munt oder vßgang des magens anfahẽt die gederm deren sechs sint. der erst genant duodenũ von zwölffen darumb das er zwölff zwerch dumẽ lang ist geschaffẽ vß zwei fellin glich dẽ andern dermẽ/der ander darm ist dünn od' in gewickelt. der drit genãt ieiuiñ niechterẽ wã er alzit ler ist in im nüt hat darũb dz er der gallẽ nahe sy/vil nem der übergel od' colera die in weschet vñ vßlert/vñ das sich zů im streckẽ vil ederlin miseraice genãt durch die er sich ouch lert der vierd orobũ genãt/oder saccus genãt als ein sack wã er hat ein mũd dẽ myst gantz zů enpfahen/in dẽ die erst douũg der derm volbracht würt der fünffte darm colon genant der gat überzwerch des buchs den myst zů enpfahẽ võ aller füchtigkeit sich scheit. Der sechst darm longaon genãt durch dẽ die behaltnüß ist vñ sin vßlossũg. die leber ist ein glid der anderẽ douung vñ gebern dz blůt gesatzt in die rechte sytte vnd' die kleinẽ rippẽ/ein hohe mönische form gegẽ dẽ rippẽ hol gegen dẽ magẽ mit fünff federn noch dẽ syn einerhãd vff dẽ magẽ geen hat ein fellin sie zů bedeckne[!]. die leber mit yren fellin würt gebundẽ dz sie scheidet vom hertzẽ vñ mit dẽ oberstẽ starckẽ bãdẽ mit dẽ rückẽ magẽ vñ in geweid anhãgẽ mit cordule dẽ nierẽ vñ hoden mit allẽ glidern die substãtz der lebern rot fleischsig als obgerunnen blůt darin wer von venis vnd arteri/wie wol die leber zů samẽ geleit ist doch hat ein einfeltig stickfleisch durch die da kumpt die füchtigkeit vnd anfang der blůt odern/vß dẽ ingebogenen teil der lebern ein oder gat ein port genãt ist geteilt in vnzeillige edern miseraice in dẽ magẽ gepflãtzet vñ in die derm/zů ziehen vn bringẽ der lebern die gãtz füchtigkeit chili mit irẽ wurtzelẽ geteilt durch die leber. Aber võ bühel der lebern gat hie ader chillis mit irẽ wurtzelen dẽ andern zůhet vß dz

blůt von der gātzē leber vñ iſt gewurtzelt übrſich zů teilē vñ brigē dz blůt dē gātzē lib zů ſpyſen ouch geent andʼ weg vō der leber zů tragē vō ir die überflüſſigkeit. An der lebern iſt ein blaſe mittē in der holikeit genant die galle zů enpfahē die colereſche füchtikeit/hat zwei muntlöcher die helſe ein wenig vō ein ſton. Eins gegen dē mitteln der lebern die colera zů nemē dz ander zum grūde des magēs die derm zů reinigē vñ vß zů tribē vō ir die colera vñ die grōß der gallē iſt das ſy halt vff ein glaßuol. Das miltz iſt an der linckē ſyttē überzwerch geordiniert vñ vmbfahen dē magē vñ ſin ſubſtātz/iſt lick vñ löcherecht ſchwörtzer dā die leber einer lāgen figurē viererkecht gebundē mit eim fellin zů dē rippē/dz miltz hat zwen gēg durch einē es ziehē iſt die überflüſſigkeit von der lebern/durch dē andern es ſich reiniget/die verwūdūg des miltz iſt nit als ſchedlich als die ī der lebern. die nierē ſind geordiniert dz blůt zů reinigē vō der weſſerigē füchtikeit/vñ ir ſind zwen einē an der rechtē ſytten by der lebern der andʼ an der linckē ſyttē nidwenig dē andern/ir ſubſtātz iſt fleiſchſig vñ rūd in der form als ein ey hant in in holligkeit darin würt dz ſy zů in ziehē/in ir ietlichē ſind zwen helſe durch dē einē ziehent ſye die weſſerige füchtigkeit von der lebern adern/durch dē anderē dē harn tragē zů der blaſē/zů dē niere kūmēt vene arterie nerui vß dē würt ir fellin hangend am rücken/ſy habent veiſtigkeit vmb vnd vmb hindʼ dē nierē ſind die lendē vff dē ſy ligē/zwüſchē dē beidē nierē vff dē ſpōdulē gont odern zů dē vnderſtē glidʼ/vō de vaſt verr kūmēt die vaß des ſomēs die nierē mügē vil lidē. die anothomi dʼ ſchloß hüfft vnd ir teil durch die ſchloß wirt verſtādē die vnderſtē teil des buchs biß vff die diehē vñ ſcham/der teil dryſind etlich vßwenig die behaltē ſind mirach ſifac zirbus vñ bei/die haltē iſt blaſe vnd vaß die matrix in den frowen/der ars/vene arterie vnnd nerui die teil vßwenig die hoden vnd ſchwanntz ars ballen muſtullē zů dē diehē abſtigē vō dē wil ich ſagē noch einandʼ/die behaltē deil als der mirach ſifac vnd zirbus iſt vorgenůck geſagt. Vō dē beinē iſt zů ſagē im ſchloß werdēt fundē zwen ſiu der bein. Zům erſtē am ruckē dry oder vier ſpōdulē vñ zwei odʼ dry knorbelecht bein des ſchwātz der erſte bein iſt vaſt groß noch volgēd klein gegē dē arß/an dē endē des ruckē ſind löcher durch die gond nerui vornen vnd nit an der ſytē alß in dē andern beinē des ruckens. An dē ſytē ſind zwei groß bein os ſcie oder anche genāt in ieder ſytē eins vñ wurt zů ſamen gefiegt mit groſſen ſpōdulē des heiligen beins/hindē vñ vornan in dē kamp odʼ ſturmbühel machē dz bein pectinis die bein breit ſind an dē lendē/mittē am forderſtē deil hölle ſind genāt die büchs in dē genūmen wurt dē würbel oder gleich der bein genāt os cape da ſelbiſt gegē dē arß/iedes ein groß loch hat/mittē in dē heubt der diehen was noturfft ein groß loch durch das ſtigē die nerui vß in muſtulē vene vñ arterie/vn dſind eng im pectino [!] krumb noch dē ſyn dʼ klogē/ſich zů ſamē fiegē in pectine wie wol es ein bein iſt ſo hat es doch dry namē darūb es von etlichē drū bein genāt werdēt als das oberbein der lendē/bein der ſcham/bein der hufft/vō dē haltē deil/die blaſe ein receptaculū/iſt als ein ſack zů behalten dē harm von dē nierē geſent/iſt rūd die grōß als ein becher/ſtot glich vnder dē bein pectinis/in ſy gont zwen weg die fer vō einander ſtont

vß dē nierē genāt die löcher der scham/sitlich durch sy göt tragē dē harm vō dē nierē/der halß der blasen ist fleischsig mit mustulē die sye vff vñ zů tůt vß gont von ir widerbieglich biß zů der rūtē in dē mannē/in den frowē on widerbiegūg/biß zwen querch finger vnd' der schā genant vuluaē dar durch der harn vndē vß getrib würt/die vaß des sperma sinnd etlich odern die da werdēt by dē nieren von dē adern bali vnd orchi die das blůt tragend zů den hodē der man vñ der frowē/in dē es wirt durch kochūg sperma wā sperma ist der som vñ der kym mēschlicher natnr. Jn mannē got er heruß wā ir hodē sind vß wenig vñ die hodē der frowē sind inwenig. Darumb vom vaß der sperma ist vō der natur des hertzē der lebern vnd nierē der glust vom hirn kūpt durch die odern da von das hirn mit in gemeinsamkeit hat vnd der gantz lib. Nun gebürt zů sagē von matrix der frowē/wā matrix ist der acker menschlicher geberūg zů enpfahē vnd stot zwischē der blasen vnd longaie ir substantz vß zweien fellin zůsamē in der form rūd mit zweien hörnern oder eck/hād helse im houbt den zů gepflätzt ist ei kleiner hodē in der linckē sytē. Aber am forderē deil ein wyt rör ist glich eim vmbgekerten schwantz hat zwen arm gehelset mit dē hodē als der sack der hodē vñ hat einen gemeinē bruch al die deil der scham hāt har vñ hat ein vndē an als ein schwātz hat ein leplin glich als die hülß des schwātz vñ lēg als der schwātz acht od' nün querch finger breit vñ wie wol sy nit me geren hat nach der zal der düttē doch ist ieder dryueltig mit zellē vñ ein mittē. secūdū mundinū sind ir sybē anhāgē mit dem hirn hertze leberē vñ magē vñ würt gebundē mit dē ruckē. zwischē in vñ dē dittē sind die milch oderē vñ odern des mēstrum die siech tagē der můter vil sind. Aber vnd' ir ist dz lōgaon oder schlecht darm der vor gedeilt ist in der anathamia (!) d' derm ist ei behalter der überflüssigkeit der erstē douūg sin substātz fellecht ist als die anderen derm. Jst einer hāt lang biß glich dē nierē vff das bein des afftern zwen vñ sin vnd' deil genāt der arß/by im zwo mustulē sind vff vñ zů thůn/da zůsamen gond fünff est der blůt odern genāt emoroides/hatt groß anhangūg mit der blasen/darūb in dē in dē (!) siechtagē lident sy mit einand' darnoch so hin geton würt der ars darm so syhestu venas arterias vnd neruī ir wurtzelung vnd gond zů dē vnderstē teilen/von den teilē die vßwenig gond zům ersten die behaltende darnach die haltē/der behaltē sind vil als oben an gesagt ist vom buch/wā von dē kūmē die teil mirach sifac. Sifac die vßwenig hangēt vnd gont vff das bein pectinis so es gat von anfang wurt es genāt didimus wan es zwifeltig/aber das end der hodē sack. die behaltē teil sind dry. Zům erstē die hodē darūb das sy sind fordern glider der menschlichē geburt/in in würt volbracht sperma der somē vñ ir substantz ist fleischig klotzecht vnd wiß kūmment von dē vorgenantē vnd die sind zweier hand als bringend vnd vßtribend. Die bringen sind die aderen die vorgesagt sind als chili vñ orobi/die vß tribē/sind die vffstigen bym halß der blasen vß tribē in das loch der rūten zwischē dē dindimū vnd dē sack vier lib vß dē ist offenbar das gegē dē ingeweid vnd mirach sifac sol ein loch sin vō dē abstigē dryg lib als vena arteria die da brigēt vnd neruis/vnd vßwenig by dē halß der blasen an der wurtzeln

der rûten. Ein anders das vff stiget vnd vßgetriben würt der sperm in dē rörlin der rûtē/da vō ist offēbar das das loch gegen dē gemecht würt breit über die natur daſ die öberstē lib als der sack vñ die derm vß mügēt vñ abstigēt in dindimo vñ astro machē ei bruch vnd risung. Nun ist fürbas zû sagē vō der rûten wā die rût oder der schwātz ist ein gebuwtter acker der mēschlichē natur sin substantz ist zûsamē geleit von hut mustulen venis vnd arteriis mit garstarcken bandē die band kūment vom heiligen bein/vnd im anhangē vene arterie nerui fleisch vnd hut/vñ in im sind zwen besūder weg oder rörlin des sperma vnd des harnß/das ende der rûten balanū genant des loch capelliū die grösse eins gemeinē schwātz ist acht oder nün zwerch finger mittelmessig dick sol ebē sin der matrix permeum oder peritoneū ist die stat zwischē dem arß vnd der scham vff der ist ein not noch volgē der lingē des sacks vñ der rûte/ignina sind der lebern vß lassen vñ sind klotzecht fleisch ordeniert in die saltūg der dieher/nates das sind die ars ballē sind grob fleisch ordenieret vff die bein der hüfft zûm hinderſten zû de schlossen stigen sind mustuli ligamēta corde die da bewegēt vñ bindēt die dieher vñ die grossen rörē. Die anathamia der obern rörē vñ des gātzē beins biß zû dē füessen vß. die ober röre oder das diehe vß gat von der fügē der büchsen vntz an das end des glechs der knu genant coctū glichet in vil mit dē teilē der öberē arm rörē genāt adiutoriū vnd das bein würt in dry teil. Die öber wurt genāt corum das ist das diehe das ander die klein rör oder schinbein genant minor camis/das drit maior camis oder groß vnd schinbein rör. Doch ist war das die arabischē vßlegūg nēt es corā das vnd' das die kriechē crus nēnēt das ist das schinbein doch sind der namē nit zû achten so die ding eins sind. Die ober rör mit allē sinem teil würt zûsamen geleget/also das der boltz oder die oberbein rör vß hut fleisch vena vnnd arteriis nerui mustulen ligament vnd mit beinē. Ist zû sagē nach einander/von der hut vnd fleisch ist vorgesaget. von den offenbaren venis vnd arterie würt mit einander ein red vō der vorgenāten sachenwegē/nach dē das die vene gont von irē anfang abstigend in das vnderst bein des rückgratz/da werdent sy geteilt in zwei teil/ein teil gat zûm rechtē das ander zûm lincken diehe da werdent sy geteilt in zwen groß est/einer gond zûm fordern teil vnd wurtzelt da. Abstigen das schinbein zûm fûß vnd machet da vier adern die gemein sind als saphena im innerste grüeblin gegen dem halß. Sciatica vnder dem vsserstē grüeblin. Poppolicica zwischē der grossen zehē/rēual zwischē der kleinen zehē vnd der andern. darūb im schinbein vier offenbar adern sind die gar offt grossen vñ schedlichē fluß bringent. Noch sind vil ander est die der cirurgicus nit achtet von dē nerui der fûß spricht Auicēna das sy vast glich sind den nerui der hende/wie das sigste kūment von den hinderstē spondilibus der nieren vnd des heiligen beins vnd das merer teil gat durch das loch des beins zûsamen gefiegt mit den mustulen vnd cordis die da bringent die fûgen vnd gont vō den schlossen vnd werdent zûgedon dē beinen der diehen vnd werdent groß mustulē die oben dem dieher sind vnd das knū bewegent vnd schienbeinen/die den fûß vnd schienbein bewegēt/bewegēt ouch die gleich glicherwiß als gesagt ist von den henden

vnd es sind da etlich vnderscheit dē cirurgici nit zů achten/doch ist nit zů vergessen das obēan gesat ist das nach der form der mustulen die wunden by dē fūgē gar schedlich sind/die grossen vñ grobē band die da gont durch die gantzen schinbein werdēt offēbar vnder dē knü vñ vff der ferssen vñ fūgē der gleich/die solen der füeß sind gātz von bandē. Zům hinderstē von den beinē noch der teilung vorgesagt ist/vō der grossen obern aderē rôrē ist zů sagen. Zům erstē das selbig bein coxa oder diehe genant ist ein groß hol bein marckecht bein an beidē endē rundt/die oberste rundikeit ist genāt das gewerb das sich hin in neiget das enpfangen würt in die büchs der hufft bein des schlosses/vnd ist ein wenig hofferecht gegen dē vssern teil gegen dem knü hat es zwo rundikeit die ingondt in die zwo hüle die da sind in der grossen rôren oder schienbein vnd daruff ist ein rund bein vñ breit genant oculus genu oder spatula genu od' rotula genu das knüoug oder spattel der knü oder knüschyb. Also wirt volbracht die füg des knühs/darnach volgē ist dz schinbein vnd darin sind zwei bein die genant sind vocila das groß ist fornan das machet eckē des knühes vñ gat vom knü biß zům fůß genant maior canna/das kleinst ist vßwenig gat einwenig vnder das knü vnd da hangt es an biß an den fůß vñ samelt sich da mit der grossen rôrē vnd machet die vsserst rôr genāt minor canna darumb spricht wilhelmus de saliceta vnnd sind nachuolger der meister lanckfrancus vñ nitt wol wer da wil sehen die warheitt der mag es erfarē. Die form in der zweier focillarum ist offerbar das das gröst hatt zwů hollikeyt gegen dem knühe darin got die rundigkeit der tyeher/Wan das klein bein kumpt nit zů den fůgen sunder würt in gepflantzet vn liget nohe nidwendig dē kinhē an dem forderſten teyl gegen dē fůs samelt es sich mit der grossen rôren machent beyde ein holligkeyt dar in got das erst bein des fůßes. In dem fůß sind dry ecken der bein. Im ersten sint dry bein mit eināder runtlich gesamelt/das erst in arabisch cohab/vnd in kryechisch astralogus genāt vnd ist also groß als ein nuß in eim armbrust/rund an beyden enden/in der oberstē rundigkeit ist befestiget die holigkeyt der rôren da von der fůß bewegt würt in der rūdigkeyt würt befestiget die holigkeyt des beins nauiclarum durch das cahab in dē mittel gegen dem fůß/ist ein bein das da ist als ein hol schiff an beydē enden os nauiculare genannt/in dem ersten teyl der holigkeyt/dar in got die rundigkeyt cahab. Aber vnder den zyeyen[!] beynen ist die ferse dar in befestiget würt der gātz fůß gat vß hindersich vō d'bāt wegē die in in geplätzt sint/nach dem nauiclare ist glich der and' vnderscheit oder eck der bein des fůß darin sint.iiii.bein die vast kurtz/sint genant os rasceto vnd sint rund gegen dem cleinē glichen gegen den zehen vnd rund gegen den schifflin naniclare[!] hol gegen dē dryten eck. In der drytten eck oder vnderscheyt sint fünff lange bein zů empfahen die gleich der zehen der fünff sint als die zehen yegliche zehe hat dry bein on die groß zehe die hat nit me den zwey/die gleich oder bein d' zehen genant sint ossa digitorium/zusamen ix.xiiii.sint/darūb im fůß vom knye herab sint.xxvi. Aber das gantz bein inhalt. xxx.vß den mag der wund artzet erkennen verruckung oder brechung den sin sy wider in zu bringen.

Kleinere Mitteilungen.

Eine Aderlaßinstruktion aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

Von

KARL SUDHOFF.

Kurze Anweisungen über die Anwendung des Aderlasses und besonders zur Auswahl der richtigen Aderlaßstellen, der richtigen Vene, welche bei einer bestimmten Erkrankung „geschlagen" werden mußte, sollte der gewünschte Heileffekt mit größter Bestimmtheit erreicht werden, finden sich nicht selten in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts, sind aber noch wenig bekannt.

Vielfach sind sie mit einer bildlichen Darstellung, mit einem sog. „Aderlaßmännchen" verbunden, zu dessen Erklärung sie zu dienen scheinen, während eigentlich umgekehrt das „Laßmännlein" zur Illustration und sinnlichen Fixierung des Textes dienen sollte. Später nahm man die Zusammengehörigkeit von Text und Bild einfach als etwas Gegebenes, Selbstverständliches hin.

Ein solches Bild samt Text habe ich im ersten Heft der „Studien zur Geschichte der Medizin" auf Tafel VIII publiziert, ohne auf den Text einzugehen, da es mir dort darauf ankam, die großen Zusammenhänge der traditionellen Illustrationstypen nachzuweisen, deren Übersichtlichkeit das Verweilen bei den Texten gestört haben würde. Erweiterungen und Ergänzungen zu den Serienbildern dieses orientierenden Wegweisers wären noch viele zu geben; mir bringt jeder Tag neue Bestätigungen meiner in diesem ersten Heft der „Studien" gegebenen Aufstellungen.

Aber auch kleine Lücken sind noch auszufüllen. Als solche gebe ich hier die Transkription des lateinischen Textes zu diesem Aderlaßbilde, das ich gleichzeitig nochmals reproduzieren lasse (Taf. I). Text und Bild scheinen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien entstanden zu sein. Sie sind dem Ms. latin 6910A. der Pariser Nationalbibliothek entnommen, woraus E. NICAISE schon 1890 in seiner „Grande Chirurgie du GUY DE CHAULIAC" das Bild und eine teilweise französische Übersetzung des Textes gegeben hatte (S. 560 u. 561). Der abwechselnd schwarz und rot geschriebene lateinische Originaltext lautet folgendermaßen:

Dicit Ysidorus auctoritate Ypocratis tres esse observandos in quibus non debet quis flebothomari, scilicet octava dies kal. aprilis, prima dies augusti et ultima dies decembris.

Nota quod venae capitis et colli debent flebothomari post comestionem secundum Johannem de Sancto Amando. Sunt venae in collo quae minuantur in principio leprae et in reumate descendente ad fauces dolorem dentium inducente.

Vena in fronte valet dolori in graneo [= cranio] capitis et apparato oc[c]ulorum.

Vena in summitate nasi valet fluxui oculorum.

Vena post aures valet dolori antiquo capitis et stupori mentis.

Vena sub mento valet dolori oculorum, pustulis faciei, narium et doloribus maxillarum.

Cephalica valet dolori capitis, oculorum, aurium, gutturis et linguae.

Vena mediana vel cordis valet dolori capitis, costarum et stomachi.

Basilica valet dolori capitis, spatularum, splenis et ad refrigerandum sanguinem de naribus. .

Vena inter auricularem et mentum quae vocatur salvatella valet contra aegritudinem capitis et quartanam.

Vena inter pollicem et indicem in dext[e]ra manu valet capiti et oculis.

Venae superiores in virga valent contra timpaniam corporis.

Venae inferiores valent tumefactioni et dolori testiculorum.

Ista vena vocatur sciatica et valet, cum dolor protenditur ab hancha usque ad pedem.

Istae venae valent doloribus renum, obtalmiae [= ophthalmiae] oculorum, retentioni menstruorum, apparat⟨u⟩i testiculorum, dolori coxarum et femoris seu lumborum.

Venae quae sunt in temporibus valent doloribus et vitiis oculorum. Venae in angulis oculorum domesticis et versus nasum valent ad visum et morbos oculorum et emigraneo dolori.

Duae venae in faucibus valent pustulis capitis et eius scabie⟨i⟩.

Duae venae sub lingua valent apparatibus gutturis, squinantiae, inflationi gulae et mery.

Cephalica valet capiti et oculis.

Cardiaca vel cordis valet cordi et stomacho.

Basilica valet capiti et spleni.

Venae inter auricularem et mentum vale⟨n⟩t spleneticis.

Vena inter pollicem et indicem valet aegritudinibus capitis et oculorum.

Venae laterum valent ynguinae [!].

Venae titilares i. e. splenis valent dolori pulmonis, pectoris et diafragmatis.

Venae crurum valent ad trahendum materiam a superioribus ad inferiora et debent minui post comestionem.

Sophena quae est sub cavilla pedis domestica valet doloribus hancae [?] et renum et ad provocandum menstruum.

Vena sub cavilla pedis exterius valet sciaticae passioni et articulorum apparat⟨u⟩i, testiculorum morpheae et [h]abundantiae retentionis.

Ista tabula est secundum Rasym in septimo Almansoris ubi dicit quod vena cephalica si bene inveniatur et semel percutiatur securior est inter omnes. Item vena cordis habet nervum sub se et est periculum ne incidatur et ideo debet fieri ictus longus et non profundus. Item vena hepatis sive basilica habet arteriam sub se quae a curvatura brachii separatur. ab ea secundum quod accidit versus manum. Ideo post curvaturam brachii signes locum arteriae per pulsum et eo loco distantiae percute silicam. Item nota quod tota die flebotomacionis [amplius?] non dormiant quia quando in sompno ad oculos descendit.

Nota quod in brachio sunt quinque venae ut dicebatur in regulis, tamen tres mediae sunt principales sed duae aliae quarum una est tota

supra idem facit quod cephalica, alia est quae totaliter inferius facit id quod epatica. et ideo tantum de istis tribus sit communis sermo.

Nota quod 12 sunt signa scilicet aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo, libra, scorpius, sagittarius, capricornus, aquarius et pisces. Et quod aries in prima mundi constitutione cepit regi, inde est quod caput hominis habere dicitur. Taurus habet collum, gemini spatulas usque ad manus, cancer pectus et pulmonem, leo stomacum, virgo epar et intestina, libra renes hanchas et vesicam, scorpius pudibunda et vasa seminaria, sagittarius coxas, capricornus genua, aquarius t[h]ibias, piscis habet pedes. Nota quod evacuatio sanguinis alicuius membri non debet fieri luna pendente in signo appropriato illi membro nisi in casu necessitatis.

„Hochvater" und „Hochmutter".

Von Karl Sudhoff.

Unter den Fruchtbarkeitssymbolen und Fruchtbarkeitsmitteln spielen auch die Kaurimuscheln von jeher und heute noch eine Rolle. Auch in Römerzeiten wurden die kleinen Müschelchen mit ihrer spaltförmigen Mündung und gewulsteten Mündungsrändern meist in Kettchen gereiht als Symbol der weiblichen Schamspalte mehr im Sinne eines heilsamen, als eines obszönen Schmuckes getragen, wie viele Funde beweisen. Einiges hat schon vor mehr als 50 Jahren Otto Jahn in seiner auch heute noch sehr beachtenswerten Arbeit „Über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten"[1]) mitgeteilt. Man beachte besonders die Abbildungen 1 und 6 auf Tafel V.

Weniger bekannt ist der Gebrauch dieser Müschelchen und der Opercula von Schnecken als Handelsartikel in den Apotheken zu allerhand Heil- und Schutzzwecken in der Geschlechts- und Fortpflanzungssphäre der Frau. Richard Andree hat schon in seiner Braunschweigischen Volkskunde, 2. Aufl., S. 420/421, darauf hingewiesen. Er schreibt dort:

„Bleibt ein Ehepaar kinderlos, so geht es gemeinschaftlich, um diesem Mangel abzuhelfen, in die Apotheke und verlangt dort ‚Hochvater' und eine ‚Hochmutter'. Das sind die Deckelschalen von Turboschnecken, die noch jetzt geführt und verlangt werden. Der Mann trägt nun eine solche mit einer Erhöhung, die Frau mit einer Vertiefung fortwährend bei sich."

Mag sein, daß es sich stellenweise so verhalten hat, meine an Ort und Stelle erhaltenen Informationen ergeben ein etwas anderes Bild.

Ein Besuch der alten schönen Hagenapotheke in Braunschweig in diesem Frühjahr hat mich den Beweis finden lassen, daß noch zu Ende des 19 Jahrhunderts diese Dinge in Niedersachsen lebendig waren. Als altüberkommenes Inventar besitzt diese Apotheke heute noch einige Exemplare dieser alten Heilhandelsware, die zum Teil als Geschenk in den Besitz des Leipziger Instituts für Geschichte der Medizin übergingen.

Eine erfahrene Käuferin, eine alte Frau in Braunschweig, hat vor etwa 15 Jahren den in volkstümlichen Dingen gut beschlagenen Besitzer

[1]) In den Berichten über die Verhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 1855, I, II, mit 5 Tafeln, Leipzig, S. Hirzel, 1855, 8°, S. 28—110.

der Hagenapotheke, Herrn ROBERT BOHLMANN, in einige Finessen des Gebrauchs dieser Muscheln eingeführt. Ich verdanke dem Herrn im wesentlichen die folgenden Mitteilungen, die R. ANDREEs Ausführungen in manchen Punkten ergänzen und modifizieren.

Die Müschelchen heißen im Braunschweigischen „Hochmutter"; es sind Spaltamulette, über deren Verwendung ich nichts Näheres erfahren konnte; sie wurden sicher von Männern getragen. Eine weit größere Verbreitung fanden die kleinen rötlichen Deckelschalen der Turboschnecke, von denen auch ANDREE spricht,[1]) mit der einen glatten und der anderen gewundengewölbten Seite, die an die Posthorn-Penisform der Antike (bei Infibulierten) erinnert, aber wohl das ganze Gemächt, Skrotum und Penis versinnbildlichen soll.

Diese „Hochväter" wurden nun von den Frauen getragen als Fruchtbarkeitsamulett, um Empfängnis zu erlangen und eine leichte Entbindung und glücklichen Verlauf des Wochenbettes zu erreichen. Stücke mit besonders hervortretender Erhöhung (Nabel des Deckelchens) wurden wohl auch gegen oder bei Gebärmuttervorfall getragen, ja sogar, in sonderbarer Verbindung von mechanischer und potentieller Therapie, auch wohl am Pessar, am Mutterring befestigt.

Besonders geschätzt waren solche Schneckendeckelchen, wenn sie auf der sonst dunkelbraunrot geringelten glatten Innenseite das Bild eines Kindchens, einer blassen kleinen Kinderleiche in Windeln zeigten. Ich gebe auf Tafel II neben anderen Bildchen dieser Muscheln und Deckel unter d) eine solche, etwa um $^1/_3$ vergrößerte Innenseite, im Besitz des Herrn BOHLMANN.

Solche Kinderbilddeckelchen wurden bei Totgeburt getragen zur glücklichen Herausbeförderung der Plazenta und Verhinderung von Störungen und Nachkrankheiten im Wochenbettsverlauf. Auch trugen Frauen, die schon einmal ein totes Kind geboren hatten oder abortiert hatten, solche Kinderbilddeckelchen während der nächsten Schwangerschaft als Präventivmittel gegen abermaliges Absterben des Kindchens.

Stücke, welche nahe der Mittelwindung auf der konvexen Seite *zwei Punkte* zeigen, wie sie auf der gleichfalls ein wenig vergrößerten Abbildung c) Tafel II zu sehen sind, wurden nach der Geburt von Zwillingen im Wochenbett oder auch wohl schon vor Ausstoßung der Nachgeburt in der letzten Geburtsperiode getragen. Sie sollen auch wohl nach stattgehabter Zwillingsentbindung getragen worden sein, um abermalige Konzeption von Zwillingen zu verhüten.

Heute scheint die Erinnerung an die Heilkraft dieser selten gewordenen „Droge" auch im Braunschweigischen geschwunden zu sein.

Druckfehler:

„Archiv" Heft 1, S. 11, Zeile 11: einem, statt einer.
S. 72 Zeile 3: 1529 statt 1526.
In Heft 1 der „Studien" muß Zeile 27 v. o. auf S. 71 folgendermaßen lauten: „. . . in höchst altertümlicher Rundbogenumrahmung, offenbar unter byzantinischem Einfluß gezeichnet . . ."

[1]) Nach liebenswürdiger zoologischer Bestimmung Prof. KARL CHUNS: *Turbo rugosus* L. Die Müschelchen sind *Cypraea annulus* L.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Archiv für Geschichte der Medizin

Band I | Januar 1908 | Heft 3 u. 4

Beiträge zur Geschichte des Scharlachs.

Von

Dr. PAUL RICHTER,
Arzt für Hautkrankheiten in Berlin.

Inhalt.

Einleitung.

Pest des THUKYDIDES. Diphtherie, Garotillo, Angina, Tabardilho, Purpura.

Die Araber, besonders ABŪ BEKR mit dem kitāb al ǵudari wal ḥasba und dem El-ḥawi (Rhazes de variolis et morbillis und Continens). GREENHILL 1848. Synesius de febribus. 'ALĪ IBN AL-'ABBAS und sein kitāb al-malikī. Blactiae ist nichts anderes als ḥasba. ḥumāq nur einmal bei IBN SĪNA (AVICENNA). ḥasba ist scarlatina. Derselben Ansicht sind schon SONTHEIMER 1847 und nach GREENHILL ein syrischer Student in London. REISKE-Fahri monumenta und die Stelle aus dem muruǵ addahab des Mas'udi (goldene Wiesen).

Die Arabisten. GRUNERS Sammlung durch HAESER gerettet, der die Morbilli der Arabisten auch für Scharlach erklärte. MICHAEL SCOTUS (sturolae, fersae), fersa = Peitsche, petechiae, impetigo, der Stamm pet (TIMMERMANNS). Rote Tücher bei Pocken.

Ingrassia, Rossania, Rossalia, Rubiola.

AMATUS LUSITANUS, BAILLOU, PORTI.

Corradis annali (Restifa, risipola delle puerpere; putti muojone de male de scarlattina?)

GUIDI, RUDIO, FOREEST, SCHENCK, SMEET, DÖDENS-EGBERT-HOLLÄNDER, PLATER, MARTIANUS, GREGOR HORST und FUELDEZ.

SENNERT ließ 1628 die ersten Mitteilungen im Druck erscheinen, in denen auch die Anschwellung beschrieben ist, aber bei der Sektion die Nieren nicht erwähnt werden. Aber diese Mitteilungen beruhen auf dem, was er aus den Briefen seines Schwagers DÖRING 1625 und 1628 erfahren hatte, denen er lange verständnislos gegenüber gestanden hatte. FINKENSTEINS Charakteristik SENNERTS.

SEBITZ, THOMAS BARTHOLINUS-SEVERINUS, roseolae saltantes. BONACURSIUS, Purpura = Friesel. WELSCH, WIEHR, FEHR, WILLIS, CHESNEAU.

1676 SYDENHAM, MORTON.

BORRICHIUS, G. H. VELSCHIUS, SIBBALD, DIEMERBROECK.

DANIEL WINCKLER (nicht WINSLER), SIMON SCHULTZ, ETTMÜLLER, PECHLIN, RAMAZZINI, SCHRÖCK, GOHL, JUNCKER, CULLEN, HOFFMANN, GÖRITZ, TISSOT.

Die Nephritis postscarlatinosa und ihre Geschichte bei RAYER, FRERICHS und SENATOR, aber nicht in PUSCHMANNS Handbuch II, S. 713.

HELMONT (ignotus hydrops), COTUGNO, CRUICKSHANK, BRIGHT (WILKS-BLACKALL).

DÖRING, SCHULZ, RAMAZZINI, REIMANN, FISCHER, STORCH, ROSENSTEIN, CALVUS (RONCALLI), PLENCISZ, VOGEL, CULLEN, BORSIERI, WILLAN und andere.
WELLS, BRANDE, REIL, ALLISON, A. F. FISCHER, BRIGHT, GREGORY.
NOIROT und das Fehlen der Mitteilungen über die Anschwellung.
DUKES „vierte Krankheit". V. BOKAY und der alte HEIM 1812.
Literaturverzeichnis.

Die Geschichte des Scharlachs ist wiederholt Gegenstand der historischen Forschung gewesen, aber außer den Arbeiten von BENEDIKT, GÜTSCHOW, KIRCHNER, MOST, NOIROT, SCHNITZLEIN und anderer finden wir doch auch eine Reihe namhafter Medikohistoriker, welche sich mit der Frage beschäftigt haben, wo wir die erste Andeutung des Scharlachs finden, ich meine besonders C. H. FUCHS, HECKER, HAESER und FINCKENSTEIN.[1]) HAESER hat der Frage außer den Abschnitten in seiner Geschichte noch zwei besondere Arbeiten gewidmet, in seinen historisch-pathologischen Untersuchungen 1839, Teil I, S. 303—322, und im „Janus" 1846, S. 116—126. Letztere ist aber nur eine diesbezügliche Bearbeitung der von GRUNER, Jenae 1790, 4, herausgegebenen „de variolis et morbillis, fragmenta medicorum Arabistarum". Alle diese Arbeiten können uns nicht befriedigen, weil wir durch die pathologisch-anatomischen und bakteriologischen Forschungen, welche uns die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gebracht hat, mit ganz anderen Voraussetzungen an die historischen Untersuchungen gehen und weil uns durch die Mitarbeit der Philologen ganz andere Hilfsmittel durch Benutzung der Originalmanuskripte zur Verfügung stehen. Andererseits ist aber die Arbeit dadurch erschwert, da die Masse des zur Verfügung stehenden Materials von einem einzelnen kaum bewältigt werden kann.

Dem Scharlach geht es wie allen anderen Krankheiten. Wer sich historisch damit beschäftigt, findet ihn schon bei HIPPOKRATES. Daß die Pest des THUKYDIDES für Scharlach gehalten wurde, ist selbstverständlich, und ebenso ist es mit dem Garotillo der Spanier. Man muß sich daher erst darüber einigen, welche Symptome als für Scharlach charakteristisch angesehen werden müssen, dann ist der Boden für eine Einigung vorhanden, und man braucht nicht, wie es CREIGHTON getan hat, Diphtherie und Scharlach zusammen

[1]) GRUNER wird hier nicht erwähnt, weil er in seinen „morborum antiquitates" 1774, S. 66 ff. die Geschichte des Scharlachs nur beiläufig behandelt.

in einem Kapitel zu beschreiben. Die Durchsicht der modernen Literatur läßt uns den Scharlach in seinen Grundzügen als eine ansteckende Erkrankung erkennen, bei welcher sich ziemlich schnell eine febris continua entwickelt; gleichzeitig zeigen sich entzündliche Erscheinungen im Halse, es entsteht ziemlich schnell ein zuerst punktförmiger, dann zusammenfließender Ausschlag, welcher deutlich makulös ist, d. h. sich nicht über die Oberfläche der Haut erhebt; endlich treten als Nachkrankheit häufig Ödeme auf, welche, wie wir erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wissen, die Folge einer Nephritis sind.[1])

An der Hand dieses Symptomenkomplexes scheiden alle diejenigen Erkrankungen aus, bei denen komplizierte Hauterscheinungen vorhanden sind, wie die Pest des Thukydides. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Arbeiten von Ebstein.

Ebenso scheiden diejenigen Erkrankungen aus, bei denen es sich ausschließlich um fieberhafte, ansteckende Erkrankungen des Rachens handelt, bei denen der moderne Arzt ohne Schwierigkeit die Krankheit erkennt, welche wir heute Diphtheritis nennen. Ich muß allerdings auf diesen Punkt ausführlich eingehen. Man spricht auch heute von einer Scharlachdiphtherie, mag es sich nun um Mischinfektionen handeln oder mögen bei einer typischen Scharlacherkrankung die Erscheinungen im Halse denen der Diphtheritis sehr ähnlich sein. Heute sind dies im allgemeinen seltene Fälle, und die bakteriologische Untersuchung ist für die Diagnose entscheidend. Aber die Verwechselungen der Diphtheritis mit dem Scharlach durften bei einigermaßen vorgeschrittener Kenntnis der Literatur nicht mehr vorkommen nach den Arbeiten von John Fothergill 1748 und Pierre Bretonneau 1826. Fothergill beschrieb in seiner Arbeit, betitelt „An account of the putrid sore-throat, attendet with ulcers", die typischen Pseudomembranen unter dem Namen „sloughs", die Nasendiphtherie und andere Erscheinungen, und wies nach, daß schon bei dem Spanier Luiz de Mercado in seinen zuerst 1614 erschienenen „Consultationes medicae" solche „sloughs" (crustae) beschrieben sind,[2]) daß man bei ihm schon Erkrankungen der Nase und Übertragung vom Kinde auf die Brust der Amme findet, und daß die von den Spaniern „Garotillo" = Knebel genannte Krank-

[1]) Die Arbeiten von Siegel 1905 über die Ätiologie des Scharlachs können nicht anerkannt werden.

[2]) Mercado fand diese crustae schon bei Aretaeus und Aetius beschrieben.

heit mit dem Scharlach nichts zu tun hat. 1826 erschien die Arbeit des pathologischen Anatomen PIERRE BRETONNEAU aus Tours „Des inflammations spéciales du tissu muqueux, et en particulier de la diphthérite, ou inflammation pelliculaire, connu sous le nom de croup, d'angine maligne, d'angine gangréneuse, etc.“, welche die Grundlage für unsere heutigen Kenntnisse geblieben ist. Auch BRETONNEAU bewies historisch, daß auch der Garotillo Diphtheritis war, daß sich die Angina scarlatinosa von Angina diphtherica dadurch unterscheidet, daß die Angina scarlatinosa niemals auf den Kehlkopf übergeht, und daß die Produkte der schwartigen Entzündung (inflammation couenneuse) sich leicht entfernen lassen.[1])

Es ist hier auch der Ort, auf die im wahren Sinne des Wortes *zwei*deutige Bedeutung des Wortes angina = *κυνάγχη*, im schlechten Latein des Mittelalters squinantia oder esquinantia genannt, hinzuweisen. Das Wort bedeutet einen Luftmangel, welcher aber nicht nur auf einer lokalen Erkrankung des Pharynx zu beruhen braucht, sondern auch (Angina pectoris) durch entzündliche Erkrankungen der Lungen oder durch Insuffizienz des Herzens hervorgerufen werden kann, und da beides bei Infektionskrankheiten vorkommen kann, so muß beachtet werden, was bei historischen Untersuchungen nicht immer der Fall gewesen ist, daß eine Angina nicht immer eine Erkrankung des Pharynx ist.[2])

Wenn wir dies beachten und die Ausführungen, welche HAESER in der letzten Auflage seines Lehrbuches im III. Bd., S. 428 ff. gemacht hat (das, was er in seinen historisch-pathologischen Untersuchungen darüber gesagt hat, welche 1839 erschienen sind, wird er 1882 nicht mehr aufrecht erhalten haben), zur Grundlage unserer weiteren Betrachtungen machen, so fallen, trotzdem HAESER die Arbeiten von FOTHERGILL und BRETONNEAU nicht genügend gewürdigt hat, alle auf Scharlach bezogenen Stellen griechischer und latei-

---

[1]) Auch WITHERING wird mehrfach unter den Autoren genannt, welche für die Geschichte der Diphtherie und ihre Beziehungen zum Scharlach von Wichtigkeit sind. Aber ich kann seiner 1779 erschienenen Arbeit „An account of the scarlet fever and sore throat, or scarlatina anginosa, particularly as it appeared at Birmingham in the year 1778“ nicht die Bedeutung zuerkennen, welche ihr vielfach beigelegt wird. Ich habe sie allerdings nicht im Original auftreiben können, sondern kenne sie nur nach dem Referat in den Edinb. med. and philos. comment. vol. 6, 1779, S. 279—294 und der deutschen Übersetzung in der Sammlung auserles. Abhandl. zum Gebrauch prakt. Ärzte Bd. V, Leipzig 1779, S. 250—340.

[2]) Siehe hierüber auch die Kommentare von FOESIUS und GORRAEUS.

nischer Autoren aus der Betrachtung aus, bis zum Auftreten der Araber.

Auch bezüglich des Exanthems ist noch eine kleine Eingrenzung zu machen, obgleich die Beurteilung der Exantheme natürlich den wichtigsten, aber auch schwierigsten Teil der Untersuchungen bilden wird. Bretonneau sagt (S. 74), daß keiner der Autoren, welche über Garotillo geschrieben haben, eines Hautausschlages gedacht habe, und auch ich habe nichts derartiges gefunden. Nun behauptet aber Noirot (S. 19), daß Scharlach als Erysipel beschrieben worden wäre und führt auch eine Krankengeschichte aus des Mercado „Consultationes" an. Dieselbe steht aber in dem Kapitel XXVII „De pernicioso erysipelate", trotzdem als Kapitel „De faucium et gutturis anginosis et lethalibus ulceribus" (Kapitel XXIV) angegeben ist. Es spricht auch in der angeführten Krankengeschichte alles für Erysipel und nichts für Scharlach. Fuchs sagt (S. 15 resp. 38), daß Mercado und Bartholinus ein Exanthem erwähnt hätten, das aber auch er nicht auf Scharlach bezieht. Seine Angaben stimmen aber nicht. Die Stelle bei Mercado soll lauten „Saepe rubores et erysipelata hoc in morbo effloruerunt cum febris exacerbatione", aber dieser Passus steht weder an der angegebenen Stelle, noch in dem betreffenden Kapitel. Die Stellen aus den Arbeiten des Bartholinus habe ich nicht bekommen, aber es handelt sich bei ihnen, wie wir aus der von Fuchs angezogenen Stelle sehen können, um eine Stelle im Severinus S. 530, wo von „Ecthymata et pustulae pulicum morsus referentes" die Rede ist. Es ist dies nun nicht Garotillo, sondern Tabardillo. Ich habe nur einen gefunden, welcher Tabardillo mit Scharlach zusammengeworfen hat, und das ist Joseph Frank, welcher in seinen „Praxeos medicae universae praecepta" pars I, vol. III, sect. I, Lips. 1829, S. 2, Anm. 3 unter den Synonymen der febris scarlatina auch „Tabardete, Tabardillo pintado" anführt. Wer einmal die Einleitung zu Mercados 1594 in Basel erschienenen Arbeit „De essentia, causis, signis et curatione febris malignae, in qua maculae rubentes similes morsibus pulicum per cutem erumpunt" gelesen hat (siehe auch opera II, S. 460), wird darin unzweifelhaft den Flecktyphus erkennen. Damit stimmt auch überein, daß Gomes in seiner Dermatologie, welche 1820 erschien, und welche auf den Lehren von Willan und Bateman beruht, Tabardillo mit Purpura übersetzt. Wenn auch darin wieder eine gute Gelegenheit zu neuen Verwechselungen liegt, so ist es doch wichtig, darauf hinzuweisen, daß der am Anfang de-

19. Jahrhunderts lebende Portugiese sachverständiger ist als Joseph Frank. Denn in derselben Zeit, in welcher wir die ersten Beschreibungen des Scharlachs bei abendländischen Autoren zu suchen haben, treten die großen Epidemien von Flecktyphus auf, welche leicht Anlaß zu Verwechselungen geben können, Verwechselungen, welche aber nur so lange möglich sind, als man nicht an den Flecktyphus denkt.[1])

Wenden wir uns nach dieser Abgrenzung zu den arabischen Ärzten, so finden wir die entsprechenden Stellen bei Ingrassia in seinem von mir schon wiederholt zitierten Werk „De tumoribus praeter naturam" Neapoli 1553 fol., auf welches ich nachher noch ausführlich eingehen muß. Wir finden dort als arabische Autoren zitiert Razes mit seinem „Continens", dem „Liber divisionum" und dem „Liber ad Almansorem"; ferner Avicenna mit dem „Canon", Hali Abbas mit dem „Liber theoricae et practicae", Serapion, Abenzoar und Averrhoes. Es handelt sich bei allen um mehr oder weniger ausführliche Kapitel, welche „De variolis et morbillis" überschrieben sind oder nur einzeln diese Bezeichnungen tragen. Es gibt davon nur drei Abweichungen, und zwar bei Avicenna lib. IV, fen. I, tract. IV, cap. VI, wo es am Ende heißt: „Et alhamica est aliquid inter variolas et morbillos, et est salvior ambobus". Ferner ist des Razes „Contines" im liber XVIII das 8. Kapitel „De variolis et morbillis" überschrieben, während im Text, wenn nicht andere Autoren zitiert werden, statt morbilli der Ausdruck „blactiae" steht. Endlich bei Hali Abbas steht im „Theoricae" lib. VIII, cap. 14 folgender Satz: „Et in rubore species est aliqua quae vocatur rubeola . ." Wie lauten die arabischen Termini und wie verhalten sie sich zur modernen klinischen Terminologie? Die Antwort ergibt sich aus dem Vergleich mit den arabischen Drucken resp. Handschriften und der Benutzung der enzyklopädischen Literatur, und wenn der Gewinn davon auch noch so gering ist, so ist es doch kein „unnützes Bemühen", wie sich Fossel in Puschmanns Handbuch II, 857 ausgedrückt hat.

Von den angegebenen Schriften war zur Zeit des Ingrassia in arabischer Sprache nichts gedruckt, die Handschriften waren den wenigsten Schriftstellern zugänglich, sie waren daher auf die latei-

[1]) Man vergleiche die Anmerkung 107 zu dem Kapitel „Purpura" in der von Kurt Sprengel mit Anmerkungen versehenen deutschen Ausgabe von Batemans Hautkrankheiten nach Willans System S. 174.



nischen Übersetzungen angewiesen, deren Wert ein sehr geringer ist, wie wir heute durch Vergleich mit den Handschriften feststellen können. Außerdem besitzen wir zum Teil arabische Drucke, und zwar vom „Canon" des IBN SÎNA eine Ausgabe Romae 1593 fol. und einen modernen orientalischen Druck, der im Jahre der Hiğra[1] 1294 (1877) in Bulak in 3 Bänden in 4° erschienen ist. Ferner ist von dem „königlichen Buch" des 'ALÎ IBN AL-'ABBĀS eodem loco et anno eine Ausgabe in 2 Bänden in unseren Besitz gelangt. Endlich besitzen wir jetzt gute Ausgaben eines Werkes, welches dem INGRASSIA scheinbar gar nicht als mit seinen Arbeiten in Beziehung stehend bekannt war, nämlich den „Liber de variolis et morbillis des ABŪ BEKR (sonst RHAZES genannt). Nach der historischen Einleitung zu der Ausgabe dieses Werkes, London 1848, von WILLIAM ALEXANDER GREENHILL (1813—1894), dessen ausgezeichnete und zuverlässige Tätigkeit als Herausgeber wir noch bei SYDENHAM zu würdigen Gelegenheit haben werden, ist dieses Werk zuerst 1498 unter dem Titel „De peste" in lateinischer Sprache gedruckt worden, welche GIORGIO VALLA nach einer griechischen Ausgabe übersetzt hat, welche ihrerseits wiederum von einer syrischen Übersetzung stammt. Die erste Übersetzung aus dem arabischen Original wurde auf Veranlassung von RICHARD MEAD angefertigt und ist dessen Schrift „De variolis et morbillis", London 1747 unter demselben Titel beigefügt. 1766 gab JOHANN CHANNING, Apotheker in London (auf dem Titel nennt er sich natu et civitate Londinensis) das Werk in lateinischer und arabischer Sprache heraus, und seit 1872 besitzen wir eine in Bêrut erschienene arabische Ausgabe dieses Werkes. Der arabische Titel lautet „kitāb fī'l-ğudarī wal-ḥasba", was wörtlich mit „liber de variolis et morbillis" übersetzt werden muß. Die griechische Sprache hatte keine Ausdrücke für diese den Griechen unbekannte Krankheiten, der griechische Übersetzer nahm deshalb für ğudarī das Wort *λοιμική*, und in der ursprünglich in syrischer Sprache verfaßten Schrift

[1]) Was die Schreibweise und Aussprache der arabischen Wörter anbetrifft, so folge ich den Grundsätzen der modernen Orientalisten. ğ mit einem nach oben offenen Winkel entspricht dem italienischen g vor e und i, wird also wie dj in giorno gesprochen, also hidjra (die Flucht Muhammeds im Jahre 622 nach Christo, nach welcher die Muslim zählen) und djudari = variolae. ḍ und z stellen beide ein weiches s (wie z. B. in Rose) dar, š ein sch. ḥ mit einem Punkt darunter entspricht einem harten ch mit weicherem Reibegeräusch. Der Spiritus asper entspricht dem Konsonanten 'Ain, entsteht durch kräftiges Zusammendrücken der Stimmritze, ist aber für Europäer schwer auszusprechen und kann auch vernachlässigt werden. Der Querstrich über Vokalen bedeutet einen langen Vokal, wie in kitāb (Buch).

des SYNESIUS „De febribus“[1]) steht für variolae et morbilli *ἡ α' λοιμικὴ καὶ ἡ β' λοιμική.* Das bezügliche Kapitel 9 ist überschrieben *„περὶ τῆς φλυκταινούσης λοιμικῆς καὶ περὶ τῆς ἑτέρας λεπτῆς καὶ πυκνῆς λοιμικῆς“*. Für ḥasba steht in der griechischen Übersetzung der Schrift des ABŪ BEKR das barbarische Wort *εὐλογία*, welches aber in der modernen griechischen Sprache für Pocken gebraucht werden soll und welches FRIEND in seiner „Geschichte der Medizin“ S. 307 in *ἐκφλογία* verbessert (?) hat. Sonst ist in unserer Schrift immer von *τῶν δύο εἰδῶν τῆς λοιμικῆς* die Rede. Auch werden die Ausdrücke ǵudarī und ḥasba, resp. variolae et morbilli fast überall in den arabischen Werken, den lateinischen Übersetzungen und in den lateinischen Originalwerken gebraucht, mit wenig Ausnahmen. In der lateinischen Übersetzung des Qānūn des IBN SĪNA (wie der Canon des AVICENNA richtig geschrieben wird) und welche mit dem Original übereinstimmt, heißt es im lib. IV, fen. I, tractat III, cap. 6 „de variolis et morbillis .... et alhamica est aliquid inter variolas et morbillos et est salvior ambobus“. Ferner heißt es in der Übersetzung des „kitāb al-malikī“ des ʿALĪ IBN AL-ʿABBĀS (Haly filius abbas liber totius medicinae, Lugduni 1523, 4, auf Blatt 97) im liber VIII theoricae cap. 14 „de variola et causis et signis“ (im Original steht fī ṣifat al-ǵudarī wal-ḥasba = über die Eigenschaft der ǵudarī und ḥasba) „... Et in rubore est species aliqua quae vocatur rubeola“. Im Original steht aber wieder nur der Ausdruck ḥasba. Endlich ist im „Elḥawi“ des ABŪ BEKR (Continens des RHAZES) das Buch XVIII, Kapitel 8 „de variolis et morbillis“ überschrieben, und hier kommt im Text, wenn nicht andere Autoren angeführt werden, mit einem Male der Ausdruck blactiae vor. Dieser stammt von blattea, einer Nebenform von blatta, welches den geronnenen Saft der Purpurschnecke, d. h. den Purpur bedeutet, scheint aber wiederum nur eine Übersetzung von ḥasba zu sein. Wir besitzen leider keinen arabischen Abdruck dieses Werkes und die einzigen brauchbaren Handschriften, welche sich in der Bibliothek des Escurial bei Madrid und der Bodleiana in Oxford befinden, sind mir zurzeit auch nicht in Photographien zugänglich. Wir müssen uns daher auf GREENHILL verlassen, welcher 1848 im Auftrage der Sydenham Society die Schrift des ABŪ BEKR „De variolis et morbillis“ und das betreffende Kapitel aus dem „Continens“ in englischer Sprache herausgegeben

[1]) SYNESIUS war ein byzantinischer Arzt und lebte wahrscheinlich im 11. Jahrhundert, siehe IWAN BLOCH in PUSCHMANNS Handbuch I, 564.

hat. Durch Vergleich mit der CHANNINGschen Ausgabe, welcher ebenfalls eine lateinische Übersetzung des Kapitels aus dem „Continens", und zwar nach der Ausgabe desselben, Brixiae 1486 fol. beigefügt ist, habe ich festgestellt, daß überall, wo die lateinische Übersetzung den Ausdruck blactiae bringt, GREENHILL, welcher nach dem arabischen Kodex der Bodleiana übersetzt hat, dafür measles setzt. Außerdem hat GREENHILL nirgends eine Anmerkung mit einem anderen Ausdruck gebracht, so daß wir anzunehmen berechtigt sind, daß auch in diesem Falle in dem arabischen Original der Ausdruck ḥasba gebraucht wurde.

Was die Bedeutung der Worte variolae und morbilli anbetrifft, so entsprechen sie selbstverständlich bei den lateinischen Schriftstellern nicht dem spezifischen Krankheitsbilde, welches wir darunter verstehen. Ohne mich auf eine Geschichte der Pocken und Masern einlassen zu wollen, will ich daran erinnern, daß der Ausdruck variolae scheinbar zuerst in der Chronik des im 6. Jahrhundert lebenden Bischofs MARIUS von Avenches und Lausanne vorkommt, wo es heißt: „Anno 570. Hoc anno morbus validus, cum profluvio ventris et *variola* Italiam Galliamque valde afflixit, et animalia bubula per loca suprascripta maxime interierunt."[1]) Und nach den Angaben von DU CANGE, „Glossarium mediae et infimae latinitatis" (Niort. 10 Bde. in 4⁰, 1883—1887), Bd. V, S. 516 befindet sich in dem Pariser „Codex regius" (jetzt Bibliothèque nationale) Nr. 6881 ein Manuskript des ALEXANDER IATROPHISTA,[2]) „De passionibus, anonymo interprete, cum Glossis saeculi XIII.", in dem es heißt: „Turpedo, nihil aliud est nisi cutis deturpatio facta ex varia macularum diversarum distinctione. Hanc passionem quidam *morbillum*. i. minimum morbum communiter dixerunt, eo quod patientes per totum corpus minutas videantur habere pustulas. Alii lepram, quod sit leprae similis." Auch bei dem in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts lebenden GARIOPONTO kommt eine ähnliche Stelle vor. Es

[1]) Neuerdings behauptet EBBELL („Nordiskt medicinskt arkiv" 1906) die Pocken schon im alten Testament gefunden zu haben. Siehe darüber auch KÜBLERs Geschichte der Pocken 1901.

[2]) ALEXANDER IATROSOPHISTA soll ALEXANDER VON TRALLES sein. IWAN BLOCH erwähnt die genannte Handschrift bei ihm in PUSCHMANNs Handbuch I, S. 537, ebenso DIELS II, S. 12. Aber weder in den Ausgaben, welche CHOULANT in seinem Handbuch 1841, S. 136/7 anführt, noch in der von PUSCHMANN veranstalteten Ausgabe der Werke des ALEXANDER TRALLIANUS habe ich die betreffende Stelle finden können.

heißt dort im lib. V, cap. 6 De turpedine: „Turpedo est, quam multi pustulam dicunt, alii *morbillum*, alii lepras . . .“ Die Ärzte der Renaissance erklärten variolae et morbilli für identisch mit den ecthymata und exanthemata bei HIPPOKRATES und GALEN, ebenso scheinbar auch die Araber, bei denen BUKRĀT (HIPPOKRATES, zuweilen mit SUKRĀT zusammengeworfen) und ǦĀLĪNŪS eine große Rolle spielten. So wird in dem „Fihrist“ des NADĪM, einem „Katalog“, welcher alle in arabischer Sprache vorhandenen Schriften enthält, nach den Angaben der medizinischen Doktordissertation des ALOYS SPRENGER, welcher später ein berühmter Orientalist wurde, angegeben, daß ḤUBAIŠ eine (verloren gegangene) Schrift des GALEN „De exanthematibus corporis“ ins Arabische übersetzte unter dem Titel: „Kitāb (Buch) fī *ḥasba*-l-badan (Körper)“.

Was nun die Entstehung der Worte ǧudarī und ḥasba anbetrifft, so stammt ǧudar von ǧadar = Knospe, Blüte, ḥasba ist Kiesel, und der dritte Ausdruck mit den drei Radikalen (Konsonanten; die Vokale werden in den arabischen Handschriften und Drucken, wie in allen semitischen Sprachen, nicht gesetzt) ḥmq, gewöhnlich ḥumāq gesprochen, bedeutet vor Zorn rot sein, aufbrausen, effervescere.

Aus alledem ergibt sich, daß auch die arabischen Ausdrücke nicht unserer spezifischen Anschauung, wohl aber den weniger umschriebenen Ausdrücken variolae und morbilli des Mittelalters und der Renaissance entsprechen. Ich muß daher auch der Auffassung widersprechen, daß der von dem Übersetzer des 'ALĪ IBN AL-'ABBĀS gebrauchte Ausdruck rubeolae für ḥasba beweise, daß dieser Autor schon unsere Röteln gekannt habe. Die Bezeichnung rubeolae für Röteln (englisch german measles genannt) ist erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Gebrauch, wie es sich aus dem interessanten Habilitationsvortrag von THEODOR OTTO HEUSINGER (Marburg 1860) ergibt, wenn auch der Name „Ritteln“ oder „Ditteln“ schon in DÖRINGS erstem Brief vom Jahre 1625 steht (siehe weiter unten).

Gehen wir nun auf die Beschreibung des für Scharlach charakteristischen Symptomenkomplexes bei den arabischen Ärzten ein, so finden wir häufig sehr charakteristische Beschreibungen von Rachenaffektionen, welche aber nach dem oben Gesagten für sich allein nicht genügen. Ich möchte trotzdem aus dem „Continens“ des ABŪ BEKR nach der GREENHILLschen Übersetzung einige Stellen anführen. So heißt es S. 102: „The symptoms of the measles are a hoareseness of the voice“, in der lateinischen Übersetzung stand:



„Et signa blactiarum sunt vox grossa et rauca . . .“; S. 117, wo von den variolae die Rede ist, steht: „The amount of danger may be estimated by the difficulty of breathing and hoarseness of voice, and that many persons die of suffocation.“ Die lateinische Übersetzung sagt: „Dico quod malignitas est secundum quantitatem malitiae hanelitus et raucedinis vocis, et ut plures ex istis moriuntur strangulati.“ S. 120: „Care must be taken of the throat, which is often affected with quinsy and suffocation“, lateinisch: „et cura guttur ad praeservandum squinantiam quae consuevit multotiens cum ea evenire“ (man sieht, wie schlecht hier die lateinische Übersetzung ist).

Viel wichtiger sind die Hauterscheinungen: S. 113: „I have found to be, that the measles are red, and appear only on the surface of the skin, *without rising above it,* while the small-poxes consists of round eminences“; lateinisch: „Quia blactiae sunt rubrae, et apparent in superficie cutis sicut ignis persicus, et non sunt profundae eminentiae, nec eminentes; et variolae habent eminentiam et rotunditatem“; S. 127: „The measles are less elevated than the small-pox“ (die Stelle fehlt in der lateinischen Übersetzung).

Endlich haben wir auch Andeutungen der Anschwellung als Zeichen der Nephritis, nämlich S. 123: „If the patient swells and has abscesses form, and his voice becomes hoarse, and the dryness be great, and this happens on the seventh day, the end will be fatal;“ lateinisch: „Et si apostematur patiens, et ejus vox sit rauca, et sustinet multam desiccationem, et hoc fuerit in septimo, erit mortale.“ Außerdem wird S. 131 eine Stelle aus dem 4. Kapitel des XVIII. Buches des „Continens“ abgedruckt, wo es heißt: „A female patient . . . had become inflated by it took some musk.“ Diese Stelle hatte Channing ebenfalls abgedruckt, sie lautet: „Et sentiebat inflationem propter lac.“

Wir haben somit alle charakteristischen Symptome der Scarlatina. Dazu kommt, daß Greenhill angibt S. 136, daß ein Syrer, welcher in London Medizin studierte, ihm mitgeteilt hatte, daß in Syrien und Ägypten unter ḥasba Scarlatina verstanden wird. Dieser Ansicht ist aber auch von Sontheimer, der verdiente Übersetzer der Pharmakologie des Ibn al-Baiṭar. Im „Janus“ 1847 S. 246—272 gibt er uns „Nachricht von einer arabisch-medizinischen Handschrift, vermutlich des Ibn-Dschezla“, und übersetzt dort S. 250 ḥasba mit Masern, morbilli, fügt aber S. 269/270 in einer Anmerkung hinzu, daß er unter ḥasba wahrscheinlich Scharlach verstehen würde, einer

Ansicht, welcher sich auch August Hirsch in dem Artikel „Arabische Medizin" im Biographischen Lexikon Bd. I, 1884, S. 169 anschließt.

Wir haben aber noch weitere Gewährsmänner. In den „Opuscula medica ex monumentis Arabum et Ebraeorum" von Reiske und Fabri, welche Gruner Halae 1776, 8° herausgegeben hat, betrifft die observ. I eine Stelle, welche Reiske in dem arabischen Manuskript Nr. 53 der Leydener Bibliothek gefunden hat und welche die Krankheiten ḥasba und nawāzil betrifft, deren erstes Auftreten dort mitgeteilt wird. Sie werden mit variolae et morbilli übersetzt und Reiske, der Dr. med. und Professor der arabischen Sprache war, schließt, daß es sich bei nawāzil um ein Exanthem, und zwar Aphthae oder vielmehr „febris scarlatina purpura aut rubeolae (Germani Friesel appellant)" gehandelt habe. Die Stelle soll den „Murūǧ ad-dahab", den goldenen Wiesen des Dichters und Historikers Mas'ūdī angehören, welcher 345 (956) starb. Nun besitzen wir eine Ausgabe dieser Schrift in arabischer und französischer Sprache, welche in Paris 1861—1877 in 9 Bänden in 8° erschien. Im letzten Bande S. V der Einleitung wird auf den index général und seine Vortrefflichkeit hingewiesen, aber die angegebenen Krankheiten habe ich dort nicht angeführt gefunden und auch die von Reiske zitierte Stelle trotz langen Suchens nicht angetroffen. Ich kann mir das nicht erklären; denn wenn dieser Autor auch noch historische Annalen verfaßt hat, auf die er in seinen goldenen Wiesen wiederholt hinweist, so kann Reiske dieses Werk nicht eingesehen haben, da davon nachweislich in Leyden keine Handschrift existiert. Da es uns auch nicht auf die Jahreszahl ankommt, welche Reiske als 572 angibt, so können wir darauf verzichten, besonders da alle historischen Angaben bei den arabischen Schriftstellern mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, weil bei ihnen alles auf „Tradition" beruht, welche der freien Erfindung den weitesten Spielraum läßt. Dasselbe gilt daher auch für eine in der Anmerkung von Gruner eingefügte Stelle aus dem Dichter und Grammatiker Ibn Duraid, gest. 321 (934), in welcher die Ausdrücke ǧudarī und ḥasba vorkommen.

Es erübrigt sich aber, die alten und neuen Lexika anzuführen. In ihnen werden ǧudari und ḥumāq mit variolae und ḥasba mit morbilli übersetzt, Scharlach kommt nirgends vor, auch nicht bei C. Dercle, „De la pratique de notre médicine chez les Arabes", welches in Alger 1904, 8° erschienen ist, bei welchem (ich tran-

skribiere sofort in die bei uns gebräuchliche wissenschaftliche Schreibweise) ğadri = variole ist und für rougeole neben ḥasaba, welches auch Typhus bedeutet, noch die Ausdrücke ḥumira und dašiša vorkommen.

Wir können aus dem Gesagten den Schluß ziehen, daß die arabischen Ärzte wohl Fälle von Scharlach gesehen haben werden, daß ihnen die Krankheit aber als etwas Neues nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Wir kommen jetzt zu den Arabisten, d. h. den Ärzten, welche ihre literarischen Kenntnisse, und zwar auch die der Griechen, von den Arabern bezogen, welche keine Krankheit kannten, welche den Arabern nicht bekannt war, und daher, als nach der Entdeckung Amerikas die Syphilis nach Europa importiert war, dafür auch bei den Arabern Beschreibungen suchten, ein Einfluß, der so groß war, daß der Spanier Heredia im 17. Jahrhundert von Ibn Sina nur als von dem „Princeps" spricht. Gruner hat die Stellen dieser Ärzte, welche de variolis et morbillis handeln, gesammelt und, außer in einer Reihe von Doktordissertationen, auf eigene Kosten drucken lassen. Haeser hat das Verdienst, eine Anzahl Exemplare dieser Schrift (Jenae 1790, 4°) aufgekauft und den Bibliotheken (z. B. der Königlichen Bibliothek zu Berlin) und berühmten Medikohistorikern zum Geschenk gemacht zu haben. (Das Hecker dedizierte Exemplar war Verf. so glücklich, für den kolossalen Preis von einer Mark aus Paris zurückzukaufen.) Außerdem hat Haeser, wie bereits oben erwähnt, nach dieser Grunerschen Sammlung im „Janus" 1846, S. 116—126 „über die Spuren einer Kenntnis des Scharlachs bei den Ärzten des 10.—15. Jahrhunderts" berichtet, und er kommt noch 1882 (Geschichte III, S. 69) zu dem Schlusse, „die Ansicht, daß die Morbilli der Ärzte ... dem Scharlach entsprechen, über jeden Zweifel zu erheben". Nun habe ich bereits an anderer Stelle bewiesen, daß Gruner in seinen Sammlungen nicht sehr sorgfältig gewesen ist (Mitteilungen zur Geschichte der Medizin Bd. VI, 1907, S. 466), indem er in seinem „Aphrodisiacus" III, Jenae 1788, fol., S. 97 bei Petrus Pinctors „Tractatus de morbo fedo et occulto his temporibus affligente", Romae 1500, 4°, den Inhalt des IX. und die Überschrift des X. Kapitels einfach weggelassen hat. Aber bei der, wie wir sehen werden, verhältnismäßig geringen Bedeutung, welche diese Autoren für die Geschichte des Scharlachs haben, wird es begreiflich erscheinen, wenn an dieser Stelle von der Benutzung der verschiedenen Originaldrucke abgesehen und die Grunersche

Sammlung zur Grundlage der nachfolgenden Untersuchungen gemacht wird. (Für eine Geschichte der Pocken wäre dies aber nicht zulässig.)

Es erübrigt sich auch alle Stellen anzuführen, an denen Hinweise auf die Angina scarlatinosa gefunden werden können. Denn die „Cura gutturis" darf schließlich auch bei Pocken und Masern nicht vernachlässigt werden. Viel wichtiger sind die Hauterscheinungen, und hier zeigt sich wiederum, wie bei anderen Erkrankungen der Haut (z. B. der Krätze, bei welcher die Weiber aus dem Volke mit Nadeln die Krätzmilben aus der Haut entfernten, wie es Giacinto Cestoni 1687 beschreibt, der diese Milben zum ersten Male abgebildet hat, die doch keine Ahnung davon haben konnten, daß schon der arabisch-spanische Arzt Ibn Zuhr = Avenzoar, gest 1162 zu Sevilla, diese Milben beschrieben hatte), daß das Auge des Volkes Unterschiede in der Art der Hautausschläge sah, welche das durch scholastische Spitzfindigkeiten getrübte Auge der gelehrten Ärzte nicht zu erkennen vermochte.[1])

Darauf deutet schon die Namengebung. Abgesehen davon, daß an verschiedenen Stellen von variol*a* und morbill*us* die Rede ist, findet man mehrfach den Ausdruck *punctilli*. Die wichtigste Stelle ist S. 10 in der „Rosa anglica" des Johannes de Gadesden, welche am Anfang des 14. Jahrhunderts scheinbar aus verschiedenen Arbeiten anderer kompiliert wurde. Sie lautet: „Et punctilli sunt duplices, magni et parvi . . . Sed magni sunt infectiones latae, rubeae . . . quasi continuae, et vocantur anglice measles . . . febris conclusa . . ." Bei demselben findet sich S. 12 noch folgende Stelle: „Et sunt quatuor species variolarum, sanguineae et sunt latae, rubeae, cholericae, et sunt rubeae, acutae et pungitivae, non valde latae, flegmaticae . . ." Und S. 14: „Si sunt colericae, tunc sunt roseae, citrinitati accedentes, parvae rotundae, et capita earum acuta, et quasi acus pungitiva, propter acumen materiae earum, et sunt re vera morbilli . . ." Sehr wichtig ist auch die Stelle S. 17: „Item variolae exeunt paulatim et morbilli *cito*", während es S. 44 in der „Practica" des Valescus de Taranta, welche ungefähr 100 Jahre

[1]) Wie Haeser im „Janus" 1853, S. 485—487 nachgewiesen hat, wurde diese Mitteilung pseudonym mitgeteilt und Haeser, der das Original nicht einsehen konnte, bringt den Titel nach einer englischen Übersetzung. Ich besitze das mit einer Tafel versehene, 1687 erschienene Original. Der genaue Titel steht im Literaturverzeichnis unter Bonomo. Siehe darüber auch das große Werk von Fürstenberg über die Krätzmilbe 1861.

jünger ist, heißt: „Variolae, quae cito apparent . . .“ Bei diesem ist auch von variolae rubeae die Rede, eine Bezeichnung, welche auch S. 89 in dem „Tractatus de pestilentia“ des Johannes Salicetus vorkommt. Dieser hieß eigentlich Weidman, war von 1485—1516 Professor in Tübingen und darf nicht mit dem berühmten Chirurgen Wilhelm von Saliceto verwechselt werden, der um 1280 in Bologna starb. (Siehe Pagels Arbeiten über ihn.) Auch S. 63 bei Antonius de Gradis kommen variolae multum rubeae vor.

Ein anderer Ausdruck ist „titie“, welcher S. 27 bei Gentilis de Fulgineo, gest. 1345, in dessen „Consilia“ vorkommt. Es heißt dort: „. . . cutis infectiones diversae, sicut malum rosatum, et est infectio cutis, ac si folia rosae rubrae essent sparsa supra cutim, vel alia, quae vulgariter dicuntur titie. Et est infectio cutis, ac si pulices mordicent cutim, vel quae vulgariter dicuntur gespium, et est infectio cutis latior, quam illa, quae immediate, et minor, quam malum rosatum.“ Was den Ausdruck titie anbetrifft, so kommt er von τυτϑός, welches klein, töricht bedeutet. Merkwürdigerweise hat auch das arabische Wort ḥumāq dieselbe Bedeutung. Über gespium habe ich nirgends etwas finden können.

Sehr wichtig ist auch die Stelle S. 33 bei Michael Scotus, welcher in der Mitte des 13. Jahrhunderts gelebt zu haben scheint, in dessen „Opus de procreatione et hominis phisionomia“, wo es heißt: „Homo . . . habeat quattuor passiones inevitabiles, variolas, sturolas, fersas et scabiem humidam vel siccam.“ Scabies ist nach unserer heutigen Terminologie mit Ekzem zu übersetzen. Sturolae sind nach du Cange VII, 622 „= scurolae, pusulae, Gallis rougeolle“. Fersa ist nach demselben Autor III, 448 „= scabies, Gallis la Farse“. Das letztere ist aber nicht richtig und auch Gruner bezweifelt die Richtigkeit dieser Erklärung. Der Ausdruck fersa oder sofersa kommt nämlich später wiederholt vor, so bei Johann von Concoregio, Professor in Mailand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in dessen „Summula de curis febrium“ (Gruner S. 55) es heißt: „Sed morbillus apud Mediolanos dicitur sofersa, apud alios rosagia;“ ferner bei Eustachio Rudio, gest. 1611 als Professor in Padua, im cap. 36 de variolis et morbillis des ersten Buches seines Werkes „De humani corporis affectibus“, Venetiis 1590, fol., wo es heißt: „Venetiis autem et alibi quoque fersam a magno, quem inferunt fervore, vocitare solent.“ Endlich bei Bartolomeus Bonacursius in „De externis malis opusculum“, Bononiae 1656, 4°, S. 196 in cap. 45 de Rosalia, vulgo Fersa. Was die Bedeutung dieses Ausdruckes

anbetrifft, so vermute ich, daß fersa identisch ist mit ferza = die *Peit*sche und damit gleichbedeutend mit den vom Stamme Pet hergeleiteten Worten impetigo und Petechiae, über welche ADRIEN TIMMERMANNS, welcher zahlreiche dermatologische Kranheitsbezeichnungen zum Gegenstand sehr interessanter philologischer Untersuchungen gemacht hat, im „Journal des maladies cutanées et syphilitiques 1899, S. 202—217 eingehende Studien mitgeteilt hat. Dieser Stamm bedeutet schlagen, wodurch wieder Beziehungen mit dem Flecktyphus hergeleitet werden könnten. Aber die charakteristische Beschreibung bei BONACURSIUS, auf die weiter unten eingegangen werden muß, wird jeden Zweifel beheben.

Es kommen dann noch S. 55 bei JOHANN VON CONCOREGIO und S. 87 bei JOHANNES SALICETUS die Bezeichnungen Rosagia vor, welche aber mit Rosalia identisch sind und daher keiner weiteren Besprechung bedürfen. Auf die dem Scharlach eigentümliche Röte weisen dann noch folgende Stellen hin, S. 58 (CONCOREGIO): „Sed cum apparere inciperint variolae, vel puncturae, sicut pulicum, cum rubedine quadam . . .“ und S. 66 bei MENGHUS FAVENTINUS (MENGO BIANCHELLI, 15. Jahrhundert, siehe GURLT I, S. 911), wo es von den variolae heißt: „Et si fuerint ex sanguine, vergunt ad rubedinem.“

Es ist nach diesen Ausführungen kein Zweifel, daß die Ärzte des Mittelalters Fälle von Scharlach gesehen haben, wenn ihnen auch nicht aufgefallen ist, daß dies eine besondere Krankheit war. Daß übrigens das Wort „Scharlach“ für die Farbe bereits im Gebrauch war, ergibt sich daraus, daß schon in unserer GRUNERschen Sammlung das Wort „scarletum“ dreimal vorkommt, S. 21, 28 und 74. Es handelt sich aber um rote Tücher, in welche die Pockenkranken eingehüllt werden sollen, also die erste Andeutung der modernen Behandlung der Pocken mit rotem Licht.[1])

Wir kommen dann zur Neuzeit und zuerst zu dem vielgenannten tomus primus (der vereinzelt geblieben ist) der Schrift des JOHANNES PHILIPP INGRASSIA „De tumoribus praeter naturam“, Neapoli 1553, fol. Er lebte von 1510—1580, und zwar bis 1560 als Professor in Neapel, dann als Arzt in Palermo, in dessen Nähe, in Recalbuto,

[1]) Der Gebrauch rotgefärbter Tücher bei Pockenkranken wird später noch u. a. bei LEONHART FUCHS 1566, S. 277 und DÖDENS 1616, S. 49 erwähnt. Siehe auch „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften“ 1903, S. 114. Eine Dissertation von R. G. CRAUSE, Jenae 1687, in welcher man nach dem Titel etwas diesbezügliches erwarten müßte, enthält nichts darüber. Mitteilungen über scharlachrote Stoffe findet man bei MURATORI II, 415 und DU CANGE VII, 340.



er geboren war und ist gleich berühmt als Anatom wie als Praktiker. Es heißt bei ihm a. a. O. S. 194 nach Beschreibung der Variolae, morbilli (quas etiam blaccias Razis *interpres* nuncupat) und der Crystalli: „Alteram nostri vulgo Rossaniam, sive Rossaliam vocant ... quoniam maculae per universum corpus plurimae, magnae ac parvae, ignitae, ac rubeae, cum vix effatu digno tumore, instar multa seorsum distincta erysipelata, dispersae sunt: ut totum corpus ignitum appareat ... (S. 195) ... Rossaniam vero ab illis (d. h. Arabibus) descriptam non offendimus, ni sub dictione ‚Alhamika' ipsam comprehenderimus, ut ego comprohendendam opinor ..." Es folgen dann die oben zitierten Stellen bei Avicenna (bei diesem sagt Ingrassia „Alhamica sive ut antiquus codex habet Alhumera") und Hali Abbas. Weiter unten spricht er von „rossalia sive rubiola" als von derselben Krankheit. Dann sagt er: „Quamque nonnulli sunt qui morbillos idem cum rossalia esse existimant. Nos autem saepissime distinctos esse affectus, nostris met oculis, non aliorum duntaxat relationi confidentes, inspeximus." Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß Ingrassia mit klarem Blick aus eigener Beobachtung die charakteristischen Merkmale des Scharlachausschlages erkannt und als erster wissenschaftlich den neuen Krankheitstypus festgestellt hat. Dafür spricht ferner, da er auf S. 376 angegeben hat, daß er in den folgenden Bänden, welche nicht mehr zur Ausführung gelangt sind, als einen der tumores extremarum partium, qui certam sedem non determinant, unter Nr. 186 die Rubeola beschreiben wollte, während 184 variolae, 185 morbilli und 187 crystalli überschrieben werden sollten. Er ist also tatsächlich der erste, welcher die scarlatina wissenschaftlich beschrieben hat.

Aber es hat 3/4 Jahrhunderte gedauert, bis Ingrassias Beobachtungen genügend gewürdigt wurden. In den „Curationes medicinales" des Amatus Lusitanus 1557 findet sich in den Scholien zu III, 15, welche de variolis et morbillis exanthemat*is* (sic) überschrieben ist, folgende Stelle: „Caeterum variolarum quaedam sanguineae sunt, aliquantulum latae, quodam rubore apparent." Guilelmus Ballonius (Baillou) teilt dann im ersten Buch seiner „Epidemiorum et Ephemeridum" mit, daß im Winter 1574/1575 „morbillorum, variolarum, puncticularum, exanthematon, rubiolarum, magna ilias fuit. Vulgo observantur maculae rubrae, punctillae (ut vocant) quum tanquam pulicum morsus apparent, ecthymata, quae putamus eas esse livescentes maculas, quas purpureas vulgus vocat; variolae et rubiolae. Maculas saepe in morbis vidi-

mus, in quibus ingens erat aestus partium interiorum, et illae aliquando disparent cito, aliquando ad tempus aliquod, sed breve consistunt. Fere ad rubiolas accedunt. Sed rubiolae diutius manent, et sua habent tempora, et pathognomonica. Et ex his quaedam sunt superficiariae, aliae non ita humiles . . . Unde uvulae inflammatio multis, et deglutiendi difficultas, angina quaedam sicca (ut Hippoc. vocat) per erysipelatoden phlogosin, suffocatio . . ." Ich finde hierin eine deutliche Beschreibung des Scharlachs, daneben aber auch des Flecktyphus. Antonio Porti sagt 1580, daß Avicenna „e contra morbillos dicit, qui Romae *Rosalia* vocantur", und bei Paré 1582 heißt es: „Variolae et *rubeolae* (sic vulgus ecthymata et exanthemata vocat)."

Sehr wichtige Angaben findet man dann für die Folgezeit in den „Annali delle epidemie occorse in Italia" des Alfonso Corradi, welche von 1865 in Bologna in 4⁰ erschienen. Ganz abgesehen davon, daß er schon Bd. I, S. 60 in der Pest des Justinian im Jahre 531 Scharlach erkennen will und dasselbe auch ib. S. 235 für das Jahr 1384 in einer „Malattia, che scorticaro come serpi" vermutet, schreibt er Bd. II, S. 287 für das Jahr 1583: „Comminciata l' anno innanzi, dominava tuttora in multi luoghi di Sicilia specialmente della parte orientale, una Risipola assai maligna e per la quale presso che tutte le puerpere morivano. Su di quest' epidemia disputarono i principali medici dell' isola; e i diversi loro parere furono insieme pubblicati nel 1589 per le stampe di Fausto Bufalini di Messina. Paolo Restifa, benchè niun caso ancora n' avesse veduto, scrive a Francesco Bisso Protomedico di Sicilia, intorno al siffato morbo . . . [1])" Es werden dann einige Stellen angeführt, in denen es heißt: „. . . cum natura praeter naturam aperiat tumorem rubeo et livido admistum . . . Unde huiuscemodi tumores vere non sunt erysipelae appellandae . . . Morbus hic saepius fauces exercere consuevit inflammans gurgulionem, glandulas et tonsillas, afferens deglutiendi difficultatem . . .", Symptome, welche allerdings an Scharlach denken lassen.

Noch viel interessanter aber ist eine Stelle bei Corradi III, S. 56: „. . . io posso attestare che sin dai primi anni del 15. secolo

[1]) Ecco il titulo del libro, già fatto raro, secondo che trovassi nel Dizionario dell' Eloy, perchiocchè l' esemplare della Biblioteca Nazionale di Palermo da me consultato manca del frontispizio: „Restifa Pauli, Epistolae medicae ad Franziscum Bissum et Paulum Crinoum de Erysipelate in Sicilia vigente . . ." Die Schrift ist schon 1598, 4⁰ erschienen, siehe Eloy IV (Mons. 1778, 4⁰), S. 55.

il nome di scarlattina era già adoprato dai cronisti, e senza, dubbio od almeno probabilissimamente, per indicare la stessa malattia, che oggi con tal nome viene universalmente chiamata. Per vero nella Chronaca modenese del Lancellotti sotto l' anno 1527, è notato che nella primavera, mentre puti (putti) assai hano li varoli, altri muojono de male de scarlattina." Als Quelle wird angegeben „Stor. Mod. I, p. 208, 382", aber diese Quellenangabe ist falsch. In Bd. I, welcher 1861 in Parma in 4° erschien, steht auf S. 208 nichts davon. S. 382 ist überhaupt nicht vorhanden, da der Band nur 273 Seiten hat; außerdem habe ich alle Ereignisse des Jahres 1527 auf die Angaben Corradis geprüft, aber nichts davon gefunden, es muß also ein Irrtum in der Quellenangabe vorhanden sein, den ich aber nicht verbessern kann.

In des Guido Guidi (Vidus Vidius) zuerst 1587 erschienenen Schrift „De curatione" heißt es in lib. VI, cap. 6 de variolis et morbillis: „Morbilli parum attolluntur et simul multi fiunt, neque altius penetrant, videnturque quasi parvula quaedam erysipelata, vulgo autem dicuntur rossalia ob ruborem, quem prae se ferunt maxime floridum," derselbe Passus kommt später noch einmal vor. Die Stelle bei Eustachio Rudio 1590 ist schon weiter oben bei dem Ausdruck Fersa angeführt. Sehr häufig erwähnt wird Pieter van Foreest mit dem 1591 zuerst erschienenen VI. Buch seiner Beobachtungen. Dieses Buch, überschrieben „De febribus publice grassantibus cum morbis epidemiis", enthält als obs. 2 ein vielfach als Scharlach angesprochenes Krankheitsbild „comitata morbo gutturis epidemio", zu dem in den Scholien Beobachtungen von Tyeng in Amsterdam aus dem Jahre 1517 hinzugefügt werden; es handelt sich aber um Diphtherie. Sehr wichtig ist die von Ueberlacher wohl mit Recht herangezogene obs. 47 de muliere morbillos habente, in welcher berichtet wird, daß eine 34 Jahre alte Frau „in morbillos, vulgo Maeselen incidit, nam per totum corpus *morbilli rubentes* apparebant ... Aderat tunc gutturis dolor in dextrum latum vergens, qui mulierem pene suffocabat". Auch die von Borsieri zitierte obs. 59 gehört wohl hierher, überschrieben de purpura intus repercussa, in welcher von einem 36 Jahre alten Manne die Rede ist, welcher „purpura correptus erat: nam *purpuras rubeas* easque latas instar morbillos habebat, quamvis ab iis nonnihil distabant".[1])

[1]) Bei Foreest S. 193 im lib. VI, observ. 41 de variolis et morbillis befinden sich in den Scholien zahlreiche fremdsprachliche Synonyma dieser Krankheiten,

Wichtig ist auch die folgende obs. 60 „de puerpera papulas rubentes habente"; er fand bei ihr „praecordium angustia, colloque inspecto adhuc rubores aliquos, culicum more cutem occupantes". In den „Observationes" des Johannes Schenk von Grafenberg 1596 kann ich nichts auf Scharlach bezügliches finden. Die von Willan S. 224 zitierte Stelle „lib. VI, p. 775" steht in dem 1596 erschienenen lib. VI auf S. 257, ist die obs. 126 und betrifft Diphtherie, wobei zu berücksichtigen ist, daß Willan, der 1812 starb, die Bretonneausche Arbeit nicht kennen konnte und die Arbeiten von Fothergill, wie viele andere, nicht genügend gewürdigt hat. In seinen 1611 erschienenen „Miscellanea medica" berichtet Heinrich Smeet, daß er 1589 folgendes beobachtete: „. . . maculas rubras per universam cutem, cum frigoris sensu, nausea, et febri prorumpentes habebat. Notandum est interim, quod maculae istae . . . in ruborem continuum unitumque, erysipelatis forma transierint . . . Quin et paulo ante maculas similes rubras, pulicum morsus imitantes, per totum corpus dispersas passus fuerat . . ." In der „Praxis medica" des Rembert Dödens, Amstelod. 1616, 8°, findet man im Lib. I, cap. 20 de variolis et morbillis nichts, wohl aber in dem vorhergehenden de febre puncticulari. Dort ist von maculae colore rubentes die Rede und am Rande findet sich in den Scholien folgendes: „. . . aliquando latiores sunt, ut totum brachium vel faciem instar erysipelatis occupent . . . Colore etiam variant, nam quamvis ut plurimum rubrae sint, inveniuntur tamen et . . . purpureae . . . Anno 1605 et dein Amsterdami frequentissime conspeximus tales maculas faciem totam vel dimidiam cum tumore palpebrarum, et dolore faucium; vel alias etiam partes maculis planis aut etiam prominentibus invadentes . . . Ubicumque maculae apparuerant, Epidermis separabatur . . .", also im Kapitel über das Fleckfieber, nicht bei den Masern, eine Beschreibung des Scharlachfiebers. Ein Vergleich mit der Ausgabe von 1640 ergibt, daß diese Scholien tatsächlich von Sebastian Egbert stammen, von dem C. E. Daniels sagt (Biographisches Lexikon II, 266), daß er ein tüchtiger Gelehrter gewesen sei, der die scarlatina sehr deutlich beschrieben hat. Das sind die Grundlagen, aus denen Eugen Holländer in seiner „Medizin in der klassischen Malerei", S. 34 gemacht hat, „er war ein tüchtiger Praktiker,

---

darunter auch roodvonck und roothont, welche auf scarlatina bezogen worden sind. Die Auseinandersetzung würde aber zu weit führen. Es genügt der Hinweis.

der, wie es scheint, als *erster* die scarlatina beschrieb".[1])[2]) Es folgen dann FELIX PLATERS „Praxeos medicae tomi tres", Basileae 1625, 4°, wo es im II. Bd., der das liber de doloribus enthält, im Kapitel 17 de superficiei corporis dolore in Spalte 633 heißt: „Parva quoque erysipelata, macularum rubrarum latarum instar, cum ardore et rubore, citra elevationem aliquam, in certis cutis sedibus, nata vidimus." In des PROSPER MARTIANUS „MAGNUS HIPPOKRATES notationibus explicatus", Romae 1627, fol., steht auf S. 308: „Asperitates, quas hoc in loco morsibus culicum assimilavit Hipp. fuisse de genere exanthematum, quas vulgus peticulas appellat, existimavit Vallesius ... Hunc quoque affectum Romanorum vulgus cum alio quodam penitus simili confundens, rosaliam vocat. Proprie enim rosaliam dicunt morbum quendam pueris omnino familiarem, ita ut variolarum instar nullus ipsum evitare posse credatur ... maculae rubentes parvae, quae paulatim elevantur, et cutem asperam modo praefato reddunt ... Hunc puerilem affectum medici vulgares morbillos Avicennae esse existimant, quamvis ab illis multum differt, et eo maxime, quia ut apud eundem constat, morbilli a variolis non differunt saevitia, cum uterque affectus plures occidat. At experientia docet, nullum fere ex rosalia interire ... Unde vulgus nomine inter se distinguendos esse nequaquam existimavit, quando tam variolas, quam morbillos pro ratione locorum indistincte, modo morviglione, modo varioli appellat ..." Es scheint aber, als ob hier das Volk richtig eine dritte Krankheit erkannt und unterschieden, und als ob die Ärzte hier nicht einmal variolae und morbilli auseinandergehalten haben, was öfter vorgekommen ist.

Wir kommen jetzt zu SENNERT. HAESER sagt III, 422: „Die ersten ganz unzweifelhaften Beschreibungen des Scharlachs finden sich im Jahre 1627 bei DÖRING zu Breslau und dessen *Schwiegervater* SENNERT in Breslau", ohne eine andere Quelle für diese Behauptung anzugeben, als „Opp. Lugd. 1676f., VI, p. 483". MOST behauptet, daß SENNERT den Scharlach zuerst 1619 in Wittenberg

[1]) Über HOLLÄNDERS Werk siehe auch die „Nouvelle iconographie de la Salpêtrière" Bd. 16, 1903, S. 416—423.

[2]) HAESER weist III, 422 auf eine wenig bekannte Schrift von GREGOR HORST aus dem Jahre 1624 hin. Ich besitze diesen „Bericht von den Urschlechten oder Kindsblattern" in der Ausgabe von 1668, vorgebunden einer Übersetzung der Schrift des ANTOINE FUELDEZ über dasselbe Thema, welche ich auch in einer Ausgabe Lyon 1645 besitze, welche noch seltener und viel interessanter ist. Auf Scharlach bezügliches habe ich aber darin nicht finden können.

beobachtet hat (l. c. S. 47) und ferner S. 49: „In demselben Jahre, wo Sennert das Scharlachfieber in Sachsen bemerkt hatte, sah es auch Döring in *Polen*, und zwar in Warschau, wo man dasselbe ungefähr im Jahre 1510 zuerst gesehen hatte." Am Rande befindet sich an dieser Stelle in dem Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin ein Fragezeichen. Schnitzlein spricht von „Döring, Sennerts *Schwiegersohn* in Warschau". Aber, wie Finkenstein in der „Deutschen Klinik" 1868, S. 64 wohl auf Grund von Tatsachen mitteilt, war Sennert dreimal verheiratet, und Döring sein *Schwager* und wichtiger Mitarbeiter (S. 105), der sich, nachdem er seine Professur in Gießen niedergelegt hatte, in Breslau (= Vratislavia, verwechselt mit Varsowia, siehe Simon Schultz) als praktischer Arzt niedergelassen hatte und daselbst 1644 als Stadtarzt starb. Ferner behauptet Finkenstein S. 182, daß Sennert überhaupt den Scharlach nicht gesehen hat und daß Döring, nach dessen Angaben Sennerts Schilderungen abgefaßt sind, bei diesem Ausschlag nicht sowohl die ungewöhnliche Röte der Haut, als vielmehr die Folgekrankheiten, namentlich der Hydrops, aufgefallen sind. Es ist von Wichtigkeit, diese Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Die erste Mitteilung erfolgte durch Sennert in einer „Synopsis doctrinae de febribus e libris de febribus excerpta et ab eodem XIV Disputationibus comprehensa", Wittebergae 1628, 4°, in welcher in der disput. XIII de variolis, morbillis, febre petechiali et sudore anglico (Zacharias Polnerus defensor) der Absatz IIX lautet: „Est propterea alia, sed rarior exanthematum differentia, quae ad morbillos referenda videtur; quam Neapolitani Rossaniam vel Rosaliam nominant, ut refert Johannes Philippus Ingrassias de tumoribus; purpureae et rubores ac *ἐρυθήματα* ab aliis appellari videntur: Quidam tamen purpureae nomen et petechiis tribuunt." Gleichzeitig erschien 1628, 4°, Wittebergae die editio secunda auctior von „de febribus libri IV" autore Daniele Sennerto. Während in der ersten, Wittebergae 1619, 8°, erschienenen Ausgabe das cap. X des IV. Buches „De variolis et morbillis" überschrieben ist, lautet in der zweiten die Überschrift des XII. Kapitels so, und in beiden Ausgaben werden außer variolae und morbilli „die Schaffsblattern oder Windbocken" crystalli[1]) nach Ingrassias und die Ritteln oder Rötteln rubeolae nach Haly Abbas beschrieben. Es folgt aber darauf

[1]) Die Geschichte der Windpocken hat Wilhelm Ebstein im „Janus" 1906 in zutreffender Form geschildert.

in der zweiten Auflage S. 512 der in der ersten nicht vorhandene Absatz, welcher die Beschreibung des Scharlachs enthält und dessen wesentliche Sätze, an denen in allen folgenden Auflagen nichts mehr geändert wurde, wie folgt lauten: „Praeter has differentias adhuc alia est, sed rarior quidem, quam aliquoties observavi, quo nomine tamen ab aliis discernerem, hactenus dubius fui. Etsi enim instar erysipelatis totum fere corpus prehendat, tamen non vidi, quod adultos, quod in erysipelate fieri fere solet, sed infantes solum corripiat. Malo ergo ad morbillos referre. Et forsan malum est, quod Forestus lib. 6, obs. 59 purpuram et rubores, ac *ἐρυθρήματα*[1]) appellat. Joh. Philippus Ingrassias Rossaniam et Rossaliam a Neapolitanis nominari scribit. Maculae rubrae et quasi ignitae cum vix effatu digno tumore per universum corpus quasi parva quaedam erysipelata erumpunt in principio, seu morbi die quarto vel quinto. In statu vero universum corpus rubrum et quasi ignitum apparet, ac si universali erysipelate laboraret. In declinatione rubor ille imminui, et maculae rubrae latae, ut in principio, iterum apparent, quae tandem septimo vel nono die evanescunt, epidermide squamarum instar decidente ... faucium et aliorum viscerum inflammationes. In declinatione tandem materia ad articulos extremorum transfertur. Cutis squamarum instar decidit, mox pedes ad talos et suras usque intumescunt, hypochondria laeduntur, respiratio difficilior redditur, tandemque abdomen intumescit, aegrique non sine magno labore et post longum tempus pristinae sanitati restituuntur, saepe etiam moriuntur. Ita observavit Clariss. Dn. D. Michael Döringius, affinis et Compater meus honorandus, ut in literis ad me datis scripsit ... Abdomine aperto innatabant intestina tota simili aquae ...", die Nieren werden dabei aber nicht erwähnt.

Soweit die Angaben in der 1628 erschienenen zweiten Ausgabe von Daniel Sennert „De febribus" libri IV. Sehen wir uns aber Sennerts Briefwechsel an, der scheinbar zuerst in der ersten Gesamtausgabe von Sennerts Werken (Venedig 1641) erschienen ist, so finden wir in der centuria I epistolarum medicinalium die Epistola 88, von Döring an Sennert gerichtet und datiert „Breslae 25. Junii 1625", in der es heißt: „Affectus, quem ‚die deittelen' vocant, est utique morbillorum quaedam species, pustulis paullo ela-

[1]) *ἐρυθρήματα* scheint ein Druckfehler zu sein. In der oben erwähnten Dissertation steht richtig Erythemata, ebenso in der von mir benutzten Ausgabe des Foreest 1634, S. 206, wo es heißt: „Purpura et rubores, Graecis *ἐρυθήματα*." Aber dieser Druckfehler ist dann in andere Schriftsteller übergegangen.

tioribus constans. Philippus Ingrassias peculiaris adhuc speciei meminit . . ., quam Rossaniam vel Rossaliam a suis vocatam scripsit. Sic autem idcirco nuncupatam refert, quoniam maculae per universum corpus plurimae ac parvae, ignitae ac rubrae, cum vix effatu digno tumore, instar multorum seorsim distinctorum erysipelatum, dispersae sunt, ut totum corpus igneum appareat. Huius tria exempla praeterito vere mihi observata sunt . . . Epidermis squamatim . . . ut in Erysipelate deraditur ac decidit . . ." Dieser deutlichen Schilderung steht Sennert in seiner Antwort, datiert „pridie Cal. Septembr. Anno 1625" vollständig verständnislos gegenüber, indem er schreibt (Epist. 92): „. . . Apud multos petechiarum similes maculae erumpunt; sed hi non pejus, imo melius valent quam alii, ut etiam obambulent et cito convalescent . . .", so daß Finkenstein Recht zu haben scheint, wenn er behauptet, daß Sennerts Ruhm nicht so sehr auf seiner eigenen Genialität, sondern auf der Tüchtigkeit seiner Mitarbeiter beruhe. Und nun kommt Cent. II, Epist. 18 der Brief von Döring an Sennert, datiert „in ipsa vigilia Paschal, Anno 1628", welcher in der auch von Haeser benutzten Ausgabe drei Folioseiten lang ist, der alle Angaben Sennerts entnommen sind (Haeser sagt: „Ganz ähnlich ist die Beschreibung an einer späteren Stelle S. 641"), und aus dem sich also ergibt, daß Döring und nicht Sennert den Scharlach zuerst erkannt hat. Das weist auch Sennerts Antwort vom 10. Juli 1628 (Cent. II, Epist. 20), welche gar keinen Wert hat. Döring wahrt sich dann aber in dem großen Briefe die Priorität seiner Entdeckung gegen Abraham Seiler. Er wird sonst Seyler genannt und starb 1583 als Stadtarzt in Breslau. Seine Beobachtungen sind in den „Consilia medica" des Laurentius Scholz ab Rosenau (Frankfurt 1598, fol.) abgedruckt, enthalten aber nicht darauf bezügliches.

Melchior Sebiz, Sennerts Landsmann, sagt 1642 in dem Kapitel, quibus nominibus morbilli exprimantur aliis: „Latini communiter illos Rosalia, Rubeolas, et Erythremata graeca voce, a roseo, sanguineove colore appellant. Nos Germani die Röte (die Masern), die Purpurn (die Kindsflecken) eos nuncupant." Aus dem Jahre 1643 ist der Briefwechsel zwischen Marcus Aurelius Severinus und Thomas Bartholinus datiert, der in dessen epistolae medicinalia Cent. I, Epist. 35 abgedruckt ist und die sog. Roseolae saltanes betrifft. Diese Krankheit wird zuerst in der auch 1643 erschienenen zweiten Ausgabe von Severinus „De abscessuum recondita natura" beschrieben und lautet nach der mir vorliegenden

Ausgabe von 1724: „Est macula subrubra, faeculenta, tumoris intrinsecus non expers; sed sub indicata modo facie recondit tuberculum, quod tactu fabae vel lupini magnitudinem, ac formam, refert, dolore se declarans non mediocri, tam etiam praeter tuberculum, interdum etiam ulceratum aliquem praefert ac pustulam." Daß diese Affektion nicht hierher gehört, ist klar, ich möchte sie in die Gruppe der Erythantheme (Angioneurosen, siehe UNNAS Histopathologie S. 25) verweisen. 1656 erschien des BARTHOLOMAEUS BONACURSIUS schon oben erwähntes „Opusculum de externis malis", in welchem das Kapitel 45 de rosalia, vulgo Fersa überschrieben ist. Sie werden dort S. 196—198 als maculae planae, intense rubentes geschildert. „Incipiunt parvae maculae ad instar pulicum morsus, deinde culicum, rubent colore rubini, augenturque sensim maculae usque ad Dukatonis magnitudinem: aliquando majores fiunt, et aliquando minores remanent, sed utplurimum uniuntur, ita ut unica macula, ad instar vitiliginis, artus comprehendat, et parvum, vel nihil cutis appareat, et sunt diversarum figurarum. Aliquando supra maculas pustulae ad instar grani sinapis pullulant, neque excedere solent milii granum, coloris rubicundi loti vel albicantis . . ." Außer dem Fieber findet man dann noch die inflammatio gulae gutturisque erwähnt. Wir haben hier also eine außerordentlich klare Beschreibung des Scharlachausschlages einschließlich der Bildung kleiner Bläschen, d. h. des Scharlachfriesels. Ich habe absichtlich, um das Bild nicht zu komplizieren, die Erwähnung dieser Abart des Scharlachausschlages, bei der sich auf der geröteten Haut Bläschen von Hirse- oder Senfkorngröße mit wasserklarem Inhalt bilden, fortgelassen. Nun ist aber dieser Ausschlag auch bei anderen fieberhaften Erkrankungen als Schweißfriesel, febris miliaris, beschrieben und hat je nach der roten oder weißen Farbe der Bläschen den Zusatz rubra oder alba erhalten. Wegen der roten Farbe des meist rote Bläschen zeigenden Ausschlages hatte man dem Ausschlag im Beginne des 17. Jahrhunderts den Namen Purpura gegeben, und der mit weißen Bläschen verbundenen Varietät den Namen purpura alba zuerteilt, obgleich einerseits purpura und alba an sich schon Gegensätze sind, andererseits unter Purpura nur solche Krankheiten zu verstehen sind, bei denen sich Blutaustritte unter die Haut zeigen, wie bei der Purpura epidemica (Petechialfieber, Flecktyphus), der Purpura rheumatica und dem Morbus maculosus Werlhofii. Das muß beachtet werden, weil vielfach solche Frieselfieber für Scharlach erklärt worden sind, z. B. von WILLAN

S. 231, WINCKLER (siehe weiter unten) und anderen, welche auch die von GOTTFRIED WELSCH 1655 veröffentlichte „Historia medica, novum istum puerperarum morbum continens, qui ipsis de Friesel dicitur" zum Scharlach rechneten, obgleich WELSCH in cap. 3, thesis 9 ausdrücklich die Unterschiede zwischen der von ihm beschriebenen Krankheit und der Purpura et Rossalia Sennerti klarlegt. Es handelt sich bei der von WELSCH beschriebenen Krankheit, ebenso wie bei einer ähnlichen in der „Constitutio epidemica Vratislaviensis anni 1700", um Friesel im Verlaufe des Wochenbettfiebers, für welche letztere Krankheit wir erst durch SEMMELWEISS' Arbeiten 1861 die notwendigen Aufklärungen erhalten haben [1][2])

Es ist zweifelhaft, ob der von WILLAN S. 224 zitierte JOANNES WIERUS (WEYER) hierher gehört. In der von mir benutzten Ausgabe seiner „Observationes" 1657 ist von Anginae crebrae die Rede (S. 54) und dann (S. 55) heißt es: „Interea vero praeter paucissimorum erysipelatum apparitionem, nullus in colli ambitu conspiciebatur tumor . . ." In der „Anchora sacra" des JOHANN MICHAEL FEHR 1666 heißt es S. 90 nach Beschreibung der Variolae und Morbilli: „His affines sunt Rossaliae, quae alias Germaniae nostrae incognitae in Italia olim hospitabantur . . . anno nimirum 1652 primum hic conspectae sunt, maculae dilute rubentes seu flammeae rosarum instar . . .", eine recht gute Beschreibung der Krankheit. Viel weniger deutlich ist die Schilderung bei THOMAS WILLIS 1667, wo S. 176 im 15. Kapitel de variolis et morbillis des Tractatus de febribus von maculae quaedam rubeae und maculae febri purpuratae seu pestilentiali familiares die Rede ist. Von ebenso geringer Bedeutung ist die Schilderung, welche NICOLAUS CHESNEAU aus Marseille 1672 vom Scharlach gibt: „Morbilli propter subtiliorem materiam resolvuntur, sicut rubedo erysipelatis, quorum sociam habent; unde Rubiola, Rougeole. Vulgus tamen Massiliae distinguit rubiolam a morbillis, hos vocantes Senepion, et illam Rougeole, in qua non sunt pustulae sed magnae tantum areae, in modum erysipelatis rubentes . . ." 1676 erschien der Name scarlatina zuerst in der wissenschaftlichen Medizin bei THOMAS SYDENHAM 1624—1689, dem englischen HIPPOKRATES. In der ersten 1676 erschienenen Ausgabe der „Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem" ist in

[1]) Über den Friesel siehe auch die mehrfach erschienene „Tractatio de miliarium origine" von CAROLO ALLIONI.

[2]) Siehe die vorzügliche Ausgabe der Schriften von SEMMELWEISS, welche TIBERIUS VON GYÖRY veranstaltet hat, Jena 1905.

der sectio VI das cap. 2 „Febris scarlatina" überschrieben. Sydenham sagt: „Rigent horrentque sub initio; ut in aliis febribus, qui hac afficiuntur, neque vehementer admodum aegrotant; postea cutis universa maculis parvis rubris interstinguitur, crebrioribus certe et multo latioribus, magisque rubentibus, at non perinde uniformibus, ac sunt illae quae morbillos constituunt. Ad duos tresve dies persistunt hae maculae, quibus demum evanescentibus, decedenteque subjecta cuticula restant furfurfaceae quaedam squamulae ad instar farinae corpori inspersae ... Simplici hac et naturali methodo hoc morbi nomen (vix enim altius assurgit) sine molestia, aut periculo quovis facillime abigitur ..." Haeser sagt III, S. 423, daß die Krankheit 1661 zuerst durch Sydenham zu allgemeiner Kenntnis der Ärzte gelangte. Aber wie wir sehen werden, hat es noch viele Jahre gedauert, bis die Krankheit zu allgemeiner Kenntnis der Ärzte gelangte und dann ist auch das Jahr 1661 falsch. Die „Observationes medicae" erschienen, wie man der kritischen Gesamtausgabe von Sydenhams Werken, welche Greenhill 1844, London, 8° im Auftrage der Sydenham-Society herausgab, entnehmen kann, 1666 und 1668 unter dem Titel „Methodus curandi febres propriis observationibus superstructa." In ihnen fehlt, wie es sich aus einer Anmerkung auf S. 243 der Greenhillschen Ausgabe ergibt und wie ich mich zum Teil selbst überzeugen konnte (mir waren leider nicht alle Ausgaben zugänglich) dieses Kapitel; die erste Gesamtausgabe von Sydenhams Werken kam erst 1683 in Amsterdam heraus, und die „Processus integri in morbis fere omnibus curandis", in denen die febris scarlatina auch kurz beschrieben ist, erschienen erst 1693 nach Sydenhams Tode im Druck. Also ist Haesers Zahl falsch und das Jahr 1676 richtig.

Es ist nun eigentümlich, daß Sydenham bei der Beschreibung der febris scarlatina nichts von der Angina und der Nephritis mitgeteilt hat, und wenn es nach Sydenhams Beschreibung ginge, wäre es nicht als reine Eifersucht zu bezeichnen, daß Richard Morton 1635—1698 im 5. Kapitel seiner zuerst 1692 erschienenen Schrift „Pyretologie sive tractatus de febribus inflammatoriis universalibus", welches Kapitel er de febre scarlatina überschrieben hat, behauptete, daß der Scharlach sich von den Masern nur durch das Exanthem unterscheide. Im übrigen hat Morton den Scharlach und seine Komplikationen, wie die Halsentzündung, die Leucophlegmatia ascites und die stärkere Abschuppung, viel besser beschrieben als Sydenham.

Nach Sydenhams Schilderung kommt aber der Name Scharlach vorläufig noch recht vereinzelt vor. So heißt es in dem 1679 erschienenen 5. Bd. von Thomas Bartholinus „Acta medica Hafniensia" unter Nr. 61, S. 153 unter dem Titel „Rossalia squamosa Ol. Borrichii": „Saepe hoc anno ἐρυθήματα illa videre contigit, quae vulgo medentibus Rossalia appellantur et ad morbillos referri solent . . . Tertio die spargitur universa cutis maculis latis, oppido rubentibus, quae circa finem ejusdem diei in unum eveniunt omnes, adeo ut totum corpus quasi pulvere granatorum Chermes videatur perfrictum, *sola facie a rubore isto liberiori* . . ." Georg Hieronymus Velschius schildert 1681 unter dem Titel „Febris coccinea in puerpera" maculae circa dorsum plane coccineae, cum asperitate quadam. Erst 1684 sagt Robert Sibbald in seiner „Scotia illustrata" S. 55: „Inter multos autem morbos, qui huic saeculo originem debent, nuperrime febris observata est, quae scarlatina dicitur a coccineo colore (nostratibus Scarlet lingua vernacula appellatur) quo cutis fere universa tingitur . . ." Aber noch in der Schrift „De variolis" des Isbrand van Diemerbroeck in der Ausgabe seiner „Opera omnia" 1685, S. 290 der zweiten Hälfte heißt es im letzten Kapitel: „Morbillis finitimus est, eandemque fere originem ac causam agnoscit, et similem curationem requirit, alius affectus, qui Belgis roodjonck, roodhont, et rootgront, appellatur . . ." Nach Erwähnung des Ingrassias, Foreest und Hali Abbas, aber nicht Sennerts oder Sydenhams, wird dann fortgefahren: „In hoc affectu maculae rubrae et quasi ignitae, saepe exilibus tuberculis, instar milii seminis interspersae, cum vix effatu digno tumore, quasi parva quaedam erysipelata, erumpunt in principio morbi . . . In statu vero universum corpus rubrum et quasi ignitum apparet . . . In declinatione . . . maculae . . . evanescunt, epidermide squamularum instar decidente." Auch werden hier u. a. faucium inflammationes, una cum hypochondriorum tensione, aliisque pravis symptomatibus erwähnt.

1688 erfolgte die interessante Mitteilung von Daniel Winckler „De angina in morbillis igneis", in der er von morbilli ignei admodum maligni berichtet. Die Schilderung der Hauterscheinungen ist unbedeutend, sie werden auf Welschius' Friesel zurückgeführt, wichtiger ist diese Mitteilung, weil in ihr auf die Gefahr der Angina hingewiesen wird. Noch wichtiger aber ist dieser Autor, weil er ein literar-historisches Testobjekt darbietet, mit dessen Hilfe man nachweisen kann, wer die von ihm zitierten Arbeiten im Original nachgelesen hat und wer nur abgeschrieben hat. Und die Resultate

sind sehr betrübend. Daniel Winckler, so heißt der Autor im „Catalogus Autorum“ der Decas I annorum 6 et 7 und im „Index generalis“ der Decades I et II. Bei Sprengel 1803, Benedikt 1810, Kirchner und Noirot 1847 wird er überhaupt nicht erwähnt, in der Willan-Ausgabe von Friese 1806, S. 232, und bei Hecker 1839, S. 225 heißt er Winkler, bei Finkenstein 1862, S. 135 Wingler, Gütschow nennt ihn in seiner Dissertation 1817, S. 20 Winsler und diesen Namen fand ich bei Most 1826, S. 51 und 300, Joseph Frank 1828, S. 10, Schnitzlein 1851, S. 39 und leider auch bei Haeser sowohl 1839, S. 312, als auch 1882, III, S. 423, sowie bei August Hirsch 1881, I, S. 123 (in der ersten Auflage 1860, I, S. 235, steht kein Name). Nachdem dies eine der ersten Tatsachen war, welche ich festgestellt habe, wird man begreifen, daß ich jede Literaturangabe auf Herz und Nieren zu prüfen gezwungen war.

Gleichzeitig 1688 erfolgte die Mitteilung von Simon Schultz aus Warschau „De purpura epidemia maligna infantum“, bei der rubore cutis evanescente squamae decidebant. Außer der malignen inflammatio faucium wird besonders der tumor totius corporis instar leucophlegmaticae hervorgehoben. Die Beobachtungen stammen aus dem Jahre 1664. Bei Michael Ettmüller 1688 wird die Krankheit noch „Febris nostra purpurata, der Fiesel dicta, alias febris miliaris dicitur, item morbilli ignei“ genannt und besonders auf die Malignität bei Wöchnerinnen hingewiesen. Zweifelhaft ist die von Willan S. 236 zitierte Stelle bei Pechlin 1691, bei dem von einer purpura non rosea, sed nigro-obscura die Rede ist, quam scio qui pro maculis malignis imo et morbillis acceperint. In der „Constitutio epidemica 1692“ des Bernhard Ramazzini ist von einer febris purpurata seu petechialis die Rede, bei der die febres sine petechiis erschienen. Faucium ardor wird erwähnt. Der Patient, der an Urina oppressa litt, war kurz vor seinem Tode so geschwollen, daß er quamvis toto corpore perfrigeratus aussah. Erst bei Beginn des 18. Jahrhunderts scheint der Name Scarlatina Allgemeingut der Ärzte geworden zu sein, wir finden ihn u. a. 1705 bei Lukas Schröck in seiner häufig zitierten „Constitutio epidemica Augustana“, ferner bei Daniel Gohl in den „Acta medicorum Berolinensium“ Decas I, vol. II, 1718, S. 20, der die Scarlatina beschreibt als „Febris . . cum . . rubedine per universum corpus a capite usque ad calcem cum cutis aliqua intumescentia, ita ut patientum aspectus externus ideam referat eines gekochten Krebses.“ Aber Joannes Juncker beschrieb in seinem „Conspectus medicinae theoretico-practicae 1718“ die

Krankheit wieder in der tabula 50 unter der Überschrift „De febre purpurea seu miliari", während die von CULLEN hierauf bezogene tabula 75 de catarrho suffocatorio sicher Diphtherie ist. Auch FRIEDRICH HOFFMANN in seiner zuerst 1718 erschienenen „Medicina rationalis" hat kein Kapitel über Scarlatina, sondern beschreibt sie unter den febres purpuraceae (Opp. 1740, I, S. 295), ebenso kommt der Name Scarlatina im Kapitel „De febre purpurata rubra et alba" (II, S. 68) vor, und auch im „Liber de morbis infantum praecipuis" im cap. 7 „De variolis et morbillis" (II, S. 482—485) finden wir kaum eine Andeutung des Scharlachs. Auch GÖRITZ beschreibt ihn noch 1732 unter dem Titel „Purpura rubra vere maligna" und berichtet selbst, daß zwei Kindbetterinnen daran gestorben wären.[1]) Selbst TISSOT in seinem berühmten „Avis au peuple sur la santé", zuerst 1761 in Lausanne erschienen, beschreibt die Scarlatina noch im Kapitel über die „Esquinancie".

Zu den wichtigsten Komplikationen des Scharlachs gehört die Nephritis. Ich habe geglaubt, sie ausführlicher behandeln zu müssen, weil die vorhandenen Schilderungen nicht genügend erscheinen. Die Geschichte der Nierenkrankheiten bedarf überhaupt noch einer ausführlichen Bearbeitung vom Standpunkte des modernen Historikers. Am besten, wenn auch nicht vollständig, sind die Arbeiten von FRERICHS 1851 und RAYER 1839—1841, weniger genügt (natürlich nur vom Standpunkte des Historikers) die klassische Arbeit von SENATOR 1896, ganz oberflächlich aber und nur von SENATOR abgeschrieben ist der betreffende Teil in PUSCHMANNS „Handbuch der Geschichte der Medizin" (II, S. 713) 1903.

Was nun die Nierenkrankheiten im Altertum anbetrifft, so hat HAESER im „Janus" III, 1848, S. 371 einige Beobachtungen zusammengestellt, sie sind aber für uns ohne Wert.[2]) Auch kann man Anschwellungen des Körpers nicht als ein Zeichen von Nierenkrankheiten bezeichnen, weil sie auch als Stauungserscheinungen bei Herz- und Leberleiden vorkommen; sie werden erst wichtig, wenn das Resultat von Leichenöffnungen dazukommt und wenn chemische Untersuchungen bei Lebzeiten das Vorhandensein von Veränderungen in der Zusammensetzung des Urins nachgewiesen haben.

[1]) Über Wochenbettscharlach hat auch MALFATTI 1801 berichtet. Die neuere Literatur steht bei IMMERMANN S. 16.

[2]) Auch RAYER II, S. 503—609 hat eine ausführliche „Historique de la néphrite albumineuse", siehe ferner das sehr interessante Buch von G. VIEILLARD, „L'urologie et les médecins urologues dans la médecine ancienne" Paris 1903, 8°.

Es zeugt daher von besonderer Beobachtungsgabe, wenn van Helmont (1577—1664) in dem „Tractatus ignotus hydrops" auf die Beziehungen zwischen Hydrops, blutigem Urin und Nierenkrankheiten hinwies. Trotz der mehrfach bei Sektionen beobachteten pathologischen Veränderungen an den Nieren (siehe Frerichs S. 2 und Wilks 1877) waren wirkliche Fortschritte in der Erkenntnis der Nierenentzündungen erst zu verzeichnen, nachdem Domenico Cotugno in seinem zuerst 1765 erschienenen „De ischiade nervosa commentarius" mitgeteilt hatte, daß „neque tantum in auctis hydropicorum urinis, sed etiam in illis, quas excreverint diabete correpti" beim Kochen sich eine Substanz zeigt, welche geronnenem Eiereiweiß sehr ähnlich ist und bei Gesunden niemals gefunden wurde. 1797 wies William Cruickshank in der Schrift des John Rollo „An account of two cases of diabetes mellitus, with remarks . . ." nach, daß bei Kranken mit allgemeinem, fieberhaften Hydrops der Urin eine Substanz enthielt, welche nicht nur durch Zusatz von Sublimat und Salpetersäure, sondern auch durch Hitze koagulierte, während bei durch andere Krankheiten Hydropischen der Urin nicht koagulierte. Richard Bright war es, der 1827 aus den chemischen Untersuchungen des Urins der Kranken und aus den Resultaten der Sektionen das Krankheitsbild aufstellte, welches wir heute mit seinem Namen bezeichnen. Samuel Wilks hat 1877 versucht, an Brights Ruhmeskranz zu zerren und er behauptet, unter Anerkennung von Brights mächtiger Beobachtungsgabe, daß John Blackall 1813 der eigentliche Entdecker der nach Bright benannten Krankheit sei. Aber wie Wilks in seiner interessanten Arbeit selbst sagt, hat er nicht den Schritt von der Krankenabteilung in den Sektionsraum getan und gerade dieser Schritt durch Bright ist für die Nephritis ebenso entscheidend gewesen, wie die Tätigkeit Bretonneaus für die Diphtherie.

Was nun die Scharlachnephritis selbst anbetrifft, so muß nochmals auf die beiden Stellen bei Abū Bekr hingewiesen werden, in denen von Anschwellungen die Rede ist (siehe die Greenhillsche Ausgabe S. 123 und 131, die Channingsche S. 247 und 258) und dann müssen wir den großen Sprung zu Döring mit dem Briefe aus der Osternacht 1628 (Sennert cent. II, Epist. 18) tun, in welchem die Anschwellungen deutlich beschrieben werden, bei der Sektion die Nieren aber überhaupt nicht erwähnt werden. Auch Diemerbroeck scheint 1685 etwas ähnliches gesehen zu haben; denn die von ihm S. 290 angeführten tensiones hypochondriocum et alia prava

symptomata schildern doch wenigstens den Ascites. Simon Schultz erwähnt den tumor totius corporis, instar leucophlegmaticae und Morton 1692 die Leucophlegmatia ascites (S. 28), ohne in den Krankengeschichten dafür Beispiele anzubringen. Bei Ramazzini ist 1692 schon weiter oben der Knabe mit febris purpurata erwähnt, der urina oppressa ... quamvis toto corpore refrigeratus aussah. Die von Plencisz hierher gerechnete Stelle „cum cutis aliqua intumescentia“ aus den „Acta medicorum Berolinensium“ 1718 ist, wie sich aus der oben angeführten Stelle ergibt, eine örtliche entzündliche Anschwellung, wie sie auch von anderen Autoren erwähnt wird, kein Teil eines allgemeinen Ödems. Dagegen gehören hierher Mitteilungen von Reimann in den Breslauer Sammlungen von 1719 und von I. B. Fischer in Riga ebenda für 1721. Göritz schrieb 1732: „... doch mußte man sie zu Hause halten, sonst bekamen sie Geschwulst über den gantzen Leib, und stürben die meisten daran ...“ Johann Storch beschrieb 1742 die in der zweiten Periode der Krankheit auftretende Geschwulst, wenn die Kinder zu früh der Luft ausgesetzt wurden, und beobachtete auch, daß der Urin schwarzbraun oder blutig wurde, wenn die Sekretion stockte oder zu wenig wurde. Nils Rosén von Rosenstein beobachtete 1741 bei einer Scharlachepidemie Fälle von Wassersucht und berichtete darüber zuerst in schwedischer Sprache 1742/1743 („Biographisches Lexikon“ V, S. 82, siehe auch dessen „Kinderkrankheiten“ 1768, S. 424). In der „Europae medicina a sapientibus illustrata et a comite Francisco Roncalli Parolino observationibus illustrata“ 1747 ist S. 33 ein Brief von Johannes Calvus aus Cremona abgedruckt, in dem er über eine 30 Jahre vorher in Florenz beobachtete Epidemie von Scharlachfieber berichtet und hinzufügt: „Hinc sectionis anatomicae beneficio pulmones, pleura, intercostales musculi, diaphragma, renes, et intestina plus minusve inflammata inventa fuere.“ Naviers 1753 erschienene Mitteilungen sind mir nur in deutscher Übersetzung zugänglich gewesen. Es heißt dort: „Ich getraue mir nicht zu sagen, ob die leukophlegmatischen Zustände, die sich nach Scharlachfieber, das mit einem bösen Halse verbunden ist, zu zeigen pflegen, notwendige Folgen sind.“ Das richtige Verständnis für die Wichtigkeit der Erkrankung zeigte Plencisz 1762 in seinem „Tractatus de scarlatina“. Er sagt dort in cap. 7, p. 15: „... etenim die decimo quarto aut quinto aliquando etiam tardius a dissipata scarlatina aegrotus incipit fieri languidus, debilis, morosus; ac tandem toto corpore tumidus; nam non tantum facies, sed et pedes,

manus, pectus, abdomen et scrotum, denique corpus universum leucophlegmatico turget tumore. Urinae secedunt paucae, et quod admiratione dignum, plerumque cruentae, aut loturae carnium similes ..." 1772 beschrieb RUD. AUG. VOGEL in seinen „Academicae praelectiones" S. 113 im Kapitel über die Febris scarlatina den Tumor leucophlegmaticus und fügte hinzu: „Urina tum pauca mingitur, et fusca est, perinde ac id, quod infra subsidet." In seiner zuerst 1772 erschienenen „Synopsis nosologiae methodicae" gibt WILLIAM CULLEN für das genus 31 scarlatina eine meiner am Anfang gegebenen sehr ähnliche Definition der Krankheit, deren Schluß „superveniente dein saepe anasaraca" lautet. Auch WITHERING erwähnte 1778 die Wassersucht. Sehr anschaulich ist die Beschreibung, welche BORSIERI 1785 von dem tumor oedematosus aut leucophlegmaticus und seinen Beziehungen zu der Urina plerumque pauca, turbida et fusca, ac quandoque omnino suppressa gibt. In einer Anmerkung auf S. 98 fügt dann BORSIERI noch hinzu: „Exemplum oedematis universalis ... affertur a ALOYSIO NERIO, medico Florentino, in quodam suo opusculo, vide avvisi sopra salute, vol. 3, p. 262." Über diesen Arzt und die avvisi habe ich nirgends etwas finden können. 1793 berichtet ROBERT WILLAN („Miscellaneous works"[1]) S. 469/470) über einen 1786 bei einem 9 Jahre alten Knaben beobachteten Fall von Ischuria renalis nach Scharlach, bei dem keine Ödeme auftraten, der aber tödlich verlief. Die Sektion durfte nicht gemacht werden. 1798 hat VIEUSSEUX (zitiert nach RAYER II, S. 439) über Anasarka nach Scharlach berichtet, und ich fand ähnliche Mitteilungen bei KREYSIG 1802, S. 25, STRUVE 1802, S. 9, CAPPEL 1803, S. 71, BENEDIKT 1810, S. 38—44, REICH 1810, S. 154—161 und anderen, denen aber keine große Bedeutung beizumessen ist.

Viel Aufhebens wird überall von der erst 1812 im Druck erschienenen Arbeit über Hydrops nach Scharlach von CHARLES WELLS gemacht, welche er schon 1806 vorgetragen hatte, sowie von den gleichzeitig im Druck erschienenen Vorträgen von BRANDE (gehalten 1807) und WELLS (gehalten 1811), welche beiden letzteren zwar mit Scharlach nichts zu tun haben, aber Fortschritte in der Erkenntnis der Pathologie der Nephritis bringen sollen. Das ist aber nicht der

[1]) Ist Abdruck aus „Medical facts and observations" vol. III, 1793. Der in diesen „Miscellaneous works" enthaltene historische Teil ist für die Geschichte des Scharlachs ohne Bedeutung, und auch für die anderen dort genannten Krankheiten ist sein Wert gering. WILLAN war ein großer Dermatologe, aber kein Historiker.

Fall, weil beide, wie es auch heute noch vorkommen soll, experimentelle Untersuchungen (wenn auch nur in vitro, keine Tierexperimente, soweit war man damals noch nicht) anstellten über Fragen, welche schon in der Literatur beantwortet waren. In der ersten Arbeit von Wells werden weder Cotunni noch Cruickshank genannt, sondern nur Plencisz und Borsieri (auch Wells hat die „avvisi" nicht zu Gesicht bekommen, S. 185), es werden durch Kochen Niederschläge in fleischwasserfarbenen und in nicht blutigem Urin gefunden, auch beobachtete Wells bei Hydropischen Konvulsionen und Blindheit in zwei Fällen, von denen einer geheilt wurde. Aber Wells führt den Hydrops und das ganze Krankheitsbild auf eine Entzündung des Peritonaeums zurück (S. 183). Auch Brandes' Arbeit ist ohne große Bedeutung. Es wird nur die Fällung von Albumen durch Schwefelsäure erwähnt und als etwas Neues festgestellt, daß bei Gegenwart von Albumen der Harnstoff fehlt, dagegen rosaic acid of Proust (Harnsäure?) vorhanden ist. In der zweiten Arbeit hat Wells endlich Cruickshanks Arbeit kennen gelernt, aber er erklärt, daß sie die Materie nicht erschöpft und vielleicht Irrtümer enthält. Er spricht auch immer noch von Blutserum, statt von Albumen, und trotz der Nierenschmerzen und der bei Sektionen gesehenen Veränderungen an den Nieren sagt er S. 209: „I have sometimes attributed such symptoms to an affection of the kidnies, but perhaps improperly", so daß ich den Fortschritt nicht erkennen kann. Auch Blackall bringt in den zwei von mir eingesehenen Ausgaben seiner Schrift von 1813 und 1814 nicht viel Neues. Zuerst berichtet er S. 5 über Hydrops nach Scharlach bei einem 12jährigen Mädchen, bei dem der Urin weder durch Hitze, noch durch Zusatz von Salpetersäure oder Bleiacetat koagulierte, dann S. 76–91 über 10 Fälle von Scharlach mit Hydrops, in denen der Urin koagulierte, mit einem Todesfalle, aber er fand bei der Sektion „the kidneys were rather soft and flaccid and more loaded with fat than could have been supposed after so long an illnes, but in other respects quite natural". Aber „la vérité est en marche". Reil sagt im V. Bd. seines Werkes über die Fieber, der zuerst 1815 im Buchhandel erschien, obgleich der uns interessierende Teil schon 1807 fertig gedruckt war (siehe das Vorwort), im Kapitel 2 über den Scharlach, nachdem er die Wassersucht und die Veränderungen des Urins beschrieben hatte, „ich hatte großen Verdacht auf Entzündung der Nieren ..." 1823 soll Allison (zitiert nach Gregory 1831, S. 317, ich habe überall nach Literaturangaben gesucht,

aber nichts gefunden) in einer klinischen Sektion auf die Beziehungen von Hydrops nach Scharlach mit koaguliertem Urin und „hardened and tuberculated kidneys" aufmerksam gemacht haben und ANTON FRIEDRICH FISCHER aus Dresden schrieb 1824, S. 53: „... es ist laut meiner Entdeckung wahr und begründet, daß die Nieren als stellvertretendes Organ im letzteren Stadio der Desquamation gar sehr leiden, sich in einem kongestiven Zustande befinden ..." 1827 erschien die klassische, schon oben gewürdigte Arbeit von BRIGHT, in der aber von Scharlach nicht die Rede ist, trotzdem GREGORY 1831, S. 319 behauptet, daß Fall 14, Tafel 5 durch Scharlach hervorgerufen wäre. 1829 sagte JOSEPH FRANK S. 39 unter Hinweis auf RONCALLI und FISCHER „sunt qui de renum dilatatione et phlogosi loquantur". Für 1830 und 1831 zitiert GREGORY Arbeiten von ELLIOTSON und GRAVES aus der „London medical gazette", welche mir nicht zugänglich waren, und der genannte JAMES CRAWFORD GREGORY veröffentlichte 1831 und 1832 im vol. 36 und 37 des „Edinbourgh medical and surgical journal" sehr wichtige Aufklärungen bringende Arbeiten, ebenso HAMILTON 1833 (ib. vol. 39). Und auch BRIGHT brachte in seiner Arbeit von 1836 (S. 345—351) ausführliche Mitteilungen über einen Fall von Konvulsionen und Koma, in welchem der Urin eiweißhaltig war. Die Sektion ergab granulierte Nieren und BRIGHT bringt den Fall mit einer acht Jahre vorher überstandenen Scarlatina in ursächlichem Zusammenhang. Weitere Fortschritte brachten noch die Arbeiten von STARK 1836 im 46. Bd., sowie von MATEER und von WOOD 1837 im 47. Bd. des genannten Edinburger Journals, ferner die Monographie von CHRISTISON 1839, während die anderen bei RAYER II, 442 zitierten Arbeiten nur kasuistische Mitteilungen bringen. Die neueren Arbeiten, welche in den Fußstapfen der von ROKITANSKY und VIRCHOW begründeten modernen pathologischen Anatomie wandeln, gehören noch nicht in das Gebiet des Historikers, welcher nur die Entwickelung unserer Erkenntnis von der Natur der Krankheiten zu betrachten hat. Die Literatur darüber hat IMMERMANN in NOTHNAGELS Handbuch 1896, IV, 2, S. 165 in ausreichender Fülle gebracht.

Es bedarf nur noch der Zurückweisung der unzutreffenden Behauptung, welche NOIROT 1847 in seiner „Histoire de la scarlatine" S. 20 von der Anasarka aufgestellt hat, indem er sagt: „On sait que cet accident secondaire est très-rare dans les pays chauds". Unsere ersten Kenntnisse von den Nierenkrankheiten überhaupt und bei Scharlach im besonderen stammen aus Italien. Wenn die Krank-

heit nicht die ihr zustehende Beachtung gefunden hat, so liegt dies zum größten Teil daran, daß die Ärzte keine Erklärung für diese Anschwellungen fanden und daher die Beschreibung der ihnen unbequemen Erscheinung unterließen. Was man nicht sehen will, das übersieht man gern.

Auf die historischen Beziehungen zwischen dem Scharlach und der von Dukes 1900 beschriebenen „vierten Krankheit", über die auch von Bokay 1904 eine von groben historischen Schnitzern strotzende Arbeit veröffentlicht hat, möchte ich nicht eingehen. Ich will nur darauf hinweisen, daß ich diese „vierte Krankheit" in einer Arbeit des „alten" Heim (wie Ernst Ludwig Heim in Berlin genannt wurde) aus dem Jahre 1812 wiederkennen möchte.

Literaturverzeichnis.[1])

Abû Bekr, Kitâb fil-ğudarî wal-ḥasba. Arabisch. Berût 1872, 8°. Siehe auch Rhazes.

Acta medicorum Berolinensium (Decas I), Vol. 2, Berolini 1718, 8°, p. 20.

Aetii contractae medicinae tetrabibliae II, Sermo III, Cap. 46, in der Collectio Stephaniana (Paris) 1567, fol., Spalte 397 ff.

Alexander Iatrosophista de passionibus, anonymo interprete, cum glossis saeculi XIII, Cod. Reg. 6881, zitiert nach du Cange V, 516 und X, LXXXV.

Alexander von Tralles, edidit Th. Puschmann, 2 in 8°, Wien 1878/1879.

Alî ibn al-'Abbas al-Mağûsi, al-malikî, Bulâq. 1294 (1877). Siehe auch Haly Abbas.

Allioni, Carolo, Tractatio de miliarum origine ... Jenae et Lipsiae 1772, 8°.

Allison, zitiert nach Gregory 1831, S. 317.

Amati Lusitani curationum medicinalium centuriae quatuor. Venetiis 1557, 8°, p. 375/376.

Aretaei de causis et signis acutorum morborum lib. I, cap. 9, Coll. Steph. (siehe Aetius), Spalte 5/6.

Avenzoar = Ibn Zuhr, siehe Ingrassia S. 195 und Fürstenberg S. 3. Die lateinische Ausgabe Abhomeron Abynzohar, liber theisir erschien zusammen mit dem Colligel Averroys, Venetiis 1522, fol. und enthält die Angaben über die variolae et morbilli auf Blatt 32 und über die Krätzmilben Blatt 34 B.

Averroes = Ibn Rušd, siehe die Avenzoar-Ausgabe Blatt 58 B.

[1]) Alle hier zitierten Arbeiten sind von mir, soweit es nicht anders angegeben ist, im Original eingesehen worden. Wo in Klammern der Name einer Bibliothek angegeben ist, war das betreffende Werk in Berlin nicht zu haben. Durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin, dem ich dafür an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, habe ich dann mit geringen Kosten und Mühen erfahren, wo sich die in Berlin nicht vorhandenen Bücher befanden.

AVICENNA liber Canonis, Venetiis apud Juntas 1555, fol., lib. IV, fen. I, tract. IV, cap. 6, p. 435. Siehe auch IBN SINA.

BALLONII, GUILELMI, Opera omnia medica 4 in 4°, Venetiis 1734—1736, Tomus I, p. 35 in Epidemiorum et Ephemeridum liber I.

BARTHOLINI, THOMAE, Acta medica Havniensia I—V. Havniae 1672—1679, 8°.

BARTHOLINI, THOMAE, Epistolarum medicinalium cent. I et II, Hafniae 1663, 8° cent. III, ib. 1668, cent. I, epist. 35, p. 136.

BATEMAN, THOMAS, Praktische Darstellung der Hautkrankheiten nach WILLANS System, übersetzt von ABRAHAM HANEMANN, mit Vorrede und Anmerkungen von KURT SPRENGEL, Halle 1815, 8°, S. 174.

BENEDICT, TRAUGOTT WILHELM GUSTAV, Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemien und Heilmethoden, Leipzig 1810, 8°.

BLACKALL, JOHN, On the nature and cure of dropsies, and particularly on the presence of the coagulable part of the blood in dropsical urine ... London 1813, 8° (Univ.-Bibl. Breslau), 2. Ausgabe, ib. 1814.

BOKAY, JOHANN VON, Über die DUKESsche „vierte Krankheit", Deutsche medizinische Wochenschrift 1904, Nr. 43, S. 1561—1563.

BONACURSIUS, BARTHOLOMAEUS, De externis malis opusculum, Bononiae 1656, 4° (Univ.-Bibl. Leipzig).

BONOMO, GIO COSIMO, Osservazioni intorno a' pellicelli del corpo umano, e da lui con altre osservazioni scritte in una lettera all' illustriss. sig. FRANCESCO REDI, Firenze 1687, 4°, p. 2.

BORRICHIUS, OLAUS, siehe Bartholini acta medica V, p. 153.

BRANDE, WILLIAM THOMAS, An account of some changes from disease in the composition of human urine. Read february 3, 1807. Transactions of a society for the improvement of medical and chirurgical knowledge vol. III, 1812, p. 187—193.

BRETONNEAU, P(IERRE), Des inflammations spéciales du tissu muqueux, et en particulier de la diphthérite, ou inflammation pelliculaire, connue sous le nom de croup, d'angine maligne, d'angine gangréneuse, etc., Paris 1826, 8°.

BRIGHT, RICHARD, Reports of medical cases ... London 1827, 4°. Cases illustrative of some of the appearances observable on the examination of diseases terminating in dropsical effusion, and first of the kidney.

BRIGHT, RICHARD, Cases and observationes illustrative of renal disease acompanied with the secretion of albuminous urine. GUYs hospital reports vol. I, 1836, p. 338—379.

BURSERIUS DE KANILFELD, JO. BAPT., Institutionum medicinae practicae vol. II, pars I, Mediolani 1785 (8 in 8°), p. 58—105.

CALVUS, JOHANNES, siehe RONCALLI.

CANGE, DU, Glossarium mediae et infimae latinitatis. Ed. nova aucta a L. FAVRE, 10 in 4°, Niort. 1883—1887.

CAPPEL, LUDWIG CHRISTOPH WILHELM, Abhandlung vom Scharlachfieber, Göttingen 1803, 8°.

CESTONI, siehe unter BONOMO.

CHESNEAU, NICOLAI, Massiliensis observationum medicinalium libri quinque, Parisiis 1672, 8°, p. 475 und Lugd. Batav. 1719, 4°, p. 455.

CHOULANT, LUDWIG, Handhuch der Bücherkunde für die ältere Medizin, 2. Auflage, Leipzig 1841.

CHRISTISON, ROBERT, On granular degeneration of the kidneys and its connexion with dropsy, inflammation, and other diseases, Edinhurgh 1839, 8°.

Constitutio epidemica Vratislaviensis 1700. Ephemerid. natur. cur. Decas III, Annus 9—10, Appendix p. 17, Francofurti et Lipsiae 1706, 4°.

CORRADI, ALPHONSO, Annali delle epidemie occorse in Italia, Bologna, 4°, tomo I, 1865, tomo II 1867, tomo III 1870.

COTUNNII, DOMINICI, De ischiade nervosa commentarius, Viennae 1770, 8°, p. 30/31.

CRAUSII, GUILELMI RUDOLFI, Proempticon inaugurale de efficaci intnitu panni rubri seu Chermesini in morhillis et variolis expellendis, Jenae 1687, 8°, 8 pp.

CREIGHTON, CHARLES, A history of epidemics in Britain, 2 in 8°, Cambridge 1891, 1894, II, p. 678.

CRUICKSHANK, siehe ROLLO.

CULLEN, GULIELMUS, Synopsis nosologiae methodicae, Ed. tertia, 2 in 8°, 1780, Edinhurgi, II, p. 144.

DERCLE, C., De la pratique de notre médicine chez les arabes, Alger 1904, 8°, p. 181.

DIELS, H., Die Handschriften der alten Ärzte. I. Teil. HIPPOKRATES und GALENOS. Abhandlungen der Kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften Berlin 1905, 158 S. II. Teil. Die ührigen griechischen Ärzte außer HIPPOKRATES und GALENOS, ib. 1906, I—XXIII und 115 S., 4°.

DIEMERBROECK, ISBRANDI VAN, Opera omnia, Ultrajecti, 1685, fol.

DODONAEI, REMBERTI, Mechliensis praxis medica, Amstelod. 1616, 8°. Siehe auch: In D. Remberti Dodonaei praxin artis medicae amplissimi viri D. Sebastiani Egberti Cos. scholia, Amstelodami 1640, 4° (Univ.-Bihl. Göttingen).

DUKES, CLEMENT, On the confusion of two different diseases under the name of rubella (rose-rash), Lancet 1900, II, p. 89—94.

EBBELL, B. (cand. theol. et med., médecin missionaire), La variole dans l'ancien testament et dans le papyros Ebers, Nordiskt medicinskt Arkiv 1906, Afd. II (Inre Medicin), Häft 4, Nr. 11.

EBSTEIN WILHELM, Zur Geschichte der Windpocken und deren Verhalten zu den Pocken, Janus 1906, S. 181—195 und 240—252.

EBSTEIN, WILHELM, Die Pest des THUKYDIDES, Stuttgart 1899, 8° und Deutsche medizinische Wochenschrift 1899, Nr. 36.

EGBERT, siehe DODONAEUS.

ELLIOTSON, London medical gazette Dec. 4, 1830, zitiert nach GREGORY 1831, p. 317.

ELOY, N. F. I, Dictionnaire historique de la médecine, 4 in 4°, Mons. 1778, IV, p. 55.

ETTMÜLLER, MICHAEL, Opera omnia, Francofurti ad Moenum 1688, fol. De morhis, cap. 17 de febrihus p. 245 und 257.

FEHR, JOHANN MICHAEL, Anchora sacra vel scorzonera, Jenae 1666, 8°.

FINCKENSTEIN, R., Über den Scharlach in Schlesien, Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe, Leipzig 1862, S. 94—96 und 129—141.

FINCKENSTEIN, R., DANIEL SENNERT und die schlesischen Ärzte des 16. und 17. Jahrhunderts, Deutsche Klinik 1868.

FISCHER, ANTON FRIEDRICH, Ein Beitrag zur Therapie der Nachkrankheit des Scharlachs, HUFELANDS Journal der praktischen Arzneikunde Bd. 58, 1824, S. 50—65.

FISCHER, JOH. BERNH. in Riga, Purpura epidemica ..., in Breslauer Sammlungen 1721, p. 41.

FOESIUS, ANUTUS, Oeconomia Hippocratis ..., Francofurti 1688, fol., p. 363.

FORESTI, PETRI, Observationes, Francofurti 1634, fol.

FOTHERGILL, JOHN, The works of —, ed. by J. C. LETTSOM, 3 in 8°, London 1783 bis 1784, I, p. 333—404.

FRANK, JOSEPH, Praxeos medicae universa praecepta, pars I, vol. 3, sectio 1, Lipsiae 1829, p. 1—106.

FRERICHS, FRIED. THEOD., Die BRIGHTsche Nierenkrankheit und deren Behandlung, Braunschweig 1851, 8°.

FRIEND, JOHANNIS, Historia medicinae, Lugd. Batav. 1734, 8°, p. 307.

FUCHS, CONRAD HEINRICH, Historische Untersuchungen über Angina maligna und ihr Verhältnis zu Scharlach und Croup, Würzburg 1828, 8°.

FUCHS, LEONHART, Opera medica, 2 in fol., Francofurti 1566, p. 276. De exanthematis (sic!).

FUELDEZ, ANTOINE, Observations curieuses touchant la petite verole, vraye peste des petits enfants: et le Bezahar son Antidote, Lyon 1645, 8°. Siehe auch ANTONII FUELDEZ fleißige Anmerckungen von den Urschlechten oder Kinderblattern, angehängt an GREGOR HORST, 1668.

FÜRSTENBERG, M. H., Die Krätzmilben der Menschen und Tiere, Leipzig 1861, fol.

GARIPONTI .... remediorum praxeon libri V. Basileae 1536. 8°.

GOHL, siehe Acta medicorum Berolinensium.

GOMES, BERNHARDINO ANTONIO, Ensaio dermosographico ou succinta e systematica descipao das doencas cutaneas, conforme os principios e observacoes dos doutores WILLAN, e BATEMAN ..., Lisboa 1820, 8°, p. 7 und 55.

GÖRITZ, JOH. ADAM, in ANDR. ELIAS BÜCHNERS Miscellanea physico-medico mathematica für 1728, Erfurt 1732, 4°, S. 1237/1238.

GORRAEI, JO., Definitionum medicarum libri 24, Francofurti 1601, fol., p. 253.

GRAVES, London medical gazette febr. 5, 1831, zitiert nach GREGORY 1831, p. 317.

GREGORY, JAMES CRAWFORD, On diseased state of the kidney during life with albuminous urine, Edinb. med. and surgic. journal vol. 36, 1831, p. 315—363 und vol. 37, 1832, p. 54—94.

GRUNER, CHRISTIANUS GODOFR., Morborum antiquitates, Vratislaviae 1774, 8°, p. 61 ff.

GRUNER, CHRISTIANUS GODOFR., De variolis et morbillis fragmenta medicorum arabistarum, Jenae 1790, 4°.

GRUNER, CHRISTIANUS GODOFR., siehe auch REISKE und FABRY.

GURLT, E., Geschichte der Chirurgie, 3 in 8°, Berlin 1898.

GÜTSCHOW, CAROLUS PHILIPPUS, Antiquioris febris scarlatinae historiae adumbratio, Dissertatio Göttingae 1817, 4° (Univ.-Bibl. Göttingen).

HALY filius ABBAS, Liber totius medicinae, Lugduni 1523, 4°. Blatt 97. Siehe auch 'ALÎ IBN AL-'ABBAS.

Hamilton, G., On the epidemic scarlatina and dropsical affectinn, Edinb. med. and surg. journal vol. 39, 1833, p. 140—164.

Häser, Heinrich, Historisch-pathnlogische Untersuchungen. Erster Teil, Dresden und Leipzig 1839, 8°.

Häser, Heinrich, Über die Spuren einer Kenntnis des Scharlachs bei den Ärzten des 10. bis 15. Jahrhunderts, Janus 1846, S. 116—126.

Häser, Heinrich, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, 3. Bearbeitung, III. Bd. (Geschichte der epidemischen Krankheiten) 1882, 8°.

Hecker, J. F. C., Geschichte der neueren Heilkunde, Berlin 1839, 8°, S. 216—238.

Heim (Geheimer Rat in Berlin), Bemerkungen über die Verschiedenheit des Scharlachs, der Röteln und der Masern, vorzüglich in diagnostischer Hinsicht, Hufelands Jnurnal der praktischen Heilkunde 34. Bd., 1812, März, 3. Stück, S. 60 bis 107.

Helmont, Johannis Baptistae van, Opera omnia, Francnfurti 1682, 4°, p. 482. bis 496, Tractatus 65, Ignotus hydrops.

Heredia, Petri Michael de, Opera nmnia, Lugduni 1665, fnl. (Univ.-Bibl. Bonn).

Heusinger, Theodor Otto, De rubeolis (German.), vulgo „Rötheln", Dissertatio pro venia legendi, Marburg 1860, 8°, 44 pp.

Hirsch, August, Handbuch der historisch-geographischen Pathnlogie, 2 in 8°, Erlangen 1860, 1862—1864; 2. Auflage, 3 in 8°, Stuttgart 1881—1886.

Hoffmann, Friedrich, Opera nmnia, 6 in fnl., Genevae 1740.

Holländer, Eugen, Die Medizin in der klassischen Malerei, Stuttgart 1903, 4°, S. 34.

Horstii, Gregorii, Bericht vnn den Urschlechten oder Kindsblattern / Masern / Rnten Sucht / Kindsflecken nder Röteln. Hierbey ist angehenckt noch ein aussführlicher Bericht Antonii Fueldez, Franckfurt 1668, 4.

Ibn Sīna, Alqanūn fil-ṭibb. Bulāq, 3 in 4°, 1294 (1877). Arabisch-nrientalischer Druck. Ferner arabisch Rnmae 1593, fol. Lateinische Übersetzung siehe unter Avicenna.

Immermann, H., Akute Exantheme, Wien 1896, IV, 2 vnn Nothnagels Handbuch der speziellen Therapie.

Index generalis Decur. I und II ephemer. German. natur. curios. Nnrimb. 1695, 4°.

Ingrassiae, Joannis Philippi, De tumoribus praeter naturam tnmus primus, Neapoli 1553, fol.

Juncker, Johannes, Conspectus medicinae theoretico-practicae tabulis CXVI exhibens, Halae 1718, 4°.

Kirchner, J. L. C. F. G., Scarlatinae litteratura et histnria, Dissertatin inauguralis, Halis Saxoniae 1844, 8°.

Kreysig, Friedrich Ludwig, Abbandlung über das Scharlachfieber, Leipzig 1802, 8°.

Kübler, P., Geschichte der Pocken und der Impfung, Bd. I der Bibliothek v. Coler, Berlin 1901, 8°.

Lancelotti, Mnnumenti di stnria patria delle provincie Modenese. Serie delle cronache, 13 Bde., Parma 4°, 1861—1880.

Malfatti, Johann, Beschreibung eines bösartigen Scharlachfiebers, welches . . . unter den Kindbetterinnen geherrscht hat, Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde, Bd. 12, 1801, 3. Stück, S. 120—152.

MARII, Aventicensis seu Lausannensis Episcopi chronicon. In DOM. MARTIN BOUQUET, Recueil des historiens des Gaules et de la France, Tome II, Paris 1739, fol., S. 18.

MARTIANUS, PROSPER, MAGNUS HIPPOCRATES Cous notationibus explicatus, Romae 1627, fol., S. 308.

MAŞ'UDI, Les prairies d'or . . . par BARBIER DE MEYNARD, 9 in 8°, Paris 1861 bis 1877.

MATEER, WILLIAM, On the coagulability of urine as a diagnostic and therapeutic sign of dropsies, Edinb. med. and surg. journal vol. 47, 1837, p. 68—97.

MEAD, RICHARDI, Opera medica, 2 in 8°, Göttingae 1748/1749, Tomus I, De variolis et morbillis liber, p. 79—155.

MERCATI, LUDOVICI, Opera omnia, Francofurti 1608, fol.

Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Hamburg, 8°, seit 1902 erscheinend.

Monumenti storia patria, siehe LANCELOTTI.

MORTON, RICHARD, Opera medica, Genevae 1696, 4°. S. 28ff.

MOST, GEORG FRIEDRICH, Versuch einer kritischen Geschichte des Scharlachfiebers, 2 in 8°, Leipzig 1826.

MURATORI, LUDOVICI ANTONII, Antiquitates italicae medicae aevi, Tomus II, Mediolani 1739, fol., Spalte 415.

NAVIER, Dissertation en forme de lettre sur plusieures maladies populaires ... Paris 1753, mitgeteilt nach Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte, Bd. 4, 1779, S. 308.

NOIROT, M. L., Histoire de la scarlatine, Paris 1847, 8°.

PAGEL, Allgemeine medizinische Zentral-Zeitung 1895.

PARAEI, AMBROSII, Opera, Parisiis 1582, fol., p. 568.

PECHLINI, JO. NICOL., Observationum physico-medicarum libri tres, Hamburgi 1691, 4°, p. 237.

PLATERI, FELIX, Praxeos medicae libri tres, Basileae 1625, 4°, vol. II, Spalte 633.

PLENCISZ, MARCUS ANTONIUS, Opera omnia, Viennae 1762, Tractatus III, de scarlatina cap. 7, p. 15.

PORTI, ANTONII, De peste libri tres, quibus accedit quartus de variolis et morbillis, Venetiis 1580, 4°.

PUSCHMANN, THEODOR, Handbuch der Geschichte der Medizin, 3 in 8°, Jena 1902 bis 1905.

PUSCHMANN, THEODOR, ALEXANDRI TRALLIANI Opera, griechisch und deutsch, 2 in 8°, Wien 1878/1879.

RAMAZZINI, BERNHARDI, Opera omnia, Genevae 1717, 4°, p. 193. Coustitutio epidemica Mutinensis 1692.

RAYER, P., Traité des maladies des reins, 3 in 8°, Paris 1839—1841.

REICH, GOTTFRIED CHRISTIAN, Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers, Halle und Berlin 1810, 8°.

REIL, JOHANN CHRISTIAN, Über die Erkenntnis und Kur der Fieber, 5 in 8°, Berlin 1799—1828. Bd. V, S. 123.

REIMANN, JOH. ADAM, . . . von der purpura vernali . . ., Breslauer Sammlungen 1719, S. 672.

REISKE, JOANNIS JACOBI, et FABRI, JOANNIS ERNESTI, Opuscula medica ex monumentis Arabum et Ebraeorum, edidit C. G. GRUNER, Halae 1776, 8°.

RESTIFA, siehe CORRADI II, S. 287.

RHAZES, De variolis et morbillis, arabice et latine, cum aliis nonnullis ejusdem argumenti. Cura et impensis JOHANNIS CHANNING, natu et civitate Londinensis, London 1766, 8°.

RHAZES, A treatise on the small-pox and measles by ABU BECR . . ., commonly called —, translated from the original arabic by WILLIAM ALEXANDER GREENHILL, M. D. London, 1848, 8°. Siehe auch ABÛ BEKR.

ROLLO, JOHN, Cases of the diabetes mellitus, 2. Edit., London 1798, 8°, Chap. VI, Experiments on urine and sugar by Mr. CRUICKSHANK p. 438—477. Siehe bes. p. 447.

RONCALLI, FRANCISCO PAROLINO, Europae medicina a sapientibus illustrata, Brixiae 1747, fol., p. 333.

ROSÉN VON ROSENSTEIN, NILS, Anweisung zur Kenntnis und Kur der Kinderkrankheiten. Deutsch von JOHANN ANDREAS MURRAY, Göttingen 1768, 8°, S. 417—432. Vom Scharlachfieber.

RUDIUS, EUSTACHIUS, De humani corporis affectibus, Venetiis, liber 3, 1592, Blatt 214.

SCHENCKII A GRAFENBERG, JOH., Observationum medicarum rararum liber quintus de partibus externis (6 in 8°) Friburgi Brisgoviae 1596. 8°.

SCHNITZLEIN, ED., Das Scharlachfieber, seine Geschichte . . ., München 1851, 8°.

SCHOLZ A ROSENAU, LAURENTIUS, Consiliorum medicinalium volumen. Francofurti 1598, fol.

SCHRÖCKIUS, LUCAS, Constitutio epidemica Augustana 1705. Ephemer. natur. cur. Decas III, Annus 9—10, Appendix p. 38, Francof. et Lipsiae 1706, 4°.

SCHULTZIUS, SIMON, De purpura epidemia maligna. Miscell. curios. medico-physica s. Ephemerides, Decas I, Annus 6 et 7, Francof. et Lipsiae 1688, p. 202/203, observ. 145.

SEBITZIUS, MELCHIOR, De variolis et morbillis disputationes VI, Argentorati 1642, 4°.

SEMMELWEISS, IGNATZ PHILIPP, Gesammelte Werke, herausgegeben von TIBERIUS V. GYÖRY, Jenae 1905, 4°.

SENATOR, H., Die Erkrankungen der Nieren, Wien 1895, 8°, XIX, 1 von NOTHNAGELs Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie.

SENNERT, DANIEL, De febribus libri IV, Wittebergae 1619, 8°.

SENNERT, DANIEL, De febribus libri IV, Edit. II, Wittebergae 1728, 4°.

SENNERT, DANIEL, Opera omnia, Lugduni 1676, fol., p. 620, 622, 640—643, 644.

SERAPION (sen.), Practica, Venetiis 1550, fol.

SEVERINI, MARCI AURELII, De abscessum recondita natura libri VIII, Lugduni Batavorum 1724, 4°, p. 435—512, liber VII . . . de roseolis saltantibus . . . p. 513—557, liber VIII de paidancbone loimode.

SIBBALD, ROBERT, Scotia illustrata sive prodromus historiae naturalis, Edinburgi 1684, fol., p. 55.

SIEGEL, JOHN, Untersuchungen über die Ätiologie des Scharlachs. Abhandlungen der Kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften, Berlin 1905, 4°, 14 Seiten mit 1 Tafel.

SMETII, HENRICI, Miscellanea medica, Francofurti 1611, p. 564/565.

SONTHEIMER, V., Nachricht von einer arabisch-medizinischen Handschrift vermutlich des IBN-DSCHEZLA, Janus 1847, S. 246—272.

SPRENGER, ALOISIUS, Dissertatio medica inauguralis de originihus medicinae arabicae sub khalifatn, Lng. Batv. 1840, 8.

STARK, JAMES, On scarlet fever, Edinb. med. and surg. journ. vol. 46, 1836, p. 366 bis 382.

STORCH, JOHANN, Praktischer und theoretischer Traktat vom Scharlachfieber, Gotha 1742, 8°, S. 238 ff.

STRUVE, CARL FRIEDRICH, Vom Scharlachfieber, Leipzig 1802, 8°, S. 9.

SYDENHAM, THOMAE, Opera, edidit G. A. GREENHILL, London 1844, 8°, p. 243.

SYNESIUS DE FEBRIBUS, Graece et latine, Amstel. 1749, 8°, p. 288/289.

TIMMERMANNS, A., Journal des maladies cutanées et syphilitiques 1899, p. 202—217.

TISSOT, Oenvres, Lausanne 1783, 8°, tome II, p. 126. Avis an peuple snr la santé tome I, chap. 6 snr l'esquinancie.

UEBERLACHER, GREGOR, Über die Grundlosigkeit der ersten Schilderung der Röteln oder Kindsflecken von den Arabern, Wien 1803, 8°.

UNNA, P. G., Die Histopathologie der Hautkrankheiten, Berlin 1894, 8°, S. 25 ff.

VELSCHII, GEORGII HIERONYMI, Curationnm propriarum et consiliorum medicorum decades X, AUG. VINDEL, 1681, 4°, p. 14.

VIDII, VIDI, Opera, Francofurti 1626, fol., tomus II, p. 432.

VIEILLARD, G., L'urologie et les médecins urologues dans la médecine ancienne, Paris 1903, 8°.

VIEUSSEUX, Mémoire sur l'anasarque à la suite de scarlatine, Recueil périod. de la soc. de méd. t. VI, 1798, p. 377, 401, zitiert nach RAYER II, S. 439.

VOGEL, RUD. AUG., Academicae praelectiones de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani affectibus, Gottingae 1772, 8°, p. 113.

WELLS, WILLIAM CHARLES, Observations on the dropsy, which succeds scarlet fever. Read november 4, 1806. Transactions of a society for the improvement of medical and chirurgical knowledge vol. III, 1812, p. 167—186.

WELLS, WILLIAM CHARLES, On the presence of the red matter and serum of blood in the urine of dropsy, which has not originated from scarlet fever. Read june 4, 1811, ib. p. 194—240.

WELSCH, GOTTFRIED, Historia medica novum istum puerperarum morbum continens, qui istis „der Fiesel" dicitur, Lipsiae 1655, 4°.

WIERI, JOHANNIS, Medicarum observationum rararum liber I, Amstelodami 1657, 8°, p. 54 ff. [Erster Druck 1567, 4°; WEYER starb 1588.]

WILKS, SAMUEL, Historical notes on BRIGHTS disease . . ., GUYS hospital reports, 3 series, vol. XXII, 1877, p. 259—274.

WILLIS, THOMAS, Opera omnia, Genevae 1667, 2 in 4°, p. 176.

WILLAN, ROBERT, Die Hantkrankheiten und ihre Behandlung, übersetzt von F. G. FRIESE, 4°, Breslau 1799, 1805, 1806, 1816, S. 193—302 in der dritten 1806 erschienenen Abteilung.

WILLAN, ROBERT, Miscellaneous works of the late —, comprising an inquiry into the antiquity of the small-pox, measles and scarlet fever, now first published:

with reports of diseases in London, a new edition; and detached papers on medical subjects collected from various periodic publications. Edited by ASHBY SMITH, London 1821, 8° (Univ.-Bibl. Marburg).

WINCLERI, DANIELIS, De angina in morbillis igneis, Obs. 42, p. 75/76. Misc. curios. med. phys. s. Ephemer. Decas I, Ann. 6 et 7, Frf. et Lips. 1688, 4°.

WITHERING, WILLIAM, An account of the scarlet fever and sore throat, or scarlatina anginosa, particularly as it appeared at Birmingham, in the year 1778. London 1779, 8°, nach dem Referat in Edinb. med. and philos. comment. vol. 6, London 1779, 8°, p. 279—294 und Sammlung auserl. Abhandl. z. Gebr. prakt. Ärzte Bd. 5, Leipzig 1779, 8°, S. 250—340.

WOOD, WILLIAM, An account of scarlet fever, Edinb. med. and surg. journal vol. 47, 1837, p. 97—141.

Die „Higiina“ des Bartoletti.

Von

Wilhelm Ebstein (Göttingen).

Fabritius Bartoletti[1]) aus Bologna, Prof. in Mantua (geb. 1588,[2]) gest. 1630), welcher uns ein interessantes Werk über die Krankheiten der Atmungswerkzeuge[3]) hinterlassen hat, welchem heute noch wegen der in ihm enthaltenen Beobachtungen eine ehrenvolle Erwähnung in der Geschichte der Medizin zuteil wird, hatte vorher ein Buch erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Fabritii Bartoleti, medici et philosophi Bonon. Encyclopaedia hermetico-dogmatica sive orbis doctrinarum medicarum physiologiae, hygiinae, pathologiae simioticae et therapeuticae. Bononiae apud Sebastianum Bonomium.“ Das Jahr des Erscheinens ist in dem mir zur Verfügung stehenden Exemplar nicht angegeben.[4])

Der zweite Teil dieser Bartolettischen Enzyklopädie, welcher die „*Hygiina*“ behandelt, über deren Inhalt hier berichtet werden soll, zerfällt in 8 Traktate, welche folgende Materien behandeln.

In dem *ersten* wird lediglich eine Aufzählung der in den folgenden 7 Traktaten zu besprechenden Gegenstände gegeben.

Der *zweite* Traktat handelt von der *Luft und deren diätetischen Bestandteilen.* Was die Beschaffenheit der Luft anlangt, so wird deren Abhängigkeit von der Sonne, dem Monde, den Sternen und den verschiedenen Örtlichkeiten besprochen. Was hier von der

[1]) Die Schreibweise mit einem „t“ ist die ältere, die von Bartoletti selbst später verlassen wurde.

[2]) Nur Chiari (in Neuburger u. Pagel, 2. Bd., Jena 1903, S. 488) gibt als Geburtsjahr 1576 an.

[3]) Methodus in dyspnoeam seu de respirationibus libri IV cum synopsibus, quibus quintus pro colophone accessit de curationibus ex dogmaticorum et hermeticorum poenu depromptis, opus rarum practicantibus admodum necessum. Anno MDCXXVIII publicis lectionibus explicatum a. Fabritio Bartoletto Bonon. Philosopho, et Medico practicae medicae, et anatomes in Mantuana Academia primario professore. Bononiae MDCXXXIII.

[4]) In K. Sprengels Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, 4. Teil, 3. Aufl., Halle 1827, wird auf S. 290 als Erscheinungsjahr 1619 angegeben. Sprengel faßt sein Urteil über dieses Werk dahin zusammen, daß Bartoletti auch (sc. wie manche andere) die Galenische Theorie mit den Grundsätzen der spagirischen Schule zu vereinigen suchte und viele chemische Bereitungen aufnahm.

besonderen Beeinflussung der Luft von den Sternen gesagt wird, wird berechtigtes Kopfschütteln erregen, dagegen wird die Angabe keinem Widerspruch begegnen, daß die Luft durch stagnierende Gewässer und Fäulnisstoffe aller Art verunreinigt wird, der Satz freilich, daß derartige Orte der Entstehung der Pest Vorschub leisten, entspricht lediglich den Anschauungen, welche solange auch bei uns gang und gäbe waren, bevor wir die Spezifizität der Krankheitserreger kennen gelernt hatten. Im Anschluß an die Eigenschaften der Luft werden die Winde aufgezählt, von ihnen werden gesundheitlich die östlichen für die heilsameren gehalten, daran reihen sich als die nächstbesten die nördlichen, dann die westlichen und endlich die südlichen Winde. Was die diätetischen Bestandteile der Luft anlangt, so werden die an den Wohnräumen haftenden und die von der Bodenbeschaffenheit abhängigen, der Gesundheit nachteiligen Momente unterschieden, von denen die ersteren leicht, die letzteren schwerer zu beseitigen sind. Es wird bei dieser Gelegenheit die Übersiedelung der Phthisiker in günstigere Orte, auch nach Ägypten, erwähnt. Außerdem werden Gegenden in Italien, die sich guter Luft erfreuen, namhaft gemacht. Die Abkühlung der Luft durch Zerstäubung von Flüssigkeiten, auch von parfümierten, wie Veilchen- und Rosenwasser, und der Erwärmung der Luft durch das Unterlegen (substratis) von einfachen, warmmachenden Substanzen, wie Kamillenblüten, Majoran, Narde, Lavendel, ferner durch Anzünden von verschiedenen Holzarten, wie Lorbeer, Wachholder, Rosmarin, Zypressen, sowie auch durch Räucherungen mit verschiedenen Substanzen, wie z. B. mit Nelken, Rosmarin, Wacholderbeeren usw., wird besprochen. Endlich wird auch der Wärmeerzeugung in Heizgemachen, Schwitzstuben und -bädern, Badezimmern (Hypocaustum) gedacht, wie sie meist in Polen und Deutschland wegen der in diesen Ländern rauheren Luft in Gebrauch sind.

Der *dritte* Traktat ist der Besprechung der *Speise* und den in ihr enthaltenen, die Gesundheit fördernden Stoffen gewidmet. Hieran schließt sich in gleichsinniger Weise der über das *Getränk* handelnde *vierte* Traktat.

Der Verfasser läßt diese Traktate dem über die Luft handelnden folgen, weil die letztere die unerläßlichste Lebensbedingung ist und dem Menschen noch mehr not tut, als die Speise und der Trank, denn ohne diese könnten die Menschen nicht nur tage-, sondern sogar monatelang existieren. Auch diese Traktate hat der Verfasser in musterhafter Ordnung und in systematischer Reihenfolge

in eine größere Zahl von Kapiteln eingeteilt. Als angemessene Speise für den Menschen bezeichnet der Verfasser *Fleisch* und *Brot*, das letztere sei aber als die Hauptsache zu betrachten. Von den verschiedenen Brotsorten ist das aus dem *feinsten Weizenmehl* gebackene das beste, das *kleienhaltige* (furfuracens) aber das schlechteste.

Der Weizen muß vor der Verarbeitung sorgsam durchgesiebt, vom Lolch gesäubert, nachher mit Wasser abgewaschen und endlich an der Sonne getrocknet werden. Es werden nach dem lediglich Ernährungszwecken dienenden Brot (Panis alimentalis) das Brot mit besonderen, der Krankenpflege dienenden Zusätzen (Panis medicionalis), sowie ferner Gemüse, Brühen und anderweitige Getränke erwähnt, welche unter Zusatz von solchen, bei der Krankenbehandlung in Anwendung kommenden Substanzen aus Weizen, Gerste, Bohnen, Spelt, Dinkel oder Reis hergestellt werden, und welche von den Ärzten in Gebrauch gezogen werden. Übrigens sei bemerkt, daß es sich dabei vielfach nicht sowohl um wirkliche Arzneien, sondern um Erfrischungsmittel oder gar um Leckereien ohne besondere Heilwirkungen handelt. Es gibt da eine ganze Reihe recht komplizierter Küchenrezepte. Bei des Besprechung des *Fleisches*, der zweiten für den Menschen angemessenen Speise erwähnt der Verfasser zuerst die in Betracht kommenden Fleischarten, nämlich der von den Vierfüßern — teils Wald-, teils Haustiere. Von den letzteren werden Ochsen, Kalb, Schöps, dessen Fleisch eine gewisse adstringierende Wirkung zugeschrieben wird, Lamm, Bock und Schwein genannt. Wildschweine und Kaninchen befinden sich bei den Waldtieren u. a. auf der Liste. Pferdefleisch wird nicht erwähnt. Vom Wild stellt der Verfasser das Kaninchen in erste Reihe, danach Rehfleisch. Das Fleisch des Wildschweins zieht er dem der gewöhnlichen zahmen Schweine vor. Vom Hirsch- und dem Hasenfleisch will er nichts wissen, sie seien schwer verdaulich und letzteres erzeuge ein melancholisches Gemüt. Bei der Aufzählung der verschiedenen Geflügelarten, wobei die verschiedenen Hühnerarten und die Gans erwähnt werden, vermisse ich die Ente. Besonders wird der Kapaun gerühmt, und zwar vornehmlich auch für Kranke, denen der Kapaun in verschiedener Form dargeboten werden kann. Der Verfasser schlägt verschiedene Zubereitungen für diesen Zweck vor, u. a. zwei Arten von Gallerten. Aus einer aus Kapaunfleisch. bitteren Mandeln usw. hergestellten Paste wurden auch Gewürztäfelchen gemacht, welche bei chronischen Fiebern, bei Hektikern,

gewissen Arten von Phthise gebraucht wurden. Der sogen. „Dreckapotheke" (s. u.) stand übrigens die Hygieine jener Zeit nicht fern, indem bei gewissen Kopfaffektionen Taubenkot als Pflaster angewendet wurde. Das Fleisch des Pfaus hält der Verfasser für das beste, besonders wird es von denen gebraucht, die an Schwindel leiden. Dabei wird auch Pfauenkot für ein Spezifikum gehalten. Es soll davon eine Drachme von männlichen Pfauen für Männer und von weiblichen Pfauen für Kranke weiblichen Geschlechts in Weißwein mazeriert und durch Leinwand filtriert werden. Dieses Produkt soll in der Zeit vom Neu- bis zum Vollmond andauernd gebraucht werden. (!) Aber nicht nur die genannten Hausvögel, sondern auch die Waldvögel werden als menschliche Speise erwähnt, und zwar besonders das Rebhuhn, die Turteltaube, die Drossel, die Waldschnepfe, die Amsel, die Wachtel, der Fasan, die Schwalbe und der Sperling. Aus dem Gehirn der Sperlinge wird eine Latwerge, die gegen den Schwindel gebraucht wird, hergestellt. Das Fleisch aller dieser Vögel wird gerühmt. Wegen weiterer Einzelheiten wird von Bartoletti das Regimen Salernitanum[1]) zur Einsicht vorgeschlagen. Auch betreffs der *Fische* als Nahrungsmittel wird auf dies Regime sowie auf Quercetanus[2]) verwiesen. Der Verfasser gibt nur an, daß die an den Klippen und Felsen sich aufhaltenden Fische die besten seien.

Abgesehen von dem Fleisch der Tiere werden auch die einzelnen Teile derselben (Köpfe, Extremitäten, Eingeweide, Hoden, Drüsen und das Blut) sowie auch ferner die den Tieren entstammenden Produkte: Milch, Butter, Serum, Käse und Eier und deren Ausnützung abgehandelt. Hier spielt auch der Aberglaube eine große Rolle, so z. B. soll mit dem Hasenkopf das Zahnfleisch der Knaben bestrichen werden, damit die Zähne schneller zum Durchbruch gelangen. Eher noch läßt sich die Vorschrift verstehen, daß die aus Kälberbeinen und gleichzeitig aus Kalbfleisch hergestellte Brühe bei Verdauungsstörungen gebraucht werden soll. Von gleichfalls zweifelhaften oder mehr als zweifelhaften Wert dürfte uns wohl der Gebrauch der Ochsenmilz zur Behebung von Verstopfung und zur Beseitigung der Verhärtung der Milz selbst erscheinen, ferner der Gebrauch

[1]) In leoninischen Versen geschriebenes lateinisches Gedicht, worin hauptsächlich diätetische Regeln erteilt werden (s. H. Haeser, Geschichte der Medizin, Bd. 1, S. 671, 3. Aufl., Jena 1875.

[2]) Joseph du Chesne (Quercetanus), Hauptvertreter der Lehre des Paracelsus in Frankreich (1521—1609); vgl. Haeser, Geschichte der Medizin, Bd. 2, S. 116, 3. Aufl., Jena 1881.

einer von Bartoletti aus Wolfsleber und vielen anderen Bestandteilen zusammengesetzten, der sogen. Neapolitanischen Latwerge, welche in wunderbarer Weise gegen Syphilis, besonders gegen die damit verbundenen Schmerzen, gegen das Ausfallen der Haare und gegen den Tripper helfen soll. Aus Ochseneingeweiden sollen Klysmen gegen den dysenterischen Schmerz hergestellt werden. Außerordentlich sonderbar mutet es an, daß destilliertes menschliches Gehirn gegen Gedächtnisverlust gebraucht wird, daß nicht nur aus Schweineblut, sondern sogar auch aus Menschenblut ein Wasser destilliert wird, um Phthisiker wiederherzustellen. Betreffs der kurz abgehandelten, aus dem Tierreich gewonnenen Produkte sei hier nur der Molken gedacht, speziell Ziegenmolken, deren Gebrauch u. a. zwar zum Abkühlen der Leber bei der Krätze (!) empfohlen wird.

Weiter werden die *Gewürze*, d. h. die Dinge, welche die Speisen schmackhaft machen, besprochen. Das vorzüglichste Gewürz ist das Salz. Hierzu wird von dem Verfasser nicht nur das gewöhnliche und das Seesalz, sondern auch das Absynth- und das Betoniensalz usw. erwähnt, welche die Ärzte bei der Krankenbehandlung brauchen. Es handelt sich um Salze, die aus allen Pflanzen extrahiert werden können. Auch die komplizierte Darstellung des „Sal Antimonii" wird weitläufig beschrieben, endlich wird noch das Oleum salis angeführt, welches durch Destillieren von gewöhnlichem Salz mit Bolus Armenicus hergestellt wird. Diese Salze sind keineswegs als unentbehrliche Gewürze anzusehen. Sie werden nicht gebraucht, um die Speisen schmackhaft zu machen, sie werden vielmehr als Mittel gegen putride Fieber, Fäulnis, hartnäckige Obstruktionen, zum Bekämpfen der Katarrhe und gegen Asthma in Gebrauch gezogen. Zu den nicht notwendigen Gewürzen gehört der Zucker, ferner der Honig und endlich der Essig. In einem Anhange werden die Öle abgehandelt, welche nicht nur als Zusatz zu Speisen, sondern auch als Arzneien und endlich als Cosmetica Verwendung finden. Bei der arzneilichen Benutzung des Öles werden zum Teil sonderbare Dinge vorgebracht. Es sei z. B. das Oleum cranii erwähnt, welches aus Öl und dem Schädel eines 25- bis 35-jährigen Menschen mit Hilfe einer ziemlich komplizierten Methode hergestellt und als Mittel gegen Epilepsie besonders bei Knaben empfohlen wird. Auch Menschenfett wurde als Zusatz zu Heilmitteln benutzt. Es wird ein Oleum anodynum emplasticum angeführt, welches aus Schweine- und Menschen- und Pferdefett, sowie aus Knochenmark vom Ochsen und aus Terpentin hergestellt wird.

Es werden aber auch weniger absurde Ölmischungen als Heilmittel angeführt und unter den kosmetischen Zwecken dienenden sei eines zur Beförderung des Haarwuchses, das gleichzeitig als Haarfärbemittel benutzt wird, sowie eines anderen, welches das Ausfallen der Haare verhindern soll, hervorgehoben. Als die letzte Art von Gewürzen werden die von Bartoletti als Aromatica bezeichnet, nämlich der Pfeffer, der Ingwer, die Nelken, die Muskatnuß, der Zimt und der Safran genannt. Diese Substanzen wurden damals nicht nur zu Küchen-, sondern vielleicht oft noch zu Heilzwecken in Anwendung gezogen; so z. B. hat man aus dem Pfeffer ein Öl destilliert, das gegen chronische Tertianfieber und gegen Blähungszustände des Magens gebraucht wurde. Einer mannigfachen Anwendung außer in der Küche, so auch als Arzneimittel, erfreute sich außerdem der Safran, welcher nicht nur das Herz ergötzt und Obstruktionen zu heilen vermag, sondern auch zu der Austreibung des abgestorbenen Fötus benutzt wird und die Suppression der Menses beseitigt, sowie den Schlaf befördert. Vor übermäßigem Gebrauch des Safran wird, weil dadurch das Gehirn geschädigt werde, gewarnt.

In dem *vierten* Traktat, welcher vom *Getränke* handelt, werden *Wein* und *Wasser* als angemessene menschliche Getränke besprochen. Zuerst wird das Wasser und seine verschiedenen Qualitäten erörtert. Als Zweck des Getränkes bezeichnet Bartoletti lediglich die Zerteilung der Speisen, daß der Hauptzweck des Getränkes darin besteht, daß es den Durst lösche, wird nichts gesagt, und auch nichts von dem unsagbarem Nutzen eines guten Trinkwassers. Es werden bei dem Wasser zwei Arten unterschieden: das einfache und das zusammengesetzte. Als die guten Verhältnisse bei dem einfachen Wasser werden lediglich bezeichnet, daß es leicht, daß es süß, und daß es gekocht sei. Das Kochen könne auf drei verschiedene Arten geschehen, erstens, indem es durch die Sonne gekocht wird, diese Methode sei nicht gut, besser sei die Abkochung in einem Gefäße, am besten aber sei die Destillation im Marienbade, weil die gesamte erdige Materie sich dabei am Boden des Gefäßes absetzt. Als zusammengesetztes Wasser wird ein solches bezeichnet, welches entweder durch Aufkochen, durch Filtrieren, durch Vermischung oder durch Destillation verändert wird. In damaliger Zeit war es üblich, zwei Stunden vor der Mahlzeit einen Becher voll gewöhnlichen Zuckerwassers zu trinken, weil es einen wunderbaren Einfluß bei vorhandener Schwäche des Magens habe, sowie auch bei der Verstopfung der Mesenterialvenen. Diese Gepflogenheit

war, weil es eine Vorschrift des Avicenna (11. Jahrh.) war, in ganz Spanien im Gebrauch. Es gab eine nicht geringe Zahl von Wässern, welche durch Abkochung mit verschiedenen Substanzen hergestellt wurden und die sich eines ausgedehnten Gebrauches erfreut zu haben scheinen: nämlich Gerstenwasser, Zuckerwasser, Honigwasser, Wasser durch Kochen mit Gräsern hergestellt, Koriander-, Zimt- und Sandelholzwasser, ferner Wasser mit Mastixharz zubereitet, Brust- und Linsenwasser. Das Brustwasser wurde aus verschiedenen Substanzen (Süßholz, Feigen) hergestellt und bei Brustaffektionen, u. a. auch bei Pleuritis in Anwendung gezogen. Das Linsenwasser wurde bei Masern und bei Variola gebraucht. Gemischtes Wasser und zwar besonders mit Granatwurzelwein oder mit Kirschwein oder mit beiden wurde häufig benutzt. In einem Anhange zum vierten Traktat wird von einer nicht geringen Zahl von Heilwässern Kunde gegeben. Es handelt sich dabei nicht etwa um Mineralwässer, sondern um solche, die mit Hilfe von gewissen Zusätzen zu verschiedenen Zwecken in Gebrauch genommen wurden. Da gibt es nicht nur eine Reihe von Verschönerungswässern für das Gesicht, ein Handwasser, mehrere Zahn- und Zahnfleischwässer, sondern auch eine Reihe von Aqua apoplectic, Wasser gegen die Epilepsie, Holzwasser gegen weißen Fluß, gegen Blasensteine, Quecksilberwasser, Wasser, um das Gedächtnis zu konservieren usw., mit zum Teil als ellenlang zu bezeichnenden Rezepten, bei denen man freilich sehr oft nicht weiß, in welchem ihrer so mannigfachen Komponenten eigentlich die Heilkraft stecken dürfte. Bei der Besprechung des Weines unterscheidet der Verfasser die Nähr- und die Medizinalweine. Von den ersteren ist der Vino nero unreiner als der Vino rosso, am reinsten ist der Vino bianco. Der junge Wein soll nicht gesund sein, dagegen der alte, weil er gereinigt ist. Die Medizinalweine sind zahlreich, zuerst sei der purgierenden gedacht. Bartoletti hat auch eine Vorschrift zur Herstellung eines abführenden Weines mit Senna gegeben. Auch diese Medizinalweine sind zum Teil sehr zusammengesetzt; es gibt deren freilich auch solche, die eine einfache Konstitution besitzen. Abgesehen von den abführenden zusammengesetzten Weinen werden noch solche erwähnt, die säfteverbessernd wirken, die sogen. Vina alterantia, die teils durch Gärung im Faß, teils durch Durchseihung hergestellt werden, Die letzteren werden vom Verfasser als Claretweine (clareta) bezeichnet. Sie bestehen auch aus einer größeren Reihe von Substanzen, die eine gewisse Zeit in dem betr. Weine mazeriert werden müssen.

Der *fünfte* Traktat behandelt den *Schlaf* und die *Schlaflosigkeit.* Der Verfasser rühmt der letzteren — oder sagen wir dem „Nichtschlafen“, wofern man nämlich das Wort „vigilia“ in dieser Weise zu verdeutschen beliebt — nach, daß dabei die Berufspflichten (munia corporea) besser erfüllt werden. In beiden Fällen darf die Richtigkeit dieses Satzes bezweifelt werden. Jedenfalls hat der Verfasser hier einen krankhaften Zustand im Auge, gegen welchen öfter ärztliche Hilfe verlangt wird. Er wünscht, daß der Arzt so viele äußerliche und innerliche Mittel gegen die Schlaflosigkeit an der Hand habe, daß seine Kunst dabei nicht versage. Als äußere Mittel werden empfohlen, Waschungen, Einreibungen mit Salben und Ölen, sowie endlich Irrigationen. Bei den ersten zwei Manipulationen handelt es sich um den Gebrauch von narkotischen Mitteln oder wenigstens von solchen Substanzen, denen derartige Wirkungen zugeschrieben werden Originell ist die Art der Anwendung von Irrigationen bei den Formen der Melancholie, welche durch anhaltende Schlaflosigkeit sich immer verschlechtert, und welches Mittel wunderbare Wirkungen entfalten soll. Die Irrigationen werden derart ausgeführt, daß dem in einem Süßwasserbade befindlichen Kranken die aus dem Euter einer in entsprechender Höhe befindlichen Ziege ausgedrückte Milch über den Kopf rieselt. Als innerliche Mittel werden von Bartoletti gegen unmäßiges Wachen mancherlei Mittel empfohlen, so z. B. aus Mohnsamen hergestellte Emulsionen, sowie auch andere Arzneiformen, welche mit Hilfe von schlafwachenden Medikamenten hergestellt werden. Es werden von dem Verfasser eine größere Reihe von Vorschriften angeführt, Opium spielt die Hauptrolle bei diesen Mitteln. Gegen übermäßiges krankhaftes Schlafen wird reiner scharfer Essig empfohlen, welcher in wunderbarer Weise auf die den Schlaf bewirkenden Dünste wirkt, wenn die Schläfen und die Nasenlöcher damit fortwährend in Berührung gebracht werden, ferner ein aus spanischem Hopfen, Rautensamen und anderen starkriechenden Substanzen mit Hilfe von Essig hergestelltes Arzneisäckchen, welches den in festem Schlaf befindlichen Menschen öfter in die Nase gesteckt wird.

Der *sechste* Traktat, welcher über *Ruhe* und *Bewegung* handeln sollte, ist von Bartoletti nicht bearbeitet worden, sondern er hat auf das Diäteticum von Quercetanus (s. o. S. 208, Fußnote) verwiesen, weil ihm geraten worden sei, daß er Gegenstände, welche bereits von anderen ausführlicher behandelt worden wären, nicht in Betracht ziehen solle.



Der *siebente* Traktat behandelt die Plethora (repletio, redundantia, plenitudo vasorum a massa sanguinea). Der Verfasser steht, wie so vielfach, so auch, was diesen Gegenstand betrifft, auf GALENischem Boden. Es werden die Plenitudo ad vasa und die Pl. ad vires unterschieden. Bei der ersteren sollen die Säfte bis zum Platzen der Gefäße vermehrt werden. Von dieser Plethora ad vasa waren wiederum zwei Abarten unterschieden, nämlich die exquisita, bei der alle Feuchtigkeiten (Humores) und die notha, bei der nur eine Feuchtigkeit vermehrt ist. Von der letzteren endlich werden wieder zwei Arten angenommen, nämlich die plethora notha cum putretadiae, d. h. wenn in der Blutmasse die Galle oder eine andere Substanz, der Fäulnis anhaftet, vorhanden ist und die plethora notha sine putretadiae.

Diese etwas verzwickte Einteilung der Plethora „ad vasa", bei der wir uns, wie überhaupt bei dem Plethorabegriff, wie ihn der Verfasser vorbringt, nicht recht viel denken können, wiederholt sich auch bei der anderen Hauptkategorie der vom Verfasser angenommenen Plethora, nämlich bei der Pl. „ad vires", welche von ihm als schlechte Beschaffenheit der Säfte (kakochymia) bezeichnet wird und bei der er wieder mehrere Abarten unterscheidet. BARTOLETTI benutzt diese Einteilungen zur Aufstellung der Indikationen für die Einleitung der Therapie. Handelt es sich um eine rein quantitative Plethora, und zwar um eine geringen Grades, so wird dieselbe durch Bäder, Abreibungen und Fasten, d. h. durch Inanspruchnahme der Hauttätigkeit, und zwar durch insensible Transpiration beseitigt. Wofern aber diese quantitative Plethora stark ist, wird sie teils durch mildernde, erweichende innere, teils aber auch durch äußerlich anzuwendende Mittel, d. h. durch Aderlaß, Schröpfköpfe, Skarifikationen, durch Blutegel, Kauterien und die Haut reizende Mittel bekämpft. Handelt es sich aber um Plethora mit schlechter Säftemischung, also um wirkliche Kakochymie, ist eine wirkliche Reinigung durch Medikamente auf verschiedenen Wegen angezeigt, nämlich durch den Stuhlgang, durch Erbrechen, sowie ferner durch Schweiß, durch die Nase und den Mund, durch Hämorrhoiden und bei Frauen durch den Uterus. Ist aber diese Art des Purgierens zu angreifend und deshalb nicht angängig, so müssen leichtere Mittel, eventuell solche, welche auf die Anwendung der schwereren vorbereiten, in Gebrauch genommen werden. Der Verfasser führt eine ganze Reihe solcher Mittel an, welche zum Teil auch eine recht komplizierte Zusammensetzung haben. An die Besprechung der Plethora schließt der Ver-

fasser die das Gegenteil derselben bildende Inanition. Dieselbe kann durch Verschwendung und Nachlaß der geistigen Kräfte, die durch mannigfache Ursachen bewirkt wird, zustande kommen, nämlich erstens durch plötzliches Verschwinden des Geistes infolge fröhlicher oder trauriger Gemütsbewegungen, durch allmähliche Verdunstung des Geistes, wie sie bei Greisen geschieht, endlich auch infolge der Vergiftung des Geistes, wie sie bei bösartigen und pestartigen Fiebern vorkommt. Weiterhin entwickelt sich die Inanition infolge zu reichlichen Abganges fester und flüssiger Auswürflinge, welcher teils spontan geschieht, wie z. B. durch Erbrechen, durch den Stuhlgang, durch den Urin, durch Schweiß, so u. a. bei der Cholera, bei der Diarrhoe, bei der Magenruhr (Lienterie) und bei der Dysenterie beobachtet wird, teils aber durch die Darreichung von Medikamenten künstlich, und zwar besonders durch Purgantien herbeigeführt wird. Endlich entsteht die Inanition infolge von mangelhafter Nahrungsaufnahme. Die Therapie soll die der Inanition zugrunde liegenden Ursachen zu beseitigen suchen. Durch Abenteuerlichkeit ausgezeichnet ist der Vorschlag, um den durch die erwähnte Vergiftung in Auflösung geratenen Geisteskräften wieder aufzuhelfen, die zu Kalk verbrannten und weiter verarbeiteten usw. Edelsteinfragmente zu verwenden.

Der *achte* und letzte Traktat behandelt die Leidenschaften. Sie sind es, die zu plötzlicher Verödung des Geistes führen können. Es existieren acht solche Passiones animi, nämlich: erstens der Ehrgeiz, zweitens der Geiz, der in einer unruhigen Erregung des Geistes begründet ist, drittens der in einer der verderblichen Leidenschaft bestehende Neid, viertens die in Wahnsinn bestehende Leidenschaft, die als sinnliche Liebe bezeichnet wird, fünftens der in einer Aufwallung des Geistes bestehende Zorn, sechstens die Freude, die in einer Fröhlichkeit des Geistes wurzelt, die siebende Leidenschaft, die in einer Ängstlichkeit des Geistes besteht, wird als Furcht bezeichnet, als deren achte wird von Bartoletti schließlich die Traurigkeit angeführt. Die Heilmittel gegen die Leidenschaften bestehen lediglich in der freien Entschließung der Menschen; diätetische *Heilmethoden sind dagegen* nicht anzuwenden, sie versagen dabei völlig. Damit endet die Bartolettische Hygiina, welche, wie gesagt, den zweiten Teil seiner Enzyklopädie bildet, während deren erster die Physiologie und deren dritter Teil die Pathologie in ihren verschiedenen Abschnitten mit Einschluß der Therapie umfaßt. Da Bartoletti die gesamte Enzyklopädie als eine hermetico-dogmatica

bezeichnet, so muß dies wohl auch von dem der Hygiina gewidmeten Traktat gelten. Derselbe entspricht ungefähr dem Begriff, welchen Blancard[1]) von dem Umfange der Hygieine gegeben hat. Er sagt: „Hygieina est pars medicinae, quae sanitatem conservandi modum per quaedam remedia, eorumque usum, tradit.“ Freilich gab es zu Blancards Zeit, wie wir aus der Fortsetzung seiner Definition des Wortes „Hygieina“ ersehen, schon Autoren, welche diese Wissenschaft auf eine breitere Basis stellten und sie in drei Teile sonderten, nämlich erstens, die Hygieine, welche später drohende Krankheiten abwendet, zweitens die, welche die bestehende Gesundheit schützt, und endlich drittens die Hygieine, durch welche Kränkelnde wieder hergestellt werden. Es handelte sich dabei aber immer nur um eine individuelle Hygieine, wie sie uns in der Arbeit von Bartoletti in der ausgesprochensten Form entgegentritt. Fragen von irgendwelchem über das Individuelle herausgehenden Interesse werden bestenfalls teils ganz kurz behandelt, teils gar nur gestreift. Ich erinnere hier, um nur ein Beispiel zu erwähnen, an die Beschaffenheit der gesunden und ungesunden Gegenden, obgleich gerade diese Frage seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen stets auf sich gezogen hat. Indes ist sogar auch vieles, was die individuelle Hygieine betrifft, selbst im Vergleich mit den soweit zurückliegenden Vorschriften des Alten Testaments für das jüdische Volk[2]) außerordentlich fragmentarisch und dürftig. Dasselbe gilt besonders auch von den allerindividuellsten, die Körperpflege betreffenden Hygieinevorschriften, z. B. im Vergleich mit der altindischen Medizin, in der sie gerade eine so hervorragende Berücksichtigung erfahren hat.[3]) Andere Kapitel, wie u. a. die die Kosmetik betreffenden Fragen sind mit verhältnismäßig großer Ausführlichkeit abgehandelt. Die über die Gewürze gemachten Mitteilungen ferner nehmen wohl beinahe ebensoviel Raum ein, wie die Ausführungen über die wirklichen Nahrungsmittel, und was er darüber sagt, verträgt sich vielfach durchaus nicht mit einer objektiven, nüchternen Naturbeobachtung. Bartoletti zeigt uns in seinen literarischen Arbeiten

[1]) Steph. Blancardi, Lexicon medicum renovatum. Editio novissima. Lugduni Batavorum 1717.

[2]) Vgl. meine Ausführungen in meiner Medizin im Alten Testament, Stuttgart 1901, S. 13 u. flgde.: „Zur Gesundheitslehre und über verwandte Dinge im Alten Testament und in seinen Apokryphen.

[3]) Vgl. Jolly, Medizin (im Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, Straßburg 1901, § 32, S. 37 u. flgde.).

allerdings ein doppeltes Gesicht. An seinem Methodus in Dyspnoeam hat er sich als ein Forscher erwiesen, der, wenngleich er oft genug auf HIPPOKRATES und GALEN zurückgriff, sehr gute selbständige Beobachtungen zu machen verstand, während er in seiner Enzyklopädie, und ganz besonders in dem die Pathologie betreffenden Teile noch völlig an GALEN klebt. Die Lehren des PARACELSUS (geb. 1493,[1]) gest. 1541), der mit dem Glauben an die alten dominierenden Autoritäten gebrochen hatte und unbefriedigt von dem Tun und Treiben seiner Zeitgenossen, deren Wissenschaft sich darauf beschränkte, die von GALEN und den *Arabern* aufgestellten Dogmen zu interpretieren, durchaus seine eigenen Wege ging, haben auf BARTOLETTI anscheinend nicht befruchtend gewirkt. Daß jedoch die Lehren des PARACELSUS nicht unbeachtet an ihm vorübergegangen waren, ersehen wir aus seinem Hinweis auf DU CHESNE (QUERCETANUS) im dritten Traktat (gelegentlich der Erwähnung der Fische als Nahrungsmittel, s. o.) und im sechsten Traktat (s. o.). QUERCETANUS hat bekanntlich (s. o. Fußnote) am meisten zur Verbreitung der Lehren des PARACELSUS in Frankreich beigetragen Auch in seinen pharmakologischen Kenntnissen hatte BARTOLETTI nicht viel von PARACELSUS mächtigen Reformwerk profitiert, besonders auch nicht betreffs der Einfachheit der Rezepte, auf welche PARACELSUS mit Recht so sehr drang. Wir finden bei BARTOLETTI außerordentlich lange Arzneivorschriften, sie dokumentieren oft nicht nur den krassesten Aberglauben, sondern die sie zusammensetzenden Bestandteile sind sogar häufig genug auch ekelerregend, ja zum Teil geradezu kannibalisch erscheint es, wenn Organe und Gewebe des menschlichen Körpers als Heilmittel verordnet werden, so Menschenhirn gegen Gedächtnisschwäche, Ochsen- und ebenso auch Menschenblut, um Phthisiker zu behandeln. Es wird ferner ein Oleum cranii erwähnt, welches aus Öl und dem Schädel eines 25- bis 35jährigen Menschen mittels einer ziemlich umständlichen Methode hergestellt wird. Dasselbe soll als Mittel gegen Epilepsie, inbesondere bei Knaben gebraucht werden. Es wird außerdem eines Oleum anodynum emplasticum Erwähnung getan, bei dessen Herstellung neben anderen Fetten auch Menschenfett in Anwendung gezogen wird. Alsdann spielt eine Art von Organtherapie, wobei auch der arzneilichen

[1]) KARL SUDHOFF, Zu HOHENHEIMS Geburtstag. Beilage zur Allgem. Zeitung 10. November 1893 (Beilagenummer 261). Die anders lautenden Angaben über das Geburtsjahr auf 1490, HAESER (a. a. O. Bd. 2, S. 72) gibt 1491 an, sind unrichtig.

Verwertung der Exkremente ein wesentlicher Anteil zukommt, eine gewisse Rolle. Pfauenfleisch und Pfauenkot werden als Mittel gegen den Schwindel angegeben, desgleichen Sperlingsgehirn; Ochsenmilz soll gegen Verstopfung und gegen Verhärtung der Milz helfen, Wolfsleberlatwerge gegen Syphilis usw. Man kann aber auch darüber mit BARTOLETTI nicht zu streng ins Gericht gehen, wenn wir aus PAULLINIS heilsamer Dreckapotheke[1]) ersehen, daß sogar PARACELSUS Feigwarzen u. a. m. mit Umschlägen, die aus des betr. Patienten eignem Kot mit Eieröl gemischt, hergestellt wurden, behandelte (a. a. O. I, Seite 161) und auf Menschenkot als Heilmittel überhaupt viel gehalten hat (a. a. O. II, Seite 236),[2]) und daß bis zur

[1]) Das Exemplar von K. F. PAULLINIS heilsamer Dreck-Apotheke I u. II — wonach ich zitiere — erschien in Stuttgart 1847. Zuerst erschien dies Buch unter dem Titel: „Heilsame Dreck-Apotheke, wo nemlich mit Dreck und Urin fast alle, ja auch die schwersten giftigen Krankheiten und bezauberten Schäden vom Haupte bis zun Füssen, innerlich und äusserlich glücklich curirt worden, durch und durch mit allerhand curiösen Historien und andern Denkwürdigkeiten bewährt und erläutert. Frankfurt am Main 1696" — zitiert nach K. F. H. MARX, Zur Beurteilung des Arztes CHR. FR. PAULLINI. In den Abhandl. der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Bd. 18, 1873. — H. HAESER (a. a. O., Bd. 2, S. 428) beklagt, daß das Buch zu „widerwärtigem Ansehen" gelangt sei. Indes wenn das, was das Buch enthält, wahr ist — und das darf angenommen werden — so halte ich es keineswegs für ein Übel, wenn derartige Krebsschäden aufgedeckt werden. Es fehlte aber schon damals nicht an Männern, welchen dies Buch keineswegs zusagte und die Art, wie PAULLINI für „seine Dreck-Apotheke" eintrat, muß freilich befremdlich erscheinen, wie er das in einem Artikel in seinem philosophischen Feierabend tut (Frankfurt a. M. 1700, S. 462—473). Hier nämlich tritt PAULLINI, wie schon aus folgender Überschrift zu diesem Artikel hervorgeht: „Daß Dreck das allererste, älteste, edelste, vornehmste, nützlichste und notwendigste unter allem in der ganzen Welt sei, usw.", energisch für diese Praxis ein. Indes PAULLINI war eben auch ein Kind seiner Zeit. Er lebte von 1643—1712, war übrigens ein sehr beliebter, angesehener Arzt und kam als Leibarzt des Bischofs von Münster in eine hohe Stellung. MARX (a. a. O. S. 75) hebt, auf sehr zuverlässige Gewährsmänner sich stützend, betreffs PAULLINIS Charakter hervor, daß über dessen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit kein Zweifel aufkommen könne. So darf man PAULLINIS „heilsame Dreck-Apotheke" als einen treuen Spiegel nicht nur seiner Zeit, sondern auch seines eigenen Ichs ansehen. Es war seine ehrlichste Überzeugung, mit der er auch gegenüber hochgestellten Persönlichkeiten nicht zurückhielt, daß sämtliche in seiner Apotheke angegebenen Mittel „schnell, sicher und angenehm" heilen.

[2]) Ich muß hierzu doch bemerken, daß es ein Mißverständnis PAULLINIS ist, wenn er behauptet, HOHENHEIM habe als Heilmittel für Feigwarzen (eigentlich Hämorrhoidalknoten) den eigenen Kot der Patienten mit Eieröl gemischt empfohlen. Er sagt allerdings in stercore magnae virtutes sunt, sed nihil faciunt sine additione. Der Kot müsse im Feuer bereitet, also einem chemischen Prozeß unterzogen werden,

Mitte des 18. Jahrhunderts solche Stoffe in den Arzneischatz einverleibt waren.[1]) Freilich gehören diese Dinge nicht in ein Werk über Hygieine. Zu BARTOLETTIS Zeit hatte man andere Anschauungen, unter deren Einfluß ist auch seine „Hygiina" entstanden. Sie entstammt aber jedenfalls der Feder eines namhaften Arztes und Gelehrten, dessen Name auch heut noch keineswegs der Vergessenheit anheimgefallen ist, eines Mannes, der in seinem Vaterlande eine hohe akademische Stellung eingenommen hat. Jedenfalls wird die „Hygiina" des BARTOLETTI einen dauernden kulturhistorischen Wert behalten.

---

genau wie der Urin, der für Ezkreszenzen der Vulva heilsam sei, „sed non illa quae vadit, quia quotidie läuft er dadurch, sed urina debet prius praeparari". Übrigens stehen diese Anweisungen in einem Baseler Kollegienheft zu einer chirurgischen Vorlesung für (ungebildete) Wundärzte und stammen also obendrein aus früher Zeit. Und wenn PAULLINI an anderer Stelle sagt, daß HOHENHEIM viel auf Menschenkot gehalten habe, ja ihn „den Wienetischen Ärzten sonderlich angepriesen", so spielt er dabei auf eine schnurrige Geschichte an, die erst 118 Jahre nach HOHENHEIMS Tode von RUDOLPH GLAUBER zum ersten Male berichtet wurde, deren Authentizität also sicher gering ist, wie sehr sie auch sonst zu HOHENHEIMschen Verspottungen seiner steifleinenen Gegner stimmt. Er soll nämlich, als er am kaiserlichen Hofe „gute Curen getan", nach einem Gastmahl mit seinen Kollegen (!), als sie ihn baten, ihnen doch eines seiner großen Mittel zu offenbaren, eine silberne verdeckte Schüssel mit frischem „Bauerndreck" haben hereinbringen lassen! — worin man ja eine übermütige, versteckte Anspielung auf seine schwefelwasserstoffhaltigen Schwefelarzneien sehen könnte, wenn die Farce nicht zu offenkundig erfunden wäre! (Vgl. die GLAUBERsche Schrift „De Lapide animali", Amsterdam 1669, 8°, verkürzt wieder abgedruckt im „Glauberus concentratus", 1715, 4°, S. 678.) SUDHOFF.]

[1]) S. z. B. im Thesaurus medicamentorum curante D. W. TRILLERO, Frankofurti ad M. 1764. Hier werden als solche aufgezählt: „Stercus caninum album (album graecum), pavonum stercus, vaccae stercus et urina, bufones exsiccati, cervi priapus, equi testes etc." Bei BLANCARD (l. c. S. 23) wird neben dem „album graecum" das „album nigrum", d. h. das „stercus murium" angeführt.

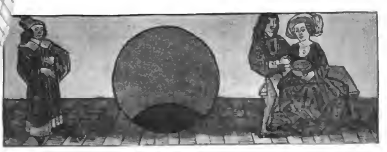


Fig. 8 (vgl. S. 251).

Laßtafelkunst in Drucken des 15. Jahrhunderts.

Von

Karl Sudhoff.

Ist es auch Irrtum,
Hat es doch Methode.

Was mir an Beobachtung aufging und in Gedanken darum anschoß, als ich über der mächtigen Mappe mit der unvergleichlichen Sammlung von Kalenderdrucken aus dem 15. Jahrhundert am Fenster des Handschriftenlesezimmers der Münchener Hof- und Staatsbibliothek saß, was mir immer klarer lebendig wurde, als ich die Stuttgarter, Nürnberger, Leipziger, Zwickauer, Maihinger, Göttinger, Braunschweiger, Hannoveraner, Hamburger, Lübecker, Berliner Kalenderschätze kennen lernte und endlich das Meiste bequem in den Häblerschen „Hundert Kalender-Inkunabeln" wieder beisammen fand,[1]) das sei hier übersichtlich zusammengestellt in reichlicher Auslese, die für medizingeschichtliche Zwecke genügen mag. Es ist fast durchgehends Neuland der Forschung für die Historiker der Heilkunde, das hier zum ersten Male unter den Pflug genommen wird. Das Erträgnis scheint mir der Erheblichkeit nicht zu entbehren.

Der Aderlaß war ja im Mittelalter nicht nur das wichtigste Rüstzeug in der therapeutischen Schatzkammer des Arztes, er hatte sich auch behaglich eingebürgert unter den ständigen Hilfsmitteln der allgemeinen Volksgesundheitspflege — man erinnere sich nur an

[1]) Zur Illustrierung dieser Abhandlung sind vorwiegend Kalenderblätter verwendet, die Häbler *nicht* gebracht hat.

die Aderlaßszenen in der Dichtung, z. B. bei Tristan und Isolde![1]) — neben dem Baden, Schröpfen und Laxieren, weise geleitet und unter Aufsicht gehalten von der Sternenweisheit der Gelehrten, wie man meinte, in Wahrheit tyrannisch beherrscht von einer uralten scheinwissenschaftlichen Schrulle, die jahrhundertelange Übung zum kompliziertesten System ausgebaut hatte, wie mager, ja simpel auch diese ganze gelehrte Systematik sich darstellt, wenn man ihr energisch zu Leibe geht.

Im 15. Jahrhundert war diese Entwickelung ja schon im wesentlichen vollendet. Als aber der Druck sich der Laßtafeln bemächtigte und diese „Waschzettel“ der Volksgesundheit jährlich in wachsender Zahl und Reichhaltigkeit auf den Markt kamen, machten sie scheinbar und auch wirklich noch eine ganz besondere Weiterentwickelung durch, eine Art Spätblüte, unter besonders begünstigenden Umständen.

Einmal wirkten die Betriebsamkeit und die Konkurrenzbedürfnisse der Verleger und Drucker äußerst fördernd, und auch der Ehrgeiz der gelehrten, meist ärztlichen Bearbeiter, deren einer den anderen gleichfalls zu überbieten suchte, hielt die Dinge in lebhaftem Flusse. Aber es wurde auch manches wieder aus dem Schlafe geweckt; man besann sich förmlich erst auf vieles oder holte es erst aus den gelehrten Scharteken heraus, um es für diese, wie man meinte, volkshygienischen Zwecke herzurichten. Auch war jetzt, wo das Laßtafelmaterial von Jahr zu Jahr wuchs und anschwoll, eine ganz andere Sichtung und methodische Ausbildung und Gliederung möglich; man lernte sein Werkzeug in ganz anderer Weise gebrauchen als früher, wo nur wenige dieses „Segens“ hatten teilhaftig werden können.

Sehen wir uns diesen Entwickelungsprozeß einmal an der Hand der relativ recht spärlichen, aber doch noch ziemlich zahlreichen Dokumente des Kalenderdruckes des 15. Jahrhunderts an, der durchaus vorwiegend, ja fast ausschließlich unter dem ärztlichen Zeichen, unter volksmedizinischem Gesichtspunkte steht.

---

[1]) Gottfried von Strassburg, Tristan, herausgegeben von Reinhold Bechstein, 2. Teil, Leipzig 1869, Vers 15121 ff. — Beachtung verdient auch heute noch trotz aller Fehler der Artikel über Kalenderdiätetik von Thierfelder sen. „Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksmedizin im vierzehnten Jahrhundert“ im 2. Bde. von Küchenmeisters Zeitschrift S. 165—177.

Der Einblatt-, Plakat- oder Wandkalender ist zu Anfang fast nur auf die Rücksichten und Bedürfnisse der gesundheitlichen Lebenshaltung zugeschnitten; die geschäftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte, ja selbst die der einfachen Zeiteinteilung kommen daneben kaum in Betracht. Z. B. der Kalender, der jeden Tag des Jahres nennt, ein scheinbar unentbehrliches, weil absolut wesentliches Erfordernis, ist erst eine relativ späte Errungenschaft dieser Einblattdrucke, wie wir sehen werden.

Der Heiligenkalender war ja etwas Dauerndes, das man im Breviarium, in den Horae beatae Mariae virginis, in den Martyrologien[1]) und anderen Gebet- und Erbauungsbüchern immer zur Hand hatte; und an dieses Jahreseinteilungsgerüst lehnt sich der jährliche Almanach an, der dann nur das Notwendigste zur Festlegung der beweglichen christlichen Festtage und die Neu- und Vollmondstermine brachte, die ja auch für Säen, Pflanzen, Holzfällen und manches häusliche Tun von Wichtigkeit gehalten wurden, und endlich die Aderlaßtafel, bzw. Laxier-, Schröpf- und Badetafel, die Dreiviertel und mehr des ganzen Kalenderraumes in den ersten Jahrzehnten des Kalenderdruckes und noch für lange Zeit hin füllte.

[1]) Daß auch die Martyrologien einen Heiligenkalender an den Anfang setzen, hat sicher nichts Befremdliches, zumal sie ja selbst meist nach den Monaten geordnet und nach den Jahreszeiten eingeteilt waren („Winterteil“ und „Sommerteil“). Daß aber selbst in diese Kalender der Martyrologien sich hygienische und Aderlaßanweisungen verirrten, dürfte weniger bekannt sein. Es ist also wohl der Hinweis angebracht, daß beispielsweise in dem „Martyrologium der heiligen ‖ noch dem kalender“, das verdeutscht wurde im Advent 1483 „zů Wyssenburg in dem parfüssen closter von den geistlichen vettern der heiligen obseruantz“ und „Gedruckt zů Straß ‖ burg Johānes prüß ‖ Anno dñi. Mcccclxxxiiij“ auf 68 Folioblättern erschien, deren letztes unbedruckt ist, daß also in diesem Martyrologium die 12 Monatsblätter zu Anfang in der ersten Spalte die Reihe der Tagesheiligen des Monats bringen und in der zweiten Spalte, die im „Jenner“ (Januar) ausdrücklich „Vō gesontheit“ überschrieben ist, hauptsächlich diätetische Anweisungen geben unter Berufung auf gelehrte Meister der Kunst, ganz im Stile des „Teutschen Kalenders“, der mit den Worten beginnt „Meister Almansor spricht“. Bei diesen Monatsregeln der Gesundheitspflege wird der Aderlaß natürlich nicht außer Acht gelassen, ja am Schlusse der Monatstafel ist noch ausdrücklich eine „Laßtafel“ angehängt, gültig für alle Jahre, mit dem Aderlaßmännlein am Schlusse (vgl. Fig. 16, S. 274). [Derartige monatliche Gesundheitsregeln aus dem 13.—16. Jahrhundert sind in größerer Zahl zusammengestellt in P. Alberdingk Thijm, Kalender en Gezondheidsregels getrokken uit het hantschrift der boekerij van de hoogeschool te Leuven getiteld „Liber Orat. Fland. M. S.“ uitgegeven op last der Kon. Vlaamsche Academie en vergeleken bij eenige andere deels ongedrukte kalenders en gezondheidsregelen der XIIIe, XIVe en XVe eeuw. Gent, A. Siffer, 1893, 64 S., gr. 8°.]

So ist der Kalender des 15. Jahrhunderts ein integrierender Bestandteil der Medizingeschichte, namentlich nach der volkshygienischen Seite hin von geradezu durchschlagender Bedeutung.

Der älteste gedruckte Kalender ist der xylographische Kalender von **1439** von Johann Nyder de Gamundia, dem aus Gmünd in Schwaben gebürtigen Magisters der Mathematik und Astronomie in Wien, der 1442 als Kanzler der dortigen Universität verstorben ist. Dieser Holztafeldruck hat noch keine Aderlaßnotizen, wohl aber schon das Badebild im Freien: rechts nacktes junges Weib im Badezuber, einen Strauß in der Rechten, links auf einem Hockerstuhl ein junger Mann, die Laute spielend.

Ein handschriftlicher Kalender auf das nämliche Jahr bringt aber schon die meisten hygienischen Regeln für das Blutlassen und fügt einen ausführlicheren Traktat über Aderlaß und Schröpfen bei, den ich demnächst vollständig hier abdrucken lassen werde. Der xylographische Erstling hat wohl nicht einmal mit seinem Badebildchen hygienische Absichten. Er hat nur das lockendste der damals schon länger üblichen Monatsbilder (oft bekanntlich eine der schönsten Zierden der den Breviarien vorausgeschickten Kalender), das Maibild, ausgewählt, um seinen Kalenderdruck verkäuflicher zu machen.

Auch der „Kalender für **1448**", der in Wiesbaden gefunden wurde, enthält in dem erhaltenen Fragment, das die astrononuische Beschreibung der Monate Januar bis April einschließlich bringt (vgl. das Faksimile auf Tafel 184 von Burgers, Deutsche und Italienische Inkunabeln, Heft VIII, Berlin 1904) keinerlei medizinische Bemerkungen; völlig medizinisch ist dagegen der berühmte Guttenbergsche „Laxierkalender" für **1457**, der mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist.

Bekanntlich hat ihn Gotthelf Fischer 1803 in Mainz gefunden und diensteifrig — nach Paris geschickt, wo sich das einseitig bedruckte Blatt noch heute auf der Bibliothèque nationale befindet. Seinen Namen „Laxierkalender" führt er übrigens nur teilweise mit Recht; denn er ist ein Aderlaßkalender, wie seine unzähligen Nachfolger, der aber auch schon die günstigen Tage für das Einnehmen von Abführmitteln aufführt, wie das erst weit später durchgehends Brauch wurde.

Fig. 9. Der „Laxierkalender" GUTTENBERGS auf das Jahr 1457, nach einer Photographie des einzigen erhaltenen Fragmentes auf der Pariser Nationalbibliothek, mäßig verkleinert.

Fischer hat dies ehrwürdige Kalenderfragment übrigens sofort auch in Faksimile bekannt gegeben in seiner „*Notice du premier monument typographique en caractères mobiles avec date connu jusqu'à ce jour. Découvert dans les archives de Mayence et déposé à la bibliothèque nationale de Paris.* Par G. Fischer. A Mayence chez Théodore Zabern (o. J., 4 Bll. 4⁰ und eine Querfoliotafel).[1] Da es auch für die Geschichte der Medizin eine höchst wichtige Stichprobe ist und niemals vollständig, ja seit 1803 meines Wissens überhaupt nur noch einmal und an wenig zugänglicher Stelle reproduziert wurde, gebe ich dies altehrwürdige Kalenderbruchstück hier in mäßig verkleinerter zinkographischer Nachbildung wieder (Fig. 9).

Man sieht, es ist nur die obere Hälfte des Plakates erhalten,[2] deren Text folgendermaßen lautet:

Conjunctiones et oppositiones solis ac minutiones electivae nec non dies pro medicinis laxativis sumendis in anno domini Mcccclvii (1457), cujus B littera dominicalis, xiiij aureus numerus, Intervallum ix hebdomadae Concurrentes una dies.

Januarius: Oppositio feria secunda post Erhardi [sc. diem] hora nona post meridiem. Incensio in die conversionis Pauli hora quinta post meridiem. Minutiones feria secunda et tertia post circumcisionis domini. Laxativa sumenda nono, decimo, undecimo, decimo octavo, decimo nono. vigesimo, vigesimo octavo et vigesimo nono die huius mensis.

Februarius: Oppositio die Apolloniae hora undecima ante meridiem. Incensio die Matthiae apostoli hora quinta ante meridiem. Minutiones sabbato et dominica post Appoloniae, quinta et sexta [feria] post Valentini et tertia post Matthiae. Laxativa sumenda quinto, sexto, septimo, decimo quarto, decimo quinto, decimo sexto, vigesimo tertio ac vigesimo quinto die huius mensis.

[1] Vgl. auch G. Fischers Beschreibung typographischer Seltenheiten und seltener Handschriften nebst Beyträgen zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Sechste Lieferung. Nürnberg, Lechner, 1804, 8⁰, S. 25—36. In seiner ersten Publikation hatte Fischer die obere Hälfte des erhaltenen Fragmentes auf lithographischer Tafel in Schwarz- und Rotdruck faksimilieren lassen.

[2] Die ausgestrichenen Wörter sind vom Rubrikator *rot durchstrichen, um sie hervorzuheben.*

Martius: Oppositio feria quinta ante Gregorii hora sexta post meridiem. Incensio annuntiationis Marie hora sexta post meridiem Minutiones pridie et die Gertrudis et dominica post Gertrudis. Laxativa sumenda quarto, quinto, sexto, tredecimo, decimo quarto, decimo quinto, vigesimo tertio, vigesimo quarto ac vigesimo quinto huius mensis.

Aprilis: Oppositio sabbato post Ambrosii in meridie. Incensio crastino Georgii hora sexta ante meridiem. Minutiones sexta post Ambrosii pridie et die Tyburtii dominica et feria secunda post Tyburcii. Laxativa sumenda primo, secundo, tertio, decimo, undecimo, duodecimo, undevigesimo, vigesimo primo, vigesimo octavo, vigesimo nono ac trigesimo die huius mensis.

Maius: Oppositio secunda post Gothardi in media nocte. Incensio secunda ante Urbani hora sexta post meridiem. Minutiones die Gothardi et die sequenti, die Gordiani et die sequenti, pridie Sophiae et die eiusdem. Laxativa sumenda septimo, octavo, nono, decimo sexto, decimo septimo, decimo octavo, vigesimo quinto, vigesimo sexto et vigesimo septimo die huius mensis.

Junius: Oppositio tertia post Bonifacii hora prima post meridiem. Incensio quarta post Albani hora septima ante meridiem. Minutiones quarta et quinta ante Bonifacii sexta et sabbato post Bonifacii, quinta et sexta ante Albani. Laxativa sumenda tertio, quarto, quinto, tredecimo, decimo quarto, decimo quinto, vigesimo secundo, vigesimo tertio ac vigesimo quarto die huius mensis.

[Julius] Oppositio quarta post Udalrici hora undecima post meridiem. Incensio pridie Mariae Magdalenae hora quinta post [meridiem] . . .

Auffallend ist hier die große Zahl der Laxiertage, d. h. der Tage nicht etwa, an welchen man Abführmittel nehmen soll, sondern an welchen man ohne Schaden oder mit gutem Erfolg ein Abführmittel nehmen *kann*, wenn man gewohnheitsgemäß ein- oder zweimal im Monat ein Laxiermittel gebraucht, auffallend ist die große Zahl der Laxiertage im Vergleich zu den wenigen Aderlaßtagen, d. h.

den für diese „hygienische“ Maßnahme eventuell günstigen.[1]) Daß bei allen diesen Terminangaben für ärztliche Maßnahmen nur an Anweisungen für *Gesunde*, die präventiv davon Gebrauch machen, gedacht ist, ist hier als selbstverständlich zwischen den Zeilen zu lesen, später wird es ausdrücklich hervorgehoben, wie wir noch sehen werden. Günstig sind die kenntlich gemachten Tage eventuell auch für Kranke zum Aderlassen oder Abführtranknehmen, aber wenn es not tut, dürfen auch *andere* gewählt werden und zwar besonders astrologisch festzulegende für besondere Krankheitsumstände und besondere Zufälle im Krankheitsverlauf.

Auch ein, gleichfalls wohl in Mainz gedruckter, Kalender auf das Jahr **1462** ist ein vollständiger Aderlaßkalender, der außer der Goldenen Zahl, dem Sonntagsbuchstaben und dem Fastenabstand auch nur die Mondphasen und die Laßtafel bringt, die fast zwei Drittel der bedruckten Großfolioseite einnimmt. Ich gebe diesen Laßtafeldruck, das Unikum der Fürstlich FÜRSTENBERGschen Bibliothek zu Donaueschingen, nebenstehend verkleinert in zinkographischer Reproduktion (Fig. 10) als typisches Beispiel der Einteilung dieser frühen Aderlaßzettel. Der Kalender verschwindet förmlich gegenüber der Laßtafel, die gut die unteren zwei Drittel des Blattes einnimmt.

Man sieht, daß hier auch schon das Alter der „Aderlässer“ berücksichtigt ist in den wie eine Überschrift durchlaufend gedruckten Worten:

„Item iungen leuten ist güet czü lassen in auff nemenden man vnd alten in ab nemenden man“,

und fühlt förmlich die schraubende und pressende Gewalt der Schablone.

Ähnliches wurde damals schon allgemeiner Brauch. Sehen wir uns eine Reihe von Kalendern an, die aus der großen Zahl dieser

[1]) Der älteste mir bekannt gewordene deutsche handschriftliche Heiligenkalender, den ROCHUS VON LILIENKRON aus der THOTTSKE-Sammlung in Kopenhagen vor 60 Jahren veröffentlichte (HAUPTS Zeitschrift Bd. VI, S. 349—369), ist kurz nach 1305 verfaßt und geschrieben und fügt schon kurze hygienische Monatsanweisungen bei. Gänzlich verbietet er den Aderlaß im Januar, März, Juni, Juli und August und führt außer bei September und Oktober, wo alle Adern wohl geschlagen werden durften, die zu wählenden Adern den Monaten bei: im Februar auf den Daumen, im April die „mediodern“ (Medianader), im Mai die „leberodern“, im November die Hauptader und auch zur Leber, endlich im Dezember Hauptader und alle anderen Adern (vgl. auch JOS. BAADERS Kalender von 1428 im Anz. f. K. der dtsch. Vorzeit 1864, Sp. 332 ff.).

So ve gulden tzal 15 Suntag puechstab c Czwischen dem christag und ersten suntag in der vasten sind 10 · wochen und 2 ubrig tag

Newman und volman des mans nach warn lauff auff wenn darin die vr czu rayten sind nach mittag des selbigen tags dar an sy geschriben sind oder vergangen mit na

New mān	hō	m.	Volmā	hō	m.
Bamstag vor blasy	3	9 nach mitag	Bamstag vor antony	3	52 nach mitnacht
Montag nach mathie	9	26 nach mitnacht	An sand vallētin tag	1	40 nach mitag
Mitich nach verkundung·m·	2	32 nach mitnacht	Montag nach gregory	10	51 nach mitag
Phinztag nach georgy	4	6 nach mitag	An tiburcy tag	1	21 nach mitnacht
Bamblstag nach urbani	4	1 nach mitnacht	Phinztag vor sophie	x	58 nach mitag
Suntag vor petri·u·pauls	2	46 nach mitag	Bamblstag vor viti	3	5 nach mitnacht
Montag nach iacobi	11	32 nach mitag	Suntag vor mārgrete	2	41 nach mitag
Mitich nach bartholomei	8	41 nach mitnacht	An sand larēcze tag	4	8 nach mitnacht
Phinztag nach mathei	2	12 nach mitag	An unser frauen gepurd	9	18 nach mitag
Sambstag vor symon iude	1	51 nach mitnacht	Freitag vor bolygōny	2	53 nach mitag
Suntag vor katherine	0	46 nach mitag	Suntag nach martini	8	57 nach mitnacht
An sand thoman tag	2	4 nach mitnacht	Erichtag nach nicolay	1	41 nach mitnacht

Item iungen leuten ist gůt czů lassen in auff newenden man und alten in ab newenden man

Jenner

Bamstag nach dem newen iar an die payn
montag vor und der drey künig abent an die fuess
an der drey kunig tag und dar nach an das haupt
an sand sebastian und agnesen tag an die leut
an sand paul pekerung abent an die scham

Hornung

Am liechtmesstag an die fuess
an blasy und phinztag dar nach an das haupt
mitich vor sand peters stul an die leut
suntag vor und an sand peters tag an die diech
phinztag nach mathie an die payn

Mercz

An·s·kunigūg·t·phinztag dar nach an das hau·
mitich vor gregori an die lung ader
sambstag suntag nach gedrudis an die diech
an unsz frawn verkū· vñ nechst dar nach an die·p

Appril

An·s·ambrosy tag und dar nach an die lūg ader
sambstag suntag vor tiburcy an die leut
sambstag nach tiburcy an die diech
mitich phinztag vor georgy an die payn
an georgen tag vñ nechst dar nach an die lungel

May

Philippi iacobi und nechst nach an die lung ader
sampstag suntag far pangracy an die leut
erchtag mitich nach sophie an die payn
phinztag nach sophie an die leut
freitag sampstag vor urbany an das haupt

Ander may

Suntag montag nach bonifacy an die leut
phinztag nach bonifacy an die diech
an·s·veitz tag vñ nechst dar nach an die payn
sampstag suntag vor iohannis gotz·t·a·d·haupt

Augst

phinztag freitag sābstag vor ulrici an die leut
erchtag mitich vor und Julian tag an die diech
freitag vor iacobi an die lungel adern
freitag nach iacobi an die leut

Ander augst

Montag vor vñ stephani valētini an dy diech
erchtag nach sand steffan tag an die scham
suntag nach oswaldy an die payn
erchtag nach augustini an die diech

Herbst

Suntag montag nach egidy an die payn
mitich phinztag nach·kr·erhe·an die lung ader
montag erchtag vō vñ michael·an die diech

Ander herbst

Sambstag suntag nach michaelis an die payn
an sand francisken tag an die fuess
an sand kolmans abēt vñ tag an die lūg ader
montag erchtag nach galli an die leut
sambstag suntag nach symō iude an payn

Winter

An aller selen tag vñ nechst·d·n·an das haupt
erchtag vor martini an die lungel ader
an sand ottomar und nechst nach an die leut
freitag sampstag nach katherine an die payn
montag erchtag vor andree an die fuess

Ander winter

An·s·andre tag und nechst nach·a·d·haupt
an sand lucyn tag und dar nach an die leut
freitag sampstag vor thome an die scham
erchtag darnach an die payn
an·s·stephan tag vñ nachst·d·n·an das haupt

Fig. 10. Mainzer Aderlaßkalender auf das Jahr 1462 in Donaueschingen (nach Häbler, Nr. 2).

ephemeren Publikationen bis auf unsere Zeit sich gerettet haben. Eine langsame Umbildung und Weiterentwickelung wird mit der Zeit zu erkennen sein.

Der älteste bei GÜNTHER ZAINER in Augsburg gedruckte Einblattkalender ist der aufs Jahr **1470**. Neben dem Sonntagsbuchstaben, der goldenen Zahl, dem Fastenabstand, dem Oster-, Pfingst-, Fronleichnam- und Adventdatum bringt er die Neu- und Vollmondsdaten und zum Schluß die Aderlaßtermine, welche fast ein Drittel der ersten Spalte des Großfolioblattes und die ganze zweite Spalte einnehmen.

Überschrieben ist dieser Aderlaßteil:

Die aderlässin durch ditz iar nach lauff des mons von den ‖ gesunden vs zeerwelen. sy i gesunthait zehalten. Wem aber ‖ not ist d lässin. dem setzt die noturft alle zeit zelassen so er des ‖ bedarff. vnd nit aigner tag als den gesunden.

Die Vorschrift für den Januar lautet:

Dürr. oder, Jenner.

Am suntag vor erhardi mitel den iungen an die knochen. An sant ‖ erharts tag vnd ii. nechsten dar nach gůt den iungen an die haubt ‖ adern. Am montag aftermontag [Dienstag] vñ mitwoch nach sant bastians ‖ tag gůt den altē an die lendadern. An sāt pauls bekerung tag mitel ‖ den altē on die scham. Am sāstag nach sāt pauls bekerung gůt den ‖ alten an die huff vnd diechadern.

Am Schlusse finden sich folgende Verslein angehängt:

Die vers der iungen vnd alten zelassen ir zeit.

Vier iar vnd zehen der iugent anfang sind. Nit las vor den verbüt ‖ kinthait lind. An treissig iar die iugend ir end henkt. Gen funftzig ‖ iarn das alter senkt. Nach dē zelassen ist nit gůt. Wan alter mägel ‖ hat an blůt, Die alten wil der alte mon Die iungen sol d new hon.

Wie sich ain mensch halten sol in der aderlessin.

Den ersten tag so du tůst lassen, Nim nachtmals speis mit massen.
Den andern tag frölich vertreib. Den dritten an diner rů beleib.
Den vierten mit zarten frelin spil. So bringt der funft kreften vil.
Der sechst wil badē vñ barbierē Den sybendē vertreib mit spacierē.

Wa ain mensch zů yetlicher zeit lassen sol.

Des lentz vnd summers zeiten. Las vff der gerechten 'seiten.
Den herbst vnd winter kalt. Die linken adern spalt.

Diß hat gedruckt. Gintherus zainer
Von. Reutlingen. Czů augspurg.

Wir erhalten durch diese Verslein einen Einblick in allerlei Volksanschauungen jener Tage, die das medizinische Gebiet berühren. Auch zur gesundheitlichen Lebensführung liefern sie schätzbares Detail: recht vielseitig war ja die Sorge um das leibliche Wohl, durch Vorschriften und allgemeine Regeln behütet und bewahrt. Besonders beachtenswert ist aber hier schon die Betonung, daß die Kalenderregeln für den Aderlaß nur den *Gesunden* gelten.

Der lateinische Kalender Günther Zainers für das Jahr **1471**[1]) stimmt in der Anordnung mit dem deutschen für 1470 vollkommen überein. Die Überschrift des Aderlaßabschnittes, in der, wie im deutschen Kalender für 1470, ausdrücklich die Gültigkeit nur für die Gesunden betont wird, und die Anweisung für den Monat Januar lauten:

Minutiões electiue ꝑm motū lune pro sanis ‖ ad conseruandū eos ī sanitate. naꝫ necessitas ‖ non habet legem. sed ipsa sibi facit legem.

Januarius.

Feia v. ꝛ vi.. pꝰ erhardi media ꝑ seili ꝑt' pl'maticā ‖ Dñica ꝛ feria ij. añ anthonij bō ꝑ senili ꝑt' nates ‖ ꝑria die añ anthonij ꝛ ipo die bō ꝑ seili ꝑt' coꝛas ‖ In die pauli ꝛc die septi bō ꝑ iuuēili ꝑt' cephalicā.

Die Verschen am Ende lauten, zum Teil recht abweichend im Sinne von den obenstehenden deutschen:

Nota versus minutionis
A quatuor atqꝫ decem iuueniles incipe annos
Nec prius minuas prohibet hoc teneris etas
Clauditur terrenis hinc processus iuuenilis
Ac inde senes quinquagesimo numero dices
Post hoc cessabis cum senectui desit sanguis
Luna vetus vetēs. iuuenes noua lunia reqrit

[1]) Eine Einblatt*praktik* Günther Zainers aus der Zeit um 1470 nennt Meister Theobertus von England als Verfasser. Ich habe das rare Blatt, vielleicht die älteste aller gedruckten Praktiken, das sich in Öhringen befindet, noch nicht gesehen. Die Praktiken geben die allgemeine astrologische Prognose politischer und wirtschaftlicher Art, enthalten aber gewöhnlich nicht viel Medizinisches (vgl. aber S. 276).

Versus de minutione p̄m iuristas.
Grata sit tibi lex dixit angelus o karole rex
Ob febris causā trahe pridie valentini tuā venā
Et hanc minucōem refert. io. an. post vincentiū
in. c. cum ad monasteriū. de statu regularium
Impressum est augusta. Per
Gintherū zainer. d Reutlingen

ZAINERS, mit Initialen samt Christkind und Neujahrswunsch gezierter, deutscher Kalender für **1472** hat keine Aderlaßverslein mehr am Schluß. Die allgemeine Jahresbeschreibung ist in 8 Langzeilen oben übergedruckt, das Übrige in zwei Kolumnen, deren erste zu einem Fünftel, deren zweite völlig von dem „Laßzeddel" eingenommen wird, dessen Überschrift und die Januarvorschrift lauten:

Hie nach volgē die aderlässin diß iars, nach warē ‖ lauff des Mons in angesicht der anndern planeten

Jenner.

An donrstag vor anthoni ouch an sāt anthonis tag ‖ gůt den iūgen on die houptader. An mitwoch nach ‖ pauls bekörūg gůt dē altē on die diechad.[1]) An vnser ‖ frouwen abent zů lichtmeß vnd an dem tag mittel ‖ den alten on die lendadern

Sein lateinischer Zwillingsbruder auf das nämliche Jahr zeigt fortschrittliche Tendenz, schon äußerlich; denn er ist in zierlicher Antiqua mit schön verschlungenem Bandinitial-I gedruckt. Der medizinische Teil ist vom übrigen mehr geschieden, außer der Überschrift in zwei Kolumnen gedruckt und nimmt wieder etwa zwei Drittel der bedruckten Fläche ein. Er berücksichtigt auch die Temperamente neben dem Alter der zur Ader zu Lassenden und, was außer Gebrauch gekommen zu sein schien, seit 1457, die günstigen Tage des Laxierens, wie das schon die Überschrift besagt, und macht dabei noch die besondere Unterscheidung, daß die *Arzneiformen* bei der astralen Präjudiz ins Auge gefaßt werden. Die Überschrift des medizinischen Abschnittes lautet:

Sequunt' minutiones electe ſecundū motū lune I ſignis & aſpectu eius ad planetas. ad etatē. complexionē. ‖ & ad

[1]) „Diechader", das ja auch schon in dem deutschen Kalender für 1470 vorkam, bedeutet die Adern des „Diech", des Oberschenkels, der heute noch am Niederrhein etwas umständlich „das Dicke vom Bein" heißt. Diech, Plur. Diech oder Diecher ist Neutrum.

membra fleubothomanda. necnō tempora farmaciarum & fortunantium opus medicine laxatiue.

Als Beispiel, wie die Anweisungen für das Tränke- oder Latwergenehmen eingeschoben sind, diene der Monat Januar:

IN DIEBVS IANVARII

In octaua. Stephani bone pro ſenili melancolico preter ‖ nates et genitaliū partes. medicina valet ī oībus. Sabato & ‖ dñica ſeqñtibus diē circūciſiōis dñi bōa p ſenili colerico. ‖ preter pudēda. vꝫ medicīa ī pocōibus. In pfeſto anthonii ‖ et ipſa die bōa pro iuuenili flegmatico preter ʒephalicam ‖ Quinta & Sexta p9 Vincēti mediocris p iuuenili et virili ‖ colerico preter pulmatica. vlꝫ medicīa ī electuariis. Quar- ‖ ta feria ante purificatiōis marie bōa p virili et ſenili melā ‖ colico preter nates & ilia. vꝫ medicina in omnibus.

An den bisher mitgeteilten Kalenderstücken ist noch einiges zu beachten. Unterschieden werden schon gute und weniger gute, aber doch noch günstige Tage, die mit „mittel“ bezeichnet sind, es wird ferner, wie schon angedeutet, angemerkt, ob der betreffende Aderlaßtermin für die jüngeren oder die höheren Lebensalter geeignet ist, es wird endlich regelmäßig eine Aderlaßregion bezeichnet, an welcher zum genannten Termin ***nicht*** zur Ader zu lassen ist; denn das will das „an“ oder „on“ der deutschen Texte besagen, es steht für „ohne“, „mit Ausnahme von“; in den lateinischen Texten, die ja das *Ursprüngliche* bringen, heißt es denn auch „praeter“. Zum Ausdruck kommt darin die uralte medizinisch-astrologische (iatromathematische) Regel, daß kein Glied mit der scharfen Klinge berührt werden darf, wenn der Mond in dem betreffenden Tierkreiszeichen steht, d. h. in dem Zeichen, das dies Glied beherrscht, kurz bezeichnet: dem Zeichen dieses Gliedes, wie das die Tierkreiszeichenmännlein zum Ausdruck bringen, auf deren einzelne Körperteile ein Tierkreisbild gezeichnet ist.[1]) Ich habe ja eine ganze Reihe solcher Bilder im 1. Hefte der Leipziger „Studien“ zusammengestellt und setze nur ein beliebiges derselben als Beispiel hierher.

[1]) Der lateinische Text des Tierkreiszeichenbildchens aus Paris im 2. Heft dieses „Archivs“, Tafel I drückt dies folgendermaßen aus: Nota quod evacuatio sanguinis alicuius membri non debet fieri luna pendente in signo appropriato illi membro nisi in casu necessitatis (S. 159); ein etwas späterer Nürnberger Kalender sagt: „.. in welichen doch dy außgenommen glimas [Gliedmaßen] vn teil des menschen mit iren adern vnd anligenden teilen one grosse not zu meiden sind.“



Fig. 11. Tierkreiszeichenmännlein aus der „Versehung des Leibs" von 1491.

Diese verschiedenen Einzelheiten des Aderlaßzetteltextes finden nun in den nächsten Jahren des 15. Jahrhunderts ihre Weiterentwickelung, wie die folgenden Beispiele lehren mögen.

— — · — —

Ein deutscher Kalenderdruck auf das Jahr 1472, mit größter Wahrscheinlichkeit von dem neuen Augsburger Drucker Johann Schüssler hergestellt, widmet dem Medizinischen etwas mehr wie eine ganze Kolumne, also etwas mehr wie die Hälfte seines Folioblattes; Überschrift und Januartext, der durchaus von dem des Zainerschen Kalenders auf dasselbe Jahr abweicht, lauten folgendermaßen:

> Hienach volgent die erweltten zeit ze aderlassen mit dem ‖ sich der mensch in gesuntheit auffenthalten mag.
>
> Jenner. Auff sant adelheiden tag vn den nechsten dar ‖ nach gut den iungen an die schinbain. auff mittwoch ‖ vor sant thomas tag des zwölffbottē mittel den iungē ‖ an die enckel. auff sant thomas abendt vnd den nech⸗ ‖ sten da vor gut den iungen an die haupt ader. an sāt ‖ iohās achtenden gut den alten an die arspellen.
>
> . . . . .
>
> Merz. Auff dornstag nach vaßnacht ist die engelisch ‖ lessin den iungen für das fieber an die hauptadern. . . . .

Mehr in das astronomische bzw. astrologische Detail geht zuerst ein Straßburger Kalender, der nur in einem Fragment erhalten ist. Bei Heinrich Eggestein gedruckt, ist er auf das Jahr **1473** berechnet.

Es heißt darin z. B.:

> . . . Dornstag nach sant sophyen tag ist der mon im schitzen ist guot lossen . . am pinstabent ist der mon in der wogen ist guot lossen . . . samstag nach dem mon tag ist der mon im krebs ist mittel . . .

Er nennt, wie man sieht, zum ersten Male unter den hier aufgeführten Kalendern die in Frage kommenden Tierkreiszeichen, dagegen läßt er jeden Hinweis darauf fehlen, an welchen Körperstellen der Aderlaß vorzunehmen sei oder welche Laßstellen zu meiden seien.

Ein lateinischer Kalender für das nämliche Jahr, bei Günther Zainer mit neuer Antiquaschrift weit weniger zierlich gedruckt, überschreibt den Aderlaßteil, der wieder $^2/_3$ der Blattfläche einnimmt: „DIES · ELECTE · MINVTIONUM“ und hat beispielsweise im September folgenden Wortlaut:

> Feria quinta & sexta post natiuitatis marie bona pro senili praeter cephalicam. Feria quinta ante lamperti media

pro senili praeter pulmaticam. Feria secunda & tercia ante michaelis bona pro iuuenili praeter coxas.

Statt des Körperteiles ist hier, wie auch schon oben (S. 229) im lateinischen Aderlaßkalender, noch genauer dem Zweck der Minutio entsprechend, die betreffende Aderlaßvene genannt, die man also an dem betreffenden Termin nicht „schlagen" darf, während alle anderen Adern bzw. Venen frei stehen.

Auf das Jahr **1474** hat Johann Baemler zu Augsburg einen Kalender erscheinen lassen, der wieder außer der Überschrift ganz in zwei Kolumnen gedruckt ist. Mit dem unteren Viertel der ersten Spalte beginnt der Aderlaßteil:

Nun volgent die aderlässin

Genner. An dem ersten tag nach dem obersten, ist es mittel zů lassen An dem mantag nach dem oberst gůt den alten An donerstag vor anthoni ist gůt den alten aber nit an den diehen An sant agnes tag mittel den iungen aber nit auff den füssen An sant vincenczen tag vnd dem nächsten tag dar nach, gůt den Jungen nit zů dem haubt....

Die Ausdrucksweise dieses Kalenders „aber nit auff den füssen" drückt in zweifellosester Klarheit aus, was anderwärts mit „an die Füß" dunkel bleiben konnte oder wenigstens dem Mißverständnis ausgesetzt war.

Hübsch ausgestattet mit Madonnenanbetungsinitial und schöner Eckleiste samt Spruchband

Ich künd üch für war
ain gůt selig iar.

und Vögeln am Fuße des Blattes ist ein Kalender für 1474, der bei dem Ulmer Drucker Johann Zainer, einem Namensvetter des Augsburger Zainer, erschien. Der ganze Text ist hier in drei Absätzen mit durchlaufenden Zeilen gedruckt. Der medizinische Teil füllt nicht ganz die zwei unteren Drittel des Blattes und beginnt folgendermaßen:

Hie nach volgent die oderläßen, vnd zyt der erczny zenemen diß iars, nach lauff des monds *in angesicht der andern planeten* ‖ ¶ Jenner: Am suntag vnd montag nach erhardi gůt den alten, on die lendader, denn ist gůt erczny zenemen in allen dingen. ‖ Dinstag mittwoch dornstag nach pauli deß ainsidels, mittel den iungen, on die schamader,

erczney mit getranck ist erlaubt. ‖ Frytag vnd sambstag nach pauli deß ainsidels gůt den alten, on die diechader ¶ Am frytag nach agnetis mittel den iungen, on ‖ die frouwenader, ercznyen mitt pillulen. Suntag vnd montag nach agnetis gůt den alten, on die haubtader ¶ Hornung ‖ ... erczeny zenemen in allen dingen ist erlaubt . . . ercznеyen mit electuarien ... Geben vß Vlm: durch Johannem zainer von Rütlingen.

Man beachte, daß hier zum ersten Male von den Planetenaspekten („Angesicht der Planeten") die Rede ist und daß auch wieder einmal die Laxierzeiten berücksichtigt sind und gleichzeitig die Arznei*formen* angegeben werden, in Pillen, Getränk (Trank), Latwergen (Elektuarien) oder in diesen allen dreien („in allen dingen", oft heißt es lakonisch „in allen"), deren man sich am besten an genannten Terminen bedienen solle. Diese Laxiertermine fallen immer mit Aderlaßterminen zusammen, während das früher sich schon anders verhielt, wie wir gesehen haben und auch später wieder zu beobachten Gelegenheit finden werden.

Ein typographisch etwas wildes, stümperhaftes Blatt einer ärmlichen Wanderpresse ist der nur verstümmelt erhaltene Erfurter „Almanach" aufs nämliche Jahr, den die Stadtbibliothek Braunschweig besitzt „. . continet in se omnes coniunctiones et oppositiones veras solis et lunae cum diebus electis minutionum nec non farmaciarum . . . ad meridianum incliti et precelsi opidi Erffordensis reductis, calculatum ad annum domini 1474 currentem . ."

Nach der gewöhnlichen Überschrift folgen die Mondphasen in zwei Kolumnen und darunter ohne Überschrift die erwählten Monatstage, gleichfalls in zwei Kolumnen:

Januarius

2a feria post epiphanie vz [valet] minutio preter nates et far. [farmacia] in omnibus

5ta feria ante anthoni vz farmacii in pocione ante prandium

6ta feria ante anthoni vz minucio praeter coxas

usw.

Offenbar war auch der „gelehrte" Kalkulator dieses Kalenders ein Arzt (wie wohl in den meisten Fällen); einem anderen wäre wohl sicher der Hinweis nicht in die Feder geflossen, daß man das „farmacium", den Abführtrank „ante prandium" einzunehmen habe.

Ein deutscher Kalender, den Johann Baemler in Augsburg aufs Jahr **1476** druckte, weicht typographisch wenig ab von dem oben beschriebenen aufs Jahr 1474, bringt aber zum ersten Male weitere *chirurgische* Notizen. Es ist ja bekannt, daß die Iatromathematik schon im hellenistischen Altertum, wahrscheinlich schon im babylonisch-assyrischen, bestimmte Gestirnstellungen für die Anwendung des Messers besonders ungünstig hielt.[1]) Indem nun der ärztliche Verfasser dieses Kalenders (wahrscheinlich auch schon der im nächsten Jahre sich nennende Josef Hord) 1476 im medizinischen Teil mit der Überschrift „¶ Nun volgent die aderlässin" die Mondstellung in den Tierkreiszeichen zu nennen anfängt, bringt er auch Warnungen, betreffend die Vermeidung von Operationen, zu denen ja auch der Aderlaß gehörte.

> „¶ Genner ¶ Den andern tag nach dem newen jar so ist der mon jm ‖ wider. Ist gut lassen den jungen. Nit zû dem haupt. An erichtage[2]) ‖ vnd an mitwuch vor Anthony in der wag, gût den allten. An frey- ‖ tag vnd samstag darnach ist der mon jm scorpen, mitel den allten. Im ‖ scorpen ist verpotten pruch vnd stein zû schneyden. ‖ ..... mittellässig ..... freitag darnach jm scorpen Mitel den allten. Schneiden ‖ verpoten ..... Gût laxyeren .. jm scorpen, mitel den allten. Vnd nye ‖ man schneyden ... Gût purgiern ... Gût purgacz nemen .... gût tranck nemen .. An sant Bartholomeus abent in der wag, gût den iun ‖ gen. Am tag vnd dem nächsten tag darnach im scorpen mitel den jungen ‖ Nit prüch oder stein schneiden ... An sant Matheus tag vnd dem nächsten tag dar ‖ nach jm scorpen mitel den jungen. Schneiden verpoten ..."
>
> Unter dem ganzen die Schlußnotiz: „¶ Zû wissen das drey tag vor vnd nach dem newen vnd pruch ist nit gût aderlassen Es sey in Gût" [halb weggeschnitten].

Ohne jede medizinische Besonderheit, als daß er dem Laßzettel nur die Hälfte seiner Fläche einräumt und ihn ohne Überschrift gibt, wie er denn überhaupt offenbar auf die Genauigkeit des Astronomischen den größeren Wert legt, ist ein typographisch sehr beachtenswerter Kalender auf das nämliche Jahr 1476, in Antiqua mit

[1]) Vgl. mein „Iatromathematiker vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert", Breslau 1902, S. 4 u. 8 u. öfters und den obigen Hinweis S. 231.

[2]) Dienstag.

perlenverzierten Majuskeln (Type 4) von GÜNTHER ZAINER gedruckt, der zu den Schätzen der Fürstlich ÖTTINGEN-WALLERSTEINschen Fideikommißbibliothek zu Maihingen gehört.

Der BAEMLERsche Kalender für das folgende Jahr [**1477**] bringt uns zum ersten Male (samt dem vom Christkind und Vogel gehaltenen hübschen Spruchband am Kopfe „Ein. gůt. sälig. iar." und Hausmarke) den *Namen eines sachverständigen Verfassers.*

¶ *Die nach geschriben tafeln hat maister Joß Hord zů Augspurg nach dem waren laff [!] gemacht vnd practiciert.*

Im übrigen ist dieser Kalender für „(A)Nno domini Mccccelxxvij Jar . . ." dem eben besprochenen überaus ähnlich, der auch wohl schon von HORD stammte. Gleich im Januar heißt es wieder:

> „An der mitwoch vnd dornſtag dar- ‖ nach im scorpen, mittel den alten, gůt ercznei nemen Im scorpion ist ‖ verpoten pruch vnd stein zů schneiden",

was sich mehrmals wiederholt und auch am Schluß des Kalenders sich findet:

> An ‖ sant Thomas des bischoffs tag vnd den nähsten darnach im scor- ‖ pion mittel den alten Pruch vnd stein schneiden verpoten, mittel erc- ‖ zney nemen.
>
> ¶ Zů wissen dz drey tag vor vnd nach dem newen vnd pruch [vollmond] ist nit gůt aderlassen Darumb seind die selben zeichen hie nit beschriben.

Neben diesen Zeichen einer fortschreitenden Weiterentwickelung begegnen uns aber auch noch Kalender älterer Form. Beispielsweise die beiden Augsburger Kalender für 1477, welche HÄBLER dem Kloster St. Ulrich & Afra und LUDW. HOHENWANG zuweist, haben nur zwei Rubriken der „Minutiones" ohne Notizen über Arzneinehmen und ohne Nennung der Tierkreiszeichen, ebenso ein Münchener Kalender von 1477, den JOHANN SENSENSCHMIDT und ANDREAS FRISNER gedruckt haben unter der Titelüberschrift „Dies electi minutionum". Ein Straßburger Kalender für das nämliche Jahr in lateinischen Typen gedruckt, wahrscheinlich bei JOHANN MENTELIN, fängt zwar sehr gelehrt an:

> „Noch rot vnd beschluß der meister des gestirnes vnd ouch der artzenig so sint dise nuwe mit iren lessen ge ‖ setzet noch dem geworen louf sunnen vnd mones vf die stat strosburg mit abscheidung der bosen planeten,"

mengt aber die Mondphasen unter die Aderlaßnotizen und gibt nur Bemerkungen über den Aderlaß ohne Berücksichtigung anderer Operationen und des Arzneinehmens, trotzdem er die Mondstellung in den Tierkreiszeichen ausdrücklich anführt. Neben dem ständig wiederkehrenden „mittellessig" und „gut lossen" findet sich hier zuerst die später so häufige (handschriftlich deutsch aber schon im 13. Jahrhundert zu belegende) Bemerkung:

„Dor noch hebent sich die huntag an ‖ vnd werent biß vnser frowen tag der eren do zwischen sol niemans loſſen es duge [thue] dan not."

Erwähnt hatte die Hundstage ohne die Warnung schon Johann Baemler auf seinem Kalender 1476 oder vielmehr sein Fachmann Hord.

Ein Günther Zainerscher Augsburger Kalender auf das Jahr 1477 in Maihingen bringt den Aderlaßteil in herkömmlicher Weise:

¶ Hyenach volgent die aderlässin diß iars. ¶ Jenner ¶ Am weyhenacht abent vnnd zwen nächsten daruor gůt den iungen on die hauptader ¶ An der heiligen drey küning abent mittel den alten on den bauch vnd ingeweyd. ¶ An dē zwey nächstē tagē nach der heilig drey kunig tag gůt dē alten on die lendad'. ¶ Am nächsten tag nach erhardi mittel den alten on die scham,

ohne nennenswerte Besonderheiten; ich füge ihn, als reinen Typus seiner Zeit, auf mehr als ein Viertel verkleinert in Zinkographie hier bei (Fig. 12).

Ist es aufmerksamen Lesern vielleicht schon aufgefallen, wenn wir zwei Monate des nämlichen Jahres von zwei Kalendern zum Abdruck brachten, daß diese Angaben für das gleiche Jahr keineswegs übereinstimmten, so wird diese erstaunliche Diskrepanz, die doch jedes Vertrauen zu den Kalendern hätte ersticken müssen, vollends zur Absurdität auf einem Kalender auf das Jahr 1478, der bei Anton Sorg in Augsburg erschien. Denn dieser Einblattkalender ist *doppelseitig* bedruckt und zeigt auf jeder Seite einen von der anderen völlig abweichenden Kalender: zwei astrologische Autoritäten kommen also auf zwei Seiten eines Kalenderblattes in

schreiendster Dissonanz zu Worte, vermutlich sehr gegen ihren Willen. Selbst die Mondphasen weichen um 24—36 Stunden von-

Fig. 12. Aderlaßkalender des Druckers GÜNTHER ZAINER in Augsburg auf das Jahr 1477.

einander ab, mehr natürlich noch die darauf basierten Aderlaßtage. Stellen wir einmal die beiden Monate Juni nebeneinander!

Juuius

Feria quarta post invencione[!] sancte crucis media pro iuuenili preter pulmaticam
Feria sexta et sabato ante Urbani bona pro senili preter tibias
In die Urbani media pro senili preter zaphenas.
Feria tercia et quarta post Urbani bona pro iuue[nili] preter cephalicam.

Junij

In die Erasmi et sequenti media pro iuuenili preter pulmonem et pectus
In die primi et feliciani et duobus sequentibus bona pro iu[venili] preter nates
Feria sexta et sabbato ante Uiti media pro iuuenili preter pudibunda
Sexta et sabbato post viti media pro senili preter tibia.
In die Achatis et duobus sequentibus bona pro senili preter cephalicam.

Man wird natürlich meinen, solche unüberbrückbare Differenzen seien durch die Annahme zu erklären, daß zwei aufeinanderfolgende Jahre gemeint seien; beide Kalender tragen aber die gleiche Jahrzahl 1478 und der Sonntagsbuchstabe und die goldene Zahl sind gleichfalls identisch.

Um die Abweichungen auf die Spitze zu treiben, führt auch noch der eine Kalender am Schlusse eine Sonnenfinsternis auf den 29. Juli an, von der der andere nichts weiß. Der andere Kalender hat statt dessen die medizinisch interessante Schlußnotiz:[1])

> „Et licet in duobus mensibus sequentibus minutio suspecta habeatur tamen propter aswetos et neccessitatem [!] pacientes [!] electi dies in eis ponuntur."

Die „necessitas pacientis", die Notlage eines Kranken also, scheint der Verfasser *dieses* Kalenders im übrigen also auch nach dem Laßzettel haben regeln wollen, sonst hätte die Bemerkung, als selbstverständlich, ja keinen Zweck. Der Regel nach scheint aber der Laßzettel doch nur für Gesunde haben gelten zu sollen, wie wir aus allem übrigen haben schließen müssen. Wir werden dies auch sogleich noch besonders betont finden.

Ein Kalender für das gleiche Jahr (1478), in Nürnberg bei Friedrich Creussner gedruckt, nennt gleichfalls die Sonnenfinsternis und überschreibt den medizinischen Teil: „Dies electi fleubothomie et ventosis." Die Grade der Günstigkeit für Aderlaß und Schröpfen werden hier nicht unterschieden, aber auch günstige Arzneitage be-

[1]) Eigentlich sollte es eine Zwischennotiz sein am Schluß des Monats Juni, der die erste Spalte schließt, und für die folgenden Monate Juli und August wegen der Hundstage Geltung haben; durch eine Unaufmerksamkeit des Setzers und Druckers ist der Zwischensatz unter beiden Kolumnen am Fuße des Blattes durchgedruckt und dadurch zum Schlußsatz geworden.

zeichnet: farmacia in pocione, fa. in omnibus, fa. in electuariis, fa. in pillulis. Die Junitage stimmen mit keinem der beiden eben angeführten Kalender:

Tercia feria ante barnabe apostoli praeter nates. et far. in oi.
In die et sequenti barnabe apostoli praeter verenda. et far. in poci.
In profesto viti et modesti praeter pulmaticam. et far. in elec.
Quinta feria post viti et modesti praeter crura. et far. in omnibus.
Sabato et duobus diebus sequentibus ante iohannis baptistae praeter pedes et. f. in pil.
In die iohannis baptistae praeter cephalicam.

Zu diesem Sonnenfinsternisjahr 1478 hat sich meines Wissens zum ersten Male der bedeutende Tübinger Astronom JOHANNES STÖFFLER von Justingen mit Namensnennung vernehmen lassen. Er bringt einen interessanten Holzschnitt des Verlaufes der Verfinsterung. Der medizinische Teil dieser ältesten „Practica ioannis stoffler iustingensis", wie die Schlußschrift besagt, der, nebenbei bemerkt, kein Arzt war,[1]) ist folgendermaßen etwas umständlich überschrieben:

Dies venarum incisioni apti pro motu solis lune saturni ‖ et martis. Quibus semper adiectum est signum sub quo ‖ luna meridiano tempore residet.

Die Anweisung über den Monat Juni lautet so:

In profesto primi et feliciani luna in vj. g. libre bona ‖ crescentibus praeter nates In profesto barnabe Luna in ‖ ij. g. scorpionis media iunioribus semotis pudendis. ‖ In die marci et sequenti luna aquarium receptat. valens ‖ senibus tibys abiectis In vigilia iohannis baptistae luna in .ix ‖ g. arie apta tenue exhaustis praeter zephalicam.

Man sieht, daß STÖFFLER außer etwas gewählter Ausdrucksweise und etwas preziösen Allüren sich in nichts von seinen Vorgängern unterscheidet und sich streng auf die Aderlaßtage beschränkt. Sein Kalender ist in Ulm bei KONRAD DINKMUT gedruckt.

Für den Gebrauch übertrifft STÖFFLERS Arbeit in keiner Weise selbst den einfachen Kalenderdruck auf das gleiche Jahr 1478, den

---

[1]) Wieviel Medizinisches trotzdem sein deutsch und lateinisch erschienenes Calendarium magnum Romanum (Der Newe groß römisch Calender) enthält, ist aus der STÖFFLER-Monographie ALBERT MOLLS, Lindau 1877, S. 27—31, zu ersehen. Geboren 1452, seit 1511 Professor in Tübingen, starb STÖFFLER 1531.

Michel Greyff in Reutlingen herstellen ließ und der Rubrikator im einzigen erhaltenen Exemplar auf der Tübinger Universitätsbibliothek mit so trefflicher Randornamentik ausschmückte. Dieser Reutlinger Kalender betont in der allgemeinen Vorbemerkung, er bringe

„ouch die guten tag der auderlessin nach louff der Sunnen. Mones. saturni vnd martis",

und stellt dann die astronomischen Notizen mit den medizinischen im fortlaufenden Monatstext recht unübersichtlich in ungebrochenen Langzeilen zusammen, z. B. für Juni („brachmonet"):

volmon an sant veitz tag vor mittag xi stund xlv minut sunn im krebs. das nui an sant pauls ge ‖ dechtnussz uor mit .vi stund xxxvii minut. sun im krebs. am mentag nach bonifacii. mon in der vuang ‖ bequem den iungen on die lende. dornstag fritag nach viti. mon im vuasserman bequem den alten ‖ on die bain. an sant iohanns des tefers aubent gut den alten on die houbt auder.

Um ein Urteil über das Schwanken der Laßtage bei den Astronomen und astrologischen Ärzten möglichst gründlich zu ermöglichen, gebe ich auch noch den Juni aus dem Blaubeurener Kalender, den Konrad Mancx gedruckt hat. Unter den „Aderlässin diß Jars" heißt es dort:

Brachmon

Am afftermontag mitwoch vor Bonifacy mittel den iun ‖ gen on die lungen Montag nach bonifacy gůt den iungen ‖ on die lende Am sontag montag vor Johannis mittel den al ‖ ten on die knoden,

und in einem Göttinger Fragment, dessen Zugehörigkeit zum Jahre 1478 allerdings nicht völlig feststeht:

„Brachmonat

Mitwoch vnd pfintztag vor bonifaci gut den iungen on dz haubt. Pfintztag vor Uiti: jm krebs mittel den jungen on die prust. An sant Ueitz tag vnd den nechsten darnach: gut . . ."

Besonders interessant ist aber zu guterletzt ein bei Johann Amerbach in Basel als erstes Preßerzeugnis hergestellter Kalender für dieses vielberegte Jahr, der sich in seiner Kopfleiste als *Adels-*

kalender zu dokumentieren scheint. Seine Eingangsworte sind aber in ganz anderer Hinsicht wichtig; sie stellen die erste Reaktion gegen die Laßtafelwirtschaft dar, indem sie ausdrücklich betonen, daß das alles nur für das hygienische Aderlassen der Gesunden Geltung habe, wie das ja auch von Anfang an nicht anders gedacht war. Der Mißbrauch war von selbst gekommen. Der Baseler Kalender aber beginnt folgendermaßen:

> Von dem M.cccc.lxxviij. Jar Sind hienach geschriben des ordnung .xiij. Nuwen. mit den besten vsserwelten tagen adern ‖ zu lassen vnd artzny zu nemen. kunftige kranckheit zu verkomen. wer aber in krancheit begriffen wirt. der sol ader lassen oder ‖ artzny nemen. nach der kranckheit artt vnd wesen. die den wisen artzeten allain kund sind. wan sy zoigent den nottdurffti- ‖ gen tag. vnd gestundent nit tage nach des himmels loff zu erwellen. wie wol mer tagen werent nach zoigung der zeichen adern ‖ zu lassen vnd ze artznyen ze erwellen. die sind aber zu vermeiden von widerstands wegen andern planeten gegen dem mon.

Die Laßtage sind in diesem Kalender überhaupt wesentlich eingeschränkt, was auch die letzte Bemerkung besagen will „wiewohl mehr Tage wären" usw. Im Januar und Juli ist überhaupt „kein erwelter tag zu lassen", des öfteren nur einer (August und Dezember). In unserem Stichmonat, dem Juni, lautet der ärztliche Teil:

> „. . . Sin laß tag am mentag vnd zinstag nach Bonifacij. ane die lende. Vnd dornstag vnd suntag nach Viti. ane die bein ‖ vnd fueß. Sin artzny tag am sambstag nach Bonifacij vnd am sambstag fru vor Johannis vnd och am suntag."

Es sind also hier wieder die Laxiertage eingefügt, wie des öfteren schon.

Auch für das Jahr **1479** trat der Augsburger Drucker Anton Sorg mit zwei Kalendern auf, die beträchtlich differieren, aber er hat sie nicht auf ein Blatt gegeneinander gedruckt; sie sind auch schon durch ihre Sprache auf verschiedene Kreise des Volkes verwiesen. Der deutsche ist aber wesentlich fortschrittlicher und origineller als der lateinische; er steht offenbar unter dem Einfluß der Hordschen Kalender Baemlerschen Verlages. So findet sich im Januar und Oktober beim Mondstande im Skorpion die Notiz „schneiden verpoten", und im März, Mai und Juni die Notiz „gůtt

purgacz nemen" oder „gůt erczney nemen". Beim August findet sich die Rücksichtnahme auf die Hundstage, wie oben schon erwähnt, in gemilderter Form:

> ¶ Nun vahent hie die hunds tag an. ¶ An sant Jacobs abent in der wag ein gůt zeychen ze lassen ‖ wer sein nit geratten mag ¶ An freytag vor sant Affra tag ‖ jm wider ein gůt zeichen ze lassen wer sein nit geratten mag. ‖ doch nit zů dem haubt.

Von alledem ist in dem lateinischen Kalender ältester Schablone keine Spur zu finden im Abschnitt der, nicht einmal als solche kenntlich gemachten, Aderlaßtage, die doch zwei Drittel des großen Blattes füllen.

Bei Hans Zainer von Ulm tritt schon äußerlich auf dem Kalender für 1479 in die Erscheinung, daß er das Astronomische mehr betont, da das Medizinische kaum mehr als die Hälfte des ganzen Blattes einnimmt; außerdem wird der regierende Planet des Jahres zum ersten Male genannt (Jupiter) und werden die Finsternisse recht genau angeführt. Auch in der Überschrift der Aderlaßtafel detailliert er astronomisch noch mehr wie schon 1474:

> „Die erwölten tag des aderlassens nach warem lauff vnd angesichten der siben planeten mit sampt der linien tracken haupt vnd schwancz." [1]

Im Text der Laßtafel kommt dies auch durch Vermehrung der als „gůt" und „mittel" charakterisierten Tage zum Ausdruck, ohne irgendwie die älteste Schablone zu verlassen. Ein Astronom und kein Mediziner hat eben für den Ulmer Drucker gearbeitet.

Ausschließlicher Aderlaßkalender, also nur „Gesundheits"zwecken dienend, ist dagegen wieder der Straßburger Kalender auf 1479, den Heinrich Knoblochzer (oder ein anderer) hat herstellen lassen. Der Laßtafeltext beginnt schon in der vierten Zeile. Die Warnung vor den Hundstagen scheint Straßburger Herkommen:

> „An sant margreten obend fohen an die hundtag vnd weren byß vnser frowen tag der eren da zwischen sol nyeman loßen es sy dann not."

[1] Die Durchschnittspunkte der Mondbahn und der Ekliptik heißen „Drachenkopf" (der aufsteigende Knoten) und „Drachenschwanz" (der absteigende Knoten) bzw. die beiden Punkte, an welchen der Mond bei seinem Umlauf um die Erde von der Südseite der Ekliptik zu deren Nordseite übertritt und umgekehrt.





Fig. 13. Aderlaßkalender (Laßtafel) auf das Jahr 1479, gedruckt bei Joh. Baemler in Augsburg, auf $^{1}/_{4}$ verkleinert.

Ein wenig befremdlich mutet uns ein Kalender auf das Jahr 1479 an, der Meister Horns Namen nennt, ohne doch wohl von

ihm autorisiert zu sein, um so befremdlicher, als der Verleger dieses Kalenders obendrein zweifellos JOHANN BAEMLER ist,[1]) der auch sonst die HORDschen Kalender zum Druck brachte und weiter bringt. Bei dem BAEMLERschen Kalender für 1477 hatten wir schon HORDS Verfasserschaft vermutet, sie wird durch den BAEMLERschen Kalender von 1479 nun wohl zweifellos. Dieser Kalender für 1477 schloß, wie wir sahen, mit der durchgehenden Langzeile unter dem Zweikolumnendruck: „❡ Zů wissen dz drey tag vor vnd nach dem newen vnd pruch ist nit gůt aderlassen Darumb seint dieselben czeichen hie nit beschriben.“

Der Kalender BAEMLERS für 1479 schließt aber nun mit den Worten [das anscheinend einzige erhaltene Münchener Exemplar ist am unteren Rande stark beschädigt, die Lesung ist also zum Teil unsicher; vgl. die verkleinerte Nachbildung, Fig. 13]:

> „Drey tag vor vnd nach dem newen vnd Pruch ist nit gůt aderlassen Darumb hat Meyster Joß HORD zů Augspurg die nit beschriben.“

Bei der Ausdrucksweise des ausgehenden 15. Jahrhunderts wäre das immerhin als direkte Äußerung HORDS verständlich, der dann in der dritten Person spräche, aber man beachte das Folgende!

Ein von „❡ *Maister Joß Hord zu Augspurg*“ mit Namen unterzeichneter Kalender begegnet uns schon wieder zum Jahre **1480**, niedlich mit Kopfleiste und Schriftband am Fuße (wie Fig. 13 am Kopfe), mit JOH. BAEMLERS nämlichen Signet ausgestattet wie der eben besprochene.

Gute Arzneitage sind im Hornung, Mai, Juni (zweimal), Juli, Oktober und Dezember genannt. Im Januar 1481 im Skorpion ist „Stein schneiden verpotten“. Auch über die Hundstage findet sich jetzt eine noch weitergehende Notiz:

> ❡ Augstmon.
>
> ❡ An sant Margarethen tag vnd dem nächsten tag darnach in der wag gůt den jungen wer sein nit geratten mag. ❡ Hie vahent die huntztag an Vnd ist Lassen. Ercznei. Vnkeüsch vngesundt ❡ Pruch. ❡ Am Donnerstag nach Jacobi jm wider. Gůt lassen wer es zenot bedarff.

(Also auch der Koitus wird auf den Aderlaßkalender gebracht! Obs wohl gefruchtet hat, ihn zu verbieten — im August?)

[1]) Er trägt ja JOHANN BAEMLERS Hausmarke (Druckersignet) oben im Schriftbande.

Neben diesem zweifellos von Hord autorisierten Baemlerschen Kalenderdruck für 1480 begegnet uns aber auch in diesem Jahre ein vielleicht bei Anton Sorg (?) gedruckter Kalender mit der Schlußnotiz in einer unter beiden Kolumnen durchlaufenden Zeile:

> „Drey tag vor vnd nach dem newen vnd pruch ist nit gůt aderlassen, darumb hat meyster Jos hort zů Augspurg die nit beschriben",

die also ganz mit dem eben vorher besprochenen Kalender von 1479 übereinstimmt[1]) und wie diese indirekt und wohl unberechtigt Joss Hord als Autorität anruft.

Wie diese Absonderlichkeit zu erklären ist? Gewiß ist es eine Eigenmächtigkeit eines Druckers, der sich damit indirekt eine Autorisierung eines namhaften ärztlichen Kalendermachers für das Erzeugnis seiner Presse verschaffte, die er direkt nicht erhalten konnte. Offenbar verkauften sich solche mit Ärztenamen vertrauensvoller gemachten Laßzettel besser als die nicht autorisierten, zumal der Doppeldruck Sorgs auf 1479 das Publikum mit der Nase darauf gestoßen hatte, daß zwischen Laßtafelkalender und Laßtafelkalender ein Unterschied sei.

Weiter in diese Materie einzudringen, ist heute nicht möglich. Man muß sich gegenwärtig halten, daß alles, was von diesen Kalendern auf uns gekommen ist, nur *Stichproben* sind und wohl ewig bleiben werden; denn wir haben es ja hier mit einem dem Untergang ganz besonders ausgesetzten Material zu tun, das niemals vollständig mehr zusammenkommen wird. Ein Beispiel dafür, was alles untergegangen ist, bilden gerade die Josef Hordschen Kalender. Wir besitzen meines Wissens nur vier mit seinem Namen unterzeichnete, und zwar von den Jahren 1478, 1480, 1485 und 1486. Sicher hat er auch für 1479, 1481, 1482, 1483 und 1484 solche Kalenderblätter geliefert und vielleicht noch für manches Jahr nachher; vielleicht klebt noch das eine oder andere seiner Kalenderblätter unbeachtet in Einbanddeckeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, um eines schönen Tages ans Licht zu treten.

Um das gleich vorwegzunehmen, so ist in den beiden spätesten, nur fragmentarisch erhaltenen Kalendern Meister Josef Hords von Augsburg auf die Jahre 1485 und 1486 (??) irgendwelcher Fortschritt

[1]) Aber bestimmt *nicht* bei Baemler gedruckt ist (Cop. II, 2206).

oder Änderung nicht zu bemerken; die Anweisungen über die Aderlässin für Junge und Alte und „gut ercznye" und „mittel ercny nemen" bleiben die nämlichen.

Hans Zainer von Ulm tritt wieder mit einem stark astronomisch im Jargon gefärbten deutschen Kalenderblatt zum Jahre 1480 auf, das auch äußerlich vollkommen mit 1479 stimmt und als Neuerung für seinen Typ eine Langzeile über Anfang und Ende der Hundstage bringt, ohne sich in der Empfehlung der Laßtage für diese Zeit im Text irgendwie behindern zu lassen.

Auch der Heinrich Eggesteinsche Straßburger Kalender für 1480 unterscheidet sich nur in der Ausstattung von seinem oben skizzierten Vorgänger. Dagegen weist der in Nürnberg bei Friedrich Creussner gedruckte Kalender fur dieses Jahr gegenüber seinem Vorgänger von zwei Jahren vorher — einen Nürnberger Kalender von Creussner für das zwischenliegende Jahr 1479 habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen — mit dem er sonst völlig übereinstimmt, die Änderung auf, daß einer der gelehrten Nürnberger Astrologenärzte dem Drucker folgende hochweise Überschrift zum medizinischen Teil seines Kalenderzettels verfaßte:

> „Dies electi fleubothomie et ventos[orum] in quibus tamen membra corporis humani nominata tunc tangi non debent ‖ Nec erit utile etati iuuenili et virili lunam crescentem. senili vero decrescentem adaptare."

Diese allgemeine Anweisung hatte aber hauptsächlich den Zweck, den Text der einzelnen Monate noch mehr zusammendrängen zu können, z. B.:

> „In profesto michaelis praeter pul[maticam] & far. in electuario."

Vor dem Monat Juli findet sich hier auch die Bemerkung aus „sachverständiger" Feder:

> Licet duobus mensibus sequentibus suspecta sit minucio tamen propter assuetos in illis dies electos posui.

Gemeint ist die Rücksichtnahme auf die Hundstage, die ja in die Monate Juli und August fallen.

In besonderer Weise faßt ein niederdeutscher Kalender für 1480 [„In dem alze me tellet na cristi ghebort .M.cccc.lxxx.", vermutlich gedruckt bei Bartholomaus Gothan und Lucas Brandis, damals in

Magdeburg, später in Lübeck] der *Göttinger* Universitätsbibliothek die Laßtage vereinfachter zusammen; er überschreibt den Aderlaßteil, der nicht ganz $^2/_3$ der Blattfläche einnimmt, folgendermaßen:

> „¶ De vthuorwelden dage des aderlatendes na warem lope der souen planeten mit sampt der xij tekene",

— gibt dann einen Monat beispielsweise so:

Augustus	De teyken
Am dage laurencij	wage
Im anderen dage laurencij	Schor [Skorpion]
Am sondage vor assumpcionis marie	Schutte [Schütze]
Am vridage vnd sonna. na assump.	waterman
Am auende vnd daghe bartholomei	wedder
Am donrsda. vnd middewe. vor egidij	kreuet [Krebs]

— und unterschreibt endlich das Ganze zur Bestimmung der Körperstellen, deren Adern in den einzelnen Tierkreiszeichen zu schlagen sind, mit den iatromathematischen Gemeinregeln:

> „Item wen de man [Mond] is im wedder. So is gut laten. ane de houet ader. Im kreuete [Krebse] ane de lungader. In der wage. ane de lenden. Im Schutten [Schützen] ane de waden. Im waterman ane de beyne. Im Viscke an de knoden."

Als Beispiel eines niederdeutschen Laßzettels gebe ich auch diesen Kalender verkleinert in Zinkographie (Fig. 14).

Das Jahr 1480 ist aber weit mehr als durch alle diese kleinen Besonderheiten seines Bedarfes an Laßtafelkalendern bemerkenswert durch eine übermütige Verspottung ihrer ganzen Umstandskrämerei und ausspintisierten Regelwillkür durch den diesmal zwar ungenannten, aber nur zu leicht und sicher kenntlichen Meistersinger, Barbier und Drucker Hans Folz in Nürnberg, der mit seinem

„Las zetel allweg gerecht",

wie ihn der Rubrikator bezeichnet, ein saftig Stück übermütiger Satire geboten hat, um so beachtenswerter, als der Mann von Profession Barbier war, also von der unsinnigen Zeitsitte des hygienischen Aderlasses selbst den klingenden Vorteil zog.

Diesen Hans Folzschen „Laßzeddel" hier zum Abdruck zu bringen, habe ich keinerlei Neigung; ich behalte mir vor, auf ihn demnächst im Zusammenhang mit anderen medizinisch interessanten Satiren und Schwänken aus dieser Zeit zurückzukommen. Die An-

Jn dem alze me tellet na cristi ghebort·M·cccc·lxxx· Js eyn scrickel iar vñ b is sondaghe bockstaf vet vph sunte mathies dach·Dar na is·A·dat iar gantz vth· De guldene tal ·xviij· D. ...rckel der sonnen is·v·De romesche tal·xiij· ¶ Wan des hilghen cristen daghe heth vp der heren fastnacht ... weken vnde·i·dach· ¶ De·lxx·dach alze me dat· alleluia·lecht Js an dem sondaghe n' sunte paul bekeringhe ¶ De heren vastnacht is an dem sondaghe vor valentini ¶ De osterdach is am sondaghe ambrosij·¶ De crutzweke·am sondaghe na des hilghen cruces findinghe. ¶ Unses heren hemel... am donrdaghe na sũte Epimachus daghe ¶ de pingest dach am sõdaghe vor vrbani·¶ Des hilghen lichãms dach am donrsdaghe vor Erasmi·¶ Advent am sondaghe vor Nicolai.

¶ Dat Nige vnde afnemighe na warem lope Sonnẽ vnde manẽ van middaghe des suluen dages Edder van vorgãner middernacht an tho rekende·Stũdẽ vnde minutẽ

Dat Nige	Stũde	Minut
Wolghebarẽ an der middeweke na Erbardi fru·	iiij	xlvi
Hornigh am donrsdage vor valentini na middage	x	lvi
Mertze am auende gregorij na middaghe in der	iiij	lij
Appril am mandaghe na ambrosi vor middage.	ix	xxij
Mey am mandage na crucis na middage	xi	xxxix
Brakman am donrsdage na erasmi vor middage·	xi	xl
Hoy·man am vrydage na vdalrici na middage in d	ix	l
De bandeman am sondage na oswaldi vor mid·	vi	li
Heruestman am mandage vor magni ɔfes·na	iij	xxviij
De sathman am auende francisci na nutnacht·	xij	xxi
Wintermã an aller selen dage vor middaghe	x	vij
Cristman am vridaghe vor barbare na middaghe	ix	xx

Afnemighe	Stũde	Mi
Jm donrsdaghe na bekerĩge pauli o		vi
Am vridaghe na mathie na mit·	ix	li
Am sondage na vnser frawẽ dag·	vi	xxxv
Am mandag· na iorgij na	ij	lviij
Am mandag·vor vrbani na	ix	xlij
Am donrsdage vor Johãnis	ix	xxxvij
Am auende marie magdalene	ix	xxx
Am sondage vor bartholomei.	xi	xliij
Am mandage vor mathei fru	iiij	xvi
An sũte lucas dage na middage	x	xxij
Am vridaghe vor elizabeth na	iiij	xli iij
Am sondage na lucie vor middae	ix	lv

¶ De vthuorwelden dage des aderlatendes na warem lope der soven planetẽ mit sampt der xij tekene

Januarius	De tekene
Am dage der hilghen drikonighe	Scorpio
Am sonnauẽde na d hilghẽ driko.	wafman
Am sondaghe vor anthonij	Vishe
Am anderẽ dage anthonij	wedder
Am dage d bekeringe scti pauli	kreuet
Am auende brigitte	waghe.

Februarius	De tekene
Am vrida, vnd sonnauẽde na purifi.	Schutte
Am dage valentini	wedder
Am dage petri	kreuet.
Am sonda· vnd manda·na mathie	waghe.

Marcius	De tekene
Am middewekẽ na mathie	Schor.
Am vridage na mathie	Schutte
Am dinschedage vor gregorij	wafman
Am vridage na gertrudis	kreuet.
Am dingsdaghe na marie vorkũd	·Schor.

Aprilis	De tekene
Am manda·dingsdage i dẽ osteren·	wafman
Am donrsdage na osteren	Vische
Am sondage·mandage na tiburcij	kreuet
Am dag· Georgij vñ dẽ dag·tho vorẽ	wage
Am dage marci euãgeliste	·Schor.
Am dage martini	Schutte

Maius	De tekene
Am dage walpurgis	wafman
Am sonnauẽde·sondage na crucis	wedder
Am sonna·sonda·na ascẽsionis dñi·	kreuet
Am vridag·sonna·vor pingesten.	wage.
Am mandage in dẽ pingesten	Schor.
Am sonda·mãdage na vrbani	wafman

Junius	De tekene
Am vrigda·v.i sonna·vor bonifacij·	wedder
Am dage viti	wage.
Am sondage na viti	Schor.
Am dinschedage na viti	Schutte
Am dage iohannis baptiste	wafman
Am dingsdage na iohannis	Vische

Julius	De teyken
Am dage margarete virginis	waghe
Am dage marie magda·vñ im and·	wafman
Am dage iacobi apostoli	Vische
Am donrsdage vñ vrida·na iacobi	wedder

Augustus	De teyken
Am dage laurencij	wage
Jm anderẽ dage laurencij	Schor.
Am sondage vor assumpcõis marie	Schutte
Am vridage vñ sonna ·na assump.	wafman
Am auende vñ daghe bartholomei	wedder
Am donrsda·vñ middewe·v egidij	kreuet

September	De teyken
Am dage der ghebort marie	Schor.
Am sondage na d ghebort marie	Schut.
Am dage des hilghen crucis vphe·	wafman
Jm sondage na crucis	Vische
Jm auende mathei apostoli	wedder

October	Teykene
Jm sonauede na francisci	Schutte
Jm donrsda·vñ middwe·na dioni·	wafman
Jm sonauẽde vñ sonda·vor galli	Vische
Jm daghe galli	wedder
Jm middewekẽ vor simonis vñ iud	kreuet

November	Teykene
Jm auende vñ daghe martini	Vische
Jm dingsdage na martini	wedder
Jm middewekẽ na elysabet	kreuet

December	Teykene
Jm auẽde vnd dage nicolai	wafman
Jm dage der entfanginge marie	Vische
Jm mandage na d entfãgẽ marie	wedder
Jm mandage vor thome apostoli	kreuet
Jm dage iohannis ewangeliste	Schor.
Jm dage der vnschuldegen kindẽ	Schor.

Jtem wen de man is im wedder·So is gut laten·ane de houet ader·Jm kreuete ane de miltader·Jn der wage·ane de lenden·Jm Schutte ane de wadeu Jm wafman ane d beyne·Jm Vische .de knoden

Fig. 14. Niederdeutscher Aderlaßkalender aufs Jahr 1480, gedruckt bei BARTH. GOTHAN und LUKAS BRANDIS in Magdeburg (später in Lübeck), auf ein Viertel verkleinert.

fangszeilen mögen genügen, um zu zeigen, auf welchen Ton der Folzsche Aderlaßzettel gestimmt ist:

> „Nach dem vnd man zalt dausent eyer vnd cccc pratwürst vnd lxxx pfaffen seidlein des aller pesten knie mostes ‖ frü zum anbis ist dise zetel gepratiziert . . .“

Offenbar sind Folzs Derbheiten zur Fastnacht 1480 erschienen, doch hat es keinerlei sichtbare Folgen gehabt, daß der Nürnberger Barbierer der Narretei der Laßtafelschreiberei die verdiente Schelle anhängte; der medizinische Unfug war noch recht langlebig! Auch die „gelehrten“ Ärzte beteiligten sich munter weiter daran.

Was Friedrich Creussners Sachverständiger 1480 im gelehrten Latein an den Mann bzw. auf den Kalender brachte, gab der Verleger **1481** auch im geliebten Deutsch. Die Überschrift des Aderlaßteiles seines Kalenders auf dieses Jahr lautet:

> ¶ Erwelt tag zu aderlassen vnd köpff zu setczen [schröpfen]: in dem zu ‖ mercken ist das es iungen menschen in zunemendem mond vnd den alten in abnemendem mond zymlich zu lassen ist,

und den Monaten Juli und August schickt er folgenden Satz voraus:

> ¶ Wie wol in den zweyen nechsten menetē aderlassen zu ‖ meiden ist. yedoch von etlicher menschen gewonheit we- ‖ gen [sint gemein (verwischt)] erwelt tag geschriben.

Namentlich die erstere Notiz wird nun vielfach in andere Kalender herübergenommen, z. B. schon in den Kalender, den Conrad Fyner in Urach auf 1482 drucken ließ.

Ein in Maihingen befindlicher lateinischer Kalender auf das Jahr **1482** und Nürnberger Zeit, mit Angabe der Laxierzeiten im Aderlaßteil, bringt in der linken oberen Ecke anstatt eines verzierten Initials zum ersten Male ein Aderlaßbild, identisch mit der Gruppe rechts auf der Kopfleiste unseres Artikels, die gleichfalls aus Maihingen stammt und sich auf der Rückseite eines Kalenders (auf 1481?) befand, von dem aber nur dieser Bildstreifen erhalten ist. Unter diesem Bildchen läuft als Streifen in Doppelkolumne ein Tageskalender vornhinunter auf dem nur zur Hälfte erhaltenen Blatte, der die Wochentage je mit „a“ bis „g“ zählt und die wichtigsten Heiligentage daneben setzt. Es ist dies der erste mir bekannt gewordene gedruckte eigentliche Kalender in unserem

Sinne, zu dem doch die Zählung jedes einzelnen Tages als erstes Erfordernis gehört. Gedruckt ist dieser Kalender (also wohl auch unsere Kopfleiste S. 219) bei MICHEL GREIFF in Reutlingen, der also auch das Aderlaßbild hat schneiden lassen.[1])

Ein ganz besonderer Kauz war aber Herr

„*Eberhardus schleusinger* doctor. phisicus der loblichen statt Zürich."

Der Herr Stadtarzt ließen nämlich um diese Zeit etwa (man vermutet aufs Jahr 1482 und vermutet zu Zürich) einen ganz ungewöhnlichen Kalender erscheinen, bei dem es zunächst höchst auffallend ist, daß der Aderlaßtage gar nicht gedacht ist. Der Kalender handelt nämlich in absonderlicher Anordnung einzig, wie die Überschrift schon besagt, von

„Gut stunden frürntschafft [!] geselschafft vnd gemeinschafft anzufahen",

denn „die ding hand von ainer statt des himels iren influſz" und seien von großer Wichtigkeit. Doch hat es natürlich für uns keinen Zweck, auf die Liebhaberei des Zürcher Kollegen näher einzugehen; uns interessiert nur das ausnahmsweise Fehlen des Hygienischen auf diesem einzigen Blatte eines astrologischen Sonderlings.

Ein plattdeutscher Kalender für **1483** betont ganz ausdrücklich seine akademische Provenienz:

„Dusse almenach is gemaket ut den rechten lopen der sonnen vnd planeten *in der hohen scole der stat Mentz.*"

Es ist der älteste Kalender aus der Druckerei PETER SCHOEFFERS, der bisher bekannt geworden ist, und gibt schon in der Überschrift an, daß er auch „de erwelten dage die oderen to laten vnd artzedye Inne to nemende" mitteile. Trotz seiner gelehrten Herkunft ist es aber ein Aderlaßkalender ganz gewöhnlichen Schlages. Über das Arzneieinnehmen, das im Aderlaßabschnitt nicht erwähnt ist, fügt der Kalender einen besonderen kurzen Abschnitt an, der uns in seinen knappen allgemeinen Angaben Einblick gewährt, nach welchen Gesichtspunkten diese Maßnahmen vom astrologischen Arzte angeordnet wurden. Die iatromathematische Regel lautet also:

[1]) Vgl. K. HÄBLERS Aufsatz über die Kalender MICHEL GREIFFS aus Reutlingen in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1905/6, Jhrg. 9, Heft 9.

> Die vtterwelten dage arcznye In to nemende vermerck also ‖ welkeren dag de kreuet [Krebs] to geschreuen is op de dag is gut arcz ‖ nye yn to nemen in electuarien. In der wage is gut in allen. In dem ‖ scorpio is gut in gedrencken. In dem waterman is gut in allen ‖ In den fischen is gut in to nemende in pilleln. Alle andere teykan ‖ syn unbequeme In to nemen.

Mit einem nackten Männlein im Lendenschurz, wie es sich sonst bei der Lepraschau uns demonstriert, ohne jedes weitere Abzeichen ist ein Kalender ausgeschmückt, der für das Jahr 1483 in Reutlingen abermals bei Michel Greiff hergestellt wurde und als zweiter mir bekannt gewordener, diesmal in seiner unteren Hälfte, sämtliche Tage untereinander nach Art unserer heutigen Wandkalender in sechs Rubriken zum Abdruck bringt. Der Aderlaßteil ist knapp gehalten und zeigt die beiden allgemeinen Notizen über den Aderlaß im zu und abnehmenden Monde nach dem Lebensalter und über die Hundstage, wie oben bei Creussners Kalender für 1480.

Das Laßmännlein soll ja in Drucken bis ins Jahr 1473 zurückgehen; auf den Einblattkalendern begegnet es uns hier zum ersten Male; denn daß dies Männlein mit Lendenschurz trotz allem fehlenden Beiwerk als Laßmann aufzufassen ist, bedarf keiner weiteren Worte. Ein typisches Laßmännlein aus dem nämlichen Jahre 1483 werden wir weiter unten S. 274 kennen lernen, ebenso seine Kombination mit vier hygienisch-medizinischen Genreszenen. Michel Greiffs illustratives Vorgehen verdient aber immerhin Beachtung.

„Dies senarum“ [1]) überschreibt ein lateinischer Augsburger Kalender für **1484**, den Hans Schönsberger gedruckt hat, seinen Aderlaßteil; es soll wohl „venarum secandarum“ heißen.

Ein deutscher Kalender für das nämliche Jahr 1484, den Johann Sensenschmidt in Bamberg gedruckt haben muß, ist unterschrieben: „¶ Das von einem maister zu Ingolstat.“

Der namenlose Gelehrte (vermutlich Johann Engel, der sich erst 1489 auf einem Kalender zu nennen scheint; eine „dewtsch practick“ ließ er auf 1488 in Nürnberg außgehn) hat seinen medizinischen Stoff, der mehr als $^3/_4$ der ganzen Blattfläche einnimmt, so angeordnet, daß er zuerst im Raume einer halben Kolumne die:

---

[1]) Vollständig: „Sequuntur dies senarum quibus lune signum semper annexum vides.“



„¶ Auß[er]welt teg vnd stund vor mittag zu nemen purgacen nach ‖ außweisung der maister in der astronomei", gibt und dabei äußerst genau die Stunden sagt, z. B. „ein vierteil vor v auf halbe stund nach vi", „halb stund nach iiij auf vi", „ein dreiteil nach iiii auf ein vierteil nach v Auch von vij auf halbe stund nach viij", „von v auf vij" usw.

Weit über eine Kolumne ist darauf den:

„¶ Außerwelt tag vnd stund vor mitag zu adrelassen"

gewidmet, die auch wieder sehr genau in der Zeitangabe gehalten sind, z. B.:

„Pfincztag [Donnerstag] nach viti gut den alten on das haupt von iiij auf ein drit. vor vi Auch von viij auf x",

oder

„Erichtag [Dienstag] vor katherine gut den iungen on die pain drit. nach ix auf xi."

Eine früher von mir noch nicht beobachtete Umständlichkeit, die auch kaum Schule machte, ja selbst von dem vermuteten Verfasser Magister Johann Engel von Ingolstadt selbst nicht weiter angewendet wurde, so viel ich sehe.

Eine Neuerung ist auch eine allgemeine Prophezeiung (Praktik) für das kommende Jahr an der Hand einer Angabe über den Planetengang: „die astronomi schreiben zu grossem krieg teurung vnd pestilencz . . .", sogar von „naigung zu einer gepurt ains falschen propheten der widerwertig wirdt der ler cristi" ist die Rede. (Schade, daß es sich nicht um das Jahr vorher handelt, sonst könnten seine Gegner sagen, daß Luthers Geburt schon von den Sternsehern vorausverkündigt gewesen sei!)

Der deutsche Aderlaßkalender auf 1484, den Markus Brandis in Leipzig gedruckt hat, ist in zwei Kolumnen verschiedenen Inhalts geteilt, deren linksstehende „die guten czeith der aderlassunge vnde purgacien czu nemen" anführt, während die rechte, deren Titel im Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek größtenteils fehlt, die guten *Badezeiten* lehrt und gute Zeiten zu säen und zu pflanzen.

Beachtenswert ist auch die folgende, ganz durchgehend durchs Blatt gesetzte Schlußschrift:

„Die ordenung des alders der aderlasser vnde der Complexion Ein ietczlicher weißer seh alhie selbst an wen ietczlich monde in vier teil ‖ geteilt wirt vnde ietczlichs ein virtel des mondes genennet wirt vnd werdt bei acht tagen

In dem ersten virtel sollen lassen die iungen ‖ vnd Melancolici. das sint die kalt trucken lewte In dem andern virtel die iungen menlichen lewte vnd Flecmatici. das sind die kaldt ‖ suchtigen In dem dritten virtel die menlichen alden lewte vnd Sanguinei. das sint die warm suchtigen ader warmfeuchten lewte In ‖ dem vierden vnd letczten virtel die alden lewte vnd Colerici. das sint die trucken hitczigen lewte."

Dies letztere ist ja gerade keine *neue* Weisheit, so ausführlich aber noch nicht dargelegt gewesen; *ganz neu* ist aber die Bestimmung der *guten Badezeiten* auf diesem Kalender.

Dieselbe Neuerung bringt gleich wieder abermals ein *Leipziger* Kalender für **1485**, gedruckt bei Marcus Brandis und vielleicht auch schon, wie so mancher spätere Almanach oder manche Praktik, von dem namhaften Wenzel Faber aus Budweis abgefaßt.

Der Abschnitt über Neumonde und Vollmonde des Jahres nimmt samt der Überschrift das obere Viertel ein. Der Rest des Blattes ist wie gewöhnlich in zwei Kolumnen geteilt. Die linke Kolumne ist der Laßzettel mit der Überschrift:

„Volgen hernach die guten zceit der aderlassung ‖ vnd purgacien zcu nemen erwelt nach deme ‖ lauff deß mondeß vnnd der glucklichen planeten ansehung czu . . .",

und sehr kurz gefaßt z. B.:

„an die lungader purgazien in kuchlein", „an die lend pur. in allen", „an die fueß pur. in pill", „pur. im trangk", „an die lungader pur. in kuchlein pur. im trangk".

Die rechte Kolumne führt die Überschrift:

„Volgen die erwelten tag zcu baden zu sehen [säen] ‖ vnd zu pflanczen nach des mondes lauff vnd ‖ seiner guttigen schickung zcu den planeten."

Hierunter nimmt die Bestimmung „gut bad" den breitesten Raum ein, nicht nur im Winter, wo sie naturgemäß fast die einzige ist. Es sind diese beiden Leipziger die frühesten Kalenderdrucke, auf welchen mir die Nennung der guten *Bade*tage begegnet ist, also eine frühe Leipziger Spezialität!

Freilich ein anderer Leipziger Kalender für **1486**, bei Martin Landsberg gedruckt, macht diese Neuerung noch nicht mit, kombiniert aber Eigentümlichkeiten verschiedener Typen in folgender Überschrift:

„Hernach volgen dye czeyt der aderlassung vnd erczteyung [Arzneinehmen] Außerwelt nach dem lauff des mandes Und der gluckseligen ansehung [Aspekten] der planeten zcu im. Auch dar vber dz czunemung ‖ deß mandeß den iungen. Auß erwelt wirt den alden menschen dy abnemung.“

Ein plattdeutscher Magdeburger Druck für das gleiche Jahr drückt sich folgendermaßen aus:

„¶ Utherkaren daghe der aderlatynge, vnd arczedie thonemende na waren lope des Maendes vnde ‖ anseende der souen [sieben] planeten Unde desse na gheschreuen vthgenomen lede [Glieder] schalme nyght beroren.“

Dagegen finden sich Badezeitempfehlungen wieder in einem interessanten lateinischen „Almanach“ für **1487**, den der Krakauer Magister Markus Schynagel als astrologische Praktik redigiert und der von Venedig nach Augsburg übergesiedelte Drucker Erhard Ratdolt hergestellt hat.

Die Laßtafel beginnt in der Mitte des Blattes:

„Secuntur nunc tempora verissime fleubothomie atque farmacie atque balnea electa secundum verum motum lune in signis .XII. et aspectibus planetarum“,

und ist auf den Raum von knapp einem Drittel des Blattes zusammengepreßt, um Platz zu gewinnen für den Krimskrams der astrologischen Praktik, Himmelshäuser, Wetterprognosen, Gedeihen der Feldfrüchte, Krankheitsstand, Glück und Unglück der einzelnen Berufe, Gewerbe und Zünfte, religiöse und politische Ereignisse usw. Wie dieser komprimierte Laß-, Bade- und Laxierzettel dann sich ausnimmt, mag der Anfang dartun:

Januarius	Signum	bonum	Medicina
Tercia feria post circumcisionis pro iuvenili flegmaticis praeter caput	Aries	balneum	
Secunda feria post Epiphaniae pro iuvenill et virili Colericis praeter pulmaticam	Cancer	balneum	electuariis
Dominica ante anthoni pro virili et senili Melancocolicis praeter nates	libra		omnibus
In die prisce virginis	Scorpio	balneum	pocionibus
Dominica post paull pro iuvenlli Colericis praeter pedes	pisces		pillulis

Ganz im alten oft erwähnten Stil der Aderlaß- und Laxierzeiten ist ein Nürnberger Kalender auf 1487 mit seinen beiden allgemein

gefaßten Überschriften für die Lebensalter und Hundstage gehalten. Nur die erstere sei, weil besonders umständlich, hier angeführt:

> „Dies electi fleubothomie et ventosis in quibus tamen membra ‖ corporis humani nominata tunc tangi non debent nec erit in- ‖ utile etate iuuenili et virili lunam crescentem. Senili vero decre- ‖ scentem adaptare."

Gleichfalls völlig in den alten ausgetretenen Spuren wandelt ein Leipziger Kalender auf dasselbe Jahr (gedruckt bei Konrad Kachelofen), auch im medizinischen Teil:

> „Secuntur minutiones electae cum Farmacijs et ventosationibus penes verum motum lune et aliorum planetarum aspectus."

Nach Leipziger guter Sitte ist auch dieser Kalender unterzeichnet, und zwar lakonisch mit

„Paulus Eck",

das ist der Leipziger Professor der Astronomie Paulus Eck aus Sulzbach.

Ähnlich wie der Lucas Brandissche niederdeutsche Kalender für 1480 ist ein hochdeutscher Kalender angeordnet, den Michael Reyser in Eichstätt für das Jahr 1487 herausgab. In den Laßtafeln stehen nur die Monatstage und das Tierkreiszeichen, und die Anwendung für die Praxis ist dann am Schluß folgendermaßen übersichtlich zusammengestellt:

> „Lassen vnd artzney geben jn iedem obgemelten zeichen geschicht nach diser hienach gesatzten taffeln ausweisung also das die iungen jn zunemung vnd die alten jn abnemungs munds [!] sich des gebrauchen

			Lassen an die hauptadern
	wider		Lassen an die lungadern vnd ist
	krebs		gut artznei geben in electuarien
	wog		Lassen an die lendadern vnd gut
	scorp		ertzney geben in allen dingen
Im	schutz	ist gut	Ertzney geben mit getrancke.
	wasserer		Lassen an die diechader
	visch		Lassen an die schinbein vnd gut
			ertzney geben in allen dingen
			Lassen an die fueß vnd ist gut
			artzney geben in pillulis."

Mit dem Jahre 1488 beginnt eine lange Serie lateinischer und deutscher Einblattkalender mit nebenherlaufenden, gesondert ausgegebenen lateinischen und deutschen „Judicia“ und Praktiken mit figürlichem astrologisch-symbolischem Holzschnittschmuck nach Berechnungen und Anweisungen des schon genannten Brünner Stadtarztes Magister WENZEL FABER von Budweis in Leipzig, hergestellt von MARTIN LANDSBERG. Dieser WENZEL FABERschen Kalender gibt es eine ganze Reihe bis zum Jahre 1500 (und weiter bis 1506), am Fuße über der Holzschnittgruppe bezeichnet mit:

„Edicio lipsensis magistri wenceslai de Budwysz“,

oder:

„aderlacz tafel magistri wenceslai von budwysz“,

meist auf Leipziger und Prager Zeit berechnet. Eine Spalte ist dem Aderlaß und Laxieren, die andere dem Baden und Pflanzen gewidmet. Die Überschriften beider Kolumnen lauten beispielsweise in dem deutschen und dem lateinischen Almanach für 1489 folgendermaßen:

Her nach volgen dy czeyt der Aderlassung vnd Erczeneyung nach dem lauff deß mandß vnd ‖ der gluckseligen ansehung der planeten czu ym Auch dar vber dy czunemung deß mandeß ‖ Den iungen auserwelt wirt Den alten menschen dy abnemung.	Volgen hernach dy auserwelten tag czu Baden Kinder czuentwen Sehen vnd czu pflancen ‖ Nach der bewegung deß mands vnder den heqwemen zeychen vnd seynen guttigen ansehung zu den planeten.
Eodem anno seqnuntur Tempora Fleubothomie nec non farmacie electa secundum cursum lune et fortunatos ‖ ad ipsam planetarum aspectus Preterea luna crescens iuuenibus eligitnr decrescens vero senibus adaptatur.	Seqnuntur Balnea electa Temporaque Ablactatacionis puerorum Necnon Seminandi ac Plantandi ‖ secundum motum lune sub signis conuenientibus et beniuolo adspectu eiusdem ad planetas.

Die nämliche Anordnung zeigte uns schon ein Kalender für 1487, den gleichfalls MARTIN LANDSBERG gedruckt hat, auf dem sich aber der Brünner Stadtarzt noch nicht genannt hat; obgleich er zweifellos der Verfasser ist. Wird doch in der Überschrift nicht nur der „lipsensis meridianus“, sondern auch daneben das „horelogium Pragi“ und bei den Mondphasen beide Zeitrechnungen nacheinander genannt. Die „Ablactatio puerorum“ findet sich jedoch 1487 noch nicht, wohl aber die Bade- und Pflanzzeiten in der rechten Kolumne. Die Zeiten zur Kinderentwöhnung werden erstmals auf WENZEL FABERS Aderlaßkalender für 1488 mit aufgeführt.

Das Kind beim Namen nennt eigentlich zum ersten Male der Leipziger Astrologe Paul Eck, den wir schon oben kennen lernten, im Jahre 1488 in Konrad Kachelofens Kalender. Paul Ecks Kalender für **1489** ist noch fast ebenso konservativ in Form und Inhalt, wie der frühere, aber er ist ganz oben am Kopfe folgendermaßen überschrieben:

> *„Tabula minutionum. farmacorum necnon ventosationum Pauli Ecken de Sultzpach."*

Die eigentliche Aderlaßrubrik ist dann nur lakonisch gekennzeichnet mit: „Dies apti ut supra". Die sonst meist unter den Aderlaß mitbegriffene „Ventosatio" ist hier im Tagverzeichnis öfters besonders genannt. Auch heißt es zum Schluß, daß in der Zeit der großen Sonnenfinsternis nur im Notfalle der Aderlaß ausgeführt werden solle: „Tempore magni caumatis algorisque vitetur fleubotomia, nisi cogat necessitas que lege priuatur." Das wäre also wohl auch eine „Neuerung"! Das Blatt ist bei Friedrich Creussner in Nürnberg gedruckt.

Noch weitere Neuerungen weist Ecks *deutscher* Kalender für das nämliche Jahr auf, der gleichfalls in Nürnberg, aber bei einem anderen Verleger, bei Georg Stuchs, gedruckt ist. Auch er trägt den Namen seiner „Praktikanten" am Kopfe:

> *„Diß Almanach Ist gemacht zu lypczick durch Pauls eck von Sulczbach."*

Das Blatt selbst ist in sieben Kolumnen gedruckt; die vier Kolumnen rechts bringen unseren heutigen Tageskalender, dem wir also hier zum dritten Male begegnen; die drei ersten Kolumnen (links) bringen Mondphasen, Aderlaß-, Schröpf- und Laxierzeiten zusammengestellt unter den einzelnen Monaten, z. B.:

> „Aderlassen ym augstmon.
> Dinstag nach Stephani mi
> tel ausgenumen die scham Ercz[nei]
> in tranck
> An sant Sixts obent vnd
> tag gut lassen vnd schrepfen
> ausgenumen die diech vnd
> hift."

Gelegentlich werden auch die Temperamente genannt, z. B.:

> „Pfingst montag gut den ‖ melancolicis. Ercz[nei]. in allen."

Auf das Jahr 1489 gab Magister Johannes Engel, den wir schon bei dem Jahre 1484 vermutungsweise erwähnt haben, seinen ersten bekannten Kalender lateinisch heraus und Friedrich Misch in Heidelberg verlegte ihn, der auch Schelligs' Syphilistraktätchen gedruckt hat, das, rein bibliographisch betrachtet, auch um 1489 oder 1490 die Presse verlassen haben müßte.

Johannes Engel „huius Almanach compositor“ beginnt sein Kalenderblatt mit der Praktik nach dem Planetenlauf, den „Caristia (Teuerung), Bella und Infirmitates“ („Saturnus et luna efficient precipue in aspectu domini sextae domus. Mortalitates tamen magnae non erunt“), und gibt dann in den unteren zwei Dritteln vierspaltig den eigentlichen Almanach, den er

„Coniunctiones oppositiones et quadrae solis et lunae Mutationes aeris Dies quoque pro minutione sanguinis electi“

überschreibt. Jeder Monat ist in diesem Kalender in vier Teile geteilt: conjunctio, quadra coniunctionis, Oppositio, quadra oppositionis, und bei jedem dieser Monatsviertel die Wetterprognose und die Aderlaß- und Laxierzeiten am Schlusse angegeben, also z. B.:

„Oppositio Februarii
Dominica erit septuagesime hora .9. mi. 26. Principium frigidum erit iuxta qualitatem temporis cum aliqua humiditate finis autem frigidior erit. ❡ Fleubothomia
Quinta feria bona preter nates libra
❡ Farmatia feria sexta et sabato bona scorpio“

Meist heißt es einfach „❡ Farmatia eodem die bona“. Im Juli und August sind gar keine Aderlaß- und Laxierzeiten angegeben, dafür steht zu Anfang des Monats Juli: „Tempore illo abhorrenda est fleubo. et farma“. Engel ist also endlich konsequent, während andere immer noch Aderlaßtage angaben für diejenigen, welche daran gewöhnt seien, trotzdem es eigentlich gegen die Vorschrift sei.

Einen deutschen Kalender für das nämliche Jahr ließ Johann Engel in Augsburg bei Erhart Ratdolt in Rot- und Schwarzdruck mit Mondfinsternisbild erscheinen, unterschrieben „Maister Johannes Engel diß Almanach gemacht vnd Erhart Ratdolt zů Augspurg gedruckt hat“. Die Anordnung stimmt vollkommen mit der des eben beschriebenen lateinischen überein; auch die Laß- und Purgiertage fehlen im Juli und August: „Hie hernach ist nit gut lassen oder purgieren.“

Der Passauer Drucker Johann Petri teilt sein sauber gedrucktes Kalenderblatt für 1489 horizontal in zwei ungefähr gleiche Teile, indem er bei Neumond und Vollmond gleich die Witterungsprognose beifügt und den Aderlaßteil recht kurz faßt, dem er darum eine allgemeine Erklärung in fünf Langzeilen vorausschickt, daß Mondstand im Tierkreis und Planetenaspekte beim Aderlaß zu beachten seien, wenn nicht die Not eines Krankheitszustandes alle anderen Rücksichten über den Haufen werfe:

> „Hie nach volgen die auserwelten tag zu dem aderlassen nach dem waren lauff des mons vnd der anderen planeten in den .xij. zaichen des himels. auch die stund der auserwelten aufsteigunden zaichen Und wie wol der mon oft in ainem guten zaichen ist dennoch ist nit gut aderlassen. Sunder der mon muß in ainem guten zaichen sein vnd in die andern guten planeten freuntlich an schauen sunst ist nit gut aderlassen dan alain es eruorder die noturft so sol man nichs an sehen. Darumb hat die aderlas zwo zeit Ain die geschicht furnemlich nach ainer volkomen dewung Die andern notig dar in man nichs ansehen noch verharren mag."

Von Laxierzeiten ist hier überhaupt nicht die Rede.

Der erste Kalender der Straßburger Druckerei von Johann Grüninger begegnet uns aufs Jahr **1490**. Als „Praktikant" nennt sich ein Maler und Formschneider, der sonst gänzlich unbekannt ist:

> „Diß han practiciert ich hanns schrotbanck moler vnd burger zu stroßburck."

Man sollte diesem Manne in den Straßburger Stadtakten doch etwas nachzugehen versuchen, denn die vielen prächtigen, auch naturwissenschaftlich und medizinisch interessanten Holzschnitte der Grüningerschen Offizin harren noch ihres Meisters. Und daß dieser Hans Schrotbanck kein schlechter Künstler war, beweist der reiche Bilderschmuck dieses Blattes, das die Berliner Königliche Bibliothek besitzt!

Eine Aderlaßtafel bringt diese Kalenderpraktik nicht, überhaupt nichts Medizinisches, es sei denn die „sorg der swangeren frouwen In maio", die besagen will, daß der Wonnemond Gefahren für die Schwangeren mit sich bringe.

Zwei Fragmente der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (a. 1490ᵃ und a. 1490ᵇ), die offenbar zusammengehören und dies

Jahr 1490 betreffen, stammen gleichfalls von Meister Johannes Engel und dem Drucker Ratdolt. Dies kombinierte Blatt stimmt denn auch völlig mit Engels deutschem Kalender auf 1489. Die Praktik des mit zwei Finsternissen ausgestatteten Jahres nimmt einen noch größeren Raum ein wie dort; es heißt darin am Schlusse: „Kranckheit in der finsternuß begriffen. Tödlikeit aber nit gemain: sunder in etlichen enden . . .“

Äußerst gelehrt-medizinisch führt sich ein Ulmer Kalenderdruck auf **1491** ein, der im Initial-J das kniende Paar vor dem Christkindlein in der [Vulva-]Mandorla zeigt. Es wird nämlich jedem Monat als Leitsprüchlein ein gereimtes Diktum einer (meist medizinischen) Autorität vorgesetzt, unter der auch bemerkenswerten Überschrift:

> „Die erwelten tag deß aderlassens nach warem lauff vnd angesichten der siben planeten vnd etlicher namhaffter stilste[he]nder stern der sechsten größ mit der linien tracken haupt vnd schwantz.“

Die zum Teil etwas holperigen Verslein lauten:

„Aristotiles Im genner dein blut laß bey dir on saumen
Dut es dir not so laß auff dem daumen.
Ipocras Im hornung auff den daumen lassen vnd warm baden ist gut
Hiet dich vor kelte es dir schaden tut.
Galienus Im mertzen ist nit gut aderlassen.
Auff den schultern schrepffen vnd baden ist gesunt on massen.
Ptolomeus Im aprillen zu der leber lassen zymmet wol
Schrepffen man nit vnderwegen lassen sol.
Auicenna Im mayen laß zu der median.
Schrepffen auff den armen soltu nit vnderwegen lan.
Auerrois Im brachmond lassen vnd haiß baden.
Pfeffer klain visch vnd hitzige speis bringt dir schaden.
Rasis Im hömond wissen tut
Es seind hundtztag nit laß dein blut.

> [Es werden aber darunter doch, die „mittel“ und „gut“ sind den Jungen oder den Alten, an den bestimmten Körperteilen aufgeführt!]

Albumasar Im augsten lassen vnd haiß baten met trincken bier
Vnd vnkeuschait vil bringt schaden dir.

Isåac Im hörbstmond aderlassen die median wol tut
Das ist dem hertzen lungen vnd der leber fast gut.
Seneca Im weinmond lassen schrepffen auff den lenden
Thut das grien dann fast von dir wenden.
Constantinus Im wintermond ist böß lassen zum haupt
Schrepffen auf den schultern hat er vns erlaupt.
Mesue In cristmond lassen ist nit erlaubt
Tut es not so schrepff an füssen oder zum haupt."
[Dennoch werden drei gute Laßtage und zwei mittlere in diesem Monat unter dem Verslein angeführt!]

Die Laßanweisungen sind im übrigen ganz wie in der gangbaren Form gegeben.

Dieselben Verslein finden sich öfters, z. B. auch auf einem mit dem Ulmer auf 1491 auch sonst recht übereinstimmenden Kalender auf das Jahr 1495, den Michel Greyff in Reutlingen verlegt und diesmal mit reichlichem *biblischem* Bilderschmuck geziert hat.

Ein lateinischer Kalenderdruck Peter Wagners in Nürnberg auf das Jahr 1491 stellt wieder eine Vereinigung von Prognostikation und Almanach dar und bringt unter der gewählt ausgedrückten Überschrift:

„Qui flebothomie dies apti, qui farmacie delecti sint, ut verus lune locus et etas postulat. quemadmodum erraticarum siderum aspectus ipsum intueantur sequitur",

zum ersten Male seit dem Guttenberg-Kalender von 1448 (und teilweise auch 1457) die zu beachtenden Tage in Zahlen und nicht nach den Kalenderheiligen und Festtagen, z. B.:

Januarius	Signa
Quinta die euacuabis flegma potu	Scor.
Septima die flebo. preter coxas	Sagita.
Vndecima die flebo. preter crura	Aqua.
Decimaquarta fle. pre. pe. euacuabis fleg. elec.	Pisces
Decimaquinta flebo. preter caput	Aries
Vicesimasecunda et tertia flebo. preter pul. pur.	Can.

Mit „pur[gabis]" ist das Laxieren im weiteren immer bezeichnet statt des umständlichen, in Abkürzung unklaren „evacuabis". Über Krankheiten heißt es in der Prognostikation: „Venus . . . egritudines ex humiditate prouenientes excitabit. et pluribus locis pestis gene-

ralis dominabitur. presertim terre subiecte triplicitati melancolice. que est inter meridiem . . .“

Ein deutscher Kalender, in Reutlingen von Michel Greyff für den Bischof von Eichstätt auf 1491 mit Jesuskindlein, den Kreuzapfel in den Händen, und Jahreswunsch im Wappenband am Ende hergestellt, wendet auch dem Baden wieder seine Aufmerksamkeit zu und betont das schon in der umständlichen Überschrift der ³/₄ des Blattes einnehmenden Laßtafel:

> „Hie nach volgend die auserwelten tag aderlassens Badens Ertzneye nemung .in gedranck. pillen Vnd electuarien Nach der complexion eines yeden menschen Den iungen im neumon Den iungen manlich Im vierteil des neumonß dem alten manlich. Im Volmon. Den gar alten Im vierteil deß volmonß ¶ Im augstmon oder huntztagen. sol niemand lassen Es erhaysche dan die notturft so mag man lassen vnd ertzneyen ¶ Freytag nach der heilgen drey king tag Schütz gut baden Lassen fleg. alten on die diech.“

Trotzdem ist der August ebenso mit Laßtagen ausgestattet, wie die anderen Monate, auch der Juli, der z. B. so lautet:

> „Hewmon.
> Margarethe Wag gut ertzney allerlay lassen den iungen Melan-[cholicis]. on den bauch ¶ Allexij vnd tag dar nach. Schutz gut baden lassen iungen manlich fleg. on die diech ¶ Marie Magdalene wassermon gut Ertzney allerlay lassen alten manlich Melan. on schinbain ¶ Sontag vor Jacobi fisch gut baden ertznei in pillen lassen alten manlich Colle. on die fieß. ¶ Erichtag nach Jacobi wider güt baden lassen alten manlich flegma. on das haupt.“

— Telegrammstil 350 Jahre vor der Erfindung des Telegraphen!

Die deutsche Bezeichnung „lathwergen“ für diese Verabreichungsform des Purgiermittels begegnet uns zum ersten Male in einem Leipziger Kalenderdruck Konrad Kachelofens auf 1491, der auch vom „getrencke“ spricht und halb plattdeutsch das Schröpfen mit „koppen“ bezeichnet in der Überschrift des Aderlaßteils:

> „Hie volgen die erwelten tag czu ader lassen. koppen vnde erczney czu nemen vnde das noch dem waren lauff des mondes in den czeichen des hymelischen circkelß zodiaci

vnde das in der schicklikeit des alderß vnde complexien der menschen",

der im übrigen nichts besonderes bietet außer folgender Anweisung am Schlusse, die eine Neuerung bildet:

„Regiment noch der aderlassunge
Den ersten tag sey messig in deynem essen ¶ In dem andern frolickeyt du nicht salt vorgessen ¶ Der dritte sey dir eyne gancze rue ¶ Den vierdē messigk arbeit thue ¶ Der funfte wider kreftiget den leyp ¶ Der sechste ym das padt gibet Der sybende wil spacziren ¶ Also du dich noch dem aderlassen salt regiren."

Ein Regensburger Kalenderdruck MARCUS AYRERS für 1491 mit schöner Rand- und Kopfleiste ist nur seiner Überschrift des Aderlaßteiles wegen beachtenswert:

„Sequuntur nunc tempora flobothomie nec non farmacie electa secundum verum cursum lune ac aliorum planetarum cum aspectibus eorundem Quia luna multum confert. obestque in medicinis dandis. nisi cursus eius recte aduertatur quod si fuerit in triplicitate ignea vigoratur virtus attractiua In terrea retentiva In aerea digestiva in aquatica expulsiua."

Ein kleines Bruchstück eines deutschen Einblattkalenders auf 1491, das die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt, ist völlig im ältesten Stil gehalten, ebenso ein niederdeutscher Kalender in Querfolio aus Lübeck auf das nämliche Jahr „BARTHOLOMEUS GHOTAN impressit", mit seinen „Uthghekaren daghe der Aderlatinghe vppe Armen vnde Handen", auf dem es nur bemerkenswert ist, daß die mittelguten Laßtage mit „gud genoch laten" bezeichnet sind.[1]

Das ALMANACH ERFFORDENSE endlich auf das Jahr 1491 macht wieder einmal Ernst mit dem Aderlaßverbot der Hundstage und gibt für den Juli gar keine Dies electi, sondern nur die ausführliche Notiz:

„HOC in mense tum signorum ineptiis. tum aspectuum malicia tum denique canicule mordacitate fleubothomie ac

[1]) Veröffentlicht in der Beilage zu den „Vaterstädtischen Blättern" Nr. 23. Lübeck 1906 von C. CURTIUS.

farmacie prohibentur in via electionis quare silentio easdem duxi praetereundas."

Am Ende des Kalenders heißt es abermals, die Herkunft betonend und nochmals auf diese Auslassung eingehend:

„EX Famatissimo inclite vnuersitatis Erfordensis studio . . 1491 . . . Dies minutionum sanguinis et medicinarum farmacarum electi cuiusvis sese offerunt aspectui lucide et patenter [trotzdem die Laßtafel ungewohnlicherweise keine Überschrift hat!] Mirantes forte Cur fleubothomiarum et farmaciarum electiones quopiam in mense annotare prorsus vitauerim In alio vero pauculas admodum attulerim Sciant nunc canicularum rabiem. tunc vero aspectuum planetarum maliciam: quos maximopere in electionibus huiuscemodi aduertendos sapientes tradidere. id effecisse. Cum signi [cuivis?] optimi salubrem tollat influxum aspectus malignus . . ."

Der Verfasser empfand also sehr lebhaft das Ungewöhnliche seiner keineswegs beispiellosen Neuerung.

Der schon öfter als Kalenderdrucker von uns genannte weiland Venediger, jetzt Augsburger Erhard Radtolt bringt für **1492** die Neuerung, auch unglückliche Tage anzuführen, während bisher nur die guten und mittelguten Tage genannt waren. Er hebt dies auch in den Einleitungsworten noch ausdrücklich hervor:

„¶ Auch gut auserwöld tag zu aderlassen vnd purgacen nemen nach answeysung[!] der astrologorum. Nit das alweg gut lassen sey so der mon in ainem guten zaichen ist alß gemainklich ander laßzedel seczen dardurch offt ainß verfurd wird. also das ainß zu czeiten plut von im last vnd böserß an die stat gewindt, Des dann offt vrsach ist dz ainß nach sölichem lassen pald wider in kranckhait feldt. ¶ Darumb saind hie auch begriffen etlich tag darin der mon vnglücklich ist: das ist vermist [= vermischt] mit aim bösen planeten daran nit gut aderlassen ist noch andere ding die natürlich gelücklich enden süllen."

Es scheint, als wenn allmählich das Konkurrenzbedürfnis auf dem mit Kalendern immer mehr überschwemmten Markte dazu gedrangt hätte, etwas besonderes zu bieten. Bei den Hundstagen findet sich die landläufige Schädlichkeitsnotiz und doch werden die Tage genannt, „doch den das nodt ist süllen dise tag auserwöld sain."

Vor allem ist beachtenswert, daß auch in diesem Kalender offenbar das Gefühl dafür ganz verloren gegangen sich zeigt, wie jetzt oft, daß der im Laßzettel (also dem Einblattkalender) geregelte Aderlaß nur der prophylaktische Aderlaß der Gesunden sein soll und nicht für Kranke so ohne weiteres Geltung habe, wie schon die ältesten Meister (z. B. IBN SINA) gelehrt haben sollten.

Scharf polemisch gegen eingerissene Mißbräuche der Astrologen und derer, die sich dafür ausgeben, geriert sich ein Nürnberger Kalender PETER WAGNERS auf das Jahr 1492. Für die ganze iatromathematische Richtung ist dessen Vorwort bis zu gewissem Grade epochemachend, wenn auch der unbekannte Verfasser trotz seiner Berufung auf REGIOMONTAN ein Prediger in der Wüste bleibt. Das Pronunciamento lautet:

„Celestium rerum studia Sabinum illum Numam sub Pittagora quidem palliato: neque acriter nimis neque omnino imperite attigisse Plutarchus tradit: Ille stricte [?] satisque sollicite astrorum series motus secreta poli: ethereasque domus docuit: quid signa zodiaci Saturnus vetus: Vrania quoque diua sibi velit: caute religioseque causa discernendi magis disputandique diligencia: quam cum decernendi sentencia fiduciaque disseruit. quibus causarum et temporum et circumstancie ipsius necessitates: nunc ratas efficeret nunc irritas: Quippe alii philosophie sectatores in litterarum cultu non ignobiles: magnamque etatis partem in disciplina hac versati. adiutum: ornatumque cupientes: et simul dant libros grandi volumine: doctrinis omnigenis prescatentes: quos aiunt elaboratos ex multis variis: remotisque experimentis: vt ex iis sumerent posteriores. quantum liberet rerum memoria dignarum: tamque copie cornu nanciscerentur. at quot inoe [in eo?] Pittagoras Quot Numas: quot Hipocrates: quot denique Ptholomeos facile in praepatulo cernimus: Quotque vulgares fecerit astrologos vsus ephemeridis: doctissimi viri Johannis de Monteregio: tota germanorum Iam nacio ostendit. qui sola calculatione pedestri capti: parumque imbuti: demonstrationem astrorum mathematicamque ipsam eximiam magistram comitemque non tam negligunt quam contempnunt. Illi superioribus annis multa vaticiniis suis: atque immodica de astronomie doctrinis intempestive atque insolite disseruerunt: laqueorum aduc speculationibus silogismorum capcionumque dialecticarum claudicantes omnia euentura strepunt: Et diuinam illam disciplinam theorematibus tantum nugalibus: et puerilibus ysagogarum commentationibus dilatrantes Obiur-

gatione iusta incedunt. *Rem vero ethicam: naturamque humani ingenii: virtutumque origines: officia segetum earumque confinia: morborum: viciorumque frondes animorumque labes: ac pestilencias singulis annis et residua emergencia: explorata: comperta meditataque habent. Cruciatibus autem doloribusque corporis et periculis mortem minitantibus: habitum statumque beate vite Sanctissime discipline nomine menciuntur. Dolendum etati nostre magnopere reor. Si tanto luxu parasiti illi Ingenuam diuinamque astronomie artem: lacerandam exponunt. cibum questumque ex mendaciis captantes:* disciplinam chaldeorum ewangelio Johannis sanctissimi vatis veriorem cercioremque predicare nituntur Nam vt omissis. assirijs chaldeis egipcijs hebreis atque phenicibus Astrologiam ratam esse euangelicis vatibus ausint Quippe Moysen vetustissimum astrorum ethereum observatorem inquiunt: qui annulos binos sub certis astrorum influxibus et vultuum celestium ymaginibus constituisse scribitur: *hinc videlicet sibi argumentum parauisse: vt crederemus omnia rerum humanarum: et parua et maxima. tanquam stellis: atque sideribus euicta duci atque regi:* Quod etsi vi et ratione quapiam diuina fieri possit: nequaquam tamen id censendum in tam breui exiguoque vite spacio quantouis hominis ingenio comprehendi posse: et percipi Sed cum coniectari pauca quedam crassius et pingui Minerua: nullo arcium fundo concepta Tum fusa et vaga arbitrariaque qualis longinqua oculorum acies est per interualla media calligancium. Hec non imperitos astronomie doctores astrologieque dicimus: sed in homines istos leues futilesque qui nimium astrologi sunt ieiuna oratione attigimus At phauornius grece facundiae copia simul et venustas lacius ea et amenius profluentiusque exequutus est: identidem commonens: vt *caueremus. ne qua nobis isti sicophante ad faciendam fidem irreperent Et qui videntur quedam interdum vera effutire aut spargere: non enim comprehensa inqui[un]t: neque definita neque praecepta dicunt: sed lubrica atque ambagiosa coniectatione nitentes inter falsa atque vera pedetentim quasi per tenebras ingredientes eunt. Et aut multa tentando incidunt repente imprudentes in veritatem:* aut ipsorum qui eos consulunt multa credulitate ducente perueniunt calide ad ea: quae vera sunt: et idcirco videntur in praeteritis rebus quam futuris: veritatem facilius imitari *Ista tamen omnia quae aut temere aut astute vera dicunt: prae ceteris quae mentiuntur pars ea non fit milesima. Nullo igitur pacto vtendum est istiusmodi hominibus res futuras praesagientes Nos autem fecimus dies electos farmacie flebothomieque Et quid*

menstrua luna cum Phebo coeat que infra pristo more tradituri sumus."

Man sieht, Verfasser wendet sich gegen die Auswüchse des Praktikenunwesens, das aus kaum verstandenen astrologischen Beobachtungen über alles und jedes todsicher zu prophezeien sich vermißt. Der harte Tadler dieser Mißbräuche der Jahresvorhersagungen will von dem allem nichts wissen, sondern zieht sich auf das „alte, solide" iatromathematische Gebiet zurück, das über Aderlaß und Laxieren seine segensreichen, altüberkommenen Anweisungen aus dem Laufe des Mondes und der Sonne Jahr für Jahr verkündet. Reformatorisch auf *diesem* Gebiete zu wirken, kommt ihm gar nicht in den Sinn!

Sein Laßzettel:

> „Tempora verissime fleubothomie atque farmacie secundum lune locum et fortunatos ad ipsam planetarum aspectus: In quibus tamen membra corporis humani nominata tunc tangi non debent Nec erit invtile etati iuuenili et virili lunam crescentem Senili vero decrescentem aptare,"

ist denn auch nur in dem einen Punkte fortschrittlich, daß er, wie schon im Jahre vorher, die Kalendertage mit Zahlen bezeichnet.

Auch für Juli und August sind Laßtage angegeben, sogar ohne einschränkende Notiz, die sich aber auf dem *deutschen* Kalender desselben Verlages für das gleiche Jahr vorfindet, in welchem betont wird, daß die Aderlaßzeiten „warlich erwelt" seien und in der Überschrift dem Üblichen beigefügt wird, daß auch auf das Temperament für die siderale Aderlaßbestimmung zu achten sei:

> „... Auch so der mon ist im wider [und] schutzn sollen lassen menschen kalter vnd flussiger natur So er aber ist im krebß wasserman oder fisch sollen lassen menschen warmer vnd truckner natuer als colerici."

Überhaupt scheint das Bedürfnis, sich *eingehender* über die wichtige Aderlaßfrage auf den Kalendern zu äußern, im Zunehmen. So gibt der Verfasser des Reutlinger Kalenders aus Michel Greyffs Presse für 1492 eine kleine Abhandlung als Überschrift und Einleitung zum Aderlaßteil (auf der Kehrseite des oben angeführten Kalenders für 1491 mit hübscher ornamentaler Holzschnittbordüre):

„Hie nach volgend die gantz guten außerwelten und glückhaftigen tag Aderlassens Badens vnd der Ertzney in pillen getranck vnd latwergen nach der complexion ains yeden menschen Iungen

jm newmon Iungen manlich jm newen viertal Alten manlich jm volmon Gar alten jm vol viertel Flegmaticis so der mon ist im wider oder schützen Colericis jm krebs oder fischen Im scorpion ist lassen verboten Erztney mit getranck ist gut Melancolicis in der wag oder vassermann Die Mayster verbieten auch die guten laß-zaichen wan Saturnus oder Mars darjnnen steend wann der mon vnd zaychen werdent durch jr groß boßheit vergifft was man dann darjnn pfligt zuthun jst auch vergifft Sy werden dann wol angesehen von Jupiter vnd Venere mag man lassen vnd ertzneyen Also finde ich den wasserman vergifft von Saturno vnd sein wonung das gantz jar darjnnen hat darumb setz ich jn gar wenig das jar Mars würt auch ethlich less hindern die ich dann vermeyd zu setzen Auch allweg zwen tag vor vnd nach dem newmon Ain tag vor vnd nach dem volmon Im augst vnd hundtztagen sol niemand lassen oder ertzneyen dann es thu vast not So mag man sein pflegen Als dann hernach volgen erwelte tag die ding zu gebrauchen gantz glücklich erfunden meniglich haben darnach zurichten."

Die Badezeiten sind natürlich auch auf diesem etwas umständlichen Blatte angeführt.

Der Mainzer Kalender auf 1492, gedruckt von Peter Friedberg, gibt sich wieder mit einer gewissen Emphase als Universitätsleistung aus:

„Almanach praesens in Almo vniversali studio moguntino supputatum."

Als Bearbeiter unterschreibt sich etwas gespreizt:

„Magister Petrus Hernszheymer oppenheymensis in Moguncia ꝛc medicinarum licenciatus."

Im Kalender sind nur die Aderlasse genannt; über die Abführzeiten findet sich eine etwas schülerhafte Anweisung am Schlusse:

„¶ Dies farmaciarum ex subscriptis accipe

¶ Farmacie in electuarijs in pillulis uel in potione administrantur. ¶ In cancro valet farmacum in electuaris. ¶ In libra valet farmacum in omnibus. ¶ In scorpione valet farmacum in pocione ¶ In aquario valet farmacia in omnibus. ¶ In piscibus valet farmacia in pillulis ¶ Reliqua vero signa pro farmaciis dandis minime sunt accomoda."

Im selben Jahre 1492 tritt auch ein Münchener Stadtarzt als Kalendermacher auf;

„*Doctor* BALDASAR MANSUELDT [MANSFELD] *stat Leibarzt zu München*“

unterschreibt er sein Elaborat, das „vber die stat Munchen gepracticieret ist worden“ und auch dort bei dem kleinen Drucker BENEDICT BUCHBINDER gedruckt ist. Mondphase, Aderlaß, Arzneinehmen und „kopflen“ (schröpfen) stehen alle in der Monatsrubrik unübersichtlich beisammen.

In BARTHOLOMEUS GHOTANS Kalender auf 1492 (Lübeck) heißt es, wie oben schon detailliert:

„¶ Uthgekore dage der aderlatinge vp handẽ vñ armẽ.“

Nur dunkele Kunde ist mir zugekommen uber einen Kalender auf das Jahr 1492, der sich in Privatbesitz befindet, bei KONRAD KACHELOFEN in Leipzig gedruckt ist und einen Baccalaureus JOHANNES DE PASSAU zum Verfasser haben soll.

Inhaltlich ist der GRÜNINGERsche Straßburger Aderlaßkalender für 1493 kaum interessant, trotzdem er mit den gewichtigen Worten beginnt:

„*Nach rat vnd beschluß der meister des gestirnes vnnd auch der Artzenyg* . . .“

Aber sein bildlicher Schmuck ist wiederum beachtenswert, so schon sofort der hubsche Sebastianholzschnitt am Kopfe. Medizinisch interessanter ist die Gruppe von fünf Holzschnitten am Fuße, die von nun an mit geringen Veränderungen häufig wiederkehrt. In der Mitte das Laßmännlein mit Lendenschurz und geöffneter Bauch- und Brusthöhle, umgeben von den Tierkreiszeichen, von denen Linien zu den von ihnen „beherrschten“ äußeren oder inneren Teilen des Körpers hinlaufen („Duodecim signa quorum quodlibet respicit aliquam partem aut membrum in corpore hominis“ lautet hier die lateinische Unterschrift, während im übrigen deutsche Verslein beigegeben sind); rechts und links von diesem großen Bilde je zwei kleinere: Aderlaß am Arme, Arzneidarreichung an einen im Bett liegenden Kranken, Schröpfen im Bade (mit Kübel und Wadel), Ohnmacht beim Aderlaß. Über jedem Bilde ein deutsches Reimpaar.[1])

Die nämlichen Gruppen in verschiedener Ausführung bringt z. B. JOHANN PRÜSS in Straßburg in seinem Kalender auf das Jahr

[1]) Verkleinerte Wiedergabe in H. PETERS, Der Arzt S. 39, Abb. 39.

1494 und LIENHART YSENHUT in Basel 1499. Die Verslein lauten beispielsweise:

Geselle gut, Halt dich in Hut,
Nit laß dein Blut In schwerem Mut.

Ich will haben in freien Mut
Ich hoff das Lassen sei mir gut.

Schröpfen fristet mir mein Leben
Guter Zeichen pfleg ich eben.

Das Trank solt ich nit han genommen
Es wer dann ein besser Zeichen kommen.

Nem ich das Zaichen nit eben war
So werd ich auch verderbet gar.

oder:

Das Neu ist vil zu nah gewesen
Dem Luck, daß ich nit mag genesen.

Wer Arznei sich gebruchen dar
Und nit der Zeichen nimmt war
Auch sein Sach nit richt darnach,
Der leid wenn er schaden empfach.

Manche dieser illustrierten Aderlaßkalender haben ein entsetzliches Langformat, wie Hotelrechnungen in der Komödie. So der eben genannte GRÜNINGERsche Kalender, so auch z. B. der Baseler Kalenderdruck LIENHART YSENHUTS auf das Jahr 1499, der auch zwei Foliobogen übereinandergeklebt füllt, mächtige Kopfleiste der Anbetung Christi und als Randleiste heilige Stammbäume zeigt und endlich als Schlußleiste die fünf Bilder des Laßmännleins und der hygienischen Genrebilder bringt, wie unsere Figur 15 nebenstehend zeigt.

Ein rein xylographischer Kalender von JÖRG GLOCKENDON, dem Nürnberger Briefmaler, bringt auch das Aderlaßmännlein (mit geschlossenem Leib) und zum Mai ein zärtlich Paar und ein zechendes in der Badewanne; die Aderlaßtabelle mit Buchstaben und Zahlen zu den Tierkreiszeichen verlangte ein besonderes Studium, wollte man sie in Gebrauch nehmen; sie kommt aber auch schon früh in den Heiligenkalendern vor, wie z. B. in dem oben S. 220 Anm. 1 besprochene Martyrologium vom Jahre 1484, dessen künstlich zusammengestellte Laßtafel ich als Typus dieser Tabellen hier mit-

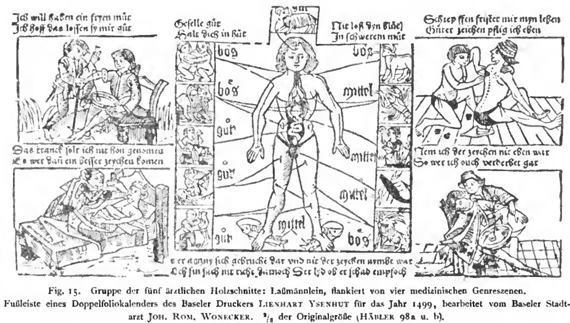


Fig. 15. Gruppe der fünf ärztlichen Holzschnitte: Laßmännlein, flankiert von vier medizinischen Genreszenen. Fußleiste eines Doppelfoliokalenders des Baseler Druckers Lienhart Ysenhut für das Jahr 1499, bearbeitet vom Baseler Stadtarzt Joh. Rom. Wonecker. $^{2}/_{3}$ der Originalgröße (Häbler 98a u. b).

teile. Das Männlein ist mir noch öfters begegnet (z. B. inmitten der vier Genrebilder auf des nämlichen Verlegers Johann Prüss in Straßburg schon erwähnten Aderlaßkalender für 1494).

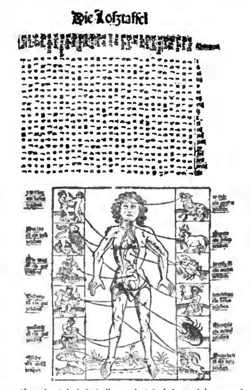


Fig. 16. Immerwährende Aderlaßtabelle und Aderlaßmännlein aus dem Straßburger Martyrologium von 1484; $^1/_4$ der Originalgröße.

Auf Johann Petris in Passau Kalender nach dem Wiener Meridian für das Jahr 1493, der eine allgemeine Jahrespraktik beifügt,[1]) ist die Beigabe des Laßzettels etc. besonders in Rotdruck begründet:

[1]) Vielfach sind diese doppelten astrologischen Jahresausstattungen auch getrennt erschienen und verweisen dann wohl aufeinander; beispielsweise heißt es in Kaspar Hochfeders Kalender für 1494: „. . . wie aber sich das iar halten wirt in fruchperkeit Sterben kryeg vngewitter, vint man in der practica", natürlich desselben Verfassers und Verlegers.

„Cum etiam haud paucos inter fleubothomandum balneandum ventosandum temporibus ad haec non aptis sincopin incorruisse. Quare .... Adiunctis diebus pro fleubothomia farmacia balneo et ventosatione electis secundum verum motum lune sub signis zodiaci et fortunatos planetarum ad ipsam adspectus in ordine ad etatem et complexionem hominum morborumque et membrorum nec non medicinarum dandarum qualitatem Non quando eis quis ex necessitate indiget sed cum tempus magis aptum redditur."

Auf 1493 ließ Martin Landsberg einen Aderlaßkalender erscheinen, der in Leipzig auf der Universitätsbibliothek fragmentarisch erhalten ist; es fehlt ein Streifen vorn herunter und die Finsternisbilder am Schlusse. Als Herausgeber ist wieder einmal „wenceslat von budwyß" in Rotdruck genannt.

Der Kalender ist in zwei Kolumnen geteilt, deren jede alle Monate des Jahres enthält; die Kolumne links bringt die Tage des Aderlasses und der „ertzneyung", die rechtsstehende Kolumne:

„die außerwelten tag zu baden. kinder zu entwen. weinreb vnd hopffen zubeschneyden sehen vnd zupflantzen nach der bewegung des mondß vnnd der bequemen zeychen vnd seiner gutigen ansehungen zu den planeten."

Im Lübecker Kalender für 1493, den Stefen Arndes druckte und mit Wappen zierte, heißt es:

„De vtherkaren daghe der aderlatinge vp armen ‖ henden vn voten na den vthgelesenen guden aspecten der planeten",

es ist aber sonst nichts Besonderes zu bemerken; es heißt hier immer „gueth latent preter nates" usw., auch „guet medicine" ab und an.

Ziemlich summarisch ist der Aderlaßteil behandelt in einem Ingolstädter Kalenderdruck auf 1493 von Johann Kachelofen, der mehr Nachdruck auf die beigegebene Praktik zu legen scheint, in welcher sich folgende beachtenswerte Stellen finden:

„¶ Von krancheit dicz iars. Geprechenhait vnd vil kranckhait mit einem lantsterben ist nit czubesorgen durch die einflis der hymel sunder allein kranckhait aus kelten iren vrsach nemende als *der sichtag der roten ruer vnd haimlich apostem daran man yegling stirbt* zu fürchten sein auch vil böse (??) von gheimlicher vorgebung [Vergiftung] auch

die mit langhernng kranckhait beladen sein das in schwerlich leiden werden als dan schreibt petrus de monte auch ir allerliebsten frauen habt davor [?] in acht in den gepurt nicht misling. ¶ Von den stenden der welt volgt hernach zu wissen das die menschen die vnderworfen sein der Sunen werden dis iar ein mitlen stand haben in iren sachen vnd hendeln wider willens empfinden vnd erfaren werden darzu etlich mit sweren haubt kranckhaiten beladen zu fürchten den abgang eins hochgewaltigen dem zaichen der wag vnterworffen darumb ir allerdurchleuchtigisten fursten vnd herren beuelcht euch den hochgelerten Doctoren der ercзney euch die kranchait zunerkomen [!] das nach weisung des firmaments ist czu erkennen [?]."

Dies eine Beispiel mag zeigen, daß ein eingehendes Studium der Kalender, Almanachs und Praktiken *auch zur Geschichte der Epidemien* noch wichtige Aufschlüsse verspricht. Übrigens ist dieser Ingolstädter Kalender nur ein Exzerpt einer umfangreicheren Publikation, die vielleicht auch noch irgendwo erhalten ist; denn die Unterschrift lautet:

„Eyn auszug aus der practica von Coln Mayster Sygmund von prustat vn gedruck zu Ingolstadt."

Dieser Meister Siegmund von Prustat soll auch noch in einem Erfurter Kalender vorkommen, den ich noch nicht gesehen habe.

Gänzlich im ältesten Stil ist ein Augsburger Almanach auf **1494**, mit seinen

„. . erwelten täg der aderleß Noch dem kollender."

Etwas umständlich in der Überschrift des Aderlaßteiles gebärdet sich der Autor des Nürnberger Druckers Kaspar Hochfeder im Kalender für das selbe Jahr:

„Hernach volgen die gantz ausserwelten tag Aderlassens Ertzney nemung nach rechten lauff des Mondes mit geluckseliger zufugung ander planeten. In welchen doch die außgenomen glydmaß vnd teyl des menschen mit jren adern und teylen one grosse not zu meyden seyn. Als jn dem wider dz gantz haupt. Im krebß dye lung vnd prust. In der wag dye lend vnd das vntterteyl des leybs. Und also furtar. Mer ist es nicht vnnütz iungen vnd mittelmessigen alter der zwnemende Monde. Und den alten abnemender Monde",

ist dann aber um so kürzer und karger in den Aderlaßtagen und gibt über die Laxiertage nur ein kurzes Tabellchen zum Schlusse:

	Krebs ist ertzney gutt in Electuarien
	wag ist Ertzney gutt jn allerley
Item merck jm	Scorpio jst Ertzney gutt jm getranck
	Aquarius jst Ertzney gut in allen
	Vischen jst Ertzney gutt jn pillen,

wie das auch anderwärts ähnlich üblich wurde.

Eine kleine Neuerung bringt noch der lateinische Kalender,[1]) den Baccalaureus Jacobus Honiger de Grussen, „ex famatissimo inclite vniuersitatis Erfordensis studio“ kalkuliert hat, indem er nach dem Gewöhnlichen in der Überschrift der Laßtafel betont:

„Preterea in omni euacatione signum humori peccanti contrarium signis ceteris preferatur. Sunt autem Aries et sagittarius flegmatico conico[!] contraria. Aquarius et libra melancolico Cancer vero et pisces colerico contrariantur humori.“

Ein *deutscher* Kalender für 1494, mit den gleichen Holzschnitten wie der eben besprochene auf Erfurt kalkulierte, ist in dem bisher einzigen bekannten Exemplare vorn und oben etwas stark beschnitten; er gibt in der Überschrift des Laßtafelteils eine noch etwas ausführlichere Darlegung als der lateinische über die Mondzeiten nach dem Alter und die Tierkreiszeichen nach den verschiedenen Temperamenten. Eigentümlich ist die Wendung:

„In welche außgezogene [= ausgenommene] glydmaß des menschen leychnamß zu lassen nicht sollen geoffend werden.“

Verfasser ist natürlich wie im lateinischen Kalender dieses Jahres *Baccalaureus* Jacob Honiger de Grussen [Greußen bei Sondershausen]. Er war Mediziner und wurde Ostern 1486 in Erfurt immatrikuliert (cf. Weissenborn, „Akten der Erfurter Universität“, I. Teil, Halle 1881, S. 412).

Ein im ganzen sehr knapp gehaltener Bamberger Kalenderdruck Johann Sensenschmidts aufs Jahr **1495**, der seinen kurzen Laßzettel, fast lakonisch für jene Zeit,

„Dies electi pro fleubothomia“

überschreibt, gibt sich in den einleitenden Worten ein besonderes

---

[1]) Gedruckt in Erfurt bei Wolfgang Schenck.

wissenschaftliches Gepräge, z. B. auch durch den ausdrücklichen Hinweis auf Ibn Sina; er sagt:

„. . . Sed cum hominis vitam conseruandam . . . . ipsum reduci posse alijs temporalibus magis nobile videatur Eius medendi operibus dies laudabiles ex vera manipulatione [?] infra notatur propterea Auicenna duas fleubothomie horas distinguit electam scilicet, et necessariam . . .“,

was ja anderwärts auch schon angedeutet war ohne Berufung auf namhafte Autoritäten.

Auch der deutsche Parallelkalender des nämlichen Verlags und Jahres ist sehr kurz gehalten — im August heißt es: „in dem Augste ist hye kain aderlaß gesetzt“; im lateinischen Paralleltext war der August ohne ein weiteres Wort einfach weggelassen — nur in der Laßtafelüberschrift wird er etwas wortreicher, indem er die Avicenna-Notiz seines lateinischen Zwillingsbruders volkstümlich erklärt:

„Hyernach volgen die tag gutes aderlassen. wen als do spricht der meyster Auicenna so hat aderlassen zwue stund. Eyne der notturftikeit do man nit verczyhen mag an schaden als yn der pestilencz vnd yn etzlichen andern kranckheyten do auß notturfft nichts zumeyden ist. Die ander zait ist der erwelung die do sol sein bey dem tag nach volkumener dewung vnd des leybs reynigung woe des not were. Und die selbe erwelte Zeit sol genumen werdenn. nach der meyster maynung. nach glucklichem wesen des monds vnd gestyrns die dem leben vnd der gesuntheit zugeordent werdenn.“

Zu den durch Kürze sich auszeichnenden Aderlaßkalendern gehört auch ein niederdeutscher, den Stephan Arndes in Lübeck auf **1498** erscheinen ließ und dessen medizinischer Teil überschrieben ist:

„Utherkaren daghe to latende aderen
Arstedie so sik tonemende in ghedrenke.“

Man sieht, hier ist auch das Tranknehmen beigefügt.

Wie andere durch Gelehrsamkeit, sucht ein Leipziger Kalenderdruck auf das Jahr **1496**, hergestellt von Gregor Boetticher, durch Berufung auf geistliche Verfasserschaft und Christlichtun Vertrauen zu erwecken und Absatz zu finden, der sich als

„Die lastabeln Ualentini ein bruders ordens sant augustin der einsidel genāt",

einführt und in dem ausführlichen hygienischen Teil „Auserwelte tag . . . zu aderlassen, zu baden, vnd zu ertzney nemen" bringt. Die Rücksichtnahme auf die günstigen Badetage ist auch um dies Jahr noch eine Ausnahme, wird aber immer häufiger. Berufung auf Einsiedler und Verwandtes spielt später als Reklame für Praktiken und Prognostikationen usw. eine große Rolle. Bruder Valentin selbst kommt noch öfters unter Kalendern vor.

In Friedrich Creusners Nürnberger Kalender auf **1497** heißt es in der Überschrift etwas umständlich:

„Erwelt tag aderlassen vñ kopffen nach rechtē lauff des ‖ monds nach glückseliger zufügung ander planetē. In welchē ‖ doch die außgenommen glydmaß vñ teil des menschen mit iren ‖ adern vnd teilen one grosse not zu meiden sein Als in dem wid' ‖ das haubt Im krebs die lung vnd brust. In der wag die lendt ‖ vnd das vnterteyl des leibs.

Und zum Schluß:

„Außerwelt gute tag ertzney zu nemen. So wi[rt] sein im ‖ krebs gut in küchlein. in der wag gut in allen. Im scorpion gut ‖ im getranck. Im aquario gut in allen Visch gut in pillen."

Es sind bei den Laßtagen immer die Tierkreiszeichen in besonderer Schlußrubrik gegeben, so daß sich jeder danach seine Laxiertage selber aussuchen kann.

Peter Wagner in Nürnberg ließ auf das Jahr **1498** einen Kalender erscheinen, dessen Einleitungsworte zum Aderlaßteil Beachtung verdienen:

„Hie nach volgen die außerwelten tag Aderlassens Ertzney einnemen Paden vnd Schrepffen dar an kein boeser Aspect der Planeten hinderen thut. Ains ist doch tzu mercken das die menschen vnder .xiiij. laren alters one not nit aderlassen sollen aber die Czwischen .xiiij vnd .xxiiij. iaren in dem ersten viertail des mones vnd die tzwischen xxiiij. vnd xl. iaren in der anderen quart vnd die tzwischen .xl. vnd .lx. iarn in dem drytten viertail vnd die vber .lx. iar in dem letzsten viertail doch nit on eins weysen arzts rates aderlassen sollen."

Der zweifellos ärztliche Verfasser kramt spezielle ärztliche Weisheit aus, die er mit dem Schlußworte, daß man nicht ohne ärztlichen Rat aderlassen solle, halb wieder zurückzieht, wenn man nicht richtiger in dieser Schlußwendung gar keine allgemeine Nutzanwendung sucht, sondern nur einen Hinweis, daß *Leute über sechzig Jahre* überhaupt nicht mehr ohne ärztliche Aufsicht zur Ader lassen sollten, wie das wohl auch schon früher einmal angedeutet war (z. B. S. 229).

Dafür spricht auch die eingeflochtene gelehrte Einleitungsnotiz zur Aderlaßtafel in einem lateinischen Almanach auf das Jahr 1499, den Ambrosius Huber in Nürnberg gedruckt hat:

> „Dies electi flebothomie, medicine Balnei vbi nullus planetarum aspectus malus impediet. Notandum quod iuuenes infra. xiiij. annum et senes ultra .lx. annum etatis neque quicunque homines in canicularibus diebus qui incipiuntur Margarethe et finiuntur in octava Laurentij absque periti medici consilio et necessitatis periculo minime phlebothomentur."

Es war also keineswegs die Absicht der almanachschreibenden, vorwiegend doch ärztlichen Verfasser, den ärztlich unbeaufsichtigten Aderlaß als hygienisches Vorbeugungsmittel Gesunder einzuschränken, sondern nur auf die nur von Ärzten zu ermessenden und zu vermeidenden Gefahren in besonderen Fällen. Dennoch leuchtet ein, daß dies der Beginn einer versuchten Einschränkung überhaupt war. Wir kommen sofort näher hierauf zu sprechen.

Auch der aus der Ärztegeschichte Basels genugsam bekannte Vorgänger Hohenheims im Stadtarztamte

„*Doctor* Hans Roman Wonecker *Statartzet zu Basel*"[1])

hat einen Almanach kalkuliert auf das Jahr 1498, den Michael Furter in Basel gedruckt hat; es ist vielleicht nicht der erste und bestimmt nicht der letzte aus Woneckers Feder gewesen.

Dieser Woneckersche Kalender tritt in größtem Format auf und gibt in drei Hauptspalten sämtliche Tage des Jahres mit ihren Heiligen in heutiger Weise; die Aderlaß- und Mondphasennotizen sind den Tagen in drei besonderen Zwischenspalten nachgeordnet. Aber diese „moderne" Anordnung ist wohl nicht Woneckers Verdienst und Meinung gewesen; denn schon im nächsten Jahre tritt

---

[1]) Vgl. Wilhelm Vischer, Geschichte der Universität Basel 1860, S. 250 f.

er uns mit einem Elaborat ganz im alten Stile entgegen, das der Verleger YSENHUT mit reichem bildlichem Schmuck ausgestattet hat (wir teilten die Aderlaßfiguren oben mit, vgl. Fig. 15; es sind aber noch viele andere Bilderzutaten, wie S. 272 angedeutet, vorhanden). Der Herr Stadtarzt haben dem deutschen Kalender, der das Lassen, Schröpfen und Baden recht ausführlich abhandelt, drei etwas holprige lateinische Distichen beigegeben:

„Idee vultus atlantis culmine prendit
Woneck hans rulman hos Basilea tibi
Aquila nunc spurcos hora est exigere turcos
Ilicet in gallos reduce marte potes
Obserues cererem. Saturni tauria domus
Cenit fulgentis care patrone monet."

Ein Ulmer deutscher Kalender aufs Jahr 1499 ist nur deshalb erwähnenswert, weil er zum Schlusse in einer besonderen Tabelle

„¶ Die erwelten tag kinder etwen durch das gantz iar",

die Tage des Kinderentwöhnens nach Monaten zusammenstellt neben anderen Tabellen zum Säen und Pflanzen, ein Brauch, der jetzt mehrfach vorkommt, z. B. auf Nürnberger Kalendern auf das nämliche Jahr.

Als Typus eines Aderlaßkalenders um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert möge ein unpubliziertes Kalenderfragment aus Maihingen dienen, das unter den „Erwelt tag zu aderlassen" die Tabellen der Purgier-, Bade-, Säe- und Pflanztage bietet und zum Schlusse nochmals die oben schon beschriebenen vier Bildchen des Aderlasses bei Gesunden und Kranken, des Tranknehmens und Schröpfens zu beiden Seiten des Laßmännleins mit den Tierkreiszeichen bringt (Fig. 17).

Einen geöffneten Laßmann zwischen den Tierkreisbildern neben dem H. Cristophorus bringt auch ein GRUNINGERscher Kalender auf zwei untereinander geklebten Großfoliobogen aufs Jahr 1500, der in seiner übrigen Anordnung nicht vermuten läßt, daß er an der Schwelle des 16. Jahrhunderts steht.

Doch nun genug hiervon!

Zum Schluß wollen wir ein energisches Zeichen der wachsenden Opposition gegen das ganze Laßtafelunwesen betrachten, wie es im Format der Kalender ohne Jahr, vermutlich um 1497, erschienen

ist, vielleicht als Begleitblatt zu einem Zwillingspaar von Kalendern — einem deutschen und einem lateinischen — die auf das Jahr 1497

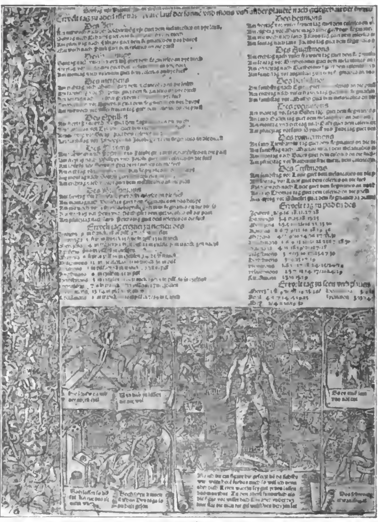


Fig. 17. Kalenderfragment aus der Fürstlich Öttingen-Wallerstein'schen Bibliothek in Maihingen.

in gleicher Ausstattung und Format bei demselben Verleger erschienen sind, bei Johann Winterburg in Wien. Als Verfasser

dieses polemisch-warnenden fliegenden Blattes nennt sich ein Doktor der Medizin und der freien Künste Johann Neumann.

Jnſtructio modica ne vulgus ſecundum generales minutionum tabulas abſque conſilio periti medici phlebothomiam faciat. Et quod tabule minutionum parum vel nihil quaſi proſunt. per Joannem Neuman artium et medicine doctorem edita.

„QVoniam tabularum minutionū generalium compositio adeo communis exiſtat ſecundū quā omnes fere homines phlebothomiam facientes nō paruū ymo maximum incidūt errorem. Sanguinem etenim abſque neceſſitate ſolā horarum aſtronomicarū electionē intuētes. Minime uero peritorum medicine doctorum conſiderationē: eorūque conſilia animaduertētes extrahunt. Qui quom aliter que oportet educatur corpus eorum offendunt: uirtutemque deiciūt ſanguinē & ſpiritus theſaurū uitæ uidelicet euacuādo. Ne itaque ſanguis ſeu ſedes anime adeo leuiter & cū errore educatur exiſtimādo ſolā phlebothomiam fieri ſecundū imperitorum aſtrologorū minutionū tabulas que neque ſecundum expertos aſtrologos quorum natiuitatū humanarū experiētia eſt cōficiende ſūt quāuis ipsi una cū expertis & rationalibus medicis ceteris philoſophis ſubtilioris cōplexionum iudicii exiſtant. Signa quoque minutionū ydonea ſecundū illos ,plerumque in humanis genituris aut in domo mortis: aut egritudinis: aut inimicorum: aut per malorum planetarū inſtantiā: aut eorum maliuolas irradiationes fuerunt infecta. Quomō ergo ualebunt tabule generales parū profecto uel nihil quaſi. Paucula cōſiderationis digna quibꝰ ſe perpetuis tēporibus uniuſquiſque cuiuſcūque etatis & diſpoſitionis fuerit cum maiori ſecuritate tam electe quā neceſſarie phlebothomie ſubicere audebit notaui. ¶ Aduertendum igitur quod ad electā fiendā phlebothomiam lunā dūtaxat fore in bono ydoneoque ſigno pro uena aperienda nō ſufficit.ſed etia quod ſit in bono aliorū ſex planetarum aſpectu & hoc ſolū & magis principaliter: ſecundū Aſtrologos minime uero & minus principaliter ſecundū Medicos. Et ut hoc clarius intelligatur. Duplex tempus phlebothomie preſtire: opus eſt Neceſſitatis, uidelicet & electionis. Tempus quidē neceſſitatis: eſt quādo periculum eſt in mora ut in acutis morbis.ſ.Squinātia & ce-

teris quibusdã pestiferis apostematibus. In quibus nisi sectio uenarum fiat: periclitabitur infirmus. Nequaquam igitur propter dispositiones celi phlebothomia necessaria est relinquēda. Vel nimis differenda. Sed in hora cōiunctionis uel oppositionis solis & lune faciēda cuius oppositū plerumque uulgus obseruat. Tempus uero electionis seu hora libere uoluntatis est tempus seu hora que expectari potest quom In eadem hora plerūque minutio sanguinis fit ut habita sanitas conseruetur, uel ut quis a futura egritudine preseruetur que duobus modis eligitur. Vno modo quãtum ad aeris & corporis humani dispositionē & hoc ad Medicorum spectat practicã. Alio modo quo ad sitū & aspectū lune In duodecim signis celestibus & aliorum sex planetarū. Et hoc secundū astronomorum cōsiderationem. De istis duabus horis loquitur Auicenna fen quarta primi canonis capitulo .xx. De phlebothomia dicēs. Scito preterea quod phlebothomia habet duas horas necessariã & electã. Hora necessaria est hora: qua fieri oportet & que tardari nō potest. Et in qua res prohibitoria non attenditur. Hora uero electa: est que fit in lumine diei. Et post digestionis complementū & superfluitatum expulsionē: per naturã uel artem. In electa itaque phlebothomia nō solum dispositiones celi & aeris sunt considerande sed etiã dispositio corporis humani que quidē nō simpliciter consistit in complemēto digestionis & superfluitatū expulsione. Sed in cognitione aliarū condicionū. In phlebothomia obseruandarum que sunt etas: habitudo: complexio uirtus regio cōsuetudo tēpus anni sexus & egritudo que conditiones nullo modo in prenominatis minutionū cedulis continentur: neque reperiuntur que si omnes aut maior harum pars ad phlebothomiã fiendã consenserint eo tucius fieri poterit Si uero non minime nisi necessitate urgente que lege caret. Hinc est quod imperitis medicis nec non empiricis & balneatoribus In apertione uenarum assenciendū non est quom experientia & ratione careant sed solū ut confusi ab egris non discedant & ut aliquid suasisse uel fecisse uideantur uenarum apertionem mandãt: quibus penitus nulla fides est adhibenda sed tanquã ignari & deceptores sunt refutandi ac repellēdi quom ipsorum fraus certa careat denotatione. Vt testatur rasis in libro septimo: capitulo ultimo de fraudibus deceptorum dicens. Deceptorum fraudes tot sunt quod hic noster liber

totus eas cōprehendere non poſſet: tales enim eorum aſtucia ac blādimentis homines fallere querunt non eorum ſalutem ſed pocius lucrum petentes Inter uenas quoque que ex more phlebothomantur Et inter prohibitas minime diſcernere poſſunt neque erubeſcunt ſi cephalicam pro mediana: aut medianā pro baſilica incidere iubent. Summe igitur neceſſariū eſt medico uenas que cōmuniter inciduntur apertiſſime cognoſcere ut ex earū inciſione in errorem nō deueniat aut quod egrum in diuersa sinthomata: aut in perdicionem nō ducat. Vnicis itaque peritorū medicine doctorum conſiliis acquieſcendū erit qui non ſolum ſecundū ſitum lune & aſpectus planetarum. Sed ſecundum aeris & corporis humani diſpoſitionem ac predictarum condicionū obſeruationē experentia & ratione ſanguinem extrahere habent.

De quadris Lune.

MVlti homines ſolent facere phlebothomiā ſecundum quadras ſeu etates lune igitur ut unuſquiſque hominum cuiuſcūque etatis fuerit ſecundum huiuſmodi quadras lune uenas incidere agnoſcat praedictis tñ cōſiderationibus conditionibuſque in phlebothomia neceſſario obſeruādis nō neglectis modicū de ipſis ſcribere decreui.

PRIMA QVADRA

¶ Eſt igitur prima quadra coniunctione uſque ad quadraturā primā calida & humida & aſſimulatur ſāguinee cōplexioni & etati adoleſcētie. Igitur in illa quadra debēt phlebothomari adoleſcētes. Et ſunt hoīes fere uſque ad tringinta annos.

SECVNDA QVADRA

¶ Secūda quadra eſt a quadratura prima uſque ad oppoſitionē calida & ſicca & aſſimulatur colerico & etati iuuētutis. Et in iſta qdra ſūt phlebothomandi Iuuenes & uiriles qui secundū Auicennā dicuntur conſiſtentes & ſunt hoīes etatis fere uſque ad tringinta quinque annos aut quadraginta.

TERCIA QVADRA

¶ Tercia quadra eſt oppoſitione uſque ad quadraturā ſecundā frigida & ſicca quæ hoībus etatis uirilis & ſenilis prodeſt ipſiſque aſſimulatur. Et eſt ſecundū Auicennā etas minuendi quom uirtus nō amittitur que eſt etas ſenectutis. Et eſt uſcq ad annos ſexaginta.

QVARTA QVADRA

¶ Quarta quadra ab hac uſque ad coniunctionē frigida & hūida In qua quadra quaſi nullus uenaſ incidere debet quom ipsa correſpōdeat ſenio quod ſenium ſecundum Auicennā dicitur etas minuendi cum manifeſta uirtutis debilitate finis uite. Et tales non habent ſanguinē qui phlebothomie correſpondeat niſi uirtus in eis eſſet fortis pro quo uerba Auicenne capitulo de phlebothomia prius allegato iterum ſūt notanda ubi dicit tibi cauere debes a minutione in complexione uehementis frigiditatis: & in regionibus fortis frigiditatis. Et in hora fortiſ doloris.ſ.cu deiectione uirtutis. Et poſt balneum reſolutiuu: & post coitum: & in etate que eſt minor quatuordecim annis quanto plus poteris. Et in etate ſenium quanto magis poteris. Niſi in figura confiſus fueris: & ſoliditate muſtuloru: & uenarum amplitudine: & earum repletione: & coloris rubedine. Hos nāque ex adoleſcentibus: & ſenibus phlebothomare audebis. Adoleſcentes tamen ſecundum ordinem ad phlebothomandum paulatim ſunt prouocādi cum minutione pauca. Item in corporibus fortis maciei: & fortis groſſiciei: ideſt uehemētis pinguedinis: & raris & albis laxis: & citrinis ſāguinem nō habentibus a minutione quanto plus poteris tibi cauere debes. ¶ Amplius in corporibus quae prolixas perpeſſa ſunt egritudines. Caue tibi a phlebothomia niſi ſanguinis affuerit corruptio que te ad hoc perducat quoniā tunc phlebothomabis ea. ¶ Ex omnibus hiis itaque uerbis pluſquam ex generalibus minutionum cedulis habetur quibus corporibus. Et quibus nō phlebothomia conueniat quod etiam adoleſcentes: & ultimi ſenes aliqn̄ phlebothomie donei exiſtāt ſemper tn̄ cōſilio periti medici nō neglecto.“

Das war ja zweifellos aufs beste gemeint, aber Johann Neumann aus Wien hat in den Wind geredet wie Pico della Mirandola mit seinen langatmigen „Disputationes adversus astrologos“, die in zwölf Büchern 1495 zu Bologna in Fol.° erschienen waren. Im Grunde waren es bei Neumann trotz der vielen Worte auch nur *halbe* Maßregeln, die nicht weit über die seines Vorgängers Peter Wagner im Jahre 1492 hinausgingen (vgl. S. 267 ff.); hier mußte ganz anders radikal eingegriffen werden. Einstweilen geht es im selben Tenor mit nur ganz geringen Änderungen munter ins 16. Jahrhundert, in die Neuzeit hinein mit Laßzettel- und Laxierkalendern; ich habe deren

manches Stück schon gesehen und gesammelt, bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus: eine nennenswerte Weiterentwickelung hat aber nicht mehr stattgefunden, soviel ich sehe — ich denke das Gegebene genügt.

Ich breche ab!

Das ist die „Laßtafelkunst" des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Wir schließen mit ihr, als Theophrast von Hohenheim noch ein Kind war.

Nur aus völliger Unkenntnis dieser tatsächlichen Verhältnisse laßt sich der verdammende Ausspruch von autoritativer Seite erklären, „Paracelsus zog ein ganzes Heer von astrologischen Ärzten groß". Nein, dies „Heer" bestand, ehe er auf Hochschulen ging: wir haben manche seiner Führer in den vorstehenden Blättern kennen gelernt.

Lassen wir sie nochmals im Zusammenhang an uns vorüberziehen!

Da ist der wackere Schwabe Johann Nider von Gmünd, Lehrer der Mathematik und Astronomie an der Wiener Hochschule, als deren Großwürdenträger er 1442 gestorben ist: als Anhänger der sideralen Aderlaßprognostik hat er wesentlich zur Verbreitung der iatromathematischen Irrlehre beigetragen. Auch der Große, aus Königsberg in Franken, Johannes Müller, genannt Regiomontan (1436—1476), und der tüchtige Tübinger Lehrer der Mathematik und Himmelskunde Johannes Stöffler von Justingen (1451—1531) traten für eine enge Verbindung der praktischen Heilkunde mit der Astrologie ein, wenn sie auch selbst keine Ärzte gewesen sind. Ob der Kölner Meister Sigmund von Prussat (Prustadt), der Ingolstädter Magister Johann Engel (Angelus gebürtig aus Aichem in Bayern und später Professor der Astronomie in Wien), der Erfurter Sigmund von Stockheim, der Krakauer Magister Markus Schynagel, der Baccalaureus Johann von Passau oder gar Meister Theobertus aus Englant Mediziner gewesen sind, ist zweifelhaft; selbst bei Paulus Eck von Sulzbach in Leipzig ist das nicht ganz gewiß; er scheint nur Astronomie an der Universitat gelehrt zu haben. Dagegen betonen ihre Zugehörigkeit zum ärztlichen Stande ausdrücklich der Sondershäuser Baccalaureus Jacob Honiger aus Greußen, der in Erfurt Medizin studiert hatte, der Mainzer Lizentiat der Heilkunde, Magister Peter Hernzheimer aus Oppenheim, nicht minder Doktor Hans Wirdung von Haßfurt und nun gar die fleißigen laßzettelschreibenden Stadtärzte: Magister Josef

Hord in Augsburg, Doktor Balthasar Mansfeldt in München, Doktor Hans Romanus Wonecker in Basel, Doktor Eberhard Schleusinger in Zürich, Erhard Etzlaub in Erfurt, Doktor Johann Neumann in Wien und der unvermeidliche Kalenderkalkulator Wenzel Faber von Budweis, Stadtarzt in Brünn, auf den die Leipziger medizinische Fakultät alle ärztlichen Ehren häufte! [1])

Dies sind die hauptsächlichsten Namen, welche dem Heer der laßzettelfrohen Ärzte schon im 15. Jahrhundert voranleuchteten und im 16. es weiter führten, durch manch andere neue „führende" Größe gleicher Farbe eifrig unterstützt!

Gegen dieses Heer mit der bunten, gleißenden Fahne des astrologischen Aberglaubens zog Hohenheim in der Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts *allein* zu Felde, tapfer und trotzig:

> „Ich weiß .. was ihr aus den Almanachen und Laßzetteln hin und her zusammensammlet, daß sich ein Arzt, mit Namen ausgehn zu lassen, beschämen sollte."
>
> Darum ist „mein Argument, die Irrung zu beschreiben, so die Laßzettelarzt" treiben, „die weiter nichts denn abmalen können". „Wie können sie denn sagen, daß gut zu lassen sei? So die Güte der Lässin dem *Arzt* zustehet und *nicht* dem *Himmel* .. denn die Krankheit ist an dem Orte mehr denn der Himmel; sie will angesehen werden und nicht in ihren Nöten nach dem Himmel geregiert werden" — „eine *jegliche Astrologie und dergleichen Prozeß ist eine Mutter der Superstition*",

und ingrimmig kommt er zu dem Schlusse:

„Ich will Euere Laßtafelkunst in den Pilatussee werfen!"

[1]) Bisher nur als Praktikenschreiber bekannt geworden sind: M. de Vratislavia (1494), Johannes Stabius und Georg Leimbach (1499), sowie Joh. de Glogavia (1500), können aber jeden Tag auch als Aderlaßkalender-Praktikanten durch neue Kalenderfunde bestätigt werden. Eine ganze Reihe von kalender- und praktikenschreibenden Ärzten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts habe ich schon vor fünf Jahren in meinen „Iatromathematikern" S. 39 bekannt gegeben. Deren Zahl hat sich seitdem ansehnlich vermehrt; ich komme vielleicht ein andermal auf sie zu sprechen.

Dr. Theodor Tronchin.

Von

Dr. A. Geyl.

(Schluß.)

Habe ich früher, besonders auf die Autorität des bekannten Reformators der Chirurgengilde, des Abraham Titsingh, hin der Meinung Vorschub geleistet, daß es der Praelector Chirurgiae Roëll, zu gleicher Zeit Dekanus des Collegium medicum, war, durch dessen Initiative das berüchtigte Gesetz des 31. Januar 1746, wobei den Chirurgen, welche nicht vorher ein von dem Collegium medicum abzuhaltendes Examen mit gutem Erfolg durchgemacht hatten, die geburtshilfliche Praxis bei Geld- oder Körperstrafe strengstens untersagt war, in die Erscheinung gerufen und mit allen Mitteln gehandhabt worden war, ein genaueres Studium der auf diese Sache bezüglichen Dokumente, vor allem der Akten des Collegium medicum et ad res obstetricias, hat mich überzeugt, daß er seinen Anteil am Zustandekommen und Halten dieser Verordnung größtenteils, wenn nicht ganz, an Tronchin abzutreten hat.

Zum guten Verständnisse ist es notwendig mitzuteilen, daß ein mit dem Roonhuyseschen Geheimnisse bekannter Chirurg, J. de Bruin, am Ende des Jahres 1745 eine Entbindung leitete, welche ein schlechtes Ende nahm. Der Tod der Frau wurde von gewissen Leuten dem ruchlosen und wenig einsichtsvollen Auftreten des Geburtshelfers zugeschrieben. Er sollte nicht mehr oder weniger als die ganze nach dem Partus herausgefallene Gebärmutter durch die Hand abgerissen und solcherweise die Patientin haben verbluten lassen. Nach der Behauptung anderer war die Frau schon tot, als er anfing zu arbeiten. Wieder andere, und nach Titsingh stellt eben de Bruin selber die Sache so dar, erzählten, daß er den eigentlichen Uterus ganz in Ruhe gelassen und nur ein teilweise abgerissenes Läppchen der Vagina mittels der Schere abgetragen hatte.

Jedenfalls ist die Beschuldigung, nach Titsingh, nicht bewiesen und auch unbeweisbar. Mutmaßlich hat nicht einmal eine gewöhnliche Leichenuntersuchung und gewiß keine gerichtliche Schau stattgefunden. Ihm ist wenigstens in seiner Qualität als Gerichtsarzt nichts davon bekannt. Dennoch ist diese Geschichte „malitiös aufgenommen von Leuten, welche nur Verwirrung suchen, damit sie

sich auf die Ruine ihrer Mitbürger erheben können. Es gibt Mediziner, welche sich, wenn sie sich dadurch nur eine Haarbreite erhöhen können, nicht scheuen, ihren Kunstgenossen den Schädel zu zertreten."

Daß hier auf den „Genevois", den Dr. Tronchin angespielt wird, ist nicht zweifelhaft. Es wird namentlich zu gleicher Zeit bemerkt, daß „das Läppchen von einem Apotheker zwei Inspektoren vorgezeigt wurde, welche sofort und unzweifelhaft sahen, daß es der Uterus des in der Warmestraße wohnhaften Fräuleins de H..n war."

Freilich irrt sich hier der Titsingh ein wenig, denn, wie später aus dem eigenen Eingeständnisse des Dr. Tronchin hervorgehen wird, waren bei der Untersuchung des bewußten Läppchens zwar zwei Doktoren einbezogen, aber nur deren einer war schon damals, der andere wurde erst später Inspektor.

Übrigens aber teilt Titsingh den großen Anteil, welchen de Doktor an dem Zustandekommen des verpönten Gesetzes genommen hat, aus persönlicher Erfahrung mit und verbreitet sich weiter über dessen Herrschsucht und Falschheit, welche er vollkommen durchschaute.

Begreiflicherweise greift er immer in erster Linie den Roëll an, der als Praeses Collegii medici in den Vordergrund trat und al Praelector Chirurgiae verpflichtet schien, den Interessen der Chirurgen vorzustehen. Dennoch wußte er ganz genau, daß letzterer in dem zu dieser Zeit gegen die Gilde angetretenen Kampfe nicht der eigentliche Führer war. Es war ihm bekannt, daß der Prälektor angetrieben und geschoben wurde von einem anderen, der sich, wenn irgend möglich, hinter den Kulissen hielt und sogar den Schein von Freundschaft oder eines guten Einverständnisses mit der Chirurgengilde aufrecht zu erhalten versuchte.

Es gab „zwei Rädelsführer im Collegium medicum" (S. 23), deren einer (Roëll), „von dem Genevois, einem schlauen, feinen Fuchs angehetzt, den Untergang der Chirurgie, und zu gleicher Zeit denjenigen seines guten Namens entschlossen hat". „Unserer Prälektor," klagt er anderenorts (S. 30), „hat das Gehirn erfullt von verwirrender Zwistkunst, (und) wird dabei unterstützt von den Subtilitäten des Genevois, der, seiner Landesart gemäß, intrigant ist und einen Teller oder Brett vor seinem Kopfe hat. Diese beiden haben eine Herrschaft über die Chirurgie entworfen, eine Aufsicht über die Kunst, deren Art sie nur kennen aus ihrer Phantasie, welche jedwedem vernünftigen Menschen lächerlich vorkommt. Diese Medi-

ziner wollen sich aus der Tiefe ihrer Unkenntnis emporheben zur Regentschaft über die Weiblichkeit, damit sie allmählich auch den ganzen männlichen Teil der Chirurgie dem Collegium medicum unterjochen und einstweilen ihre Achtbarkeit abgöttisch verehren lassen können: seht, wie possierlich, hochmütig diese Toren uns zu überwältigen gedenken."

Und eben das will er mit allen Mitteln verhütet haben: es ist der einzige Grund seines Schreibens und Handelns, die beständige und große Furcht, welche ihn treibt, den Plänen und Taten seiner Gegner bis auf den Grund nachzugehen. In einem Ausbruch von Unwillen ruft er aus: „Es ist gar nicht nötig, daß die Kunst, (welche) bei den Diszipeln des Ruysch nicht minder als irgendwo anders aufs höchste gestiegen ist, von einem Genevois unterminiert wird." (S. 31.) Und mißmutig fügt er hinzu: „Wir haben Grund zu klagen wegen der täglichen Gewohnheit, namentlich, daß man bei den Fremdlingen, und zwar vergebens, die Treue sucht, welche unseren Landessassen eigen ist."

Aber nicht nur, weil die Obrigkeit dem Ausländer, Tronchin, eher horchte als dem Landesgenossen, fürchtete er den Doktor, sondern auch, weil dieser einer jener „groben Starrköpfe" war, welche „unsere heuchlerischen Freunde sind, so lange und immer, wenn sie unserer bedürfen".

Sollte er nicht deshalb bis auf Kleinigkeiten den Anteil festgestellt haben, welchen Tronchin an dem Zustandekommen des verhaßten Gesetzes genommen hat, und nicht darum die falschen Tücken so hell beleuchtet haben, welche der Doktor nicht verschmäht hat in Anwendung zu ziehen, damit er seinen Zweck erreichte?

Wie ich schon früher mitgeteilt habe, gibt er zu erkennen, daß es Tronchin war, der, ohne den Chirurgen de Bruyn selbst gehört oder dessen Patienten gesehen, und ohne die Identität des ihm „vorgezeigten Läppchens" genügend festgestellt zu haben, diesen *Roonhuysischen* Akkoucheur anschuldigte, er habe einen ganzen Uterus aus dem Körper einer Puerpera gerissen und dadurch den Tod der Frau hervorgerufen. Des weiteren sollte der Doktor zusammen mit Roëll „dieses Projekt (das verpflichtete, geburtshilfliche Examen für die Chirurgen, welche Geburtshilfe treiben wollten) geschmiedet haben, ohne den zwei anderen Doktoren und den Apothekern (das heißt also den übrigen Mitgliedern des Collegium medicum) davon Kenntnis zu geben. Ein Request (wurde) präsentiert und (von Roëll qua praeses) nomine collegii unterzeichnet." (S. 21.)

Zu gleicher Zeit erzählt Titsingh, daß ihm diese Schrift von zwei Schöffen gezeigt und vorgelesen sei, und zwar einen Tag bevor Roëll sie in der Versammlung des Collegium medicum vorlegte. Erst später, auf S. 78 sqq., wird der präzise Verlauf der Sache bis in ihre Einzelheiten mitgeteilt.

Die schon am 12. Januar angefertigte und datierte, von Roëll nomine collegii unterzeichnete Bittschrift an die Herren des Gerichtes, welche den Antrag enthielt, daß die Chirurgen zur Ausübung der Geburtshilfe verpflichtet sein sollten, ein besonderes, von dem Collegium medicum abzuhaltendes Examen abzulegen, wurde dem „President-Schöffen und Statthalter (Stellvertreter) des Herrn Hauptoffizieres", dem Herrn Geelvinck, eingehändigt, der am Abend des 19. Januar den Dechan (Titsingh) und den Probemeister der Chirurgengilde vorlud und ihnen, in der Gegenwart des zweiten Präsident-Schöffen, van Dedel, den Antrag vorlas. Zu gleicher Zeit tat er kund, daß er diese vorgetragene Maßregel gutzuheißen beabsichtigte und ihr beipflichten wolle. Der Widerstand Titsinghs nutzte nicht. Geelvinck blieb unerbittlich. Und kein Wunder! Tronchin hatte den richtigen Augenblick erwählt, den Schöffen zu zwingen, seinem Drängen nachzugeben. Zwei Tage später wenigstens, als Titsingh sich aufs neue an Geelvinck wendete, wußte letzterer nichts besseres zu antworten, als: „Mr. Titsingh, ich bin jetzt gezwungen, nachzugeben, mein ältester Sohn leidet an der Kinderkrankheit, der Doktor läßt mich nicht los oder ungequält."

Dennoch hielt sich Titsingh noch nicht für besiegt und versuchte er, die Bürgermeister für sich zu gewinnen. Schon am Donnerstagmorgen, am 20. Januar, sprach er auf der Bürgermeisterkammer vor, wo Ihre Edl. Groß-Achtbarkeiten in pleno versammelt waren. Sie teilten ihm mit, daß sie von einer Bittschrift noch gar nichts wußten, sagten ihm Dank für seinen Eifer und gelobten, ihn und seine Gilde vertreten und sie schützen zu wollen. Die Zukunft erwies leider, daß sie dem Einflusse Geelvincks unterlegen und ihrem Versprechen nicht nachgekommen sind.

Titsingh aber hat es sogar bei diesem letzten Besuche nicht bewenden lassen, sondern er zog noch weitere Kundschaft bei den „Herrn Inspectores Colleg. medici, Samuel Suellyn und Johannes Hanedoes, medicinae doctores, welche versicherten, von einem solchen Requeste, von nicht einem einzigen Requeste, das aus Namen des Coll. med. vorgestellt sein sollte, etwas zu wissen, davon nicht die mindeste Kenntnis zu haben."

Damit er seinen Zweck erreiche, hat also TRONCHIN sich nicht gescheut, seine Stellung als Hausarzt des Schöffen GEELVINCK zu mißbrauchen und seine Kollegen, die Co-Inspectores, nachdem er zuvor die ganze Sache zusammen mit ROËLL und GEELVINCK heimlich geordnet hatte, einem fait accompli gegenüberzustellen. Des weiteren hat er sich, wahrscheinlich, damit er von den Bewegungen der Chirurgen unterrichtet bliebe und wohl auch dazu, daß er den Schein der Unparteilichkeit wahrte, der Mithilfe des Chirurgen JAN TROUT versichert, der neulich, am 24. November 1745, Obmann geworden (S. 79), „dem Collegium medicum, und zwar besonders dem Genevoiser zu gefallen, meineidig an dem Eide der Gilde wurde. Er hat sich geweigert, unsere Bittschrift zu unterschreiben, ob ihm auch gleich zuvor der Eid vorgelesen worden ist, und, aus unserer Mitte weggehend, hat er sich den zwei Rädelsführern des Coll. med. hinzugesellt und dann jedesmal alles, was wir zur Verteidigung unserer Gilde vornahmen, unseren Verfolgern verraten."

Daß wirklich TRONCHIN der Anheber oder Anstifter des berüchtigten Gesetzes gewesen ist, wird uns von einer unverwerflichen Quelle, den von TRONCHIN selbst verfaßten Akten des Collegium medicum Amstelodamense gelehrt. *In einem Avis an den Bürgermeister*, datiert 15. Juni 1747, nomine collegii von Dr. TRONCHIN unterschrieben, wird hinsichtlich der Fähigkeiten des Mr. DE BRUIN wörtlich gesagt: „Daß durch genügende Erfahrung und das Eingeständnis des Mr. DE BRUIN sogar zwei Mitgliedern des Kollegiums bekannt war, daß er (außer das Geheimnis von Roonhuyzen) nicht die geringste Kenntnis hätte von den Sachen, welche zu dem erfahrenen und geübten Entbinden schwangerer Frauen in anderen schwierigen Fällen durchaus notwendig sind; was besonders hervorgeht aus jener schrecklichen und tödlichen Mißhandlung, von ihm an der verstorbenen Hausfrau des Kaufmanns .... aus Oosterwyk verübt, welche die Natur der Sache nicht gestattet, in diesem Rapport Eueren Ed. Groß-Achtbaren umständlich zu beschreiben, aber wovon Zeugnis ablegen können, außerhalb der Hebamme JUDITH LEMPKE, der Dr. PETRUS VAN LEENDT[1]) und der Apotheker HERMANUS A MEINSMA, welche dabei zugegen waren, und der Dr. THEODORUS TRONCHIN, welcher einen unwiderlegbaren Beweis davon in seinem

[1]) Dieser ist eben erst im Jahre 1753 nach dem Tode SAMUEL SULLYNS Inspektor geworden.

Hause gesehen hat und wovon auch der einigen Mitgliedern des Colleg. medic. erstattete Bericht Veranlassung gegeben hat zu der vorgenannten Verordnung.

Zweifelsohne also ist es TRONCHIN gewesen, der, seit 1744 im Besitz des Geheimnisses, in dieser Sache die Initiative und auch die weitere Führung an sich genommen hat. Daß er es tat, ist erklärlich. Es lag auf der Hand, daß er, das einzige Mitglied, das die Anwendung des von allen besprochenen und gepriesenen Instrumentes kannte, durch das Gesetz vom 31. Januar 1746 im Kollegium eine Stellung von hervorragender Bedeutung erlangen sollte. Etwas mehr oder etwas anderes wird er wohl nicht angestrebt haben. Schon anderwärts habe ich namentlich darlegen können, daß kein einziger Inspektor je finanziell interessiert gewesen ist bei dieser Verordnung. Sogar TRONCHIN hat sich nicht einreihen lassen bei den Geburtshelfern, welche ohne weiteres Examen „qualifiziert" wurden zur Ausübung ihres Faches. Diese Qualifikation einiger Chirurgen ohne Prüfung war notwendig, weil Amsterdam während noch so kurzer Zeit nicht ohne männliche Geburtshilfe bleiben konnte. Daß man hierzu das Auge fallen ließ auf drei *Roonhuysesche* Chirurgen, findet seinen Grund in den eigentümlichen örtlichen Verhaltnissen. Das Geheimnis war damals sehr hoch angeschrieben sowohl bei Doktoren, als bei Bürgermeistern, was aus der Tatsache hervorgeht, daß die beiden städtischen Hebeärzte *Roonhuyser* waren. Sie waren also in gewissem Sinne offiziell vorbestimmt zu dem Amte und wurden deshalb, nebst dem geschickten und behenden ALBERT TITSINGH, dem ein großer Ruf als gewandter Akkoucheur vorherging, ohne Prüfung zur Praxis zugelassen. Der einzige *Roonhuyser*, dem die Praxis nicht gestattet, nicht freigegeben wurde, und zwar „seiner bekannten Unwissenheit wegen", war natürlich Mr. DE BRUIN. Vielleicht hat man noch dazu die Tatsache in die Wagschale fallen lassen, daß die anderen, ANDRIES BOEHELMAN, GERRIT PLAATMAN und ALBERT TITSINGH, den Beweis führen konnten und wollten, daß sie von anerkannt fahigen und gewandten Geburtshelfern in die Kunst eingeführt und examiniert waren. Wenigstens wird am 16. September 1746 in einem Bericht an die Obrigkeit insinuiert, daß DE BRUIN wohl nie einem speziellen Unterricht in der Geburtskunde gefolgt und gewiß nie examiniert sei.[1])

[1]) Es heißt dort, „weil er im Jahre 1710 von Prof. RUYSCH, ROONHUYSE und BOEHEIMAN examiniert war, aber ohne einen Beweis davon vorlegen zu können".

Sollte das eine indirekte Antwort gewesen sein an diejenigen, welche behaupteten, das Gesetz wäre deshalb unrechtmäßig, weil es die *Roonhuyser* Chirurgen, welche doch auch nie ein eigentliches geburtshilfliches Examen bestanden hatten, vor den übrigen Gildebrüdern bevorzugte?

Aber nicht darum allein war es hart und unbillig, sondern auch, weil es einmal erlangte, seit undenklicher Zeit anerkannte Rechte verletzte. Dazu war es unlogisch und unüberlegt, weil es die Tatsache aus dem Auge verlor, daß in den letzteren Zeiten mehrere Instrumente bekannt gegeben waren, deren Nutzen und Vorteile ebenso hoch gerühmt wurden, als diejenigen des in Amsterdam heimlich gehaltenen, nur den *Roonhuysern* bekannten Werkzeugs.

Die Folgen blieben nicht aus. Bald stellte sich heraus, daß Tronchin und seine Kollegen sich getäuscht hatten. Die Ereignisse nahmen einen ganz anderen Verlauf, als sie gehofft und erwartet. Anstatt näher ans Ziel zu kommen, wofür sie mit rastlosem Eifer gearbeitet hatten, wurden sie immer weiter davon abgerückt. Die heiß ersehnte Suprematie des Doktorenstandes über die Chirurgengilde wurde nicht nur nicht stärker gefestigt als vorher, sie bekam einen härteren Stoß, als ihr je zuvor einer versetzt worden war.

Alle diejenigen, denen Schaden zugefügt oder Unrecht getan worden war, traten in die Schranken, das Kollegium anzugreifen, und hielten nicht inne, bevor sie erlangt hatten, was sie wünschten.

Mr. Jan Pieter Rathlauw, der am 26. März sich der erheischten Prüfung unterzog, erhielt am 29. März 1749 mittels eines nichtformellen Billets des Gildeknechtes die Nachricht, daß die Bürgermeister das Rapport abgeschlagen hatten. Er war also durchgefallen, und ob es auch gleich richtig ist, daß, im Widerspruch mit den in einem zweiten Request an die Obrigkeit von Rathlauw vorgetragenen Behauptungen, die Inspektoren nicht erklärt hatten, daß er „wiewohl sonst fähig, nicht ohne Erfolg die Geburtskunde hier exerzieren zu können", nicht zugelassen worden war, ausschließlich weil er das Geheimnis nicht kannte, zu leugnen ist es nicht, daß der Grund zu seiner Zurückweisung nicht gesucht werden darf „in seiner mediokren Wissenschaft jener Gründe, worauf in diesem und auch anderen Ländern jene Kunst in vielen Fällen

---

Bei de Vischer und van de Poll kann man aber lesen, daß dieser Beweis, dessen Existenz von Tronchin in einem offiziellen Aktenstück geleugnet worden ist, in den hinterlassenen Papieren des de Bruin aufgefunden worden ist.

auch mit Vorteil geübt wird", aber sicher nur in seiner Unkenntnis des Roonhuysenschen Instrumentes. Und dies erachtete Rathlauw sehr kränkend und unrechtmäßig, weil es einen traf, der, wie er, bekannt war mit den Instrumenten des Butters und Sandes (Saunders?) und zum Überfluß ein eigenes Werkzeug, das gewiß nicht den untauglichsten zuzuzählen war, erdacht und mit gutem Erfolge erprobt hatte. Letzterer Beweisgrund schlug bei vielen ein. Man pflichtete ihm bei, daß man ihn nicht hätte zurückweisen dürfen, weil es ihm nicht gelungen war, ein Geheimnis zu entdecken, das man ängstlich sogar der großen Mehrzahl der Examinatoren verbarg und dazu in den letzteren Jahren, seit der Veröffentlichung der französischen und englischen Instrumente, seine Bedeutung größtenteils, wenn nicht gänzlich verloren hatte.

Rathlauw eilte nach Utrecht, seine geburtshilflichen Kenntnisse vom dortigen Collegium medicum prüfen zu lassen. Dies säumte nicht, mit allen Stimmen das Zeugnis abzugeben, daß er „in dieser Untersuchung überzeugende Beweise einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit in derselben gegeben (hatte), so daß man völlig versichert sei, daß das Exerzieren jener Kunst zu großem Nutzen des Publikums und zur Vermehrung seines eigenen Ruhmes gereichen würde".

Der bekannte Prof. J. Oosterdyk Schacht war der erste, der das Zeugnis unterschrieb. Letzteres hatte zwar nicht den Erfolg, daß die Amsterdamer Bürgermeister von ihrem vorher gefaßten Entschluß abließen, sondern eröffnete ihm doch die Praxis „als Hebearzt allerorten in Amstelland". Hiermit nicht zufrieden, versuchte er durch andere Mittel zu erlangen, was er wünschte, und bekam bald einen unerwarteten Mithelfer in dem berühmten Dr. v. Velse aus dem Haag, der ihm schrieb, daß „ihm das Geheimmittel des Roonhuysen sicherlich bekannt war", und er „auch gesinnt war, es ihm auf die erste Bitte mitzuteilen".

Der Doktor selbst sollte „das Geheimnis bekommen (haben) von einem Herrn (dem Chirurgen van der Swam), der vor ungefähr 50 Jahren bei Roonhuysen wohnend als ältester Knecht, sich dessen Freundschaft freute und das Versprechen erhielt, daß er ihn die Geburtskunde lehren sollte". Zwar war oft die Rede vom Instrumente und er bemerkte, daß es, wenn gebraucht, in der Nacht mit neuem Leder überzogen und, damit es geheim bliebe, nur unter dem Schutz einer Bettdecke angelegt wurde. Von dem versprochenen Unterricht kam aber nichts. Deshalb, als einmal van Roonhuysen von einer Entbindung nach Hause gekommen, den unerwarteten

Besuch eines Bürgermeisters erhielt und in der Eile sein Gerät so schlecht verbarg, daß es leicht aufzufinden, benutzte dieser die Gelegenheit, es schnell abzuzeichnen. „In einem Säckchen war dieses Instrument mit noch zwei langen stählernen Haken und einem Fischbein, an dessen einem Ende ein Stückchen Siegellack, von der Gestalt einer Eichel, festgemacht war."

Mit diesem Briefe begab sich Rathlauw zur Stunde zu den Bürgermeistern, welche jetzt der Sache auf den Grund kommen wollten und sich Kundschaft einholten. Kaum hatten sie „auf diesem Punkte einige Eluzidation vom Herrn Prof. Swenke in s'Hage (einem sehr bekannten und einflußreichen Mann in jenen Tagen) gefragt und erhalten" und waren noch dazu „besondere dem Herrn Bürgermeister van den Bempden, löblicher Memorie, gerichtete Rapporte von kunstkundigen und uneigennützigen, edelsinnigen Professoren eingetroffen", als der ehemals gefaßte, den Rathlauw betreffende Entschluß widerrufen wurde. Und Tronchin und seine Kollegen konnten in einer langen Konferenz, welcher alle Inspectores beiwohnten, von den Bürgermeistern nur das Eine bewilligt bekommen, daß dem Suppleanten *bedingungsweise*, d. h. „*bis auf nähere Aufkündigung*", die Funktion als Hebearzt innerhalb Amsterdam zu exerzieren" gestattet wurde. Praktische Bedeutung hatte diese Klausel nicht. Rathlauw durfte die ihm verbotene Praxis wieder aufnehmen und ist niemals mehr darin gehindert worden.

Eine zweite Niederlage wurde Tronchin bereitet von dem Manne, der als Sühnopfer auserwählt worden war. Rastlos und ununterbrochen arbeitete de Bruin an die Wiedereinsetzung in seine früheren Rechte. Dazu zu gelangen, hat er nichts unversucht gelassen. Er ließ sich sogar, ein gutes halbes Jahr nach der Ausfertigung des Gesetzes, überreden, Hilfe zu leisten bei einer Operation in der „Stillstecgh", wo er, wie er sich später verteidigte, von dem Dr. Duret und dem Apotheker van Diepen „zu der Operation angehalten" worden war. Denn natürlich wurde er dieser Untat wegen vor das Kollegium gerufen, das sich seiner Verteidigung verschloß, daß er nach seinem ersten Besuche bei der Frau nach Hause zurückgekehrt „und darauf wieder von van Diepen aus seinem Hause geholt war, und hinkommend, gezwungen worden sei, die Frau zu entbinden, und endlich aus Not die Arbeit angefangen habe, auch zur Rettung des Lebens der Frau". Was ihm freilich gelungen war. Man soll ihn aber überzeugt haben, daß „Raisonnements" die Übeltat, „gegen die vorgenannte Verordnung pekziert zu haben",

nicht verkleinerten. DE BRUIN zahlte die ihm auferlegte Strafe von f. 100. Die Hebamme JUDITH VAN DER BURG, welche dem DE BRVIN eigentlich nicht hätte beistehen dürfen, kam besser weg. Man stellte sich zufrieden mit ihrem Geständnisse, „daß sie bei der Entbindung zugegen war und Mr. DE BRUIN in ihrer Gegenwart entbunden hatte, aber daß sie den Leuten im Hause gesagt hatte, daß DE BRUIN nicht qualifiziert war: des weiteren zeigte sie einen Zettel, worin ausgesagt war, daß die vorgenannte JUDITH LEMP(KE) Mr. DE BRUIN nicht rekommandiert oder von ihm geredet hatte."

DE BRUIN war durch dieses Urteil nicht entmutigt. Nach der eigenen Aussage TRONCHINS sollte er sich Mühe gegeben haben, zur Prüfung als Hebearzt zugelassen zu werden, aber davon abgestanden haben, weil ihm die Herren so einleuchtend dargelegt hatten, daß er von der Geburtskunde im ganzen nicht den mindesten Begriff hatte, daß er es zum Schlusse selbst glaubte. Unmöglich ist es nicht, daß der „bescheidene" DE BRUIN, wie seine Biographen DE VISSCHER und VAN DE POLL ihn benannten, in einer Debatte mit TRONCHIN und ROËLL den Kürzeren gezogen hat und zur Erkenntnis gebracht worden ist, daß er theoretisch nicht genügend ausgerüstet war. Es verhinderte aber nicht, daß er sich im Juni 1747 an die Herren Bürgermeister richtete mit der Bitte, er möge ohne Prüfung zu der geburtshilflichen Praxis zugelassen werden, dabei fußend auf der Tatsache, daß er „mehr als 900 Frauen entbunden (hatte), deren ungefähres $^{2}/_{3}$ lebendige Kinder zur Welt gebracht (hatten)". In dem von TRONCHIN redigierten Avis der Inspektoren auf diese Bittschrift wurden die schärften Pfeile auf den verwegenen Chirurgen abgezielt. In bezug auf alle darin vorgebrachten Beschuldigungen nimmt TRONCHIN allein, oder zusammen mit ROËLL, die Verantwortlichkeit auf sich. Der unglückliche Partus, welcher zu der Verordnung die Veranlassung gab, wurde aufs schärfste verurteilt und die Anklage wird mit der einigermaßen hinkenden und unverständlichen Erklärung geschlossen, daß „DE BRUYN keineswegen von der Prüfung befreit werden darf", seiner bekannten Unwissenheit wegen, und nicht wegen des Gebrauches des Instrumentes, das „nicht für schädlich erachtet werden konnte", wiewohl ihm die gewiß nicht einzeln dastehende „Mißhandlung" zuschulden kam. Wie wenn DE BRUIN je bezichtigt worden wäre, durch den Löffel etwaiges Unheil gestiftet zu haben!

Die Bürgermeister haben damals noch auf TRONCHIN gehört, aber sie sollen schon gezweifelt haben, denn gut zwei Monate

später, am 29. August, lesen wir, daß Tronchin bei ihnen vorgeladen wurde und nach einigem Hin- und Herreden der folgende Entschluß fiel:

„Burgermeister qualifizieren auf die Bitte des Albertus de Ronde die Person des Johannes de Bruyn, als Hebearzt der Person der Hausfrau des Johannes Mulder in Kindesnöten beistehen zu dürfen, ohne daß dieser Fall zum Vorteil oder Nachteil des weiteren Sustinierten des vorgenannten Johannes de Bruin herangezogen werden darf."

Dem gekränkten Chirurgen war ein kleines Zugeständnis gemacht. Auf die besondere Bitte der betreffenden Person wurde ihm gestattet, einer Entbindung vorzustehen. Und als jetzt dank auch anderem Einflusse die Obrigkeit in bezug auf die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Gesetzes je länger je mehr zu zweifeln anfing, bat er am 26. September 1748 aufs neue, „unexaminiert die Hebearztschaft fungieren zu dürfen". Auch dieser Versuch scheiterte durch das Eingreifen Tronchins und Roëlls. Dennoch sollte die Stunde seiner vollkommenen Rehabilitation eher kommen, als er wahrscheinlich selber vermutete.

Wie ich schon andeutete, hatte man sich auch auf anderer Seite nicht müßig verhalten. Nahezu alle Amsterdamer Chirurgen, voran der gewandte und redliche Abraham Titsingh, auf den die Bürgermeister während und wegen seiner mit Erfolg gekrönten Bemühungen zur Reform der verfallenen Gilde längere Zeit hindurch gerne gehört hatten und noch jetzt hörten, fühlten sich gekränkt und traten öffentlich, in Wort und Schrift, für ihre verletzten Rechte ein.

Noch vor dem Zustandekommen des Gesetzes hatte Abraham dem Schöffen Geelvinck das Geständnis erpreßt, daß die Obrigkeit sich durch besondere Umstände gezwungen sah, den Wünschen der Doktoren Folge zu leisten. Später aber sollte sie, sobald sich eine gute Gelegenheit darbot, auf die Sache zurückkommen. Offenbar hatten die Hoch Edlen Groß Achtbaren Herren in jenen Tagen Kranke zu Hause, welche ärztlicher Hilfe bedurften, und fühlten sich deshalb dem Tronchin oder einem der Seinigen verpflichtet

Wenigstens, als ein Jahr später, im Januar 1747, Titsingh den Sohn Geelvincks, der ein Bein gebrochen hatte und von ihm behandelt war, geheilt entlassen hatte und der dankbare Vater ihm als Honorar einen Sack Gülden (f. 600) geben wollte, weigerte er das Geld und forderte als einzige Belohnung „die Erfüllung der ehe

maligen Zusage, ihn und seine Gildebrüder in ihre Ehre, gesetzlich erlangte Rechte und chirurgisches Amt wieder einzusetzen, letzteres verwalten zu dürfen, laut ihres Gildebriefes, frei und frank, und ohne jedwede Behinderung, *weil der Allerhöchste jetzt den Bürgermeister erfahren lassen hatte, daß sein Sohn Lieve Geelvinck sowohl in die Hände eines Chirurgus als in diejenigen eines Medikus fallen könnte*; aber", fügt er mißmutig hinzu, „daraus ist nichts zu unserer Wiederherstellung geworden." Der Magistrat hielt sich immerwährend taub, wenn es die Klagen der Chirurgen galt. Sogar hatten die Obmänner einige Monate vorher ihren Entschluß zurücknehmen müssen, in dem Artikel, welcher die Befugnisse des Chirurgen feststellt, den Worten „die Chirurgie frei und ohne jedwede Behinderung ausüben zu dürfen" diesen anderen „mit Ausnahme der Entbindung der schwangeren Frauen" hinzuzufügen. Roëll vermutete, daß hinter diesen Worten etwas Schlimmes, ein Fallstrick steckte. Er war scharfsinnig genug, einzusehen, daß eine derartige Hinzufügung ohne Hinweis auf die Verordnung vom Jahre 1746 Veranlassung geben könnte zu der Vorstellung, daß jetzt die diese Klausel nicht enthaltenden Diplome den Träger wohl berechtigen sollten zu der unbehinderten Ausübung der geburtshilflichen Praxis. Er wußte denn auch bei den Bürgermeistern durchzusetzen, daß im Diplome „hinter den Befehl, welcher das Observieren der Gesetze und Verordnungen der Gilde verpflichtend stellt" die Worte gedruckt werden mußten „und besonders diejenigen vom 16. Januar,[1]) die Hebarztneikunde betreffend".

Endlich am Ende des Jahres 1747 oder anfangs 1748 richteten sich die unzufriedenen Gildebrüder, an deren Spitze sich der älteste, im Jahre 1687 promovierte Chirurg Teuneman befand, an die Bürgermeister mit einer Bittschrift, worin sie um Aufhebung der vorwaltenden Ungerechtigkeiten und Einstellung der Verordnung vom 31. Januar 1746 anhielten. In einer Konferenz, welcher die Obmänner J. v. Gorssel und O. Ruysch beiwohnten, wurde diese Bittschrift ausführlich besprochen. Die Regenten waren der Meinung, daß der frühere Zustand nicht mehr wiederhergestellt werden dürfte, weil Amsterdam sehr vieles daran gelegen war, gut instruierte und taugliche männliche Geburtshelfer zu besitzen. Das Examen mußte und sollte erhalten bleiben; man könnte aber den Chirurgen entgegenkommen und vielleicht ihrer zwei als Assessores bei der

[1]) Die Verordnung wurde am 16. festgestellt und erst am 31. ausgefertigt.

Prüfung admittieren. „Die Obmänner antworteten, wenn das Examen nicht an ihr Kollegium käme, daß sie dann baten, daß die zwei Oberleute eine konkludierende (also nicht eine beratende. G.) Stimme haben möchten, was die Schöffen nicht versprochen haben."

Nicht zu verkennen war also, daß die Obrigkeit ihre Meinung ein wenig zugunsten der Chirurgen abgeändert hatte, aber nicht genug, den Abraham Titsingh zufriedenzustellen. Tief ergrimmt, gab er zu erkennen, daß er sich fortan dem öffentlichen Leben der Gilde fernhalten wolle und im voraus ihm zugedachte Auszeichnungen oder Ehrenämter ablehne. Sehr speziell bat er die Verwaltungsglieder, ihn bei dem im September zu erwartenden Vortrag für Obmänner nicht nominieren zu wollen. Als letztere seiner Bitte dennoch nicht achteten und er darauf von den Bürgermeistern „de novo eligiert" wurde, schrieb er ihnen einen Brief, worin er, sich berufend auf seine Verdienste bezüglich Amsterdam, sein Gesuch zur Einstellung wiederholt der Verordnung „vom Collegium sub- und obreptive erlangt ...., welches Unheil uns raptim überfiel, nicht des auf den Vordergrund gebrachten Eingriffes des Chr. Jan de Bruin wegen, *sondern weil unser Prälektor, zwei Herren dienend, die Chirurgengilde verließ und sich den Apothekern zugesellte, ob auch gleich bei seiner Ernennung, Hunderte Jahre nach der Entstehung unserer Gilde, noch ausdrücklich erwähnt und festgestellt worden, daß beide Kollegien selbständig und von allen anderen getrennt sind und bleiben werden.*"

Wenn die Bürgermeister seine Bitte nicht gewähren könnten, so bat er inständig, seiner Obmannschaft entbunden zu werden.

Obwohl ihm der Bürgermeister Hasselaar anfänglich berichten ließ, daß er verabschiedet war, bat ihn später der Präsident-Bürgermeister, Ferdinand van Collen, persönlich, seinen Antrag zurückzunehmen, „was ich," schreibt Titsingh, „schweigend mit einer ehrerbietigen Verneigung beantwortete; seither habe ich einige Tage auf der Gilde gesessen, um zuzusehen, was aus uns werden sollte."

Jetzt fingen sich die Chirurgen, welche mit dem allgemeinen Gang der Dinge unzufrieden waren, an zu rühren. Sie kamen zusammen am 24. und 27. September in der „Oude burg in der Dykstraat" und erwählten Roelof Latterman, Augustus Buchner, Nicolaus van der Meullen und den bekannten Jan Pieter Rathlauw zu ihren Wortführern und Bevollmächtigten bei den Obmännern, denen diese am 1. Oktober aufwarteten. Sie forderten außer Aufhebung verschiedener wirklicher oder vermeintlicher Ungerechtig-

keiten, welche ich hier nicht näher zu erörtern brauche, erstens, „daß der Prof. Anatomiae kein Inspector Collegii medici zu sein vermöchte", zweitens, daß „keinem Doktor oder Apotheker etwaige chirurgische Arbeit zu leisten gestattet, und endlich, daß die Verordnung bezüglich der Hebeärzte annulliert" werden solle.

Vierzehn Tage später wendeten sich die Obmänner an den Magistrat mit einer Bittschrift, welche die drei letztgenannten Forderungen befürwortete. Und sofort erreichte man einen gewissen Erfolg. Titsingh durfte zufrieden sein: der von ihm geplante und geleitete Angriff führte den Roëll zu Falle. Der Professor, der noch am 7. Oktober dem Kollegium persönlich vorstand, ist am 15. abwesend und hat bereits am 22. seine Stelle als Inspektor an de Famars abgetreten. Er selbst erhielt, gewiß als Konsolationspreis, den Titel „Kommissar".

Des übrigen aber blieben Bürgermeister und Schöffen unschlüssig. Und trotz der neuen Eingabe der unzufriedenen Gildebrüder, worin sie alle ihre Beschwerden wider die Gildeverwaltung auseinandersetzten und ihre Forderungen, dem Collegium medicum gegenüber, womit sich die Obmänner einverstanden erklärt hatten, des näheren formulierten, sollte, wenn man Titsingh glauben darf, der entscheidende und endgültige Entschluß noch immer ausgeblieben sein, wenn nicht die „unglückliche Doellistsche Entbindung", vom qualifizierten Roonhuyseschen Hebearzt Cornelis Boehelman vorgenommen, der Obrigkeit die Augen gänzlich geöffnet hatte.

Am 15. Dezember 1748 wurden Sullyn, welcher dem Roëll im Dekanat gefolgt war, und Tronchin auf dem Stadthause vorgeladen, wo ihnen mitgeteilt wurde, daß die Herren fest entschlossen waren, das hebeärztliche Examen abzuändern. Die Inspectores wußten nur zu antworten, daß „das Kollegium gesinnt war (unbeschadet der Achtung des Gesetzgebers), alles zu kontribuieren, was zur Beförderung der allgemeinen Ruhe und zur Zufriedenstellung ihrer Edl. Achtbaren gereichen konnte; daß die Gemeinschaft der vorgenannten Verordnung sehr bedurfte und die Inspectores baten, *nicht eine Kombination und Mitgliedschaft mit den Chirurgen erdulden zu müssen, weil letztere weder in Kenntnis noch in Rang und Stand den Doktoren gleich waren und diese sich deshalb nicht in einem Collegium mixtum ergeben könnten.*"

Weil der Gesetzgeber durch den Bürgermeister bei seiner Meinung verharrte und verlangte, daß auch die Chirurgen beim Examen mitzusprechen hatten, wurde pro forma, dem Collegium

medicum „Genüge zu leisten", festgestellt, daß fortan „zwei Inspectores Collegii medici von den Chirurgen ersucht werden (sollten), dem Examen beizuwohnen". Letzteres sollte also, wie es in der offiziellen, am 31. Januar verkündeten Verordnung hieß, „auf dem Gildezimmer der Chirurgengilde abgehalten werden vom Prälektor oder Professor Anatomiae, vom Dekanus und dem fungierenden Prüfungsmeister der Chirurgengilde und von zwei, zu diesem Zwecke von den Inspectores Collegii medici aus ihrer Mitte kommittierten Doktoren, nachdem zwei Tage zuvor dem Collegium medicum vom Knechte der Chirurgengilde eine Bekanntmachung zugestellt worden war: welche fünf Personen gegen Majorität von Stimmen beurteilen sollen, ob der Prüfling dem Examen Genüge geleistet hat und geschickt ist, von den Herren Bürgermeistern speziell zu dem Amte als Hebearzt autorisiert zu werden, wovon sie alsdann den Bürgermeistern Bericht erstatten sollen."

Und indem dieser endgültige Entschluß den Chirurgen vom Präsident-Bürgermeister Trip in Gegenwart der Bürgermeister van Collen und Willem Gideon Deutz am 23. Januar mitgeteilt wurde, bekamen die Doktoren Tronchin und Hanedoes erst am folgenden Tag den Bericht. Zu gleicher Zeit vernahmen sie, daß es fortan den Medicinae Doctoribus und Apothekern, welche den Verpflichtungen der Chirurgengilde nicht nachgekommen waren, aufs strengste untersagt war, die Chirurgie zu treiben, und daß „die Herren der Überzeugung waren und die Gewißheit hatten, daß sie (namentlich Abraham Titsingh. G.) und der Chirurg Joannes de Bruin alle erforderliche Fähigkeit besaßen und deshalb von den Herren der Justiz zur Ausübung usw. qualifiziert waren".

Die Chirurgen hatten den Sieg davongetragen; Tronchin und die Seinigen waren auf der ganzen Linie geschlagen.

Das hebeärztliche Examen war zum Schlusse vom Collegium medicum weggenommen und der Chirurgengilde übertragen. Und die scharfsinnigste Dialektik kann die Tatsache nicht ändern, daß die Inspectores Assessores mit „konkludierender" Stimme geworden waren und, wie auch die spätere Geschichte des Collegium ad res obstetricias virorum lehrt, die eigentliche Führung gänzlich der Chirurgengilde anheimgefallen war. Der von Roëll beim ersten vom neuen Kollegium abzuhaltenden Examen eingetretene Versuch, letztere wieder der Gilde wegzustibitzen, mißlang, wie ich neulich des näheren in der „Geneeskundige Courant" auseinandergelegt habe. Die Inspectores, deren Prestige gewaltig gelitten hatte, ver-

suchten, bonne mine à mauvais jeu zu machen und von dem äußeren Ansehen soviel zu retten, wie noch möglich war. Diese Aufgabe war bei TRONCHIN in guten Händen.

In bezug auf das bereits erwähnte erste Examen lesen wir in den Akten des Collegium, daß „die Herren TRONCHIN und FAMARS am 6. Juni 1750 Bericht erstattet haben: daß sie sich zur bestimmten Stunde und Tag auf das Collegium chirurgicum begeben und dort den Herrn Prof. ROËLL gefunden haben nebst zwei Obmännern, dem Dekane und Prüfungsmeister, welche nebeneinander um den Tisch saßen: *welche zwei vorgenannten Herren Inspectores gutgefunden haben, zwei auf dem Zimmer, von dem Tisch entfernt stehende Stühle zu gebrauchen, damit sie sich in ihrer Qualität von Kommittierten jussu magistratuum, von dem Collegium Chirurgicum abheben sollten* (so glaubte man die Ehre zu retten! G.). Zunächst ist die Prüfung in guter Ordnung verlaufen, nachdem der Herr TRONCHIN durch eine freundliche Anrede dargelegt hatte, daß, ob auch gleich diese Examina zum großen Nutzen und Vorteile unserer Stadt gereichten, die Inspectores dennoch gerne von dieser Kommission verschont geblieben wären, sie sich aber auf die spezielle Bitte und den Befehl der Herren Bürgermeister nicht hätten zurückziehen können." Nur ein TRONCHIN konnte die Sache so darstellen. Die Inspectores dachten noch genau so wie früher und erachteten die gegenwärtige Einrichtung, wobei von einer Bevorzugung in Hinsicht auf das ROONHUYSEsche Geheimnis nicht die Rede sein konnte, für verkehrt. Wirklich hielten sie denn auch noch immer mit den drei qualifizierten Hebeärzten fest zusammen. Das nämliche taten sogar in gewissem Sinne die Doktoren DE VISSCHER und VAN DE POLL, welche im Jahre 1753 nach dem Tode DE BRUINS das echte ROONHUYSEsche Instrument der Welt bekannt machten. Auch sie erhoben und verteidigten diese Herren auf Unkosten der übrigen Chirurgen, welche zur Ausübung der geburtshilflichen Praxis zugelassen worden waren.

Was man auf diesem Gebiete zu unternehmen wagte, geht hervor aus einer merkwürdigen und kennzeichnenden Geschichte, welche in den Akten des Collegium medicum erzählt wird. Wenn irgend, so ist es hier einleuchtend, daß die Herren Inspectores bewußt oder unbewußt die Komplizen der *Roonhuyser* waren. Ihnen zu gefallen, wateten sie durch dick und dünn. Auch hier war TRONCHIN die führende Persönlichkeit. Bei den Bürgermeistern vorgeladen, wurde ihm befohlen, eine Untersuchung anzutreten in bezug

auf die Entbindung einer Jüdin. Auf dem Rathaus war ein anonymer Brief eingetroffen, worin der Hebearzt Reynier Boom ernstlich angeklagt wurde. Er sollte während der Entbindung, entgegen der Ansicht eines anderen Hebearztes (welcher später als der Rathlauw herauskam), das Kind gewendet, den Körper vom Kopfe abgerissen und des weiteren, ohne den Versuch machen zu wollen, den Kopf herunterzuholen, die Frau haben sterben lassen: „die Hebammen flehen Euere Edel Achtbaren, daß sie einem so ungeschickten Meister, der sich mit dem Trinken zugrunderichtet, nicht mehr beizustehen brauchen: die ganze jüdische Nation ist in Bewegung: und wenn es in die Hände des Kollegiums geriete, so wird es verheimlicht werden, wie der Fall Booms, in Verbindung mit dem Doktor Kemper ausgeführt, auch verheimlicht wird, ob auch schon der Fall dem Kollegium angemeldet ist."

Einige Zeit nachher, am 6. Oktober 1753, erfahren wir, daß eine Kommission, zusammengesetzt aus den Herren Tronchin und Hanedoes, welch letzterer dem am 2. September verblichenen Sullyn im Dekanat nachgefolgt war und jetzt (in dieser Kommission) die Stelle vertrat des qualitate qua angewiesenen, kränklichen, ausstädtischen Prälektors, Roëll, nebst dem Dekane und Prüfungsmeister der Chirurgengilde, allerhand Menschen, welche bei dem Falle zugegen gewesen waren, in Verhör genommen hatte. Darunter befanden sich „die nächsten Verwandten, Freunde, Nachbarn, Doktor, Hebamme, welche beim Falle zugegen gewesen waren oder geholfen hatten", und auch Boom. Daß Rathlauw verhört wurde, wird nicht mitgeteilt und ist also sehr unwahrscheinlich.

Auf Grund der ihnen mitgeteilten Erklärungen berichten sie den Bürgermeistern, „daß Mr. Boom, angesucht und gebeten von der sterbenden Frau, Cipra Hartoog, und weiteren Freunden, sie zu entbinden, nachdem er, R. Boom, die große Gefahr auseinandergesetzt hatte, gewandt, sanft und vorsichtig auftretend, das Kind ohne Instrumente geholt und den Kopf sitzen lassen hat, ohne sich späterhin etwaige Mühe zu geben, denselbigen herauszuholen in der Gegenwart des Mr. Rathlauw, der von Freitag bis Samstag die Frau des öfteren visitiert und behandelt hat."

Wie jetzt ihre weiteren Erklärungen, „daß Mr. Boom nüchtern, vorsichtig und gemütlich gehandelt hat" und „daß der Kopf so tief herunter in der Geburt steckte, daß Mr. Boom den Mund mit seinem Finger erreicht habe", in Übereinstimmung zu bringen mit der Tatsache, daß der Chirurg des Gerichtes, Mr. A. v. d. Duyn, und der

Dr. HANEDOES, welche den Leichnam inspiziert haben, den Kopf des Kindes außer der Gebärmutter gelegen fanden, „im Abdomen an der linken Seite“, während sie „an der rechten Seite der Gebärmutter, nahe an deren Hals, eine große, wie eingerissene, aufwärts verlaufende Wunde, wo der Kopf des Kindes hindurchgetreten war, entdeckten“ und „ein wenig, unter dieser großen, noch eine zweite, aber viel kleinere“. Dazu war der rechte obere Arm des entköpften Kindes frakturiert.

Zu allererst versuchte man RATHLAUW einen Teil der Verantwortlichkeit aufzubürden und stellte man nachdrücklich fest: „Daß, als BOOM den großen Widerstand des Kopfes bemerkte, er den dort gegenwärtigen RATHLAUW gebeten hat, die Arbeit aufzunehmen“, und „daß Mr. RATHLAUW dies getan“. Zweitens schrieb man: „Daß die Unterzeichneten keine genügenden Aufklärungen besitzend hinsichtlich des zwischen dem Tode der Frau und der Inspektion des Kadavers Ereigneten, hierüber kein genügendes Licht verbreiten können: ob es gleich zu wünschen wäre, daß man ausführliche Eluzidation der Wärterin, der Frau ABRAMS, hätte bekommen können, weil sie die einzige ist, welcher es, dem Gesetz gemäß, nicht gestattet war, den Kadaver vom Moment des Todes bis zur Beerdigung zu verlassen. Und welche in Loco, Tag und Nacht gegenwärtig, hat sehen können all dasjenige, was mit dem Kadaver vorgefallen ist. Endlich daß ihre vollständige Ableugnung aller Umstände, welche aus den Erklärungen hervorgehen, uns ihre Aufrichtigkeit zweifelhaft vorkommen läßt.“

Die Herren ließen hier Raum übrig für allerhand Annahmen und Mutmaßungen, welche nur einer einzigen Person, dem BOOM, nutzen konnten. Und es ist sehr zu bedauern, daß der Richter keinen Grund gefunden hat, sie der Wärterin, welche direkt angeklagt wurde, und dem RATHLAUW, dessen redliches Handeln so perfide verdächtigt wurde, gegenüberzustellen. Dennoch war er mit dem vorgelegten Rapport nicht ganz zufrieden. Er möchte wissen, ob während der Operation vieles Blut verloren gegangen und verlangte nähere Aufklärungen in bezug auf das Benehmen des BOOM. Die Herren TRONCHIN und HANEDOES, am 10. Oktober vor den Oberrichter zitiert, erklären, daß gemäß den Verhören „kein oder wenig Blut geflossen war“ und sie „auf BOOM und dessen Benehmen nichts zu bemerken hatten“. Der Richter scheint auf eine nähere Untersuchung gedrängt zu haben. Wenigstens später schreiben die Herren, daß sie auf Nachfrage an die

Hebammen Beeldge van Calcar und Sara Meyer erfahren haben, daß „kein Blutsturz, weder ein blutiger Stoff" in die Erscheinung getreten ist. Und zum Schluß geben sie zu erkennen, wozu die Chirurgen, welche den ersten Rapport mit unterzeichnet haben, sich offenbar nicht finden lassen wollten, *„daß die zwei Wunden der Gebärmutter nach dem Tode entstanden sind."*

Wer, der ohne vorgefaßte Meinung, an die Beurteilung der oben erwähnten Tatsachen herantritt, wird meiner Meinung nicht beitreten, daß die Herren den Boom haben „sauvieren" wollen und ihr Urteil auf ungenügenden und schwachen Gründen fußt? Es ist gewiß ein leeres Gerede, daß „die Frau dem Tode nahe war, als Mr. Boom gerufen wurde". Wie sollte sonst Rathlauw, welcher doch nicht vor der Abreißung des Rumpfes auf die Bitte Booms seine erste Untersuchung vornahm, noch Freitag und Samstag die Frau „oft" untersuchen und behandeln haben können? Und des weiteren, wo sollte man den Künstler hergenommen haben, der so nett und behende, so lege artis post mortem durch das alleinige Zurückdrücken eines zurückgebliebenen, abgerissenen Kopfes, „der so tief in die Geburt heruntergestiegen war, daß Mr. Boom dessen Mund mit seinem Finger erreicht hat", eine Ruptura uteri in die Erscheinung rief, welche sich gar nicht unterscheiden ließ von den gewöhnlichen, während einer ungeschickten oder unter mißlichen Umständen vorgenommene Wendung auftretenden Rissen?

Nein, die Herren waren voreingenommen, und, was mich anbetrifft, ich stehe nicht an zu behaupten, daß sie unter Führung des Tronchin einen großen Kunstfehler Booms durch ihre Autorität haben in Schutz nehmen wollen, indem sie zu gleicher Zeit ohne Grund die Zuverlässigkeit eines Nicht-*Roonhuyse*schen Geburtshelfers verdächtigten. Ein gefährliches Unternehmen, wodurch die Würde des Doktorenkollegiums Gefahr lief, um so mehr, als erst vor kurzem, am 20. März, in der rektoralen Rede des *Oosterdyk-Schacht*, welche ein solches Aufsehen erregte, daß sie sofort ins Holländische übersetzt wurde, die Geheimniskrämerei und deren Trabanten, insbesondere die *Roonhuyser*, aufs schärfste und nachdrücklichste verurteilt waren. Demgegenüber hatte der genannte Utrechter Professor nur Worte des Beifalls und Lobes für die Amsterdamer Doktoren de Vischer und van de Poll, welche die Gelegenheit, die sich darbot, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen, benutzt hatten, es ganz und ohne Zurückhaltung dem Publikum mitzuteilen.

Leider waren auch, den Ausführungen dieser beiden Geheimnis-

entdecker gemäß, die *Roonhuyser* Hebeärzte die einzigen, denen sich die Amsterdamer Frauen ohne Furcht anvertrauen konnten und vermochte kein anderes Instrument es mit dem ihrigen aufzunehmen. Selbstredend wurde einem solchen Ausspruch gegenüber Widerspruch erhoben. Rathlauw veröffentlichte mit der Mithilfe des alten Titsingh eine Gravüre mit beigefügtem Text, in der Absicht darzulegen, daß die von ihm bekannt gegebenen Instrumente nicht prinzipiell von dem Roonhuyseschen verschieden waren. Die Doktoren, welche ihren Entdeckerruhm angegriffen wähnten und ihre eigene, entgegengesetzte Meinung aufrecht zu halten und zu schützen verlangten, hielten bei mehreren Sachverständigen um Belehrung an, welche sie vor allem von Tronchin erhielten, der hier in seiner doppelten Qualität als praktischer Arzt und Ratgeber des Collegium medicum hervortrat. Mit den von ihm und Dr. de Moor aus Gonda herbeigeschafften Dokumenten ausgerüstet, schreiben die beiden Herren jetzt eine Broschüre, welche den Rathlauw in der gehässigsten Weise angreift und dessen Unwissenheit und Anmaßung hervorhebt. Hierdurch gereizt, antwortete letzterer in einer herben und scharfen Verteidigungsschrift, worin er z. B. die Herren de Vischer und van de Poll beschuldigte, daß sie „zusammen mit den Herren Inspectores des Collegium medicum einen Chorus (sängen), welcher nicht in Übereinstimmung sei mit der Humanität und der Redlichkeit". Letztere lassen sich eine Bezichtigung der Unredlichkeit nicht ungestraft beilegen. Am 23. Juli 1754 begibt sich Tronchin auf das Rathaus mit dem Zwecke, die Bürgermeister von dieser „Diffamation" des Rathlauw in Kenntnis zu setzen und Bestrafung des Verleumders zu fordern. Ob und was ihm geantwortet ist, wird nicht mitgeteilt. Und erst viel später, als Tronchin schon den Staub Amsterdams von seinen Kleidern abgeschüttelt hatte und nach Genf gezogen war, erfahren wir, daß endlich das Urteil in dieser Sache gefällt wurde. Am 20. September wurde dem Rathlauw in der Gegenwart des Dekanes Hanedoes und des Vizepräsidenten de Famars zu erkennen gegeben, daß er sich fortan zu hüten hätte, ein ganzes Kollegium zu schelten: „Sonst sollten Mesures genommen werden, welche rigorös und eklatant waren."

Ich weiß nicht, oder besser gesagt, ich darf nicht mit Bestimmtheit versichern, daß Tronchin nach der Schweiz zurückgekehrt ist des steigenden Widerwillens wegen, welchen er in den letzteren Jahren hinsichtlich seiner Person ringsum bemerken mußte. Aber wohl glaube ich unwiderlegbar dargetan zu haben, daß weder seine

Kollegen, noch die städtische Verwaltung oder er selbst Grund hatten, sich wegen seines Auftretens in der Roonhuyseschen Affaire, zu beglückwünschen, und daß man mit vollem Rechte behaupten darf, daß er das Prestige des Kollegium auf empfindliche Weise geschädigt hat. Dazu sind seine sozial-medizinischen Bestrebungen, welche er nicht selten mit den verwerflichsten Mitteln durchzusetzen versuchte, vollkommen gescheitert und haben seine Moralität und seine Redlichkeit, in dem tagtäglichen Kampfe um mehr Ruhm und Ehr, stark gelitten.

Mit den jetzt zu Gebote stehenden Kenntnissen kommt das Bild des Tronchin in ein ganz anderes, früher nicht geahntes Licht. Er liefert uns einen köstlichen Beitrag zu der These Rousseaus, daß Erblichkeit, Erziehung, und äußere Umstände die drei Faktoren sind, welche den Menschen ausbilden und erklären. Durch Natur und Anlage ein Aristokrat von großer Intelligenz, der, coûte que coûte, gut reüssieren wollte, hat er seine großen Talente und Fähigkeiten, welche durch eine gewissenhafte Erziehung und einen gleich guten Unterricht außerordentlich entwickelt waren, in erster Linie gebraucht, die Stellung zu erobern, welche ihm sonst, unter besseren Umständen, ohne dem Bankerott seines Vaters, von selbst zugefallen sein würde. Und daß er endlich diesen Zweck vollkommen erreicht hat, ist nicht zu bezweifeln. Daß er mit seinen Eigenschaften besseres hätte erreichen können, werden nur diejenigen, welche im Leben Motive höherer, geistiger und moralischer Art suchen, anerkennen wollen. Aber alle werden beipflichten müssen, daß aus diesem begabten Weltmanne notwendigerweise nicht nur der Docteur à la mode herauswachsen mußte, dessen Bekanntschaft wir gemacht, sondern auch eine jener „natures doubles“, von denen Jean Jacques spricht, „paraissant toujours rapporter tout aux autres et ne rapportant jamais rien qu'à eux-seuls“.

(Leiden, Mai 1907.)

Neue Handschriftenbilder von Kindslagen und der Situs einer Schwangeren vom Jahre 1485.

Von

KARL SUDHOFF.

(Hierzu Doppeltafel III u. IV.)

Hatte ich im August dieses Jahres, als ich den Druck des ersten Studienheftes abschloß,[1]) mein Bedauern aussprechen müssen, daß ich die Serie der Kindslagenbilder, die uns VALENTIN ROSE, GUSTAV KLEIN und E. INGERSLEV hatten kennen lernen lassen, nicht aus Eigenem hatte vervollständigen können, weil der Leipziger Kodex 1192 durch Diebstahl seiner Bilder beraubt worden war, so brachte mir der September auf Forschergängen schon Ersatz und einen noch reicheren der Oktober dieses Jahres. Zwar die oberitalienischen Bibliotheken des Ostens, die ich auf ihre Handschriftenschätze durchmusterte, waren im Gynäkologischen spröde, wie reich auch die chirurgische Ausbeute war, aber Dresden und München lieferten unerwartete Ergebnisse.

Ein Dresdener Manuskript, vielleicht schon in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzen, das Prof. ROBERT FUCHS mit Kennerblick für die medizinische Handschriftenschau im japanischen Palais ausgewählt hatte, zeigte uns die bekannte Serie der *Kindslagen* des MOSCHION-Traktates in ziemlich rohen Federzeichnungen und daneben ein nacktes junges Weib mit offenen Haaren im Typus der Maria Aegyptiaca gleichfalls in Federzeichnung, nur Mund und Rima rot belegt.[2])

Dieser schüchterne Versuch, allgemeine weibliche Anatomie mit den geburtshilflichen Fruchtlagen zu verbinden, fand sich in einer Münchener Handschrift etwas früheren Datums tatsächlich zur Ausführung gebracht.

Eine medizingeschichtlich auch im übrigen hochinteressante Münchener Handschrift, die auch seitens der überaus kundigen und

---

[1]) Tradition und Naturbeobachtung in den Illustrationen medizinischer Handschriften und Frühdrucke vornehmlich des 15. Jahrhunderts von KARL SUDHOFF, Studien zur Geschichte der Medizin hrsg. v. d. PUSCHMANN-Stiftung Heft I, S. 70.

[2]) Da Herr Dr. WEINDLER diese Dresdener Bilder demnächst publizieren wird, gehe ich nicht näher hierauf ein, ebensowenig auf eine anderwärts gefundene Spur, die uns vielleicht sogar den *Namen* der antiken Zeichnerin lehrt, die diese Kindslagen für eine hohe Gönnerin der Wissenschaft auf den Papyrus bannte.

eifrigen Leitung der Handschriftenabteilung der Hof- und Staatsbibliothek noch keine Beachtung gefunden hatte — der Reichtum ist dort so groß, daß man ihn kaum bewältigen kann — fesselte mich sofort. Sie stammt aus Regensburg und hebt astronomisch-astrologisch an, geht aber im letzten Viertel ganz ins chirurgisch-geburtshilfliche Gebiet über. Ich werde später noch mancherlei daraus mitteilen, für diesmal nur das Gynäkologisch-Geburtshilfliche dieses Codex monacensis germanicus 597![1])

Es handelt sich hier um drei Blätter, 259—261, vor etwa 100 Jahren foliiert und, wie eine Schlußnotiz auf Bl. 212^r ergibt („anno domini Mcccclxxxv“), um 1485 beschrieben und bemalt. Das zweite und dritte dieser Blätter hält auf jeder Seite vier Kindslagenbilder, ganz in der schon bekannten Art und Weise, ohne jede Überschrift und mit den bekannten Unterschriften, textlich manchmal besser in der Überlieferung als die des Codex latinus 161, den Klein bekannt gemacht hat, und auch im Vergleich mit dem ältesten überlieferten Text des Codex Hafniensis 1653 aus dem 12. Jahrhundert stellenweise interessant. Die Reihenfolge der Bilder weicht etwas ab, doch stehen Bild und Text stets richtig beisammen. Folgendes Schema mag die Anordnung, verglichen mit dem eben genannten Kopenhagener Kodex, veranschaulichen:

Seite I		Seite II		Seite III		Seite IV	
2	1	5	7	9	10	14	13
3	4	8	6	11	12	15	(16)

Im Gegensatz zu den weit älteren, aber offenbar auf sorgloserer Überlieferung beruhenden Bildern des Münchener Codex lat. 161 aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stehen diese Bilder des Cod. germ. 597 aus dem Ende des 15. Jahrhunderts trotz all ihrer wilden Kolorierung dem ältesten Kopenhagener und dem wenig jüngeren Vaticano-Palatinus ganz wesentlich näher, indem die Eihauteinzeichnung zwar in keiner Weise mehr verstanden, aber doch sorgfältig durch die Jahrhunderte bewahrt ist. Wissenschaftlich betrachtet ist diese Eihautzeichnung freilich vollständig zum Unsinn geworden, wie ein Blick auf die Figur rechts unten auf unserer Tafel III sofort er-

[1]) Leider scheint auch dieser Handschrift ein Verlust zugestoßen zu sein; denn in der Überschrift der Rückseite des Blattes 259 wird auf das Bild eines Krankheitsmännleins hingewiesen („totum quaere in figura de infirmitatibus“ usw.), das sich in dem Bande heute nicht mehr vorfindet.

gibt, wo die Eihaut nicht nur auf allen Seiten von Kopf und Gliedmaßen überragt wird, sondern auch in ihrer Flaschenfigur umgekehrt zu der nämlichen Flaschenfigur des Uterus steht. Auf anderen, nicht von mir abgebildeten Figuren ist sie zum Querband geworden, auf welchem der Embryo sitzt (Lage 1) oder zur maurischen Bogenpforte, durch welche er heraustritt (Lage 3), aber überall auf allen 16 Darstellungen findet sie sich mit doppelter Kontur, wie im frühesten Bilderzyklus des Kopenhagener Kodex. Auch das Übrige ist noch weniger verstanden als in den Kopenhagener Bildern.

Auch hier im Cod. mon. germ. 597 ist das ganze Bild jedesmal mit einer doppelten Kreislinie umzogen, die man als Bauchdecken der Mutter auffassen kann; sie fehlen ja bekanntlich dem anderen Münchener Manuskript (Cod. mon. lat. 161) und dem anderen Kopenhagener Blatte aus dem 12. Jahrhundert[1]) (Thottske Saml. 190, Fol.º), das INGERSLEV zuerst teilweise publizierte,[2]) aber viel später setzen zu müssen glaubt. Auf diese doppelte Kreislinie folgt nun im Cod. mon. germ. 597 im Abstande von $1-1^1/_2$ cm nach innen abermals eine Kreislinie, deren Inhalt bis zum Uterusrande bald gelb, bald rot, bald blau, bald braun in wechselnder Farbentiefe meist recht grell kontrastierend grundiert ist, während das Uterusinnere innerhalb der meist hell gelassenen doppelten Kontur abstechend in den nämlichen, aber auf jedem Bilde wechselnden Farben angelegt ist und das Innere der doppelten Eihautkapsel in wieder anderer Farbe grundiert wird, so daß sich aus diesem tieffarbigen Eihautfonds der nur leicht fleischfarbig angelegte Kindskörper hell abhebt. Fast jedes einzelne Bild hat also derart drei verschiedene Farbenringe, die den Bildertafeln ein befremdlich buntes Aussehen geben, noch bunter, als in dem farbentieferkolorierten Cod. lat. mon. 161. Auf Tafel III unseres Heftes ist die Rückseite des Blattes 260 in Lichtdruck nur wenig verkleinert wiedergegeben. Der Durchmesser des äußersten (Bauchwand)kreises beträgt auf allen 16 Blättern ziemlich genau 9 mm, ist also mit der nämlichen Zirkelöffnung geschlagen.

---

[1]) „Studien" Heft I l. c. Tafel XVIII.

[2]) Fragmenter af Fødselhjaelpens Historie I. Kjøbenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel 1906, S. 88. INGERSLEV setzt dies Blatt ins 15. Jahrhundert, worauf ich im I. Studienheft S. 71 nicht eingehen mochte, um keine Verwirrung zu stiften: Ich trage hier ausdrücklich nach, daß ich die Kenntnis dieses Blattes dem Hinweise INGERSLEVs verdanke, aber die Kopenhagener Handschrift dann selbst studiert habe.

Vor diesen 16 Kindslagenbildern auf der Rückseite des auf seiner Vorderseite unbeschriebenen Blattes 259 des Münchener Codex germanicus 597 steht nun ein weibliches Anatomiebild, das jeder Leser beim ersten Blick auf Tafel IV als ein weiteres Beispiel des nämlichen Typus weiblicher Situsbilder erkennen wird, als dessen bisher ältestes Beispiel das Situsbild einer Schwangeren zu gelten hat, das ich aus Codex Lipsiensis 1122 auf Tafel XX des ersten Heftes der „Studien zur Geschichte der Medizin" publiziert habe, der dann im weiblichen Situsbild des ältesten Ketham-druckes von 1491 (vgl. l. c. Fig. 31, S. 80) typographisch fixiert wurde.

Unser neues Situsbild steht dem Aquarell am nächsten, das sich in Besitz Herrn Prof. Gustav Kleins in München befindet,[1]) und ist gleichfalls in Wasserfarben gemalt. Der Kopf ist noch leicht nach der rechten Schulter gewandt, wie im Leipziger Bild, während er in Prof. Kleins Aquarell und dem Drucke gerade aussieht. Die Libellenform des Mastdarmes mit den beiden Beckenknochen bzw. Darmschlingen (die hier durch ihre Aufschrift als Blase, Samenbehälter usw. bezeichnet sind) erinnern noch stark an die Leipziger unbezeichnete Malerei. Dagegen ist der Uterus schon seitwärts verschoben (nach links),[2]) zeigt aber mit seiner Portio noch sehnsüchtig nach der ihm entrissenen, überhaupt schon nicht mehr gezeichneten Vagina. Die linke Niere wird zwar noch durch die Inschrift „renes" neben der Portio angedeutet, ist aber ebensowenig zeichnerisch dargestellt, wie die rechte. Der Embryo hält auch hier die Händlein vor das Gesicht. Die von den anderen Darmschlingen, die bläulich bemalt sind, durch gelbe Bemalung (wie die Gallenblase) deutlich unterschiedene, den Uterus genau wie in Herrn Prof. Kleins Bild umziehende Schlinge hat noch nicht die verkehrte Aufschrift

[1]) Vgl. unsere Doppeltafel XXI im 1. Studienheft und Prof. Kleins Reproduktion auf S. 5 (Abb. 3) der Festschrift für Geheimrat Winckel „Alte und neue Gynäkologie", die er mir im September dieses Jahres freundlichst übersandt hat.

[2]) Es ist mir nun auch gelungen, eine dritte Serie von Anatomiebildern aus dem 13. Jahrhundert aufzufinden, welche der Prüfening-(Prüfling)-Scheyerner Bildern (Tafel XIII und XIV) des I. Studienheftes nahe stehen und die Verbindung herstellen zwischen ihnen und dem Skeletthild auf S. 63, sie aber vor allem nach mancher Richtung wesentlich ergänzen, namentlich nach der Seite der weiblichen Anatomie hin; die Matrix liegt auf dem betreffenden Bilde leicht nach *rechts* geneigt mit dem Fundus, der 6 Kammern zeigt, während die Portio in der Mittellinie bleibt, gleichzeitig ein Vorläufer des Magnus Hundtschen Uteruszerrbildes.

„Iliaca passio", sondern „Suffocatio partus". Das Darmschlingenpaket in der rechten Bauchseite stimmt dagegen wieder auffallend mit Prof. Kleins Aquarell, das ja unserem neuen Münchener Bilde auch in vielen anderem und zeitlich gleichfalls sehr nahe steht. Der Text ist Ketham-Text in wenig früherem Stadium. Neben dem Kopfe ist er weggelassen, was aber in der *Vorlage* unseres Bildes *nicht* der Fall gewesen sein wird; denn eine Notiz am Kopfe der Seite, $2^1/_2$ cm über dem Kopftuche[1]) (das auch dem Kleinschen Bilde am nächsten steht), scheint dies Fehlen entschuldigen zu wollen und verweist auf ein anderes Bild, einer Krankheitenfigur, das sich leider, wie ich schon oben andeutete, in der Handschrift heute nicht mehr vorfindet. Die Notiz lautet: „Secunda (?) In[s]ania melancolia et frenesis Monopeya lactargia [!] zephalea causus que piloreum camphilaria ante et retro in fronte, totum quaere in figura de infirmitatibus etc." Man wird diese teilweise befremdlichen Bezeichnungen bei Ketham und auf Prof. Kleins Aquarell wiederfinden. Beachtung schenken möge man noch der Tatsache, daß der Zeichner des Leipziger Bildes in seiner mehr schematischen Zeichnungsweise den Eindruck erweckt, als wenn die Eingeweide auf die Bauchhaut gezeichnet wären, wie bei dem Grüningerschen „Wundenmann",[2]) während der Zeichner des Codens. germ. monac. 597 der Naturwahrheit zustrebt und namentlich auf dem rechten Oberschenkel seiner Dame die Hautfalten, die bei der starken Seitwärtsschiebung der Bauchdecken entstehen müßten, sehr deutlich zur Darstellung bringt. Es wäre noch vieles zu sagen, doch ich breche ab für diesmal.

Es ist unverkennbar, daß sich der neue Münchener Situs einer Schwangeren in die ganze Reihe der bis heute bekannten Bilder zwischen das älteste Leipziger Bild und das Prof. Kleinsche Bild hineinschiebt, trotzdem er ihm zeitlich recht nahe steht, vielleicht nur wenige Jahre älter ist. An eine *direkte* Überlieferungslinie von einem Exemplar zum anderen ist natürlich gar nicht zu denken. Höchst charakteristisch ist es, wie z. B. die Hockstellung vom Leipziger Bild, zum neubeschriebenen, durch Prof. Kleins Bild zu

[1]) Die ganze Länge der weiblichen Figur von der Scheitelmitte bis zur Spitze der linken großen Zehe gemessen beträgt im Original 262 mm.

[2]) Ein „Wundenmann", der sich auf Bl. 264^r desselben Codex germ. Mon. 597 findet und auch schon das Kartenherz zeigt — ich publiziere ihn im nächsten Archivheft — deutet die Eröffnung der Leibeshöhle nur durch eine schwache Linie an.

dem des KETHAM immer mehr zunimmt, so daß der Anus bei KETHAM schließlich fast bis zu der Verbindungslinie der Fersen heruntergesunken ist.[1])

---

[1]) Ich kann gleichzeitig mitteilen, daß es mir endlich gelungen ist, in der Bibliothek des Museo Civico zu Padua neben der Kuppelhalle des „Santo" ein Exemplar des „Fasciculo de medicina Volgarizato per SEBASTIANO MANILIO ROMANO" von 1493, also des wertvollen *zweiten* Druckes des „KETHAM" aufzufinden, welches den sitzenden weiblichen Situs enthält. Es hat sich dabei herausgestellt, wie zu erwarten war, daß dieser Situs von 1493 völlig mit dem von 1495 übereinstimmt (beide sind Abdrücke des nämlichen Holzstockes!), *daß also der Anfang der modernen anatomischen Abbildung*, und damit eigentlich der modernen Anatomie überhaupt, in Bologna *auf das Jahr 1493* zu setzen ist.

Zum Leipziger Augendurchschnittsbilde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Brief von J. Hirschberg an Karl Sudhoff.

(Hierzu Tafel V.)

Berlin, den 30. Oktober 1907.

Hochgeehrter Herr Kollege!

In Ihrer interessanten Studie über die *Augendurchschnitts-Bilder im 15. und 16. Jahrhundert* haben Sie eine „flüchtige Federzeichnung aus einer Handschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts" veröffentlicht, „welche den Beweis bringt, daß auch unabhängig von der arabischen Tradition ein Augapfellängsschnitt sich durch das abendländische Mittelalter fortgeerbt haben muß". Gewiß, die großen mit Abbildungen des Auges versehenen Lehrbücher der Augenheilkunde von HALIFA und SALAH AD-DIN aus Syrien blieben der lateinischen Welt des europäischen Mittelalters ganz verschlossen; aber bekannt wurde der letzteren, außer anderen,[1] „die Schrift vom Auge" des Toletanischen Christen „Salomo filius de Arit, ALCOATI", vom Jahre 1159, von der ich zuerst nachgewiesen, daß sie ursprünglich in *arabischer* Sprache abgefaßt worden und ganz aus arabischen Quellen geflossen ist.[2] *Dieses* Werk enthielt im ersten Traktat *eine Figur des Auges*, auf die der Verfasser nicht wenig stolz ist, mit der folgenden Beschreibung[3]: Nota quod humor cristallinus est in medio: postea in medietate circumvolvit ipsum humor vitreus; postea, a parte interiore sequitur tunica quae dicitur retina; deinde secundina; tertio sequitur sclerotica. A parte exteriori, quod primo circumdat, est tela aranea; postea sequitur albugineus humor; deinde uvea tunica; postea cornea; ultimo conjunctiva quae circumvolvit omnia alia.

Aus dieser Schrift hat wohl Ihre Handschrift das Bild. Leider ist in der einzig vollständigen Handschrift des ALCOATI (270 der Amplon. Bibl. zu Erfurt), die unser Freund PAGEL zuerst herausgegeben und PANSIER noch einmal abgedruckt hat, *die Figur ausgefallen!*

Mit kollegialer Begrüßung Ihr ergebenster J. HIRSCHBERG.

Glosse der Redaktion.

Mit historischem Scharfblick hat HIRSCHBERG erkannt, wie das Leipziger Augendurchschnittsbild aus dem 15. Jahrhundert, das ich auf Tafel V nochmals in Lichtdruck gebe, losgelöst, wie es ist, von jedem handschriftlichen Texte, einstweilen nur allzusehr in der Luft schwebt und sachlich und zeitlich kaum gewertet werden kann. Die inhaltliche Angliederung an den spanischen Augenarzt jüdischer Herkunft kann da nur gewiß allseitig willkommen geheißen werden; ob sie in chronologischem und regionalem Sinne schon annähernd Endgültiges bietet, bleibt dabei noch fraglich. Mir persönlich scheint auch heute noch der Leitstrang der Tradition *nicht* über die Araber zu laufen; doch alles ist hier ja noch völlig im Fluß. SUDHOFF.

[1]) Vgl. meine Gesch. d. Augenheilk. bei den Arabern S. 238.

[2]) Ebendas. S. 70.

[3]) Der arabische Text *dieses* Teiles ist noch nicht wieder aufgefunden.

Dürers anatomische Zeichnungen in Dresden und Lionardo da Vinci.

Von

Karl Sudhoff.

Im vergangenen Sommer machte mich der Dresdener Kunsthistoriker, Herr Prof. Robert Bruck, auf einige anatomische Zeichnungen Albrecht Dürers aufmerksam, welche sich in dem Skizzenbuche des Meisters befinden, das der bekannte sächsische Minister Graf Brühl einst erworben hatte. Es war dann nach 1769 aus der gräflich Brühlschen Bibliothek in die Dresdener Kgl. Bibliothek übergegangen, aber noch kaum bekannt geworden. Früher in Pirkheimers Besitz, hatte sich das Skizzenbuch, samt beigebundener Proportionslehre Dürers in der älteren Fassung, später in dem Besitze der Nürnberger Familien Ebner von Eschenbach und Naegelein befunden. In trefflicher Publikation hat es Bruck vor zwei Jahren publiziert.[1])

Schlägt man nun die Tafeln 107, 108 und 113 dieser schönen Publikation auf, so wird man seine Freude haben an den anatomisch trefflich gesehenen Zeichnungen. Der Kenner Lionardischer Anatomie wird sich aber sofort fragen, hast du denn das nicht schon gesehen? Und so ist es denn auch!

Der Herausgeber hatte S. 37 selbst darauf hingewiesen, daß Blatt 128 seiner Publikation, welches fünf verschiedene Pferdezeichnungen enthält, zum Teil wie direkte Kopie nach Lionardo aussehe, was für zwei der Zeichnungen schon Ephrussi 1882 angegeben hätte; ich glaube es wird sich auch für die drei anderen Pferdezeichnungen nachweisen lassen, die ja weit weniger Charakteristisches haben. Doch das berührt uns ja hier nicht weiter.

Bei den Zeichnungen Dürers zur menschlichen Anatomie — die Künstleranatomie der äußeren Gestalt bis in alle Details kommt in diesem Skizzenbuch gleichfalls ausführlich zu Worte, wird aber ausdrücklich hier übergangen —, welche Bruck sehr eingehend

[1]) Das „Skizzenbuch von Albrecht Dürer" in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, herausgegeben von Dr. Robert Bruck. Straßburg i. E. 1905, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 40 S u. 160 Lichtdrucktafeln, gr. 4°.

besprochen hat, kommt ihm der Verdacht der Entlehnung nicht, wenigstens äußert er darüber kein Wort.

Er stellt S. 32 die These auf, daß auf Grund dieser Skizzen Dürer „wie er in so vielen Dingen ein wichtiger Bahnbrecher, Entdecker und Reformator der Kunst und des Wissens bei uns in Deutschland war, auch der erste deutsche Künstler war, der auf rein wissenschaftlicher Grundlage anatomische Studien getrieben hat. Nicht nur als Künstler gebührt ihm hierfür ein Ehrenplatz, sondern auch in der Geschichte der Anatomie muß er dadurch an hervorragender Stelle genannt werden."

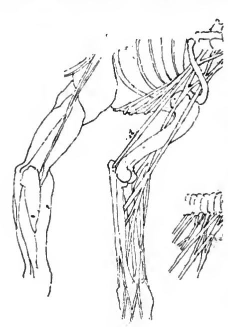


Fig. 18.
Anatomische Studien von Albrecht Dürers Hand (auf die Hälfte verkleinert).

Durchaus richtig prüft dann der kundige Herausgeber und künstlerische Interpret den anatomischen Wert der Dürer-Zeichnungen, auch ihre Fehler richtig erkennend. Allerdings muß der Zeichner „die bloßgelegten, präparierten Nerven gekannt haben, sonst hätte er sie unmöglich in ihrer naturwahren Lage und Verästelung so zeichnen können"!

Hören wir, was Bruck über folgendes Blatt sagt, das wir verkleinert reproduzieren (Fig. 18):

„Das wird uns noch klarer beim Betrachten der Tafel 108, wo zu unterst der linke ausgestreckte Arm mit seiner Muskulatur gezeigt wird, darüber das Skelett eines linken Brustkorbes mit ausgestrecktem Arme. Hier war nicht die Lage der Rippen, des Schlüsselbeines und des Oberarmbeines[1]) für Dürer die Hauptsache, sondern die Zeichnung der

[1]) Vorher (S. 32) hat Bruck auch vollkommen richtig bemerkt, daß dieser Oberarmknochen „dem eines Hundes ähnlicher ist als dem eines Menschen". Das Blatt ist auf Fig. 18 um 90° gedreht, so daß für „zu unterst" *links* und für „darüber" *rechts* zu lesen ist.

Nerven. Wir erkennen sofort den nervus medianus mit seinen am Unterarm sich verzweigenden Ästen, die sich zum Teil mit denen des nervus radialis vereinen, und sehen den charakteristischen Verlauf des nervus ulnaris. Daß es DÜRER hierbei hauptsächlich um die Zeichnung und das Studium der Nerven zu tun war, beweist die kleine Zeichnung oben[1]) auf demselben Blatte, wo man die Halswirbel sieht, aus denen die eben erwähnten Hauptnerven hervorkommen und sich dann über Schulter und Arme verbreiten. Wie diese Zeichnungen der Nerven, so sind auch die der Muskellagen auf den drei Blättern von größter Genauigkeit und mit einzigartiger Sicherheit in anatomischer wie zeichnerischer Hinsicht wiedergegeben. Daß ein anderer deutscher Forscher vor DÜRER in dieser vollendeten Art so über die Gestaltung der Hauptnerven Studien angestellt und sich Klarheit darüber verschafft hat, ist unbekannt ... und nun tritt uns die schwierige und vielleicht nicht zu beantwortende Frage entgegen: „War es in jener Zeit möglich, daß DÜRER so eingehend anatomische Studien machen konnte und wie und wo hat DÜRER dazu Gelegenheit gefunden?" — — —

Auch wir glauben, daß diese Frage nicht zu beantworten ist, zumal das eine Blatt die Jahrzahl 1517 trägt, ein Jahr, in welchem in Deutschland sicher kein Arzt bekannt ist, der solche anatomische Präparate herzustellen wußte. Aber wir haben eine solche Quelle auch gar nicht nötig.

Auffallend ist sofort, daß auch das Blatt zur äußeren Pferdeanatomie, daß *teilweise sicher* nach Zeichnungen LIONARDOS hergestellt ist und von dem wir zu Anfang sprachen, die *nämliche Jahrzahl* trägt. Fast möchte ich sagen leider, denn die einzige Jahrzahl, in welcher sich die Wege beider großen Künstler berührt haben können, ist eine andere.

Gegen Ende des Jahres 1506 hat DÜRER von Venedig einen Abstecher nach Bologna, wo damals Papst JULIUS II. Hof hielt, gemacht, um sich von einem Ungenannten in der Perspektive belehren zu lassen, und um dieselbe Zeit erhält LIONARDO Urlaub in Florenz zu einer Reise nach Mailand, auf der er ja den Weg um des päpstlichen Hofes willen über Bologna hätte genommen haben können — freilich fehlt uns jeder weitere Beweis eines wirklichen Zusammentreffens der beiden in Bologna im Oktober 1506; beide berichten kein Wort davon.

Wo und *wann* also DÜRER die LIONARDO-Zeichnungen zur menschlichen Anatomie hat kennen lernen, dafür fehlt uns jede Spur als das Jahr 1517, und ich muß es den Kunsthistorikern überlassen, das

[1]) Rechts unten auf Fig. 18.

Weitere aufzuklären, — *daß* aber Dürer anatomische Zeichnungen Lionardo da Vincis gesehen hat, ist über jeden Zweifel erhaben. Denn alles, was Dürer zur inneren Anatomie des Menschen auf Blatt 107 und 108 gezeichnet hat, finden wir meist sogar ebenso gruppiert auf der Vorder- und Rückseite des zweiten Blattes wieder, das in den „Études Anatomiques (Recueil B)“ 1901 von E. Rouveyre in Paris veröffentlicht wurde.

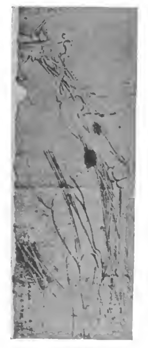


Fig. 19.
Studien zur Anatomie der Armnerven von Lionardo da Vinci (auf die Hälfte verkleinert).

Alles ist gegenseitig umgezeichnet und die genaue Kopie der Vorlage ist evident, wie der Vergleich mit der Reproduktion eines Teiles der Rückseite dieses Blattes jedermann lehren wird, die wir in Fig. 19 geben. Offenbar war 1517 das Blatt der Lionardo-Zeichnung in einem etwas besseren Erhaltungszustande, als da es Rouveyre in Lichtdruck reproduzieren ließ.

Ja eine Reihe von Skrupeln, die Bruck und seinem anatomischen Beirat bei einem Handskelett aufgestiegen waren, das auf Tafel 107 von Dürer gezeichnet ist, wegen der „großen Fehler in der Anzahl der Handwurzel- und Mittelhandknochen“ usw., so daß wohl eine auffallende Deformation Dürer vorgelegen haben müsse, finden bei dem Original Lionardos sofort ihre Erledigung. In seiner unvermeidlichen Spiegelschrift hat da Vinci „mano difformata“ daneben geschrieben und sich in einer achtzeiligen Notiz darüber ausgelassen.

Die Dürersche Kopie anatomischer Zeichnungen Lionardos wird darum nicht weniger interessant und für den Nachzeichner nicht weniger charakteristisch.

Der Historiker der Anatomie wird aber vor allem den wichtigen Schluß aus dieser Dürer-Zeichnung nach Lionardos anatomischen Studien ziehen, daß diese Forschungen des Unvergleichlichen doch nicht so völlig eingesargt und unbeachtet geblieben sind, wie es wohl

geschienen hat. Kamen sie auch nur blattweise in die Hände eines Dürer, so waren sie auch anderen Interessenten nicht so absolut verschlossen, wie man wohl meinte![1]) — Doch wir stehen ja immer noch im Vorhof unserer Kenntnis von Lionardos anatomischen Arbeiten; es ist Zeit, daß in den Tempel eingetreten wird!

Ob die Spur, die uns nach Bologna führte, nicht doch für die Erlangung von anatomischen Studien Lionardos verwertet werden kann trotz der Jahrzahl 1517. scheint mir doch noch nicht so völlig entschieden. Daß gerade Bologna für die Anatomie des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts höchst bedeutungsvoll gewesen ist, scheint mir immer klarer zu werden; demnächst ein anderes Zeugnis hierfür!

[1]) Je länger ich das Blatt 113 der Bruckschen Publikation betrachte (auch das Original habe ich in Dresden gesehen), um so klarer wird mir, daß der von oben gesehene Fußrücken rechts gar kein anatomisches Präparat sein soll, sondern einfach die gespannten Sehnen am lebenden Fuße darstellt, wie sie, durch die Haut durchscheinend und vortretend, zu den Zehen verlaufen. Eine Lionardo-Vorlage existiert hierfür *nicht*. Dagegen kommen mir Tafel 109 bei Bruck, drei Männerunterkörper und ein einzelnes linkes Bein, der Lionardo-Vaterschaft verdächtig vor, obgleich mein Nachblättern es mich noch nicht hat finden lassen.

Kleinere Mitteilungen.

Nachtrag zur Quellenscheidung des Papyrus Ebers.

Von

Freiherr FELIX VON OEFELE-Neuenahr.

Seit Druck des Hauptartikels hatte ich durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Bibliotheksverwaltung in Leipzig Gelegenheit, den Papyrus Ebers im Original einzusehen. Es zeigte sich dabei, daß der Schreiber absichtlich und deutlich nach Spalte 102 abgeschlossen und Spalte 103 bis 110 als neuen unzugehörigen Zusatz der Rückseite deutlich hervorgehoben hat. EBERS gibt in der Einleitung seiner Textausgabe (Seite 2) die Mitteilung, daß ursprünglich 19 cm breiter Raum vor der ersten gezählten Spalte unbeschrieben war. Davon sind Stücke zur Ausbesserung und zur Analyse des Materials abgetrennt worden. Gegenwärtig sind noch 11 cm unbeschrieben vor der ersten gezählten Spalte. Die Länge des ganzen Papyrus Ebers beträgt heute noch 18,51 cm und hat also vor der erwähnten Abtrennung 18,63 cm betragen. Er besteht aus Klebungen gleichlanger Blätter von 30 cm Höhe und durchschnittlich 40,5[1]) cm Länge, und zwar aus 48 einzelnen solchen zusammengeklebten Blättern. Die Vorderseite endet mit Spalte 102, und zwar nächst dem Endrande. Auf der Rückseite beginnt Spalte 103 aber erst nach einem freigelassenen Raume von 19 cm. Es ist also damit wie auf der Vorderseite der Beginn einer neuen Schrift angezeigt.

Zu vermuten ist ferner, daß die vier letzten Spalten der Vorderseite nicht mehr ganz für die memphitisch-thebanischen Scholien ausreichten. Darum fasse ich vorläufig als Hypothese das Zeichen des verehrungswürdigen Mannes auf Spalte 102, Zeile 15, als ein Schlußzeichen auf, das ich glaube auch im großen Berliner medizinischen Papyrus gefunden zu haben. Die Scholien setzten sich wahrscheinlich auf einem zweiten Zusatzpapyrus fort. Der Satz, welcher nach dem verehrungswürdigen Manne folgt, würde dann nach Art der Keilschriftserien die Anfangszeile des Zusatzpapyrus darstellen. Der leere Raum nach Zeile 16 wäre dann für ein Explizit, das den Bibliotheksvermerken in Keilschrift entsprechen würde, freigelassen, wurde aber bei der bekannten Neigung der Ägypter zur Oberflächlichkeit niemals ausgefüllt.

Zum Schlusse möchte ich Herrn Bibliotheksassistenten Dr. SCHRÖTER danken, der mir obige Maße in genauen Zahlen feststellte.

Zur pharmakognostischen Botanik der Kopten.

Von

Freiherr FELIX VON OEFELE-Neuenahr.

Für die Medikohistorie darf die folgende Beschreibung des Mastixbaumes nicht verloren gehen, die OSCAR VON LEMM im „Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg" 1907, S. 148

[1]) Von diesem Durchschnitt weichen erheblicher ab: Bl. 13 mit 34, Bl. 25 mit 36, Bl. 28 mit 43, Bl. 37 mit 38,5 u. Bl. 48 mit 2,5[!] cm.

aus einer schlecht erhaltenen Stelle der Leidener Handschrift Insinger Nr. 86 durch Ergänzung einiger fehlender Buchstaben rekonstruiert hat:

ⲧⲉⲥⲭⲓⲛⲟⲥ :~ ϩⲙ̄ ⲡϣⲱⲙ ⲙⲛ̄ ⲡⲉⲁⲣ· ϣⲁⲥⲁ ϣⲁⲓ̈ ϩⲛ̄ ⲛⲉⲥϭⲱⲃⲉ :~ ϩⲉⲛ ⲧⲉⲡⲣⲱ ⲇⲉ ⲟⲛ ⲙⲉⲥⲕⲱⲕ ⲁϩⲏⲩ ⲛ̄ⲛⲉⲥϭⲱⲃⲉ·

D. h.: *Der Mastixbaum* (σχῖνος). *Im Sommer und Frühling* (ἔαρ) *vergrößert er sich in seinen Blättern; im Winter aber entkleidet er sich auch nicht seiner Blätter.* Pistacia lentiscus als σχινος im Koptischen ist durch eine Rede des Chrysostomus auf Susanna erweisbar, und zwar sahidisch: ϩⲁ ⲟⲩⲥⲭⲓⲛⲟⲥ boheirisch: ϧⲁⲣⲁⲧϥ ⲛ̀ⲟⲩⲥⲭⲓⲛⲟⲛ entsprechend ὑπὸ σχῖνον. Luther übersetzt hier „*Linde*", Kautzsch aber „*Mastixbaum*".

Pestgrabsteine zu Regensburg.

Von

Dr. Hermann Schöppler, Kgl. Oberarzt Landau (Pfalz).

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte das Regensburger Tagblatt einen Artikel über die Pestgrabsteine Regensburgs, die den an dieser Seuche im Jahre 1713, richtiger 1713—1714, Gestorbenen gesetzt worden waren. Wie ich aus Aufzeichnungen,[1]) die im historischen Verein zu Regensburg liegen, ersehen habe, war dieser Artikel sehr ungenau. Ich konnte den betreffenden Artikel trotz meiner Bemühungen nicht erhalten, so daß ich annehmen muß, daß derselbe wohl nicht mehr vorhanden ist. In einer Bemerkung der vorher erwähnten Aufzeichnung ist über die Grabsteine der Pest von 1713 bis 1714 notiert, daß dieselben „weder in einer gedruckten noch ungedruckten Chronik" beschrieben sind.

Von den Pestgrabsteinen jener Zeit ist nur mehr einer für unsere Zeit erhalten geblieben, der jetzt in den Erdgeschoßräumen des Regensburger Rathauses seine Aufstellung fand, dessen Photographie ich durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn I. Bürgermeisters Dr. Geib erhielt, wofür ich demselben meinen ergebensten Dank gleich an dieser Stelle aussprechen möchte. Nach den im historischen Verein zu Regensburg befindlichen Aufzeichnungen waren aber ehemals weitere drei Pestgrabsteine errichtet worden, die anscheinend in dem erwähnten Artikel des Regensburger Tagblattes unter dem Titel: „Christliche Rückerinnerung an die vom 4. Junius bis Ende Dezember 1713 an der Pest verstorbenen siebentausend achthundert und fünfzig christlichen Bewohner von Regensburg", ihre Beschreibung fanden.

Der im Rathaus zu Regensburg aufbewahrte Pestgrabstein, der früher an der Ringmauer des Pestinhofes angebracht war, hat folgende Inschrift:

[1]) Wahrscheinlich von dem um die Geschichte Regensburgs so verdienten Schuegraf angefertigt.

Dieser
Stein
zeiget auf die
hineben gesetzte Sechs Marcksteine
und den jenigen Orth
Wohin bey der in Mittel des Monats
July A°. 1713 durch Gottes Verhang
uns um unserer schweren Sunden willen
entstandenen und bis zur Helffte deß
Monats February A°. 1714 widerum
durch die Herzliche Barmhertzigkeit
des Allerhochsten geendeten Contagion
Diejenige an dieser Kranckheit verstorbene
Personen begraben worden.
Hier deckt die kuhle Erd, bey Etlich
Tausend Leichen
Die Gottesschwere Hand durch Pest
hat hingerafft
Mein Leser denck daran laß dich zur
Buß erweichen
Wonicht, so wirst auch du wie die von
Gott gestrafft.

Außer diesem noch erhaltenen Grabstein fand ich noch folgende Grabsteininschriften aus dieser Zeit aufgezeichnet vor, die innerhalb der mittägigen Ringmauer des Pestinhofes aufgestellt waren und die den würdigen Mitgliedern des Skt. Emmeran-Minoriten- und Augustinerklosters, welche in der Erfüllung ihrer seelsorgerischen Pflichten eine Beute der Pest wurden, von den Konventen ihrer Klöster zum ewigen Gedächtnis gesetzt worden waren.

Die Minoriten widmeten ihrem Mitbruder LONGINUS HAUSNER folgendes Grabdenkmal:

Lector, Viator
Cujus in hoc tumulo si quaeris busta quiescant?
Ofsea percipies ora referre tibi:
Jlle ego, qui quondam divino suasus amore
(: DVM LaChesIs tr IstI sparserat aethera LVe :)
Ut salvos alios facerem, memor esse salutis
Alterius volui prodigus esse meae.
Jn de per infectos confectus ad af .... peti ...[1])
Spiritus: hic locutus sorbuit ofsa sibi
Fui autem
P. Longinus Hausner Fridbergensis Ord. Min.
Conv. S. Franc. aetatis añorum 31. Religionis 11.
Vade nunc
Et ut ego tibi futurum

[1]) Ad astra petivit (Bruch).

Sic tu mihi praesentem
precare Requiem! —

(: Wenn Du fragst, wessen Gebeine unter diesem Hügel ruhen, so wirst Du aus dem Knochenmund derselben vernehmen: Ich bin es, welche von göttlicher Liebe entflammt, während der Pest nur eingedenk des Heiles seines Nächsten, sich selbst gerne opfern wollte, um die andern zu retten. Endlich vom Hauche der Pest getödtet schwang sich der Geist zu den Gestirnen. Diesem Hügel hier bleiben die Gebeine. Longin Hausner von Fridberg gebürtig ist mein Name. Obgleich nur 31 Jahre alt, verlebte ich dennoch schon 11 Jahre als Religios im hiesigen Minoritenkloster. Wanderer gehe nun, und so wie ich für Dich um künftige Ruhe bitte, so bitte Du für mich um die gegenwärtige.:)

Dem Andenken des seiner Berufstreue erlegenen Priesters Georg Blumentrost war nachstehende Grabschrift gewidmet:

Adus. Relus. ac doctifs. D. GeorgI VS B L V Men-
trofst saC erDos pestIs Letho obIit:
Postquam parochus in Peratzhausen et hic ratione
parochiae S. Ruperti ad S. Emeramum expositus
Vicarius animam suam pro ovibus posuit mense Sep-
tembris die 19 aet. ad 45
D I C. h V I C reqVIeM! —

(: Hier liegt der Hochw. u. gelehrte Priester Herr Georg Blumentrost eine Beute der schwarzen Pest! Ehemals Seelenhirt zu Beratshausen nachmals aber hier kanonierter Vikar der Emmeran Pfarrkirche zu Skt. Rupert. Er ließ sein Leben für seine Schafe. Den 19. Sept. 1713 seines Alters 45 Jahre. Wünsche ihm die ewige Ruhe! :)

Ein drittes Grabdenkmal war dem Pestinseelsorger P. Anton Helmberger des Augustinerordens errichtet worden, dessen Inschrift wie folgt lautete:

P. Antoninus Helmberger
Ord. Erem. S. Augustini
Aetatis suae XXXIII Religionis XI
Tempore non multo complevit tempora multa,
Consumptus atra mortiferaque lue.
Non Lue, sed flagrante magis fervore salutis
Ac Zelo Domini pestiferaeque domûs.
T V. e I D I C et preCare re qV I eM! —

(: Obgleich der von der Pest dahingeraffte Pater Antonin Helmberger des hiesigen Augustinerklosters nur 33 Lebensjahre zählt, so füllten die elf Jahre als Religios dennoch einen großen Zeitraum aus; er starb nicht an der Seuche — er starb vielmehr an der brennenden Liebe für Gott und für das Heil seiner Mitmenschen als Seelenarzt dieses Pestinhofes im Jahre 1713. Bete für dessen ewige Ruhe! :)

Die Seltenheit solcher stummen und doch eine so beredte Sprache führenden Zeugen einer schweren Zeit hat mich bestimmt, vorstehende Funde schon jetzt, einer weiteren Arbeit vorgreifend, zu veröffentlichen. Mögen sie einstweilen so, wie sie sind, ohne weitere Erläuterungen von dem Leser aufgenommen werden.

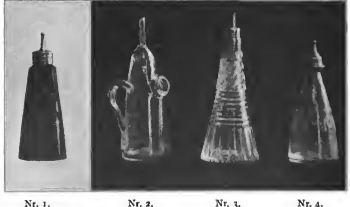
Vier alte Kindersaugflaschen.

Von

Privatdozent Dr. med. H. BRÜNING-Rostock.

Während der Beschaffung des Materiales zu einer zusammenfassenden geschichtlichen Studie über die Methodik der künstlichen Säuglingsernährung gelangten 4 alte Säuglingstrinkflaschen in meinen Besitz, deren kurze Beschreibung bei der relativen Seltenheit der in Rede stehenden Instrumente wohl gerechtfertigt erscheinen mag.

Es handelt sich, wie schon angedeutet, um *gläserne* Saugflaschen, von denen, vom Altertum abgesehen, in der Literatur zum ersten Male im Jahre 1769 von RAULIN gesprochen wird, während bis dahin nur *metallene* und *hölzerne*, sowie aus *Horn* hergestellte Sauggefäße in Gebrauch gewesen sind.



Nr. 1. Nr. 2. Nr. 3. Nr. 4.

Fig. 20. Vier alte Säuglingstrinkflaschen.

Die älteste der Flaschen (Nr. 2) dürfte, da sie ein ganz ähnliches Exemplar wie das von GROUNAUER aus der wertvollen REBERschen Sammlung in Genf abgebildete darstellt, wie dieses ebenfalls noch aus dem 18. Jahrhundert stammen. Sie besteht, wie Figur 2 erkennen läßt, aus einem mit ziemlich weitem, seitlich angebrachtem Einguß und einem röhrenartigen Mundstück versehenen konischen Glasbehälter, der mit Henkel armiert ist. Die Gesamthöhe beträgt 18 cm, der Bodendurchmesser 6,3 cm, die Weite der Eingußöffnung 1,5 cm und das Lumen des Mundstückes 0,4 cm; ihr Fassungsvermögen beläuft sich auf 150 g Wasser. Die Wandungen des Gefäßes sind überall glatt; das Glas selbst ist ziemlich dünn, die Bodenfläche in der Mitte etwas erhaben. Die Saugflasche ist über dem 4 cm langen Mundstück mit Leinwand oder Pergament überzogen und mit Hilfe derartiger künstlicher Warzen dem Säuglinge dargeboten worden, wie es noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vielfach üblich war.

Die übrigen Flaschen sind jüngeren Datums und stammen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Nr. 3 und 4 wurden in Ulm käuflich erstanden; Nr. 4 war auf der rauhen Alp in einer Bürgerfamilie, Nr. 3 in Ulm selbst in einem adeligen Hause in Gebrauch. Die erstere ist kleiner, ebenfalls konisch geformt und aus glattem, mit einer feinen Empiregirlande geschmückten Glase hergestellt. Diese Verzierung ist eingeschliffen und in der Mitte des Glases angebracht. Der Deckel von Nr. 4 ist aus Zinn in der Weise angefertigt, daß der obere Teil von dem unteren, am Flaschenhalse befestigten, durch ein plumpes Schraubengewinde abgedreht werden kann. Nach Abnahme des Deckels mißt die Flasche bei einem Fassungsvermögen von 150 g 13,3 cm, während der Deckel selbst 3,3 cm hoch und das eigentliche Mundstück 1,6 cm lang ist. Der Durchmesser des Bodens der Ludel beträgt 6,6 cm, derjenige des an der Flasche angebrachten Zinnverschlusses 1,3 cm und derjenige des Mundstückes 2 mm, so daß letzteres kaum für eine Stricknadel durchgängig ist.

Im Gegensatz zu der vorstehend beschriebenen gewöhnlichen Saugflasche mit Zinndeckel, einem Modell, wie es im 19. Jahrhundert in Bürgerfamilien fast allgemein in Gebrauch gewesen zu sein scheint, ist die Flasche Nr. 3 kostbarer, zierlicher und eleganter. Ihre Form ist eine schlankere, sie besteht aus kunstvoll geschliffenem Kristallglase, so daß die oberen Teile in hübsche quadratische Felder, die unteren, durch ringförmig verlaufende Rillen getrennte, in senkrechte rechteckige, mit feinem Kreuzschliff geschmückte, muldenartig vertiefte Flächen eingeteilt sind. Dabei ist die Bodenkante sehr scharf, der Boden selbst massiv und radiär gestreift. Der Aufsatz ist dem Flaschenformat entsprechend ebenfalls eleganter und besteht aus einem durch ein äußerst feines Gewinde abschraubbaren, mit Mundstück versehenen Silberdeckel. Die Maße der Flasche, wie sie in reichen Familien zur Verwendung kam, sind folgende:

Höhe	=	19 cm
Aufsatz	=	4,8 „
Oberer Teil des Deckels	=	3,3 „
Mundstück	=	1,8 „
Bodendurchmesser	=	7,2 „
Flaschenöffnung	=	1,5 „
Lumen des Saugers	=	0,3 „
Fassungsvermögen	=	160 g

Während die bisher beschriebenen Ludeln aus durchsichtigem Glase angefertigt waren, ist die nächste, Nr. 1, aus rotem Rubinglas. Auch sie besteht aus Kristallglas, doch ist ihre Außenseite weniger zierlich und nur durch flache Längsschliffe in 8 Felder eingeteilt, die von oben nach unten an Breite etwas zunehmen. Die Bodenfläche weist eine eingeschliffene Rosette auf, jedoch derart, daß ebenso wie bei der Flasche Nr. 3 die Innenfläche des Glases völlig glattwandig bleibt. Die Flasche wurde von einem Münchener Antiquar erworben und soll in einer adeligen Familie in Gebrauch gewesen sein. Mit dieser Annahme stimmt überein der hübsch verzierte silberne Aufsatz, von welchem

wiederum durch ein außerordentlich subtil gearbeitetes Gewinde der mit dem Mundstück versehene Deckel abgeschraubt werden kann. Die Flasche mißt mit Deckel 16 cm, ohne denselben 13 cm; ihr Bodendurchmesser beträgt 6,3 cm, ihre Halsöffnung 1,3 cm und ihr Mundstück, welches wie bei 3 und 4 mit einer schwachen kugelförmigen Anschwellung versehen ist, ist eben für eine dünne Stricknadel durchgängig. Die Flasche faßt 140 g Wasser.

Aus der kurzen Beschreibung der Flaschen geht hervor, daß die letzteren sehr empfindlich und schwer herzustellen und dabei im Gebrauch ziemlich unbequem und kostspielig gewesen sein müssen. Dazu kommt, daß alle 4 Exemplare schwer zu reinigen und namentlich Nr. 3 und 1 wegen ihrer scharfen Kanten und die letztere auch wegen ihrer Undurchsichtigkeit den hygienischen Anforderungen sehr unvollkommen Rechnung getragen haben. Da die Flaschen zum Teil aber noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in Benutzung gewesen sind, ist weiter aus dem Gesagten zu entnehmen, daß unsere jetzt gebräuchlichen Säuglingstrinkflaschenmodelle erst eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte darstellen, eine Tatsache, die mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Methodik der Flaschenfütterung für die Hygiene des Säuglingsalters und damit auch für die zurzeit im Vordergrunde des Interesses stehende Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit Beachtung verdient.

Literatur.

RAULIN, Von Erhaltung der Kinder vom ersten Augenblick ihres Entstehens an bis zu ihrer Mannbarkeit. Aus dem Französischen. Leipzig 1769.
GROUNAUÉR, L., Le lait et l'allaitement artificiel des nouveau-nés. Genf 1894.

Wer war der Verfasser der Schrift „CHRISTIAN FRIEDRICH SAMUEL HAHNEMANN. Ein biographisches Denkmal"?

Unter den Schriften zur Biographie des Gründers der Homöopathie zeichnet sich ein kleines Buch von 139 Oktavseiten aus, das „Aus den Papieren seiner Familie und den Briefen seiner Freunde von einem seiner Freunde und Verehrer" unter dem Motto:

Omne tulit punctum qui miscuit
utile dulci HOR.

herausgegeben wurde und 1851 im Verlag der J. L. Hinrichsschen Buchhandlung zu Leipzig anonym erschienen ist. Man hat verschiedentlich herumgeraten, wer der Verfasser sein möge, ohne ein definitives Resultat zu erzielen. Der Zufall hat mir ein Dedikationsexemplar in die Hand gespielt, das ich für das Leipziger Institut erworben habe. Es trägt auf dem Vorsatzblatte mit feiner und doch fester Schrift die Eintragung „Geschenk vom Verfasser, Herrn Seminardirektor ALBRECHT in Köthen. 17. Juni 1864 E EXTER." Der Köthener Arzt E. EXTER ist also als Verfasser festgestellt. K. SUDHOFF.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Archiv für Geschichte der Medizin

Band I | März 1908 | Heft 5

Zur Geschichte der Perkussion von ihrer Bekanntgabe durch Auenbrugger (1761) bis zu ihrer Wiederbelebung durch Corvisart (1808).

Von

Bernhard Noltenius-Bremen.

(Aus dem Leipziger Institut für Geschichte der Medizin.)

Das große Verdienst, das sich Corvisart um die Entwickelung der physikalischen Untersuchungsmethoden erworben hat, steht in der Geschichte der Medizin unangezweifelt da und hat noch jüngst durch Héchemann[1]) eine beredte Verherrlichung erfahren. Alle Historiker berichten einhellig, daß im Jahre 1808, als die französische Übersetzung Corvisarts erschien, die Perkussion fast gänzlich in Vergessenheit geraten gewesen sei, ja Baas[2]) meint, daß Auenbruggers Name vielleicht nur als der eines Sonderlings bekannt sein würde, hätte nicht der Franzose die Abhandlung in seine Sprache übertragen und dabei in vornehmer Gesinnung ausdrücklich die Ehre und das Verdienst der neuen Entdeckung dem deutschen Arzte zuerkannt. Nach Neuburgers[3]) Ansicht wäre es ihm leicht gewesen, den Namen des eigentlichen Erfinders zu verschweigen. Haeser[4]) berichtet, daß vor Corvisart die Erbfeinde jedes Fortschritts: Vorurteil, Selbstsucht und Trägheit, schon nach kurzer Zeit die Erfindung Auenbruggers in Vergessenheit begraben hätten. Ähnlich äußern sich Hecker, Frédault, Daremberg, Hirsch, Pagel und andere.

Für uns Deutsche ist die Geringschätzung und Verkennung der großen Entdeckung, die völlige Ablehnung durch die gebildete ärzt-

[1]) Héchemann, Corvisart et la percussion, Paris 1906, Thèse pour le doctoral en médecine.

[2]) Baas, Grundriß der Gesch. d. Med., Stuttgart 1876, S. 513.

[3]) Puschmann, Handb. der Gesch. d. Med., herausgeg. von Neuburger und Pagel, Jena 1903, Bd. II, S. 136.

[4]) Haeser, Lehrbuch der Gesch. d. Med., Jena 1881, Bd. II, S. 645.

liche Welt jener Tage tief beschämend. Aber sie erscheint auch angesichts der so überaus klaren, überzeugenden Darstellung der neuen Lehre geradezu unbegreiflich. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob die Perkussion wirklich so unbekannt, so mißverstanden gewesen ist, wie es bisher dargestellt wurde. Ist es denn nicht möglich, daß mancher Arzt in aller Stille sich die neue Kunst angeeignet und (wie es AUENBRUGGER am Schlusse seines Inventum wünschte) zum Heile seiner Kranken angewandt hat, ohne es gleich aller Welt mitzuteilen? Hielt es doch damals der gebildete, das wollte sagen, der philosophisch beeinflußte Arzt vielfach unter seiner Würde, Kunstgriffe, die er in seiner Praxis keineswegs verschmähte, in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu erwähnen. Sie waren ihm zu handwerksmäßig, zu banausisch. Immerhin müßten auch dann in der Literatur Spuren sich finden, die uns ein Urteil darüber erlauben, wie weit die Perkussion schon vor CORVISART verbreitet gewesen ist. Unsere Kenntnisse darüber sind spärlich. Begreiflich genug, sind wir doch lediglich auf gelegentliche Äußerungen angewiesen, die sich in der weitverzweigten Literatur zerstreut finden und Kunde davon geben, daß hier oder dort ein Arzt die AUENBRUGGERsche Entdeckung praktisch verwertete oder sie wenigstens kannte.

Eine Zusammenstellung solcher Bemerkungen hat zuerst MERBACH [1]) in einem zu Dresden gehaltenen Vortrage zu geben versucht. Vorher war über die Verbreitung des Inventum novum vor CORVISART so gut wie nichts bekannt. Noch in der Vorrede zur deutschen Übersetzung, die UNGAR herausgab, lesen wir die Behauptung, daß nur VAN SWIETEN und STOLL die Perkussion beachtet hätten, und auch diese Koryphäen hippokratischer Kunst hätten ihr kaum einen untergeordneten Wert beigelegt. [2]) MERBACH wies an Zitaten aus den Werken STOLLS und seines Schülers EYEREL nach, daß an der Wiener Schule die Perkussion eine Zeitlang geübt wurde. Weniger überzeugend ist seine Angabe, JOH. PETER FRANK habe die Perkussion gekannt. Die Äußerung, die er zum Belege anführt, stammt aus einer Zeit, als CORVISARTS Übersetzung längst verbreitet war. Ferner gibt er kurze Äußerungen von REIL, HORN und SACHTLEBEN wieder,

[1]) MERBACH, LEOPOLD AUENBRUGGER und die Anfänge der Perkussion, Jahresberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, 1861, S. 59—72.

[2]) LEOPOLD AUENBRUGGERS Neue Erfindung, herausg. von UNGAR, mit einem Vorwort von SKODA, Wien 1843. Die Bemerkung ist, soweit sie VAN SWIETEN betrifft, nicht einmal richtig, da dieser die Entdeckung ganz ignorierte.

die jedoch nicht erschöpfend, teilweise sogar irreführend sind. MERBACH kennt ferner die Besprechungen des Inventum von CHR. GOTTL. LUDWIG, dem Leipziger Chirurgen, und von dem Göttinger Kliniker RUDOLPH AUG. VOGEL, endlich eine Abhandlung von HARGENS über die Brustwassersucht, in der sehr abfällig, aber ausfuhrlich über AUENBRUGGERS Entdeckung gesprochen wird. Fast wörtlich pflichtet CLAR[1]) dem Dresdener Arzte bei in seiner Biographie AUENBRUGGERS, die wegen der früher unbekannten Nachrichten über das Leben des Erfinders der Perkussion wertvoll ist. Einige selbständig gefundene Notizen fügte PAUL NIEMEYER[2] in seinem bekannten Buche über die Auskultation und Perkussion der MERBACHschen Zusammenstellung hinzu, und zwar von UNZER, BALDINGER, ISENFLAMM und GASSER. Leider ohne die Quelle zu zitieren, erzählt er, daß ein Akademiker HILDENBRAND (wer gemeint ist, ist nicht ersichtlich) die Perkussion lediglich aus dem Grunde von der Hand gewiesen habe, weil solche Manipulationen eines Arztes unwürdig seien.[3]) HAESER[4]) faßte alle diese Äußerungen noch einmal zusammen. Er konnte, was bisher nicht beachtet war, darauf hinweisen, daß kein Geringerer als ALBRECHT VON HALLER es gewesen ist, der sich zum ersten Male öffentlich zugunsten der neuen Entdeckung geäußert hat. HECHEMANN[5]) nennt von deutschen Schriftstellern nur ISENFLAMM, SPRENGEL, STOLL und EYEREL, dafür von außerdeutschen noch CULLEN, BURSERIUS DE KANIFELD und ROZIÈRE DE LA CHASSAGNE. Daß der letzte bereits 1770 eine französische, unbeachtet gebliebene Übersetzung des Inventum veranstaltet hatte, war auch in Deutschland bereits bekannt.[6])

Es ist somit nicht viel, was wir über die Ausbreitung der Perkussion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wissen. Mit der vorliegenden Arbeit war beabsichtigt, die von den genannten

[1]) CLAR, LEOPOLD AUENBRUGGER, der Erfinder der Perkussion des Brustkorbes und sein Inventum novum, Graz 1867. Mit einem Bilde AUENBRUGGERS.

[2]) P. NIEMEYER, Handbuch der Perkussion und Auskultation, Erlangen 1868, I, S. 9 ff.

[3]) Es ist mir nicht gelungen, den Nachweis für diese Äußerung nachträglich zu erbringen.

[4]) a. a. O. S. 643.

[5]) a. a. O. S. 80/81.

[6]) Nach Beendigung der Arbeit ist die UNGARsche Übersetzung neu herausgegeben worden, jedoch ohne die Erläuterungen, die der SKODAschen Schule entstammen. (HEINRICH JADASSOHN, LEOPOLD AUENBRUGGERS neue Erfindung usw. Berlin 1908, 47 S.) Die einleitende biographische Skizze bringt nichts Neues, sondern gibt ziemlich kritiklos die Angaben CLARS (s. o.) wieder.

Autoren zusammengestellten Erwähnungen der Auenbruggerschen Entdeckung nachzuprüfen und womöglich reichlicheres Material in der Literatur über diese Frage aufzufinden, das ein Urteil darüber gestatten könnte, wie weit noch zu Lebzeiten des Erfinders die Perkussion gekannt und geübt worden ist. Dazu mußten in erster Linie die medizinischen Zeitschriften und die umfassenden Werke allgemeiner Natur, Institutiones medicinae, Commentarii, Aphorismen usw. herangezogen werden. Unter den spezielleren Schriften kamen weiter Anleitungen zur Krankenuntersuchung, Lehrbücher der Semiotik, der allgemeinen Diagnostik usw., ferner besondere Arbeiten über die Krankheiten der Brustorgane in Betracht; vor allem verlangten die Abhandlungen über Hydrops pectoris und Empyeme Berücksichtigung. Natürlich wurde auch in der übrigen Literatur jede Spur, die sich aufdecken ließ, verfolgt.

Auenbruggers Inventum erschien zuerst im Jahre 1761 zu Wien im Verlage von Joh. Thom. Trattner. Diese älteste Auflage ist eine große bibliographische Seltenheit.[1]) Eine zweite unveränderte, auch seltene Auflage erschien 1763.[2]) Sie wird ebenso häufig zitiert wie die erste, u. a. auch von Corvisart. Die nur 95 Seiten starke Abhandlung ist für alle Zeiten ein Muster scharfen medizinischen Denkens und lichtvoller Darstellung. Mit klaren, lapidaren Sätzen werden die Grundlehren der Perkussion vorgetragen und in besonderen Scholien eingehend erläutert und begründet. Immer werden die Befunde der Leichen herangezogen. Auch des Experiments bediente Auenbrugger sich, indem er die Thoraxhöhlen mit Wasser füllte. Wer die Schrift mit Aufmerksamkeit las, konnte sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

In der Tat fand das Buch im Anfang vielfach Beachtung. Offenbar erregte das Neue trotz der anspruchslosen, schlichten Form, in der es gebracht wurde, weithin Aufsehen. Baldinger,[3]) dessen hämische Aburteilung Auenbruggers später zu erwähnen ist, mußte zugestehen: „Libellus ab omnibus laudabatur statim, summis

[1]) Das mir zur Verfügung stehende Exemplar gehört der Bremer Stadtbibliothek, deren Direktor Prof. Dr. Seedorf ich für leihweise Überlassung zu Dank verpflichtet bin.

[2]) Vgl. die Auenbrugger-Literatur am Ende.

[3]) E. G. Baldinger, Admonitio de lectione Hippocratis medicis summe necessaria, Jenae 1768, S. 4.

encomiis in novellis ornabatur auctor, eiusque divina et mira prorsus ingenii vis mirifice praedicabatur.“ Auch wenn hier eine leichte Übertreibung zugrunde liegen sollte, so ist doch richtig, daß alle bedeutenderen medizinischen Zeitschriften ausführliche Referate, zum mindesten kurze kritische Besprechungen brachten. Freilich war die medizinische Zeitschriftenliteratur in den 60er Jahren recht dürftig.[1])

Die erste wissenschaftliche Besprechung, die AUENBRUGGERS Inventum novum zuteil wurde, entstammt, wie bereits erwähnt, der Feder ALBRECHTS VON HALLER und erschien in den Göttinger Gelehrten Anzeigen im Jahre 1762. HALLER war durch JOH. G. ZIMMERMANN, Stadtphysikus zu Brugg (Schweiz), ausdrücklich auf die neue Entdeckung hingewiesen worden; die Berner Sammlung von Briefen der Freunde HALLERS bewahrt ein Schreiben ZIMMERMANNS vom 24. Februar 1762, in dem es heißt: „J'ai toujours oublié, de vous demander, quel cas Vous faites de la découverte de Mr. AUENBRUGGER de percussione thoracis.“[2]) Ein Kondolenzbrief, den AUENBRUGGER nach HALLERS Tode an dessen Witwe richtete, zeigt, daß zwischen HALLER und AUENBRUGGER sogar ein Briefwechsel bestanden hat.[3]) Das Referat selbst umfaßt etwa vier Druckseiten. Obwohl knapp gefaßt, hebt es doch die Hauptpunkte der neuen Entdeckung klar und deutlich hervor. Blinde Begeisterung für das neue diagnostische Hilfsmittel werden wir freilich bei HALLER nicht suchen dürfen, zumal er der eigentlichen ärztlichen Praxis fern stand. Aber daß der große Anatom und Physiologe, der wie kaum ein anderer der experimentellen Forschung zum Siege verhalf, die Bedeutung der vorgeschlagenen Untersuchungsmethode erfaßte, kann nicht überraschen. Er schrieb: „Des Dr. LEOPOLD AUENBRUGGER, der den spanischen Spital zu besorgen hat, Inventum novum ist aller Aufmerksamkeit würdig, und, soviel wir wissen, eine völlig neue Erfindung. Alle dergleichen Vorschläge verdienen zwar nicht auf der Stelle angenommen, aber mit aller Achtung angehört zu werden.“ Und am Schlusse des Referats heißt es: „Diese *wichtige* Schrift ist bey TRATTNERN auf 95 Oktavseiten gedruckt.“[4])

Ein Jahr später finden wir ein ausführlicheres Referat über

[1]) Vgl. SUDHOFF, Das medizinische Zeitschriftenwesen in Deutschland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, M. med. W. 1903, Nr. 11.

[2]) Berner Sammlung von Briefen an HALLER. Zitiert nach HAESER, Gesch. d. Med. Bd. II, S. 643.

[3]) Ebenda.

[4]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1762, S. 1013—1016.

Auenbruggers Abhandlung in den Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis, die von Christian Gottlieb Ludwig herausgegeben wurden. Ludwig war damals gleichzeitig ord. Professor für Anatomie, Chirurgie, Pathologie und Therapie und hatte außerdem das Dekanat der Leipziger medizinischen Fakultät inne; er war also sicher eine einflußreiche Persönlichkeit. Seine 6 Druckseiten umfassende Besprechung beginnt mit den Worten:

„Pectoris morbi, praeterquam quod aegrotos saepiuscule in vitae periculum coniiciunt, eo quoque timendi videntur, quod medicinae virtute non amplius apparente, vel tardius cognoscuntur vel, utrum in interioribus recessibus occulti lateant, an exterioribus superficiebus circumfusi adhaereant, non facile suspicione attingi potest. En facem hisce tenebris admotam! qua fulgente morbi ex cavo pectoris specu in lucem protrahuntur, et latebrae ita patefiunt, ut nihil insidiarum nobis imprudentibus strui queant. Est autem illud praesidium, quod horum morborum naturam sedemque illustrat, in soni diversitate positum. Atque sicuti huius rei confirmandae causa Cl. Scriptor multum diligentiae in experimentis capiendis consumsit, ita et nos, cuius indolis sint, ut iudicemus, eo magis adducimus, quo certius praevideamus, fore, ut haec pectoris exploratio in morborum signis locum imposterum inventura sit.“[1])

Ludwig glaubte mithin der Perkussion eine große Zukunft voraussagen zu dürfen. Demgegenüber berührt es merkwürdig, daß gerade er nichts dazu beigetragen hat, der Entdeckung den ihr gebührenden Platz zu verschaffen. Aus seinen späteren Werken — er lebte noch 10 Jahre — läßt sich nicht entnehmen, daß er sich das Inventum zunutze gemacht hat. So sucht man vergebens in seinen Institutiones chirurgicae, die nur ein Jahr nach der Besprechung Auenbruggers erschienen, in den Kapiteln über pectoris morbi, über das Empyem, über Ergießungen in die Brusthöhle, nach Erwähnungen der Perkussion. Einmal heißt es z. B.: „sanguinem post pectoris vulnera copiosius in eius cavitates effluxisse ex ponderis sensu et difficultate spirandi coniicitur. Locus, in quem sanguis confluxerit, ex aegri situ cognoscitur.“[2]) Aber kein Wort von gedämpftem Perkussionsschall! Ebensowenig lassen die Institutiones medicinae forensis[3]) vermuten, daß ihr Verfasser die Perkussion gekannt hat. Die „lichtbringende Fackel“, wie er die Entdeckung genannt hatte, hatte bei ihm offenbar nur ein Strohfeuer entfacht, das bald verlosch. In dem ausführlichen Referat selbst schließt er sich übrigens nicht der Auenbruggerschen Bezeichnung der charakteristischen

[1]) Comment. de rebus in scientia naturali et medicina gestis Vol. XI, Pars I, S. 57, Lipsiae 1763.

[2]) Chr. G. Ludwig, Institutiones chirurgicae, Lipsiae 1764, § 968.

[3]) Lipsiae 1768.

Schallveränderungen an. Während im Inventum ein sonus altior, ein sonus obscurior und sonus carnis percussae unterschieden werden, heißt es hier: „Iam si regiones pectoris vel sonum retineant, vel raucum crepent, vel acutiorem reddant signo esse, morbosi quid subties latitare.“ Diese wenig klaren Ausdrücke entspringen wohl kaum eigener praktischer Erfahrung.

Noch bevor die wissenschaftliche Kritik einsetzte, bemächtigte sich die populäre Literatur der neuen Entdeckung. „Der Arzt“, eine medizinische Wochenschrift, die „dem Publico gute Maximen zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit“ in angenehmer Form bieten wollte,[1] brachte eine sehr geschickte Besprechung aus der gewandten Feder des Altonaer Arztes Unzer, der die Hauptpunkte, besonders die Methode, dem Verständnis des gebildeten Laien angemessen und klar entwickelte: „Der Herr Dr. Auenbrugger in Wien hat uns in einem besonderen Werke gesagt, daß er die Brust des Menschen wie eine Tonne betrachte, welche, wie jederman weiß, wenn sie voll ist, einen dumpfigen, wenn sie ledig ist, einen viel lauteren Schall von sich gibt, wenn man daran klopft“ usw. Unzer zeigt auch Einsicht für die Schwierigkeiten der neuen Kunst: „Man muß durch das Anklopfen an gesunde Brüste erst zur Fingerfertigkeit gelangen, ihren natürlichen Ton von dem Ton kranker Brüste zu unterscheiden.“ Später folgt eine Mahnung an die Laienwelt: „Herr Auenbrugger versichert, daß es in der Brusthöhle sehr gefährliche Krankheiten gäbe, wovon man keine Kennzeichen hat, und die man bloß durch das Klopfen entdecken kann. Dieses ist also ein zureichender Grund, sich klopfen zu lassen; und ich nötige hiermit jedermann, wes Standes oder Geschlechtes er sei, zu dieser Operation.“ Er schließt mit einer amüsanten Betrachtung über die Frage, wer das Recht habe, die Perkussion auszuüben. „Es wird sich ein Streit erheben, ob diese Operation dem Arzte, dem Wundarzte, und bey dem schönen Geschlecht etwa gar den Bademüttern gehöre. Allein ein Arzt hat das Klopfen der Brust erfunden; also ist's billig, daß die Ärzte allein klopfen.“[2]) Von der letzten Bemerkung abgesehen, mit der Unzer — wohl seinen Lesern zuliebe — der Sache einen etwas pikanten Beigeschmack zu geben sucht, zeigt sein ausführliches Referat, daß er der Perkussion jedenfalls einige Bedeutung beimaß, zum mindesten den Auenbruggerschen

[1]) Sudhoff, l. c. S. 12.

[2]) „Der Arzt“, eine med. Wochenschrift, Hamburg 1761, Teil VI, S. 39 ff.

Vorschlag durchaus ernst nahm. Anders faßte allerdings der Herausgeber des medizinischen „Vademecums für lustige Ärzte und lustige Kranke"[1]) einige Jahrzehnte später die Besprechung UNZERS auf. Er glaubte, der Altonaer Arzt habe über das AUENBRUGGERsche Inventum einen guten Witz machen wollen und druckte sein Referat fast wörtlich in dem erwähnten Büchlein ab, das eine „Sammlung medizinischer Scherze, komischer Einfälle und sonderbarer medizinischer Geschichten und Gewohnheiten" sein sollte.

Alle diese Besprechungen der AUENBRUGGERschen Abhandlung haben keine nennenswerten Nachwirkungen in der Literatur hinterlassen. Im Gegensatz dazu hatte gerade die Kritik des Inventums, in der AUENBRUGGER gründlich mißverstanden wurde, trotz ihrer Kürze und Oberflächlichkeit einen nachhaltigen Einfluß auf die Folgezeit. Dies Referat erschien erst 1766 in der „Neuen medizinischen Bibliothek", in der RUD. AUG. VOGEL, seit 1760 ordentlicher Professor in Göttingen, über wissenschaftliche Neuigkeiten und medizinische Arbeiten referierte. Er schrieb:

„Diese Schrift ist eine Frucht siebenjährigen Fleißes und trägt eine Sache vor, die nicht erdichtet ist, ob wir wohl glauben sollten, daß dieses Inventum mit besserem Rechte novum antiquum als novum hätte benannt werden können: denn beym Hippokrates findet man schon deutliche Spuren davon, und zwar in eben den Krankheiten, worinne Herr A. das Schütteln der Brust am vorzüglichsten anrühmt, nehmlich in der Brustwassersucht und in dem Empyema. Er ist indessen in seinen Untersuchungen würklich weiter gekommen und hat solche bis auf Subtilitäten getrieben. Das Rütteln der Brust wird mit beyden Händen über dem Hemde des Kranken vorgenommen. . . ."[2])

Es ist nichts Neues — damit war für VOGEL die Entdeckung abgetan! Er hatte nicht einmal gemerkt, daß AUENBRUGGERS Methode etwas durchaus anderes war, als die succussio Hippokratis. Die Mühe, das Buch, über das er referierte, zu *lesen*, hat er sich offenbar nicht gegeben; von einer Nachprüfung der AUENBRUGGERschen Lehrsätze ist vollends keine Rede. Die Wirkung dieses leichtfertigen Urteils war, daß mancher vorurteilslose, tüchtige Praktiker, sich auf VOGELS Autorität stützend, über das Inventum zur Tagesordnung überging. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in der späteren Literatur den Spuren dieses Referats, das für die weitere Entwickelung der Perkussion geradezu verhängnisvoll wurde.

[1]) Frankfurt und Leipzig 1798.

[2]) VOGEL, Neue med. Bibliothek, Göttingen 1766, S. 89.

Auenbrugger selbst hat auf den Erfolg seines Werkes geringe Erwartungen gesetzt. Am Sylvestertage des Jahres 1760 schrieb er in die Vorrede seines Inventum novum die Worte: „Noch nie hat es Männern, die durch eigene Erfindungen über Wissenschaft und Kunst Licht verbreiteten und sie zu fördern wußten, an dem Neide, diesem Gefährten der Mißgunst, des Hasses und der Sucht, andere zu verkleinern, gefehlt. Ich habe beschlossen, mich dieser Gefahr auszusetzen." Er war sich offenbar der Tragweite seiner Entdeckung bewußt und fühlte deutlich, daß manches Vorurteil überwunden werden mußte, ehe die Perkussion Gemeingut der Ärzte werden würde. Trotzdem überrascht die entsagende, fast bittere Bemerkung des sonst als liebenswürdig geschilderten, körperlich und geistig gesunden Mannes. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß er zu der Zeit, als er die Vorrede zu seinem abgeschlossenen Werke niederschrieb, bereits manchen Spott und Hohn erfahren hatte. Er war ein junger, unbesoldeter Sekundararzt am spanischen Spital zu Wien, als er seine ersten Versuche an Kranken machte. Mancher Kollege mag skeptisch, vielleicht spöttisch lächelnd oder stichelnd, Auenbrugger zugesehen haben, wenn er unermüdlich sich durch die Untersuchung seiner Patienten von der Wahrheit seiner Entdeckung zu überzeugen suchte. Wir finden wenigstens in der Literatur keine Andeutung, daß wohlwollende Freunde oder Kollegen ihn ermutigt und unterstützt hätten. Und es waren doch sieben lange Jahre, während derer Auenbrugger seine Erfahrungen sammelte und immer wieder nachprüfte, ehe er sich entschloß, sie der Öffentlichkeit zu übergeben!

Die Namen der engeren Kollegen Auenbruggers, die neben ihm am spanischen Hospital wirkten, sind ruhmlos untergegangen. Nur einer von ihnen hat sich einen Namen gemacht: Johann Georg Hasenöhrl, der 1756 seine Laufbahn als Sekundararzt am genannten Spital begann, also mit dem Entdecker der Perkussion die engste Fühlung gehabt haben muß. Ob er von seinem Kollegen gelernt hat, ob er später als Rat und Leibarzt des Großherzogs von Toskana die neue Kunst nach Italien gebracht hat, wissen wir nicht. Seine Werke verraten nichts davon.[1])

Als das Inventum erschien, war die ältere Wiener Schule in

[1]) J. G. Hasenoehrl, Historia medica morbi epidemici sive petechialis, Wien 1760; Historia medica trium morborum, qui anno 1760 freqnentissime in nosocomio occurrebanl, Wien 1761.

schönster Blüte. Ihr Ruhm knüpft sich an zwei Namen: van Swieten und de Haën. Wie stellten diese sich zur Perkussion?

Van Swieten war der Lehrer unseres Auenbrugger gewesen; wiederholt bezieht sich dieser auf die Kommentare des großen Schülers Hermann Boerhaaves, und jedesmal mit dem Ausdruck größter Verehrung, quoniam — so schreibt Auenbrugger — in his quidquid ab observatori homine desiderari unquam potest, absolutum invenitur. Es wäre wunderbar wenn der Verfasser des Inventum ihm nicht als Zeichen seiner Dankbarkeit ein Exemplar seines Werkes überreicht hätte. Aber auch ohne das konnte van Swieten die Abhandlung nicht unbekannt bleiben, da er als Zensor alle neuen Erscheinungen zu prüfen hatte und dieser Pflicht mit großer Gewissenhaftigkeit nachkam.[1]) Für Auenbrugger und seine Entdeckung wäre es von größter Wichtigkeit gewesen, bei dem Mann, zu dem aus allen Teilen Europas die Schüler herbeiströmten, der als Reformator der Universität, als vertrauter Ratgeber der Kaiserin Maria Theresia den mächtigsten Einfluß besaß, dessen sich wohl je ein Arzt an Fürstenhöfen zu erfreuen gehabt hat, Anerkennung, zum mindesten Beachtung zu finden. In jenem Zeitalter des Autoritätsglaubens hätte ein Wort van Swietens zugunsten der neuen Entdeckung genügt, um in kurzer Zeit die Perkussion über ganz Europa zu verbreiten. Auenbrugger ist bitter enttäuscht worden: van Swieten ignorierte das Inventum novum völlig. Von den 5 dickleibigen Quartbänden seiner Commentaria in Hermanni Boerhaave Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis erschienen die beiden letzten nach dem Jahre 1761. Im 4. Bande (1764) werden ausführlich die Flüssigkeitsansammlungen in der Brusthöhle abgehandelt. Gerade beim Hydrops und Empyema pectoris findet man sonst, wenn man die Literatur jener Zeit durchsieht, Auenbruggers Inventum am ehesten erwähnt, offenbar weil hier die Unsicherheit der Diagnostik besonders groß war, und die Vorteile der Perkussion auch für den Ungeübten am sinnfälligsten erscheinen mußten. Aber bei van Swieten suchen wir vergebens. Die Methode, die ihm in

[1]) Über diese Tätigkeit geben stenographische Aufzeichnungen von der Hand van Swietens Aufschluß. Sie sind in neuerer Zeit entziffert und von van Leersum (Gérard van Swieten en qualité de censeur, „Janus“ 1906, S. 381) auszugsweise herausgegeben worden. Auenbruggers Werk findet sich hier freilich nicht erwähnt. Nach einer persönlichen Mitteilung, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. van Leersum verdanke, enthalten auch die noch ungedruckten Notizen van Swietens keine Beurteilung des Inventum novum.



vielen Fällen ein sicheres Zeichen für das Vorhandensein eines pleuritischen Ergusses hätte geben können, scheint er fast absichtlich zu übergehen. CLAR[1]) meint nicht mit Unrecht, daß damit ein nicht unbedeutender Schatten auf den großen VAN SWIETEN falle. Warum er so auffällig an der Entdeckung der Perkussion vorüberging, ist nicht ersichtlich; Kleinlichkeit, eitle Selbstüberhebung lag ihm fern. „Das Verdienst war sicher, in ihm einen Fürsprecher, und so weit sein Arm reichte, einen teilnehmenden Beförderer zu finden, es erregte nie seinen Neid, sein Mißtrauen oder kleinlichen Verdacht, denn es war seiner eigenen Natur nahe verwandt; er suchte es nicht unter dem großen Haufen schlauer Bewerber, die er von sich fernzuhalten wußte, es konnte erwarten, von ihm bemerkt zu werden; denn er ehrte die Bescheidenheit", so schildert ihn HECKER.[2]) Sollte man da nicht erwarten, daß er AUENBRUGGER gerecht geworden wäre?

Verständlicher ist es, wenn DE HAËN für AUENBRUGGER nur Nichtachtung hatte. Obwohl ein genialer Beobachter, ein begeisterter Lehrer, einer der hervorragendsten Ärzte seiner Zeit, der (wie die systematische Einführung des seit BOERHAAVE bekannten Fieberthermometers zeigt) auch Sinn hatte für physikalische Untersuchungsmethoden, hinderte ihn doch seine maßlose Eitelkeit, seine Herrschsucht und Unduldsamkeit, die Verdienste und das Können anderer anzuerkennen. Etwas anderes, als das, worüber er sein bekanntes und berüchtigtes Statuminavi gesprochen hatte, gab es für ihn nicht. Widerspruch bekämpfte er mit zäher Leidenschaft und persönlichster Gehässigkeit, oft genug mit wenig edlen Waffen.[3]) Daß er AUENBRUGGERS Entdeckung nicht gekannt hätte, ist undenkbar. Er stand 1761 auf der Höhe seines Ruhmes. Seit 7 Jahren — solange als der junge Sekundararzt am spanischen Spital seine Erfahrungen sammelte — war er als klinischer Lehrer tätig und stand dabei mit dem Krankenhause, an dem AUENBRUGGER wirkte, in engster Beziehung. Zum klinischen Unterricht (den VAN SWIETEN erst 1754 eingeführt hatte) standen ihm nämlich an sich nur je 6 Betten für Männer und Frauen zur Verfügung. So war er genötigt, aus dem vereinigten spanischen und Dreifaltigkeitsspital je nach Befinden Kranke in die Klinik zu überführen. Oft genug mag er, um geeignete Fälle zur klinischen Vorstellung herauszusuchen, auch durch

[1]) l. c. S. 26.

[2]) Gesch. d. neueren Heilkunde, Berlin 1839, II. Buch, S. 365.

[3]) Vgl. PUSCHMANN, Die Medizin in Wien während der letzten 100 Jahre, Wien 1884, S. 21.

AUENBRUGGERS Abteilung gegangen sein. Diesem Manne konnte also die doch sicher Aufsehen erregende neue Methode, Brustkranke zu untersuchen, unmöglich entgangen sein. Trotzdem verliert er in seinen umfangreichen Werken[1]) kein Wort über AUENBRUGGER oder die Perkussion der Brust. Dagegen variiert er in den in Betracht kommenden Kapiteln immer wieder das eine Thema, wie trügerisch die diagnostischen Zeichen der Brustkrankheiten seien. So heißt es in seinen Praelectiones nach Besprechung der Krankheiten der Brustorgane: „Debui haec vobis ita exponere, ut artis limites nosceretis... Ambigua horum signa manent manebuntque et aliorum in hac paragrapho enarrandorum ambigua signa." Erst in einem späteren Neudruck der Praelectiones kommt AUENBRUGGERS Name vor, und zwar in einer Parenthese, die der Herausgeber WASSERBERG für nötig hält. Über den Hydrops pectoris heißt es: „Praestat advertere ad eius primordia et quia aliorum morborum sub specie fallit, eius in dubio casu, suspicionem mente non amittere."[2]) Hier fügt WASSERBERG den Satz ein: „Consulendus est hic Tractatus Cl. AUENBRUGGER de percussione thoracis ut signo abstrusos thoracis morbos detegendi." Merkwürdigerweise veranlaßt gerade dieser, an sich nichtssagende, nicht einmal von DE HAËN stammende Satz den Referenten der neuen Auflage der Praelectiones zu einer heftigen Polemik gegen AUENBRUGGER, die gleich hier erwähnt sei:

„Omnia enim experimenta Cl. Auenbruggeri fallacia evadunt. Etenim qui fieri potest, ut cum thorax adeo coarctatus cernatur, fluctuatio aquae percipi queat... Ad idem quoque redit percussio pectoris, ubi si dolii vacui sonum referat pectus, hydrothoracem adesse confirmat, quod quidem locum hic plane nullum habere potest. Nam qui pectus propter partes in se contentas cum dolio vacuo comparari possit, non intelligimus."[3])

Der Name des Verfassers, der geneigt zu sein scheint, auch die succussio Hippokratis AUENBRUGGER zuzuschreiben, und der es unbegreiflich findet, wie man die Brust mit einem leeren Fasse vergleichen kann, ist uns unbekannt. CHR. GOTTL. LUDWIG, der frühere Herausgeber der Commentarien, würde so sicherlich nicht geschrieben haben.

DE HAËNS ablehnende Haltung gegenüber AUENBRUGGERS Ent-

[1]) In Betracht kommen: Ratio medendi in nosocomio practico Wien 1758 bis 1779, 18 Bände, 8. Praelectiones in H. Boerhaavii institutiones pathologicas, Frankfurt und Leipzig 1776, 5 Bände, 8.

[2]) DE HAËN, Praelectiones Tomus III, edidit WASSERBERG, Wien 1780, S. 353.

[3]) Comment. de reb. in sc. naturali et medicina gestis. Tertiae Decadis Suppl. I, S. 498 ff., Lipsiae 1777.

deckung ist um so auffallender, als er die ja schon HIPPOKRATES bekannte Perkussion des Bauches fleißig übte. Das geht aus zahlreichen Stellen seiner Werke hervor.[1]) Er unterscheidet dabei einen sonitus tympanias und sonitus obscurus oder obductus. So berichtet er über einen Fall von knolligen Bauchtumoren, bei dem die Differentialdiagnose zwischen Ascites und Tympanie erörtert wird: „Sonitum vero tympanias non dedit, sed obscurum potius ascitis fluctuantis ideum."[2]) Später erwähnt er die Perkussion ausdrücklich als diagnostisches Hilfsmittel, freilich mit einer gewissen Skepsis.[3])

So wenig wie bei den führenden Größen finden wir bei den übrigen Mitgliedern der medizinischen Fakultät in Wien Verständnis für die AUENBRUGGERsche Entdeckung, auch nicht bei ANTON STÖRCK, der als Schüler und Günstling VAN SWIETENS in hohen Ehren stand. Seine Werke sind zwar meist pharmakologischen Inhalts, aber auch seine Jahresberichte, „quo sistuntur observationes circa morbos acutos et chronicos", enthalten nichts über die Perkussion, obschon Krankheiten der Brust oft genug besprochen werden. Noch 1789, als STOLL bereits energisch für die Perkussion eintrat, erwähnt STÖRCK bei Abhandlung des Empyems und des Hydrops pectoris AUENBRUGGER nicht.[5])

Eine rühmliche Ausnahme macht der Anatom GASSER, dessen Name noch heute durch das von ihm beschriebene Ganglion des Trigeminusnerven bekannt ist. Leider wurde er früh aus seiner glänzend begonnenen Laufbahn gerissen. Nur drei Jahre war es ihm vergönnt, nachdem er auf VAN SWIETENS Vorschlag ohne die übliche Prüfung zum Doktor promoviert und in demselben Jahre zum Professor der Anatomie ernannt war, als akademischer Lehrer zu wirken. In dieser Zeit (1761—1764) prüfte er an der Leiche die Resultate AUENBRUGGERS nach und konnte sie bestätigen. Es geht dies aus einer Dissertation hervor, die der Erlanger Anatom ISENFLAMM durch seinen Schüler NEUHOF schreiben ließ. In einer Anmerkung heißt es da im Anschluß an eine Besprechung perkutorischer Phänomene:[6]) „Id addo pluries Ill. olim nunc Beatum Gasserum

[1]) Ratio med. VI, S. 75; XI, 271 u. a.

[2]) Ratio med. XI, S. 247.

[3]) l. c. S. 318.

[4]) ANT. FRH. VON STÖRCK, Annus medicus I, II, Vindobonae 1760/61.

[5]) VON STÖRCK, Mediz. praktischer Unterricht für die Feld- und Wundärzte der österr. Staaten, 3. Aufl., Wien 1789.

[6]) Diss. inaug. med. de difficili in observationes anatomicas epicrisi. Commentatio V. Autore CAROL. LUDOV. NEUHOF, Erlangae 1773.

Professorem Anatomiae Viennensem quondam celeberrimum, id tentamen et me praesente instituisse; semperque fere diversitatem, licet saepe exiguam in sono percussi thoracis eorum, quos morbi pulmonum sustulerunt, observasse."

Besonderes Interesse verdient eine bisher nicht beachtete Schrift Mich. Nic. Ganters, die sich mit der Diagnose der Brustkrankheiten beschäftigt.[1]) Leider geht aus der Dissertation nicht hervor, wer ihr Entstehen wesentlich beeinflußt hat, oder ob es sich um eine selbständige Arbeit des sonst nicht bekannten Mannes handelt. Jedenfalls weht uns aus ihr Auenbruggerscher Geist, man möchte fast glauben, daß A. selbst sie inspiriert habe. Die Perkussion wird in ausgedehntem Maße berücksichtigt. Beim Empyem heißt es: „Cognoscitur ex praegressis vomicae huius signis"; zu diesem letzten Punkt wird Auenbruggers Inventum pag. 72 zitiert. Weiter unten lesen wir: „Latus affectum scitur ... demum *ex sono percussionis.*" Bemerkenswert ist, daß dem Verfasser die Perkussion zur Differentialdiagnose von Empyem und Vomica (Kaverne) dient, da im ersten Falle die Dämpfung sich in den unteren Partien der Lungen, im zweiten in den oberen Teilen sich finde: „Empyema differt a vomica pulmonum ... sono obscuro in loco altiori."[2]) Im weiteren Verlauf der Abhandlung, beim einseitigen und doppelseitigen Hydrothorax, beim Hydrops pericardii etc. kehrt die Perkussion immer wieder, nur bei der Pneumonie wird auf sie kein Wert gelegt. Als Beispiel guter Beobachtung sei folgende Stelle erwähnt, in der die Veränderung der Dämpfung bei Hydrothorax (worunter in den meisten Fällen das seröse, pleuritische Exsudat zu verstehen ist), je nach der Lage der Kranken besprochen wird:[3]) „ad percussionem nullus (est) sonitus, si integre repletum sit cavum, secus resonantia major in parte ejusdem non repleta, *eaque ad situm aegri varium variet*, ita ut observet rationem liquidi ad libellam sese componentis." Bei der Diagnostik der Herzkrankheiten geht Ganter in der Anwendung der Perkussion sogar weiter als Auenbrugger in seinem Inventum. Dieser sagt nur, daß die Vergrößerung der Herzdämpfung ein pathognomonisches Zeichen für Herzerweiterung sei. Ihm schließt sich Ganter zunächst an, wenn er als Zeichen für das Aneurysma cordis angibt: „quod locus, ubi cor situm obtinet, percussus in magna circumferentia carnis percussae exacte

[1]) Ganter, Diss. inaug. med. sistens diagnoses morborum pectoris Mens. April 1764. Viennae.

[2]) l. c. S. 14. [3]) l. c. S. 19.

referat,"[1]) sucht dann aber die Perkussion zur Abgrenzung von anderen Krankheitsbildern heranzuziehen: „Aneurysma cordis differt 1. a polypo,[2]) in quo ad percussionem haud percipitur sonus, qui in aneurysmate; ... 3. a cardite febri, dolore, ardore, causis, *percussione* etc." Bei Ganter finden wir zum ersten Male Ansätze zu einer genaueren perkutorischen Bestimmung der Erweiterung der einzelnen Herzabschnitte. Er unterscheidet vier Arten von Herzerweiterungen: erstens das aneurysma cordis dextri, das er ex obstaculo pulmonum praegresso, pulsu magis vivido, *sonitu carnis percussae* et sensu molis majoris costas ferientis[3]) diagnostiziert, zweitens die Erweiterung des rechten Herzohres, drittens die des linken Herzens — bei beiden wird die Perkussion nicht erwähnt —, endlich das Aneurysma des linken Herzohrs, von dem er sagt: „non adeo frequens sonitum habet prius descriptum." Bei der Unterscheidung des Aortenaneurysma von Herzerweiterung ist die Perkussion sogar das einzige differentialdiagnostische Hilfsmittel. Er schreibt über das Aneurysma aortae: „signa fere communia cum aneurysmate cordis habet: deest tamen sonitus descriptus ad percussionem."[4]) Es ist bedauerlich, daß diese Dissertation, als sie erschien, nicht mehr Beachtung gefunden hat.

Im Jahre 1772 starb van Swieten, 1776 de Haën, und damit die Männer, an deren Gleichgültigkeit die Ausbreitung der Perkussion ihr größtes Hemmnis gefunden hatte. Dafür fand die Perkussion in de Haëns Nachfolger, Maximilian Stoll, einen warmen Fürsprecher. Er war der Mann dazu, der neuen Entdeckung Eingang zu verschaffen und ihren Ruf in ganz Europa zu verbreiten. „Von nah und fern strömten wissensdurstige Mediziner, besonders Ärzte, welche bereits in der Praxis Erfahrungen gesammelt hatten, nach Wien, um Stolls klinische Schule zu besuchen."[5]) Dabei gewöhnte er seine Schüler, die Krankheiten praktisch am Krankenbette zu studieren und suchte durch weitgehende Heranziehung der pathologischen Anatomie den Unterricht zu vertiefen und fruchtbringender zu gestalten. Namentlich in dieser letzten Hinsicht war er Auenbrugger geistesverwandt. Wie weit er persönlich von ihm gelernt hat, ist heute schwer zu ermitteln. Jedenfalls stand er mit dem

[1]) l. c. S. 71.

[2]) Mit einem bei der Sektion sich findenden Herzthrombus wurden damals mancherlei in vivo ungeklärt gebliebene Krankheitsbilder, besonders die angina pectoris, in Zusammenhang gebracht.

[3]) l. c. S. 72. [4]) l. c. S. 73. [5]) Puschmann, l. c. S. 47.

Entdecker der Perkussion in persönlichem Verkehr. Abgesehen davon, daß STOLL vor seiner Ernennung zum Professor der praktischen Medizin Arzt am Unirten Spital, also einer der Nachfolger AUENBRUGGERS gewesen war,[1]) führte sie ihr Beruf gelegentlich am Bette eines Schwerkranken zusammen, wo sie gemeinsam berieten, was zu tun sei. Eine Schilderung solcher Konsultationen wird später zu erwähnen sein.

Die Bedeutung STOLLS für die Geschichte der Perkussion ist darin zu sehen, daß er zum ersten Male die Perkussion methodisch in der Klinik lehrte. Ausdrücklich berichtet darüber LUDW. HOFMANN:[2]) hanc artem non solum in praelectionibus docuit, sed etiam in ipsa schola clinica exercuit in aegrotorum solamen et discipulorum commodum. Niedergelegt sind STOLLS Anschauungen über die Perkussion in seinen Vorlesungen über einige langwierige Krankheiten.[3]) Wohl im bewußten Gegensatz zu VOGEL und der Göttinger Schule warnt er hier zunächst vor der Verwechselung der Perkussion mit der Succussio Hippocratis, die er zwar bespricht, deren Wert er aber mit Recht für die Diagnose der Brustkrankheiten nicht hoch anschlägt.

„Auenbrugger giebt ein Zeichen an, wodurch man bestimmen kann, ob eine Flüssigkeit, Wasser oder Eiter, in einer Brusthöhle sich befindet. Er schlägt an die Brust des Kranken, so wie man an eine Tonne klopft, um zu erfahren, ob das Faß wiederhallet, oder ob es mit einer Flüssigkeit angefüllt ist.

Will man diesen Versuch anstellen, so muß der Kranke in bloßem Hemde aufsitzen, den Atem an sich ziehen und zurück halten. Alsdann schlägt der Arzt mit einigen ausgestreckten Fingern oder mit der ganzen flachen Hand an verschiedene Stellen der Brust, auf den Rücken unter dem Schulterblatt, an den Seiten, an den vordern Theil der Brust oberhalb der Brustwarze, und giebt acht, ob man bey dem Schlag auf die Brust einen dumpfen Schall höret, als ob man auf einen vollkommenen harten Körper, oder auf den Schenkel schlüge.

So viel ist gewiß, daß die von der eingeathmeten und zurückgehaltenen Luft erweiterte Brust, wenn man darauf schlägt, den Schall einer leeren Tonne von sich giebt; wie ich dieses am Krankenbett zu zeigen Gelegenheit haben werde.

Gesetzt nun, es sey die rechte Brusthöhle mit Wasser angefüllt, so ist auf dieser Seite der Lungenflügel zusammengedrückt, und unfähig Luft

[1]) AUENBRUGGER hatte 1768 seine Stellung als Spitalsarzt aufgegeben und sich in Wien ganz seiner ausgebreiteten Praxis gewidmet.

[2]) L. HOFMANN, Diss. inaug. med. de limitanda laude auscultationis. Lipsiae 1836, S. 9.

[3]) STOLL, Vorles. über einige langwierige Krankheiten, herausgeg. und übersetzt von JOSEPH EYEREL, Wien 1785, I, S. 89 ff., 2 Bände, auch lateinisch Praelectiones ad morbos chronicos, Viennae 1789, 2 Vol.

einzuathmen, und zurückzuhalten. Es muß also der linke Lungenflügel allein das Einathmungsgeschäft verrichten. Schlägt man nun auf die rechte[1]) Brust, so wird man deutlich einen Schall gewahr, den hohle Körper von sich geben; auch giebt die andere Seite einen ganz verschiedenen Schall.

Es frägt sich nun, was man daraus, daß die Brust beym Anschlagen keinen Schall giebt, schließen läßt?

Hört man bey dem Anschlagen auf die Brust keinen Schall, so weiß man, daß der Lungenflügel derselben Seite zum Einathmen untauglich ist, und daß die Lungenbläschen zusammengefallen sind.

Aber die Art dieser Zusammensetzung, und die Beschaffenheit der ergossenen Feuchtigkeit, wodurch die Einathmung der Luft gehindert wird, läßt sich durchaus nicht bestimmen.

Es ist daher dieses Zeichen allein betrachtet, nicht hinlänglich; aber auch nicht zu verachten, indem es oft in Verbindung mit anderen zweifelhaften Zeichen den Ausschlag giebt. Auch läßt sich daraus bestimmen, in was für einer Brusthöle das Übel seinen Sitz hat.

Ich werde nun die Fälle anzeigen, wo die Brust, wenn man darauf schlägt, keinen Schall giebt. Ich habe schon oben angemerkt, daß man keinen Schall wahrnimmt, wenn die Lungen von der Luft nicht ausgedehnt werden. Es kann daher durch das Klopfen auf die Brust kein Schall entstehen: 1. Bey einer heftigen Lungenentzündung auf der leidenden Seite. Eine entzündete Lunge ist hart, fleischicht, von einem größeren Umfang, zieht keine Luft ein, und verhält sich wie ein harter Körper. 2. Wenn ein Lungenflügel größtenteils verstopft, knoticht, verhärtet ist; die Ursache ist einleuchtend. 3. Wenn die Lungen von ergossenem Wasser, wie in der Brustwassersucht, oder von Eiter, wie in der Eiterbrust, zusammengedrückt wird. Wir nehmen daher dieses Zeichen auch bei der Bestimmung der Eiterbrust zu Hilfe.

Bey dem Anklopfen auf die Brust hat man zu bemerken: 1. Der Kranke muß sitzen. 2. Viel Luft einathmen, und während dem Anschlag zurückhalten. 3. Der Kranke darf nicht zu fett sein."

In diesen überaus klaren Sätzen, die deutlich erkennen lassen, daß Stoll die neue Kunst beherrscht hat, sind die Grundzüge der Auenbruggerschen Lehre enthalten. Seine Lehre geht freilich auch nicht über die des Inventum hinaus; im Gegenteil, während der Entdecker selbst einen sonus altior, unseren helleren oder tympanitischen,[2]) einen sonus obscurior, unseren relativ gedämpften Schall, und einen sonitus carnis percussae, unseren „Schenkelschall" unterscheidet, erwähnt Stoll hier nur den „Schall einer leeren Tonne", und den „dumpfen" Schall, vielleicht aus didaktischen Gründen, um seinen Schülern die Sache nicht zu komplizieren, vielleicht aber auch, weil es ihm nicht gelang, die feinere Differenzierung Auenbruggers nachzuperkutieren. Das letzte erscheint begreiflich, wenn

[1]) Gemeint ist wohl „linke" Brust.

[2]) Diese Deutung, zu der sich auch Ungar in seiner Übersetzung (S. 13 Anm.) bekennt, ist wohl die plausibelste.

man bedenkt, daß die mittelbare Finger- und Plessimeterperkussion noch unbekannt war, außerdem die Perkussion dadurch erschwert wurde, daß Stoll nicht auf der nackten Brust, sondern — wie er sich ausdrückt — auf „dem bloßen Hemde" perkutierte. Er war wie Auenbrugger der irrigen Ansicht, daß sonst das Zusammentreffen der nackten Flächen ein Geräusch hervorbrächte, das die eigentliche Beschaffenheit des entstandenen Perkussionsschalles nicht deutlich hervortreten lasse.

Nachrichten, daß Stoll auch in der Praxis auf die Perkussion Wert legte, finden sich in seiner Ratio medendi, einer Sammlung von Krankengeschichten, die Stoll vom Jahre 1777 an beobachtet hatte. So berichtet er über einen Fall von rechtsseitiger Pleuritis, den er im Oktober 1779 bei einem Mädchen zu behandeln hatte. Es kam zu einem Empyem, das nach drei Wochen zu bedrohlichen Erscheinungen führte. Stoll machte am 15. November die Punktion, die Eiter zutage förderte. Doch wagte er den Eingriff erst, nachdem er sich durch die Perkussion Klarheit verschafft hatte: „Thorax quoque dexter, *methodo Auenbruggeriane pulsatus,* illo sonitu caruit, quem alias sana thoracis cava, praescripta methodo pulsata edunt." Dabei verweist er in einer Anmerkung ausdrücklich auf das Inventum novum und fügt die interessante Mitteilung hinzu, daß Auenbrugger besonders häufig und mit Glück die Punktion gemacht habe: „Non facile medicus reperietur, qui toties pus e perforato thorace emiserit, ac idem Cl. inventi novi auctor; ut vel inde non exigua huic invento eiusque auctori commendatio accedat."[1]) Später rühmt er noch einmal, daß Auenbrugger der einzige wäre, der die Mehrzahl seiner Empyemkranken geheilt habe. Einige wenige Fälle seien freilich kurz nach der Entleerung des Eiters ad exitum gekommen. Der Entdecker der Perkussion führe das darauf zurück, daß infolge der plötzlichen Ausdehnung das Blut zu stark in die vorher komprimierten Lungen ströme, und so ein „peripneumonischer Tod" entstehe. Auenbrugger entleere deshalb den Eiter nicht mehr mit einem Male, sondern lasse ihn nach und nach heraussickern. *Daraus geht hervor, daß* Auenbrugger *die Punktionswunde bereits länger offen hielt.* Dieser Umstand erklärt uns, warum er bei seinen Empyemkranken bessere Resultate erzielte als Stoll und andere Ärzte. Stolls Kranke starb übrigens schon am

[1]) Stoll, Ratio medendi in nosocomio practico Vindobonensi III. Bd., S. 155 ff., Wien 1779—1790, 7 Bde.

Abend nach der Thoraxpunktion (offenbar weil die Operation nach unseren Begriffen zu spät und zu wenig ausgiebig vorgenommen war). Da die Sektion AUENBRUGGERS Vermutung, daß in solchen Fällen pulmo sanguine gravis sei, nicht bestätigte, meint STOLL, daß der Tod durch die plötzliche Verlagerung des vorher stark verdrängten Herzens bedingt gewesen sei.

In seiner „Fieberlehre" behandelte STOLL ausführlich die „wahre Lungenentzündung", ihre pathologische Anatomie, ihre Diagnose, Prognose und Therapie. Am Schlusse dieses Abschnittes findet sich eine Zusammenfassung von Fragen, die durch die vorhergehenden Auseinandersetzungen ihre Klärung erfahren haben. Da heißt es: „Hieraus läßt sich der Grund angeben, warum die Brustgegend der entzündeten Lunge, wenn man mit flacher Hand daran klopft, gar nicht, oder dumpfer wiederhallt, als die auf der anderen Seite, und was für Aufschlüsse überhaupt aus diesem Klopfen auf die Brust hergenommen werden können."[1]) Eine ausführliche Antwort finden wir bei dem Schüler STOLLS, EYEREL, der im Jahre 1789 einen Kommentar zur „Fieberlehre" herausgab. Beim Kapitel über das Empyem schreibt er: „Da die Erkenntnis des Brustgeschwürs sehr oft schwer ist, so muß der Arzt alle Zeichen aufsuchen, um von dessen Dasein mehrere Gewißheit zu erlangen. Hierinne kam uns oft in der klinischen Schule das Klopfen mit der flachen Hand auf die Brust, ein Zeichen, welches der Wiener Arzt AUENBRUGGER empfiehlt, sehr zu statten."[2]) Seine weiteren Erklärungen entnimmt EYEREL im wesentlichen den bereits zitierten Auseinandersetzungen über die Perkussion, die STOLL in den Praelectiones gibt. Hervorzuheben ist, daß beide die pathologisch-anatomische Begründung der neuen Entdeckung in den Vordergrund stellen.

Kurze, treffende Erwähnungen perkutorischer Phänomene finden sich ferner im Kapitel über das Empyem bei STOLL in den zitierten „Aphorismen zur Fieberlehre"[3]) und dem entsprechenden Abschnitt bei EYEREL im Kommentar zu den Aphorismen.[4])

Zweifelhaft ist, ob STOLL die Größe des Herzens perkutorisch bestimmt hat. Bei der Lungenentzündung spricht er davon, daß

[1]) STOLL, Aphorismen über die Erkenntnis und Behandlung der Fieber, Wien 1787, S. 73 ff.

[2]) EYEREL, Commentaria in Max. Stollii Aphorismos de cognosc. et cur. febribus 2. Bd., 1790, S. 185 ff.

[3]) l. c. S. 92.

[4]) l. c. 2. Bd., S. 273.

das Herz in schweren Fällen beiseite gedrängt werden könne.[1]) Es ist aber möglich, daß er diese Verdrängung des Herzens nur aus der Palpation des Spitzenstoßes geschlossen hat.

Nur wenig Spuren finden wir in der Literatur, die erkennen lassen, daß STOLLS Eintreten für die Perkussion Beachtung gefunden hätte. In einer Besprechung der „Vorlesungen“ wird sie mit den Worten abgetan: „Signum a Cl. Auenbruggero propositum solum non sufficit, neutiquam tamen spernendum.“[2]) In einem Referate über STOLLS Ratio medendi, das in der „Medizinisch-praktischen Bibliothek“ erschien, wird die Perkussion gar nicht erwähnt; es heißt nur: „Hr. STOLL war bey Eröffnung der Brust zur Entledigung des Eyters aus der Brusthöhle nicht so glücklich als Hr. AUENBRUGGER, den er rühmt, mehrmals gewesen ist.“[3])

Um so mehr mußte STOLLS Ansehen und Stellung dazu beitragen, in Wien selbst den Ruf der neuen Untersuchungsmethode unter Ärzten und Kranken zu verbreiten. Eine plastische Schilderung, wie sich die Perkussion unter der Hand STOLLS und AUENBRUGGERS am Krankenbette bewährte, läßt sich aus den „Beobachtungen chirurgischer Vorfälle“ des Chirurgen MOHRENHEIM entnehmen, der als Geburtshelfer, Wund- und Augenarzt der medizinischen und chirurgisch-praktischen Lehrschule großes Ansehen in Wien genoß. MOHRENHEIM beschreibt in einem Kapitel, das „von Eröfnung der Brusthöle bey einer Eiterbrust“ handelt, einen im September 1779 ins Spital aufgenommenen Fall einer vernachlässigten Rippenfellentzündung:[4])

„Die rechte Brustseite fing bereits an anzuschwellen und es zeigte sich an dieser ganzen Seite eine rosenartige Entzündung .... Da sich diese Zufälle täglich mehr verschlimmerten, zog man den sehr erfahrenen Arzt Hrn. Auenbrugger zu Rate, um nachher, da vorzüglich dieser erfahrene Mann durch eigene Zeichen eine Ergießung von Feuchtigkeiten in die Brusthöhle erkannte, die Eröfnung der Brust um so sicherer unternehmen zu können. Zwar vermutete dieser erfahrene Arzt sowohl als Hr. Professor Stoll, daß sie auch durch Operation wahrscheinlich nicht gerettet werden könne ..... Ungeachtet, weil Hr. Auenbrugger in einem ähnlichen Fall erfahren, daß die Operation von gutem Erfolge war, so riet er, dieselbe als das letzte Mittel zu unternehmen.“

---

[1]) STOLL, Aphorismi S. 95.

[2]) Comment. de reb. in sc. natural. et Medicina gestis XXXII, Pars I, S. 103.

[3]) Medizinisch-praktische Bibliothek, herausgeg. von MURRAY, Bd. III, S. 522, Göttingen 1778.

[4]) MOHRENHEIM, Beobachtungen verschiedener chirurgischer Vorfälle, Wien und Dessau 1783, II. Bd., S. 92.

Drei weitere Krankheitsgeschichten von Empyemen zeigen, daß Mohrenheim selbst auch die Perkussion zu verwenden wußte. Im ersten Falle handelte es sich um eine 28jährige Frau, die am 17. Nov. 1779 mit einer Lungenentzündung aufgenommen war. Zunächst wurde offenbar nicht perkutiert. Erst am 14. Dezember, berichtet Mohrenheim, habe er und Stoll aus dem Allgemeinzustande vermutet, daß die Entzündung in Eiterung übergegangen sei und sagt weiter:

„Ich und bemeldter Herr Professor untersuchten daher beide Brusthöhlen, teils durch das Schütteln, und teils durch den Vergleich einer Brusthöhle mit der anderen. Ich ließ nämlich das Hemd fest über den Rücken anspannen, und klopfte mit den Ballen der Finger an den rückwärtigen Teil der Brust, bald an einer, bald an der anderen Seite und so verspürte ich an der linken Brusthöhle einen sehr geringen Widerhall, an der rechten hingegen nicht den geringsten, denn es war gerade so daran zu klopfen, wie an einer Speckseite.“[1])

Mohrenheim machte die Parazentese, die eine Menge Eiter entleerte. Da man die Wunde nicht durch Drainage offen zu halten wußte, so schloß sich die Wunde wieder. Nach zwei Tagen muß er berichten, daß der Zustand derselbe sei wie zuvor. Dabei zeichnet er wieder das Resultat der Perkussion auf: „Die rechte Brusthöhle war wieder wie zuvor, ohne Widerschall, die linke hingegen mehr natürlich.“

In einem anderen Falle handelte es sich um einen 26jährigen Menschen, dessen Zustand sich verschlimmerte: der Puls wurde, besonders nachts, geschwind und stark, während die Schmerzen in der Seite nachließen. Beide Zeichen galten damals als Symptome für einen Erguß in die Brusthöhle. Um sicher zu sein, perkutierte er: „Man klopfte an der Brust; die rechte Brusthöhle lautete, wie wenn man ein Stück Fleisch klopft.“[2])

Diese beiden Fälle konnten durch die Paracentesis thoracis dem Tode nicht entrissen werden. Dagegen berichtet Mohrenheim über ein Empyem bei einem 6jährigen Mädchen, das der rechtzeitig mit Hilfe der Perkussion gestellten Diagnose ihr Leben verdankte. Über seinen Befund schreibt er:

„Ich untersuchte dann beide Brusthöhlen durch das Klopfen, indem ich die Kranke sich vorwärts beugen, und in dieser Stellung die Arme kreuzweis übereinander legen ließ. Auf solche Weise ward der Rücken gespannt, und als ich noch wiederholt mit den Fingern an beyde Brusthöhlen angeschlagen hatte, fand ich, daß die linke Brusthöhle nicht den geringsten Widerhall von sich gab, die rechte hingegen durch ihren Schall

[1]) l. c. S. 95. [2]) l. c. S. 104.

sich so verhielt, als ob man sachte an ein leeres Faß anschlüge, und so findet man jede Brusthöhle, welche keine ergossenen Feuchtigkeiten enthält."[1])

Diese Mitteilungen liefern den Beweis, daß — wenigstens zur Zeit STOLLS — in Wien die Perkussion in der ärztlichen Praxis verwendet wurde.

MOHRENHEIMS „Chirurgische Vorfälle" waren weit verbreitet. Aber auch hier läßt sich die Beobachtung machen, daß die Empfehlung der Perkussion, soweit sie lediglich durch die Literatur vermittelt wurde, keinen Widerhall fand. Referiert wird über MOHRENHEIMS Buch in der Zeitschrift des Göttinger Chirurgen AUGUST GOTTLIEB RICHTER, in der „Chirurgischen Bibliothek", und zwar werden nicht nur die oben angeführten Krankheitsgeschichten erwähnt, sondern auch die beobachteten Perkussionsergebnisse klar und richtig wiedergegeben.[2]) Trotzdem verhielt sich RICHTER sehr skeptisch. In einer unter seiner Leitung entstandenen Dissertation[3]) wird die Perkussion fast abgelehnt. Aus der Arbeit, die er selbst bespricht, und die er als eine wohlgeratene Probeschrift eines seiner hoffnungsvollsten Schüler bezeichnet, hebt er ausdrücklich die Bemerkung hervor: „Der Ton, den man beim Anklopfen an die Brust hört, gibt wohl immer nur ein sehr unsicheres Zeichen, so sehr es auch Herr AUENBRUGGER empfiehlt."[4]) Vergebens sucht man auch in RICHTERS „Anfangsgründen der Wundarzneykunst"[5]) nach der Erwähnung der Perkussion, obschon gerade der Abschnitt über Brustkrankheiten sehr ausführlich gehalten ist.

[1]) l. c. S. 108/9.

[2]) Chirurgische Bibliothek, herausg. von AUG. GOTTL. RICHTER, Bd. VI, Göttingen 1783, S. 591.

[3]) JOH. THEOPH. GROSCHKE, De Empyemate, Inaug. Diss. Göttingen 1784.

[4]) Chirurg. Bibliothek Bd. VII, 1784, S. 689.

[5]) A. G. RICHTERS Anfangsgründe der Wundarzneikunst, Göttingen 1782 bis 1804, 7 Bde.

(Schluß im nächsten Heft.)

Der „Wundenmann" in Frühdruck und Handschrift und sein erklärender Text.

Ein Beitrag zur Quellengeschichte des „Ketham".

Von

Karl Sudhoff.

(Hierzu Tafel VI, VIa und VIb.)

In frühen medizinischen und chirurgischen Druckwerken ist wohl das auffallendste Bildwerk der sogenannte „Wundenmann", eine nackte, männliche Figur, die an Haupt, Rumpf und Gliedmaßen mit Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Dolchen, Messern, Streitkolben, Steinen, Knüppeln und Dornen förmlich gespickt ist — ein ins Chirurgisch-Groteske verzerrter St. Sebastian, der obendrein in den frühesten Darstellungen noch eine geöffnete Brust- und Bauchhöhle zeigt, wohl um ad oculos zu demonstrieren, daß nicht nur Decken und Weichteile der Haut, sondern auch die inneren Organe der scharfen und stumpfen Verletzung zugänglich sind. So wird der Wundenmann gleichzeitig zum Situsbild, was ja den Vorteil in sich schloß, daß es dem jungen Chirurgen den doppelten Dienst leistete, ihn augenfällig in die Lehre von den Verletzungen und zugleich in die vom Bau des Körpers einzuführen.

Eine der späteren Darstellung dieser Art, die aus dem 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts stammende, in dem kleinem Büchlein „Eyn gut artzney, die hie nach steht",[1]) hat diese geöffnete Bauchhöhle allerdings fast zum Kinderspott werden lassen, wie sie da so am Rande, etwa wie der Bauch des Wolfes im Marchen, mit „Wackersteinen" gefüllt sich darstellt (Fig. 2, Taf. VIb).

Schon hatten verständige Zeichner und Verleger ja diese überlieferte Doppelverwendbarkeit als unzweckmäßig verlassen, und z. B. in dem „Feldbuch der Wundarzenei" des Hans von Gersdorf den Wundenmann für sich mit geschlossener Bauchhöhle dargestellt und dem anatomischen Bedürfnis mit einem gesonderten Bilde des Situs viscerum Genüge getan, zu dem dann noch ein „Knochen-

[1]) o. O. und Jahr 4° Bl.$_3$r, der weiblichen Anatomie gegenüberstehend, die ich im I. Hefte der „Studien zur Geschichte der Medizin" S. 87, Fig. 35 zur Abbildung gebracht habe. Dieser Wundenmann lehnt sich im übrigen recht nahe an den zweiten Ketham-Schnitt von 1493/95 an.

mann" hinzugekommen war, wie ihn Grüninger neben dem Wundenmann mit geöffneter Brust- und Bauchhöhle schon hatte zeichnen lassen. Die kräftige Zeichnung des Wundenmannes im „Feldbuch" aus Johannes Schotts Straßburger Verlag stammt vermutlich von dem tüchtigen Zeichner **S**, der auch die dortigen Anatomiebilder gezeichnet hat, worauf ich ein andermal zurückkomme; er ist auch hier im „Wundenmann" von 1517 seine eigenen Wege gegangen und hat offenbar die eine oder andere schwere Verletzung in der Praxis des „Schylhans" oder sonstwo zu sehen bekommen. Zweifellos zeichnet er nun in seinen Abweichungen von der Tradition nicht nur nach der Phantasie, wie eine aufmerksame Betrachtung des Bildes (Fig. 1, Taf. VIb) lehrt.

Die älteste mir bekannt gewordene Darstellung des Wundenmannes im Druck finden wir wieder im „Ketham", und zwar schon in der ältesten Venetianer Ausgabe der Brüder Johann und Gregor di Gregorii vom 26. Juli 1491 auf Blatt 9r als „¶ Tabula quarta De Cyrurgia."

Der ziemlich sorgfältigen Zeichnung (Taf. VIa) sind reichliche Erklärungen und therapeutischeAnweisungen beigesetzt, letztere in kleine, viereckige Felder placiert auf allen Seiten der stehenden Figur. Die Bauch- und Brusteingeweide sind nur in großen Zügen übersichtlich, aber sehr skizzenhaft fixiert. Neben den Verletzungen sind dem Zeitgebrauch entsprechend auch einige der hauptsächlichsten äußeren Erkrankungen, wie Hautaffloreszenzen, Abszesse, Kropf, Augenerkrankungen, zum Teil gezeichnet, zum Teil nur beigeschrieben, wie struma in collo, apostema retro aure, sub brachio, in inguinibus, ver[r]ucae, pruritus per totum corpus, albula in oculo, oculi sanguino[lenti], aber auch die variolae per totum corpus, deren zwei Formen, die weiße und die rote, in beigesetztem Felde und weiterem Texte unterschieden werden. Bei der letzten Form finden wir auch wieder die Empfehlung der Einwickelung in rote Tücher um die Augen, damit nicht dort die Eruption und eiterige Exkretion erfolge.[1] Im übrigen gelten die Variolae als Kinderkrankheit: „Variolae vocantur vesicae, sicut pueri solent habere." Alle äußerlichen Erkrankungen und Augenerkrankungen rechneten

[1]) Si fuerint rubeae, involvantur in pannum rubeum circa oculos, tum utere repercussivis seu recuperativis ne exeant per oculos ...

damals und noch lange hin zur Chirurgie, bekanntlich auch die „Franzosenkrankheit." [1])

Für den historisch unterrichteten Mediziner liegt die Gefahr nahe, auch in der Beischrift über dem Kopfe eine äußerliche Krankheit zu finden: „Lesio capitis cambuca, lapide, cultello." Bei cambuca ist aber nicht an Schanker oder Bubo zu denken, obgleich diese Bezeichnung auch damals schon vorkam, sondern Cambuca ist ein gebogener Stab oder Stock, vor allem der Hirtenstab und der bischöfliche Krummstab; ein solcher gekrümmter Knüppel naht sich ja auch in verletzender Absicht der linken Schläfe.

Ein neuer Schnitt, in manchem verändert, findet sich in dem zweiten Drucke, dem italienischen, vom 5. Februar 1493; er wird wiederholt, d. h. von dem nämlichen Holzstock abgezogen, in dem lateinischen Drucke von 1495. Vergleicht man zunächst das Eingeweide-Anatomische dieses späteren Ketham-Bildes mit dem ersten, so ist die skizzenhafte Darstellung noch verschwommener geworden und durch die fehlende Sachkenntnis und mannigfache Unachtsamkeit des Zeichners ein Situs inversus entstanden, so daß das Herz ganz nach rechts zu liegen kommt, eine auch sonst nicht selten zu beobachtende Erscheinung.[2]) In den Darstellungen der Verletzungen lehnt sich das Bild an das des ersten Druckes eng an; fast völlig weggeblieben sind aber hier die erklärenden Beischriften; nur einige wenige sind außerhalb der Umrahmung des Bildes in die kleinen Felder gedruckt, die auf dem ersten Bilde von 1491 fast nur therapeutische Anweisungen bringen. Das etwas ungewöhnliche Wort „cambuca" ist hier nicht mehr verstanden und „cum buca" daraus geworden, was gar keinen Sinn gibt. Das ganze Bild ist, ungleich dem weiblichen Situs, der hier so wesentliche Fortschritte aufweist, recht oberflächlich und unaufmerksam hergestellt, nur so obenhin dem älteren Bilde entsprechend; nur die Form der verletzenden Instrumente ist einigermaßen selbständig gestaltet; so ist aus dem Krummstock ein stacheliger Streitkolben geworden. Wie unaufmerksam das Bild behandelt wurde, läßt sich schon daraus ersehen,

---

[1]) Die „paralysis utraque" neben dem linken Unterschenkel als chirurgische Erkrankung sieht fast noch verwunderlicher aus, doch sah man in ihr eben eine lokale, also chirurgische Schädigung des Gliedes.

[2]) Ich habe darauf schon im Kleindruck der Seite 84 des I. Heftes meiner „Studien zur Geschichte der Medizin" hingewiesen. Ein teilweiser Situs inversus findet sich aber auch auf dem ersten weiblichen Situs Kethams (Heft 1 der „Studien" S. 80, Fig. 31), insofern die Milz rechts bezeichnet steht und die Gallenblase links.

daß das „stomaco" des italienischen Bildes von 1493, das dort wie hier die einzige Bezeichnung im Abdomen bildet, ruhig stehen geblieben ist in der lateinischen Ausgabe von 1495, statt des „stomachus", „Jecur", „Fel", „splen", „longaon" und „intestinum magnum" des ersten gedruckten Bildes.

Vielleicht veranlaßt durch diesen Druck hat der Straßburger Verleger JOHANNES GRÜNINGER einen Wundenmann auf das Titelblatt der Chirurgie des HIERONYMUS BRUNSCHWIG von 1497 gesetzt und im Texte wiederholt, der zwar sehr vielfach mit dem KETHAMschen übereinstimmt, aber doch so viel Charakteristisches hat, namentlich in dem anatomischen Detail, daß ich von vornherein seine direkte Abstammung vom KETHAMschen Wundenmann bezweifelte und ebenso daran zweifelte, daß dies anatomische charakteristische Detail etwa Willkür oder eigene Erfindung des Straßburger Zeichners[1]) sein könne. Ich fand diese meine zweifelnden Gedanken später aufs glänzendste bestätigt. Nur das wesentlich sparsamere Umspringen mit Mordwerkzeugen am Rumpfe ist vielleicht eigenem weisem Maßhalten des Straßburger Künstlers oder seiner Auftraggeber zu verdanken.

Auf S. 82 meiner Studie über „Tradition und Naturbeobachtung in den Illustrationen medizinischer Handschriften und Frühdrucke des 15. Jahrhunderts" habe ich schon die Vermutung ausgesprochen, daß auch dieser Wundenmännertypus auf ältere Vorbilder zurückgeht. Den Beweis hierfür möchte ich nun mit einem, aber um so schlagenderen Handschriftenbilde erbringen. Im Münchener Cod. Monacensis germanicus 597 (ca. 1485), dem ich schon im vorigen Hefte ein Blatt aus der Serie der Kindslagenbilder und die Darstellungen eines weiblichen Situs entnahm, findet sich auf der Vorderseite des Blattes 244 ein Wundenmann von schauerlicher Schönheit (s. Taf. VI) mit der Überschrift:

> „Lesio capitis cultello lapide cambuca vel alio instrumento sine apertura volneris",

der ja die Arme allerdings im Gegensatz zu allen Holzschnittdarstellungen von verletzenden Instrumenten frei nach oben erheben läßt (der Beischriften halber), in anderen Einzelheiten aber bald mit den KETHAM-Bildern, bald mit dem BRUNSCHWIG-Bilde (und das ist

[1]) Man vergleiche die Abbildung S. 42 dieses Bandes.

wohl die Mehrzahl) gar sehr übereinstimmt. Am meisten übereinstimmend erweist sich die Brust- und Bauchanatomie unseres Aquarells mit dem Straßburger Holzschnitt, mit dem auch das von links in den Hals gestoßene Messer die größte Übereinstimmung zeigt, während allerdings der Cambuca-Knüppel beim ältesten Ketham-Bilde und auf dem Handschriftenaquarell beide Male von oben kommt, bei Brunschwig-Grüninger von der Seite und unten. Äußerst frappierend ist aber, wie bei dem Straßburger Bilde und dem Aquarell das Herz an seiner langen geraden Arterie (Luftröhre?) in Kartenherzform hängt und die Lunge ihm angeklebt ist. Ebenso übereinstimmend ist der Ösophagus und die Gallenblase, Leber und Milz und die zwei nach abwärts laufenden geraden Darmabschnitte; nur für die seitwärts verlagerte Harnblase fehlt in der Malerei der Handschrift jedes Äquivalent. Die rechtsseitige Knüpfung des Schamschurzes war wohl damals allgemein üblich. Chirurgische Krankheitszustände, wie sie als Kropf, Leistenbrüche usw. unser Aquarell zeigt, bringen die späteren Bilder nicht mehr, auch der erste Ketham-Druck von 1491 hat ja nur noch in den Beischriften ihre Spur erhalten; vielleicht hatte schon seine Vorlage mit diesem Beiwerk aufgeräumt aus Platzmangel oder weil sie es nicht mehr verstanden hatte.

Glücklicherweise ist der erste Ketham-Druck seiner Vorlage in einem noch gewissenhaft gefolgt, in der Beibehaltung des beigeschriebenen Textes, den auch unser Handschriftenaquarell in großer Übereinstimmung, wenn auch oft etwas ausführlicher bringt. Ich sehe in diesen Beischriften eine recht wichtige Sache für die Aufhellung der Zusammenhänge des Ketham-Textes mit seinen handschriftlichen Quellen und lasse sie vollständig in drei Kolumnen hier abdrucken, soweit sie auf der Bildseite selbst sich finden. Die mittlere Textgruppe steht auf dem Rumpfe des Originals, die beiden Seitenkolumnen rechts und links von der männlichen Gestalt:

Lesio capitis cultello cambuca
vel alio instrumento sine apertura volneris

Incisio cerebri		Volnus fluxibile in capite
Oculi sanguinolenti		Surditas in aure
		Nasus incisio usque ad aures
		Inflatura
Struma	Pulmo	Incisio venae mag-
volnus flavidum	cor	nae in collo
ubicunque		

volnus putridum habens carnes in circuitu ubicunque — Stomachus fell — iecur — Splen — Viscera — transfixio gladii vel hastae ubicunque

Incisio stomachi jecoris visceris renes — portanarius — renes

Vulnus fixum a quo gladius iam est extractus ubicunque — viscus magnum — Incisio visceris magni — Apostemata ubicunque

Volnus ubicunque

volnus fixum profundum ubicunque

volnus in quo est sagitta cum ferro et ligno et quomodo est excipienda

Volnera percussa facta plaga ubicunque baculis cambuca vel cutellis

Volnus quod est perforatum ad utramque partem quomodo debet mederi

volnus habens antrum [quoddam vel?] foramen quomodo debet mederi

Volnus sagitatum in quo manet ferrum sagittae sine ligno quomodo debet excipi ferrum de illo volnere

pruritus ubicunque

Volnera tumorosa ubicunque in corpore

Paralisis ubicunque

Incisio venae ubicunque in corpore

Fixura clavi ferrei fixura ligni vel spinae in pedem

Schon die Überschrift stimmt mit der Kethambild-Überschrift überein und hat sich das richtige „cambuca“ erhalten (= Krummstock, s. oben), statt des fehlerhaften „cum buca“ des zweiten Druckes. Ein Mißverständnis, vielleicht schon älteren Datums, ist das „sine apertura *volneris*“ unserer Handschrift, dem der Druck dadurch aus dem Wege gegangen ist, daß er einfach schreibt „sine aliqua apertura“. Natürlich ist „apertura cranii“ gemeint (bzw. „cranei“, wie es damals in der Handschrift lautete), die Eröffnung der Schädelhöhle; „apertura volneris“ liegt ja in allen Kopfverletzungen des Handschriftenbildes vor. Im allgemeinen ist das Handschriftenbild vollständiger im Text, als der erste Ketham-Druck, wenn auch z. B. das „Panaritium in circuitu vulneris ubicunque“ der Handschriftenquelle völlig fehlt. Im allgemeinen kann man wohl auch sagen, daß das Aquarell, wo es von dem Holzschnitt aus dem Jahre 1491 abweicht, eine ältere Tradition bewahrt hat, doch ist auch die Vorlage des ersten Ketham-Druckes nicht schlecht gewesen; kleine Lesefehler und Überlieferungsfehler finden sich in den Beischriften beider Wundenmänner. Daß aber der Brunschwig-Grüninger-Holzschnitt nichts von dem beigeschriebenen Texte bringt, darf uns nicht wundernehmen. Selbst wenn seine

Vorlage diesen erklärenden Text hatte, kam er für den Nachschnitt nicht in Frage, da ihn die biederen Herren Scherermeister in seinem gelehrten Latein doch nicht hätten verstehen können!

Von noch größerer Bedeutung ist das Fragment eines Textes zu diesem mit Beischriften versehenen Wundenmannbilde, das auf Blatt 244ᵛ und 258ᵛ unserer Handschrift zu lesen ist!

So ziemlich dies ganze Textfragment unserer Handschrift findet sich in den „Fasciculus medicinae", der unter dem Namen des „KETHAM" geht, wieder, und zwar im wesentlichen wörtlich übereinstimmend. Vielfach hat ja wohl der gedruckte „KETHAM"-Text die bessere Lesart, aber in einer ganzen Reihe von Fällen bringt auch unser Textfragment eine vielleicht bessere, mindestens recht beachtenswerte abweichende Überlieferung.

Neben dem noch nicht publizierten gynäkologischen Textfragment des Herrn GUSTAV KLEIN in München [1]) und den oben mitgeteilten Figurenbeischriften haben wir hier das erste Stückchen KETHAM-Text, das uns der Lösung der KETHAM-Frage entgegenführt. Ich bringe es hier zum Abdruck und füge am Rande links die Bezeichnungen der KETHAM-Drucke von 1491 und 1495 als Verweise bei.

[*bb*] [] Liquando cerebrum penetratur et aliquando solum cutis offenditur et inflatur et cerebrum infixitur modo si cerebrum vulneratum erit tunc videri bene debet si ossa essent in vulnere haec faciente excipiantur et ponatur ad vulnus eius sericeus panniculus Si vero non secundum habetur tum panniculum aliud subtile Et parvum et illud panniculum liniri debet prius mundo lecido [?] [a]) quod eo facilius tertia die de vulnere excipiatur post hoc videri debet utrum cerebrum fuit incisum et vulneratum tum claro oui superponetur tunc cum siccaretur in vulnere assumetur cerebrum secum Et ex illo homo mortem intraret Ideo debet panniculus liniri a mundo lardo [?] [a]) quod hoc valet ad omnia vulnera quia ipsa facit putrefi[eri]

[*cc*] et in mundiciam effluere et post vulnera singulis diebus bina vice ligari debent et hoc debet cito facere non prolongando et primitus spaciari non debet neque de ambu-

a) lardo, italienisch Speck.

[1]) Vgl. meine Bemerkungen auf S. 85 des I. Heftes der „Studien zur Geschichte der Medizin".

lare et cum sanire cepuit [ceperit] ipsa vulnera tunc paniculum mundum et in poni vulneribus quia per hoc subito curantur et sucrestant [succrescunt].

[dd] Si aliquis homo ceciderit super caput ita quod collum ei incurvatur et per hoc loqui non potest illis statim os aperiatur et ponatur lignum intra dentes eius ne claudere possit et debet calcari super humeris suis et trahitur caput ipsius fortiter ut ad loca priorem caput et collum situetur post hoc ungatur cum dyalthea et sanabitur a timore.

[c] Contra offensionem capitis cambuca cultello vel lapide vel aliquo alio ita quod multum doluit et sensum aliqu[ando] perdere machinatur et totaliter perdit sed tamen caput eius non est incisum sed solum inflatum per verbera habet ita curabis Minuat sangwinem de vena cephalica quod sanguis insanus exiet et conficiatur super dolorosa illud [Marginale rechts oben] emplastrum recipe furfures tritici et excoquantur et ad ipsa aponatur aruina [axungia?] ut fiat pulmentum cum pinguedine et hoc ponatur super loca dolorosa tumorosa et inflaturam. Si autem hoc non proderit sibi tunc incidatur cutis in capite et videatur si aliqua ossa sunt confracta [A] in capite tunc excipiantur post hoc curari debet sicut supra dictum est de sanatione vulneris et jam curari ceperit. Tunc conficiatur sibi emplastrum de aplicatione et ponatur super vulnus qui istud totum extrahit in mundiciam [statt immunditiam] de vulnere et post hoc cito curabit.

[Marginale links Mitte] Contra incisionem venae magnae in collo ita quod sanguis cessare non potest tunc capiam acus cum filo et consura illa vena pulchre ad invicem ut sanguis magis exire non possit hoc peracto stute [?] pulveres rubeos super illud vulnus et pone super emplastrum eo et permittatur iacere ad diem quartum illud fieri debet ex claro ovi et thure cum stupis mixtum post hoc medetur sicut alia vulnera.

[a] Cum nasus inciditur ad ipsas aures tunc debet consui filo tenui et subtili ad invicem post hoc debet sic confici emplastrum ex claro ovi thure mixtum bene cum stupis et hoc ponatur super vulnus eius hoc emplastrum tam diu permittatur in vulnere donec paciens estimabit quod sit vulnus iam curatum in toto attamen canna debet intrudi ad nasum ideo ut foramina non succrescerent et ut possit suspicere [suspirare? italienisch sospirare].

[a] Aliud medicamen ad idem. Primo recipe emplastrum de vulnere et tunc nasus prematur ad invicem bene manibus et tunc ex non [nova?] celle [tela?] emplastrum ut prius illud tunc iacere permittat, donec fiat durum deinde detur sibi talis potus Saniculum benedicta arnoglossa zinglosam species tiriacae et wuntkraut cum flaueis floribus hec omnia simul excoque in vino vel cerevisia et hoc si fuerint herbae siccae Si fuerint tunc occides [statt virides] et jecentes [statt recentes] tunc tu[n]di debent et dari ad bibendum ipsi vulnerato cum vino aut cerevisia per diem tribus vicibus aut bis et pone folium albi stipilli super vulnus eius.

Vulnus causatur extrinsecus ex ferro aut alio instrumento Signum manifestum curatur cum adhaesione labiorum ipsius evitata ro [?] cadente inop [in ipsum?] sunt facta stractura cum plimacione ex utroque latere superius et inferius fiat ligatura Vulnus autem est magnum aut parvum. Si parvum natura sufficit per se ad curandum aut quod apponatur rasua lardi per se aut quod mistratur [?] cum oleo rosarum et super ponatur et ligetur aut quod apponatur tela aranea aut rasure panni lin[t]ei Si vero fuerit magnum aut est cum perdi⟨c⟩tione substantiae aut non si non tunc permittatur fluere sanguis quoniam [?] plurimum, ut juvat quam [?] praeservat ab apostemate et hoc erit quod multum timeamus Si autem volumus sanguinem restringere accipiantur stupae canabinae [statt cannabinae] et madeficiam in aqua frigida et exprimatur deinde in albumen ovorum et desuper apponatur Stercus asini restringit sanguinem vulneris idem facit stercus anserum et porci. deinde coniungamus labia vulneris cavendo quod in vulnere non sit oleum nec pulvis nec aliqua res praeter naturam Deinde suamus et filum sit planum et aequale de serico et acus quadrata et in quolibet puncto fiat nodus et ita semper nodando in quolibet usque ad finem deinde ligetur et plumaceoli duplices de super apponatur. Et nota quod vulnus vel ulcus non debet brunari [Bl. 258ᵛ, das Unterste zu oberst gekehrt!] cum aqua frigida propter spasmum quem facit nec cum calida qüia facit putrificationem sed cum [fehlt wohl tepida] si dolor sit magnus potest imponi quia ad mi⟨t⟩tigandum

vinum calidum bene imponitur quia valde mi⟨t⟩tigativum est et mundificativum et abstersivum

I est fractura cranei aut est cum vulnera aut sine vulnera
[hier bricht der Text definitiv ab!]

Besonders beachtenswert ist das in beiden Texten, dem handschriftlichen und dem gedruckten, eingestreute Deutsch, das sich im Venetianer Druck noch verwunderlicher ausnimmt, als in der in Deutschland wohl hergestellten Handschrift; in keinem von beiden Fällen aber ist sie etwa unerklärlich. Handschriften machten eben ihren Weg von Deutschland nach Italien und umgekehrt. Gar manches Wort sieht ja auch aus, als ob es in Italien geformt oder umgeformt wäre. Doch der dem denkenden Leser aufsteigenden Fragen sind ja noch viele; sie werden mit der Zeit ihre Beantwortung finden. Einstweilen genüge es, diesen ersten Beleg für die Berechtigung meiner Zweifel an der alten Ansetzung des Johannes von Ketham in das Ende des 15. Jahrhunderts vorgelegt zu haben.

Als weiteren kleinen Beitrag zur Vorgeschichte des gedruckten Ketham-Textes gebe ich hier im Anhang eine Umschrift der Bezeichnungen und Beischriften, die sich auf dem weiblichen Situsbilde unserer Tafel IV im nämlichen Codex Monacensis germanicus no. 597 finden; dieselben lauten, ungefahr dem Bilde entsprechend orientiert, wie auf S. 361 gedruckt ist.

Es ließe sich über diese lokal geordnete Krankheitsübersicht ein umfangreicher Kommentar schreiben; doch es kommt mir vorerst nur darauf an, das ganze Material zur Beurteilung des „Ketham“ allmählich zusammenzustellen;[1]) bei der Ausarbeitung wird auch noch die eine oder andere zweifelhafte Lesung zu rektifizieren sein. Manche offensichtige Fehler, wie Pectuarius für Portanarius [= Pylorus] und Emorendarum für emoroidarum und ähnliches habe ich mit Absicht stehen lassen, wie auch der obenstehende Text völlig unkorrigiert und ohne Interpunktion genau wie in der Handschrift gegeben ist.

[1]) Eine notwendige Ergänznng bildet ja der Text des Gustav Kleinschen Aquarells und des ersten Frauensitus im Ketham von 1491. Doch wird das am besten mit der Publikation des Kleinschen Textes verbunden, also bis dahin zurückgestellt.

Em[o]ptoica empi⟨e⟩ma
pleuresis omnis calor
qui est de humore
de ambulatorio et de
ventositate quae
vagatur de loco
ad locum
Tumulatione
mutilatio membrorum
fractio manuum
artetica

Ictericia
humorum siccitas
morpbea
paralisis ex frigida
causa vel calida
calor frigus
constrictio pororum
largitas
emunctorium

arthetica
fistula
Tortura
podagra
Inflatio pedum

Inflatio medianae
Egressio membrorum
Separatio iuncturarum

Caucer
mamillorum
defectus lactis

Fel
ictericia

Epar
epatica passio
Calefactio
idropisis
ructuacio
abbominatio
Dyaria
venae mesicariae
motus sursum
sursum
Torsiones renis
Torsiones renis

fluxus menstrualis
Ruptura retencio emor
rendarum [!]

Trachea
arteria
asina
Raucitas
suffocatio
repulsio
spirituum
ysopbagus
cibum
sumens
orificium
appetitus
incensio
lumbricorum
insumptio (?)
pectuarius [!]
ieiunum
motus intes-
tinorum
Idroforbia
sciatica passio
Emorenda
Coytus

fetor oris

cancer ma
millarum
tumor
defectus lactis

opilatio splenis
cardiaca passio
sincopis cordis
volnera
aperta
clausa
Diaria
lienteria
repletio
colica
Saccus
dissenteria
Emoroydes
yliaca
passio
Suffocatio
partus
Secundina
matrix
Embrio
virgae stercus [?]
Sperma spissum
vel tenue
Egressio ani vesicae calculus
Strangens materiae [?]
Secundina est quaedam
pellicula in qua involvitur
puer in matrice etc.

polipus
paralisis
ulceratio
linguae
squinantia

gutta
Inflacio medianae
Egressio membrorum
Separatio iuncturarum

Katarrbus
fluxus
Rheumatismus oculorum
cordis Emphalis (?)
est opilatio lentis (?)

Tumulentia
ventilatio membrorum
fractura manuum

Artetica
yctericia
siccitas humorum
lepra morpbea paralisis
ex frigida causa
vel calida frigus
constrictio pororum
largitas emunctorium

ventositates
lumbico
renes
diabethes
smigma

arthetica
fistula
Spasmus
tortura
podagra
inflatio pedum.

Pestschriften der freien Reichsstadt Regensburg.

Von

Dr. Hermann Schöppler.

Es liegen jene Zeiten noch nicht allzu ferne, in welchen sich die Menschen nicht nur vor den wilden Scharen eines ungezügelten Kriegsvolkes zu fürchten hatten, sondern in denen ihnen nicht selten ein noch schlimmerer Feind als diese drohte, nämlich das Schreckgespenst jener Zeiten, die Pest. Es kann uns deshalb nicht wundern, wenn von den Behörden aller Orte und Zeiten versucht wurde, mit allen Hilfsmitteln gegen diesen Feind zu kämpfen. Daß besonders die volkreicheren Städte unter der Pest schwer zu leiden hatten, lag in der Natur der Sache, da ja gerade dort sich der Ansteckung besonders günstige Verhältnisse darboten. Die Behörden der Städte gaben sich auch alle Mühe in Wort und Schrift, durch Belehrung der Einwohner, durch geeignete Maßnahmen gegen das Einschleppen oder gegen die Weiterverbreitung der einmal in die Stadt eingedrungenen Seuche zu wirken. An einigen solchen Belehrungsschriften dürfte es nicht uninteressant sein zu zeigen, wie sich eine für damalige Zeiten große Stadt, wie z. B. Regensburg, gegen die Pest durch Belehrung seiner Einwohner durch kleine Abhandlungen zu schützen suchte.

Den Anschauungen jener Zeiten entsprechend beginnt jede Pestschrift, soviel ich deren bis jetzt noch unter den Händen hatte, mit einer Ermahnung der einzelnen Behörden an die Einwohner, von ihrem bösen Lebenswandel abzulassen, der allein die Schuld daran trägt, daß Gott in seinem Zorn darüber die Menschheit mit der Seuche der Pest heimsuchen müsse. Die Pest ist also als eine von Gott verhängte Strafe für die jeweiligen Sünden der Einwohner aufgefaßt worden. So lese ich z. B. in einer vom Senat der Stadt Regensburg im Dezember 1552 herausgegebenen „Ordnung in Sterbleüffen" in der Einleitung:

„Vnd anfengklichen / Dieweil vns Got der Herr / durch sein Heyligs wort / lauter anzaigen lest / das vns dise vñ andere straffen / die wir dan auch teglich erfarn vnd sehen / allein vmb vnserer sünden willen / durch seinen billigen zorn / begegnen vnd zukomen / So woellen die gemelten Camerer vnd Rathe meniglichen / mit allem getrewen fleiss / erinnert vnd vermanet haben / das ein yeder für allen dingen / seine begangene sünden

hertzlich bereuen / auch in vestem vertrawen in das verdienst Christi / Gott den Hymlischen vatter vmb vergebung derselben von hertzen bit / vnd dabey sein leben / nach seinem Göttlichen willen vnd beuelch / zur besserung anstelle vnd richte / damit er seinen gfasten zorn / sambt der furgenommen straff gegen uns genedigklichen abwende oder fallen lasse / vnd das verorndt mittel der artzney / als dan sein natürliche krafft vnd würkung haben möge."

Ähnliche Ermahnungen zur Besserung des sündhaften Lebenswandels und den Hinweis auf die wegen der gehäuften Sünden verhängten Strafe der Pest finden wir auch in allen von den Behörden Regensburgs erlassenen Pestdekreten bis in das 18. Jahrhundert herauf.

Diesen Ansichten entsprechend werden deshalb auch sehr häufig jene Übel und Laster angeführt, die der Rat der Stadt seinen Bürgern und den Stadtbewohnern zum Vorwurf macht, und die er abgeschafft wissen will. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, ausschweifendes Leben in sexueller Hinsicht, Unsauberkeit und andere dergleichen Dinge mehr werden in den Pestbelehrungsschriften Regensburgs als die die Pest begünstigenden Ursachen dem Leser vorgehalten. In einer kleinen Schrift „ein kurtz Regiment / Wie man sich zur zeit der Pestilentz halten sol", vom Jahre 1562 wird den Bürgern zur Verhütung der Pest empfohlen: „Erstlich das sich der Mensch zu solcher zeit hüte / vor vermesslichem vnd vnordenlichem essen vnd trincken . . . ". Eine Belehrungsschrift[1]) aus dem 18. Jahrhundert sagt: „durch geziemende Mässigkeit in Essen und Trinken können viele von dieser Seuche befreyet bleiben." Im Jahre 1713 erschien zu Regensburg eine dem Wiener Exemplar nachgedruckte Belehrungsschrift[2]) in der es Seite 27 heißt:

„Entgegen" (d. h. der Widerstandsfähigkeit gegen die Pest) „ist unmässiger Frass- und Füllerey / hauptsächlich aber zu vieler Beyschlaff also gewiss zu mässigen und zu meyden / als in widrigen vielfältig wahrzunehmen ist / dass dieses letztere nicht allein grosse Gelegenheit zu geschwinder Ansteckung gibt / sondern die Natur also darnieder leget / dass

[1]) Zuverlässiger Unterricht / wie man sich bey gegenwärtiger Seuche unter Göttlichem Seegen praeservieren und curiren könne. Ertheilet von denen Doctoribus Medicinae Pestilentiariis, zu Regensburg.

[2]) Ansteckender Seuche (Welche dieses 1713. Jahr in das Erz-hertzogthum Nieder-Österreich eingeschlichen) Gründliche und ausführliche Nachricht, samt benöthigter Hülffs-Rettungs- und Verwahrungs-Mitteln. Aus dem Nieder-Österreichischen Gesundheits-Rath / den armen in / als ausser dieser Seuche sich befindenden Menschen zu sonderbar-dienlichen Nutzen zum Druck befördert. Regenspurg (nach dem Wienerischen Exemplar gedruckt) / und zu finden bey JOHANN ERNST FRANTZ.

eine solche Persohn die Kranckheit fast niemahlen aussstehen / und überwinden könne. Überfüllet ihr euch aber in Essen und Trinken / und trifft euch die Kranckheit mit vollem und verwirrem Leib an / so kan sich die Natur auch viel weniger helffen / und die Kranckheit kommet gleich Anfangs in einen unordentlichen Lauff / an welchem wie viel gelegen seye, habt ihr sattsam erfahren."

Solche Beispiele würden sich nun fast aus jeder diesbezüglichen Schrift anführen lassen. Sie sind überall gleichbedeutend, höchstens im Wortlaut voneinander verschieden.

Soweit mir das Material an Pestschriften Regensburgs zur Verfügung steht, finde ich darin fast stets die Ansicht vertreten, daß es sich bei der Pest um ein Gift, um eine Vergiftung des Körpers handle. Dieses Gift kommt durch die Luft in den Körper. Die 1552 erschienene „Ordnung in Sterbleüffen" glaubt, daß die Pest „auss vergifftung des luffts" entsteht. In einer anderen Pestordnung aus dem 17. Jahrhundert wird gesagt:

„die Erfahrung zeiget ja leider! ohne dem schon zur Genüge an / dass gegenwärtige Seuche ein verborgenes / schleichendes / und die menschlichen Körper wie ein Strahl durchdringendes Gifft in sich hege / insonderheit bey denen jenigen / so anbrüchiges Eingeweide und mit bösen Säfften angefüllt / bald eine traurige Tragödie spielen / bey denen aber / so sonst wohl disponiret erscheinen / die gantze Massam sanguineam entzünde / und die balsamischen Teile desselben / sofern durch hiezu dienliche Medicamenta nicht bey Zeiten gesteuert wird / nach und nach in die Fäulung bringe; woraus folglich allerhand critische Exanthemata, als: Bubones, Anthraces, Pestbeulen, genannt . . . ihren Ursprung nehmen."

Im 18. Jahrhundert wird man dann in der Benennung der Ursachen, in der Bezeichnung des Wesens der Pest unbestimmter. Während man im 15., 16. und 17. Jahrhundert die Pest in einer Vergiftung der Luft zumeist suchen zu müssen glaubte, finde ich in einigen Pestschriften Regensburgs aus dem 18. Jahrhundert als Ursachen dieser Krankheit angeführt: „unartige Zusammenfügung des Gestirns", „Stillstehen oder Fäulung der Lufft" etc. Als Entstehungsorte kamen unter anderem auch in Betracht: Pfützen, Tau, Grüfte. In dem Bericht von Dr. Johannes Christophorus Ausfeldt[1]) (1713) wird auf eine Entstehungsursache der Pest gar nicht ein-

[1]) Ausführlicher Bericht / wie das anjetzo grassirende Contagium in der Kayserlichen Residenz-Stadt Wien / und dero Vor-Städten / sich nicht allein in allem dem bishero gantz Hungarn durchgelauffenen Contagio gleiche / sondern was es für Signa invadendi, Symptomata und Eventus habe / neben dem bishero geführten Methodo und Annotierung der wohl oder übel angeschlagenen Mittel (sowohl ex fonte Pharmaceutico als Chirurgico).

Regenspurg / Gedruckt bey Johann Georg Hoffmann. Anno MDCCXIII.

gegangen. In der als Einleitung geltenden Definitio der damals grassierenden Seuche wird diese von dem Autor einfach mit dem Namen febris maligna pestilentialis belegt.

Wenn nun die Luft als die Trägerin des Pestgiftes angesehen worden war, so mußte den Ursachen, die zur Verunreinigung, zum Verderben, zur Verschlechterung der Luft führten, auch eine besondere Aufsicht von seiten der verantwortlichen Behörden zuteil werden. In jeder Verordnung des Magistrats der Stadt Regensburg finden sich dafur auch Beispiele, ebenso wie auch in den einzelnen Pestschriften selbst. Was auf Grund ärztlichen Gutachtens und Anratens dem Senat vorgeschlagen wurde, das wurde von diesem durch behördliche Dekrete unterstützt. Die auf Beschluß des Senats erlassene „Ordnung in Sterbleüffen" vom Jahre 1552 gibt den Bürgern und Inwohnern der Stadt den ernstlichen Befehl, sowohl in als auch außer den Häusern sich der Sauberkeit zu befleißigen. Harn, Blut etc. durfte nicht auf die Straßen geschüttet werden, sondern mußte in die Donau getragen werden. Das Blut Gesunder, das beim Aderlaß genommen wurde, durfte nur in die Donau oder auf Misthaufen entleert werden. Das Blut von Pestkranken mußte in die Donau geschüttet werden. Seine Fäkalien auf der Straße abzusetzen war bei Strafe von 2 Schilling verboten. Außerhalb seiner Behausung auf dem Straßenpflaster Miststätten zu haben wurde streng untersagt und zugleich anbefohlen, alle Miststätten oder Abfallgruben alle 8 Tage einmal zu leeren, überhaupt jeden Unrat, der die Luft verderben könnte, mindestens alle acht Tage einmal vor die Stadt auf die Äcker zu bringen oder in die dazu angelegten Miststätten zu führen. Das Straßenpflaster vor jedem Hause mußte täglich gereinigt werden, der Unrat wurde noch am selben Tag dann aus der Stadt entfernt. Schweine, die durch ihren Gestank besonders die Luft verdarben, auf der Straße laufen zu lassen oder zu treiben, war streng verboten. Entweder mußten sie gänzlich beseitigt werden, oder mußten im Hause so gehalten werden, daß durch sie andere Leute sich nicht belästigt fühlten. Diese teils straßen-, teils wohnungshygienischen Maßnahmen wurden in einzelnen Erlassen und Schriften schärfer, teils auch weniger streng betont und zur Durchführung gebracht. Die Strafen finde ich für die einzelnen Zeiträume immer als ziemlich hoch angesetzt, so daß demnach wohl anzunehmen ist, daß dem Stadtrat auch wirklich darum zu tun war, die hygienischen Verhältnisse in der Stadt zu heben. So war z. B. das Übertreten des Verbotes, Schweine in der Stadt zu halten, außer in den Bauern-

häusern, nach einer obrigkeitlichen Verordnung aus dem Jahre 1713 mit einer Strafe von 10 Thl. belegt, für jene Zeit eine ganz ansehnliche Summe Geldes.

Hieher dürften auch die Verfügungen des Senats gehören, die von demselben zur Beseitigung der Ansteckungsgefahr getroffen wurden im Falle sich Pestfälle ereigneten oder Leute an der Pest starben. 1552 befiehlt der Senat:

„dieweil diese krankheit einen von dem andern leichtlich anzukommen pflegt / so soll ein yeder Haussvatter allen seinen Haussgenossen vnd zugehörigen / beuelchen vñ ansagen / das jr keins / zuuorab / so den krancken / nit sonders hilflich od dinstlich sein kan / zu den jenigen / so mit dieser kranckheyt der pestilentz / behafft sind / in jre Heuser gehe / sich auch / souiel jenen im̃er geburn will / zu solcher doten begrebnuss zukom̃en enthalte / bey voriger straff" (d. h. bei Strafe von 2 Schilling).

Ähnliche Verfügungen wurden in Pestzeiten immer wieder erlassen, denn die Übertragung der Pest vom Kranken auf den Gesunden, dann deren große Gefährlichkeit für die Allgemeinheit war den Behörden nicht weniger als den Ärzten auch damals schon bekannt. Diese Erkenntnis der Verbreitung der Pest contactu, fomite et ad distans führte wohl auch dazu, gewisse Absperrungsmaßregeln zu ergreifen, sei es um das Umsichgreifen, sei es um das Einschleppen der Pest von pestverseuchten Orten zu verhindern. Die Beherbergung fremder Leute, die aus Pestgegenden kamen, war bei hohen Strafen sowohl Wirten als auch den Einwohnern insgesamt verboten. Das etwaige Verschweigen von Pestfallen durch Ärzte, Chirurgen usw. wurde streng geahndet. Nach Alkofer[1]) wurde u. a. in den Jahren 1713 und 1714 jeder Arzt oder Chirurg, der zu einem Kranken gerufen worden war und diesen als pestkrank erkannt hatte, eine diesbezügliche Anzeige an das Almosenamt aber unterließ, zu einer Strafe von 100 Talern verurteilt.

Wenn man in früheren Zeiten annahm, daß der Krankheitserreger der Pest in der verdorbenen Luft zu suchen sei, so ist es auch erklärlich, daß man zunächst darauf Bedacht hatte, die als verdorben oder giftig angenommene Luft von ihren gefährlichen Giften, d. h. dem Pestgift, zu reinigen. Dementsprechend finden sich auch in allen Pestordnungen und Pestbelehrungsschriften jener Zeiten stets in den Vordergrund tretend die Anweisungen, verdorbene, vergiftete Luft zu reinigen und die Ermahnung, Örtlichkeiten mit

---

[1]) Alkofer, M. E. S., Regenspurgisches Pest- und Buss-Denkmahl usw. Regenspurg 1714.

stinkender, verdorbener Luft zu meiden, alles zu unterlassen, was die Luft verunreinigen könnte. So befiehlt z. B. ein Ratsdekret vom 9. November 1585,[1]) daß man zu Hause alles sauber halte, „allen gestanck, vnsauberkeit vnd vnlust verhiete vñ abwende / Dagegen mit reichern vnd wolriechenden sachen allen vbeln geschmack vnd gestanck rainige." Im Jahre 1555 wird in einer Pestbelehrungsschrift[2]) hingewiesen „den lufft mit guetem Rauch zu rectificieren, auffs wenigst zu abends vnd morgens . . . " Ein Ratserlaß vom 30. Juli 1599[3]) hat als 3. Absatz folgenden Wortlaut:

„Nachdem auch fürs dritte (diese Krankheit) nach der verstendigen vnd erfahrnen anzeigung / natürlich auss vergifftung / dess Luffts entstehet / So ist eines E. CAMERERS vnd Raths ernstlicher befelch vnd meinung / dass alle Bürger vnd Innwohner allhie / solche vergifftung / so vil möglich / zu verhüten / vnd derselben zu verwehren / sich gäntzlich vnd bey harter Straff enthalten sollen / einicherley vnsauberkeit / es sey Harn / Aass / Menschenkot / stinckent Spülwasser oder alles anders / was ein vnlust oder gestanck vervrsacht / in die Aussgüss der Häuser vnd Höf / vilweniger auff gemeine Statt Gassen / Pflaster / den Bach oder hinder die Mäwern / bey Tag oder Nacht zu schütten noch auszugiessen / sondern solches alles zugedeckt in die Thonaw oder für die Thor an aussgezeigte ort zu tragen."

Ganz denselben Standpunkt verfolgt auch noch die Verordnung vom Jahre 1713,[4]) wenn sie befiehlt:

„Zum Andern / ist Eines Wohl Edlen / Hoch- und Wohlweisen Herrn Cammerer und Raths ernstlicher Befehl und Meynung / dass alle Bürger und Innwohner allhie sich gäntzlich enthalten sollen einigerley Unsauberkeit / es seye / s. v. Harn oder anders / bey Tag oder Nacht / aus ihren Häusern und Wohnungen / weder auf die gemein Gassen oder Strassen / noch auf die dahin gehende Rinnen / zu giessen oder auszuschütten / sondern alles in die heimlichen Gemach oder in die Donau zu tragen / bey Straff 10. Thaler / deren die Helffte dem Anzeiger zu kommen solle."

Um dem Übel der verunreinigten Luft abzuhelfen, finden sich in jeder Pestordnung oder Pestbelehrungsschrift verschiedene Mittel angegeben, die die vergiftete Luft wieder reinigen würden. Wermut,

---

[1]) Rathsdekret der Stadt Regenspurg 1585. Allgem. bayr. Reichsarchiv Literal. 418.

[2]) Ein kurtz Regiment wie man sich zur zeit der Pestilentz halten sol. Gedruckt zu Regenspurg durch HANSEN KOHL. (1555.)

[3]) Rathsdekret der Stadt Regensburg 1599. Allgem. bayr. Reichsarchiv, Literal. 418.

[4]) Obrigkeitliche Verordnung / wornach sich Gesammte hiesige Bürgerschaft und Innwohner bey jetzigen gefährlichen Krankheiten zu richten. Regenspurg (Gedruckt bey JOHANN GEORG HOFMANN) Anno 1713.

Salbei, Lawendel, Rauten, Majoran, das Holz und die Beeren von Juniperus communis sind zur Reinigung der Luft als empfehlenswert angeführt und können diese Mittel auch von den weniger Bemittelten gebraucht werden. Den reichen Leuten wurden zum Gebrauch Räucherkerzen, Zelteln und Pulver, der Gebrauch von Myrrhen und Weihrauch angeraten. Meerzwiebeln, Rauten, Hollunderblüten in Essig angesetzt und davon morgens, mittags und abends etliche Löffel voll auf erhitzte Ziegel- oder Kieselsteine gegossen galten ebenfalls als gute Luftdesinfektoren. Damit aber auch auf den Straßen der einzelne sich vor den Schädlichkeiten nebliger und dumpfer Luft zu schützen vermöge, wird angeraten, sich Schwämme oder Tücher, die mit Meerzwiebel-, Rautenessig oder bezoardischem Giftessig getränkt sind, bei sich zu tragen. Die Nasenlöcher können mit stärkendem Balsam befeuchtet werden.

Als ein weiteres Mittel einer Ansteckung durch die Pest vorzubeugen gilt dann das Einhalten einer geeigneten Diät. Alles im Übermaß Genossene und Getrunkene ist schädlich, ein gewiß nicht anzuzweifelnder Satz. Vorschriften über die einzuhaltende Diät finden sich deshalb in allen hierhergehörenden Schriften. So ist z. B. Rind- und Kalbfleisch zu essen erlaubt, dagegen Schaf- und Schweinefleisch sowie alles geräucherte Fleisch verboten. Geflügel wurde fast nie untersagt. Fische zu essen ist bei Pestzeiten ungesund, da der oftmalige Genuß derselben gar leicht „febrilische Alteration" verursachen kann. Rohes Obst, Schwämme, Nüsse, Weintrauben sind ganz und gar zu meiden. Im 16. Jahrhundert findet man nicht selten, daß gegen das Feilhalten von Schwämmen sogar mit Polizeierlassen vorgegangen wurde. In dem Mandat des Stadtrates vom 9. Juli 1584[1]) z. B. wird ausdrücklich befohlen, sich des Genusses von Erdschwämmen und Pfifferlingen zu enthalten. Verbunden mit der Aufstellung einer gewissen Diät findet sich auch stets die Ermahnung, auf offenen Leib zu sehen und im entgegengesetzten Falle die dafür angegebenen Mittel zu gebrauchen.

Neben diesen die Diät betreffenden Ratschlägen gibt jede Belehrungsschrift über die Pest auch noch eine Anzahl von Arzneimitteln dem Leser an die Hand, durch deren Anwendung er sich von dieser gefährlichen Seuche zu bewahren vermöchte. Der Präservatio sind besonders in den Heften des 18. Jahrhunderts oft viele

[1]) Dekret des Stadtrathes zu Regensburg vom 9. Juli 1584. K. Allgem. bayr. Reichsarchiv. Literal. Nr. 418.

Seiten gewidmet. Es gibt Präservativmixturen, Giftlatwergen, Balsamische Lindpillen u. a. m. Daß die in früheren Zeiten so sehr beliebten Theriak- und Mithridatpräparate nicht fehlen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.[1]) Die beiden letzteren sind auch stets als Hauptmittel während der Erkrankung selbst aufgeführt. In letzterem Falle mögen sie ja wohl kaum mehr viel zur Wirkung oder überhaupt zur Anwendung gekommen sein. Wenn auch nicht in allen so doch in den meisten Pestschriften Regensburgs finden sich auch ausführliche Angaben, wie sich der an der Pest bereits Erkrankte zu verhalten habe, um die Seuche zu überstehen. So ist z. B. in der von mir bereits erwähnten Pestschrift aus dem Jahre 1562 genau angegeben, wie sich ein Pestkranker am ersten, zweiten, dritten und vierten Tag sowohl in seinem Tun als auch in seiner Diät zu verhalten habe, welche Medizinen er an den einzelnen Tagen einnehmen müsse usw. „den vierdten tag", so heißt es dort, um ein Beispiel der Art und Weise damaligen Heilverfahrens zu geben,

„sol jhn aber eingegeben werden / ein Quintlein schwer / vonn der oben gemelten latwergen vom Ay / wie vor / vnd alweg darauff geschwitzt / Also wirt der Mensch mit Gottes hilff widerumb gesund / dann durch solches einnemen vn schwitzen / wirt das Gifft gar von dem Menschen hinweg getriben. Vnd so der kranck in oder nach dem schweis / zu schwach vnd onmechtig sein wolt / mag man jhme geben / Rosenzucker / Porragozucker / Feyelzucker / Ochsenzungen zucker / Oder dieselbigen Zucker zerteilen in einem gesottenen Gersten Wasser / oder frischen Brunnenwasser / vnd dem Krancken zu trinken geben / Er mag auch gebrauchen Manus Christi mit Perlen gemachet / oder die Confection Liberantis / die findet man jederzeit in den Apotecken bereit. Auch mag man Feyel vnd Rosen Julep mit gesottenem Gerstenwasser vermischet / dem Krancken geben / So fern er aber ja Wein wolte trincken / welches doch gar nit gut ist / sol man den Wein wol vermischen mit Gerstenwasser / oder mit ausgebrentem Ampffer Wasser."

Nach außen auf die linke Brust bekam der Patient dann noch einen Umschlag von einem vielfach zusammengesetzten Rosenwasser. Viele von diesen Heilmitteln, fast unverändert auch in ihrer An-

[1]) REBER schreibt in seinen Beiträgen zur Geschichte der Medizin und Pharmazie Ser. I, Wien 1900, S. 3, „daß Theriak und Mithridat, welche beide Vipern enthielten, bei der Behandlung der Pest eine große Rolle spielten, ist begreiflich."

BILLINGER äußert sich in seiner Dissertation „Geschichtliches über das Opium", München 1876, über die Anwendung des Theriaks in folgender Weise: „Gegen den schwarzen Tod (um die Mitte des 14. Jahrhunderts) machten die Ärzte, um das vergiftete Blut zu entfernen, Aderlässe, gaben dazu als Cardiacum und Alexipharmacum den Theriak und ‚haben so mit höllischen Latwergen weit schlimmer als die Pest getobt'."

wendung, finden sich bis in das 18. Jahrhundert herauf und kommen in den therapeutischen Vorschriften der Jahre 1713 und 1714 wieder vor. Ich will hier nur auf die Seiten 71 und 72 in einem kleinen Werk[1]) über die Pest in Regensburg während der beiden vorher angeführten Jahre hinweisen, die noch viele der Arzneimittel aufgeführt enthalten, die sich auch bereits 1562 schon vorfinden. Man kann wohl behaupten, daß sich durch Jahrhunderte hindurch sowohl in der Anwendung der inneren Mittel gegen die Pestseuche, als auch in der Art dieser Mittel fast nichts geändert hat.

Anders verhält es sich mit der chirurgischen Behandlung, soweit man sich so ausdrücken darf, der Pest. Im 16., 17. und auch noch im 18. Jahrhundert bestand sie ausschließlich im Aderlaß (siehe z. B. bei Billinger)[2]) und Eröffnen der Beulen. Während man aber in dem 16. und 17. Jahrhundert das Hauptgewicht auf richtiges Aderlassen legte, ist man im 18. Jahrhundert damit bereits vorsichtiger geworden, ja einzelne Stimmen erhoben sich entschieden gegen den unsinnigen Aderlaß. Ausfeld[3]) drückt sich noch vorsichtig aus, wenn er in seinem kleinen Büchelchen meint, er trüge wegen des Aderlassens Bedenken, da er von demselben keinen bestimmten Nutzen erwarte. In der nach dem Wiener Exemplar gedruckten Pestschrift (1714)[4]) dagegen wird bereits der Aderlaß vollkommen verworfen, ja die Leute werden sogar davor gewarnt, da sie durch ihn geschwächt und dadurch noch leichter der Pest zum Opfer fallen werden. Welch eine große Rolle der Aderlaß in früheren Zeiten spielte, ist aus den eingehenden Schilderungen zu ersehen, die demselben in den verschiedenen Pestschriften gewidmet sind. In den 1555 und 1562 erschienenen Pestschriften finden sich genaue Angaben nebst Abbildungen, wie der Aderlaß am besten zu machen sei. Durch Buchstaben sind die einzelnen Blutgefäße gekennzeichnet, die man bei Pestbeulen, deren Sitz ebenfalls genau angegeben ist, zu öffnen hat. Eine Nachbildung dieser Darstellung findet sich bei

---

[1]) Das Gedrückte und wieder erquickte Regenspurg in historischer Beschreibung / was sich zu Anfang und fortwährender Contagion, bis zu völliger Herstellung des völligen Gesundheitsstandes und Eröffnung der Stadt- und Landsperre alhier zugetragen / Aufrichtig mit hierzu dienlichen Beylagen vorgestellet. Regenspurg / bey Johann Martin Hagen / Gedruckt bey Joh. Ernst Frantzens seel. Willib / 1714.

[2]) Billinger, O., Geschichtliches über das Opium, In.-Diss., München 1876.

[3]) l. c.

[4]) l. c.

Peters[1]) in den Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Es ist übrigens das Aderlassen bei der Pest in damaligen Zeiten eine durch alle Länder verbreitete Gewohnheit gewesen. So z. B. vermerkt Reber[2]) in seinem von ihm veröffentlichten im Staatsarchiv zu Luzern sich befindenden „Pestbuch" mit kurzen Worten an einer Stelle: „Aderlaß des Langen und Breiten angeordnet." Weit weniger Beachtung als dem Aderlaß wird der Eröffnung der Pestbeulen geschenkt. Man pflegte sie mit ausziehenden Pflastern zu heilen, und wenn es der Kranke erleiden konnte, das „Apostem mit einem Flied Eisen" aufzumachen. Auch findet man, daß das Gift aus den eröffneten Bubonen mit den Laßköpfen herausgezogen worden ist. In einem von den doctoribus medicinae pestilentiariis zu Regensburg herausgegebenen Unterricht (1713)[3]) wird verordnet, daß auf die Pestbeulen ein Zugpflaster 10 Stunden lang gelegt werden soll. Die davon aufgezogene Blase möge mit einer Scheere geöffnet werden, damit das giftige Wasser, das nun aus dem Körper gezogen worden war, abfließen könne. Bei bereits offenen Beulen wendete man Magnet-Maturativ- und Defensivpflaster an. Zur Erweichung der Beulen legte man einen heißen Brei aus: Hollunderblüten, Feigen, Zwiebeln unter Asche gebraten, Schwalbennester, Honig und Theriac zubereitet etliche Male des Tages auf dieselben. Speckig angelaufene, bleifarbig aussehende Beulen, die mit einem roten Hof versehen waren, wurden mit in „balsamische Reinigungssälblein" getauchte Tücher behandelt. Man gab sich, wie zu sehen ist, redliche Mühe mit inneren und äußeren Mitteln den Pestkranken Hilfe und Rettung zu schaffen. Wie wenig Erfolg aber man damit hatte, beweisen uns dagegen die hohen Ziffern der an der Seuche zugrunde gegangenen Personen, die nicht selten ganze Häuser, ja selbst Städteviertel als ausgestorben erkennen lassen.

In jeder Pestordnung und Belehrungsschrift, in jedem diesbezüglichen Dekret der Stadt Regensburg, überall in diesen Schriftstücken findet man auch eine Beschreibung der Anzeichen beginnender Pesterkrankung und der zum Ausbruch bereits ge-

---

[1]) Peters, H., Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Monographien zur dentschen Kulturgeschichte III. Bd., Leipzig 1900.

[2]) Reber, B., Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest in früheren Jahrhnnderten. Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1900, Nr. 21.

[3]) Zuverlässiger Unterricht / wie man sich bey gegenwärtiger Seuche unter Göttlichen Seegen praeserviren und curiren könne. Ertheilet von denen Doctoribus Medicinae Pestilentiariis, zu Regensburg.

kommenen Krankheit. Die hier gemachten Beobachtungen sind keineswegs schlecht. So wird von den Vorboten der Krankheit in der kleinen 1562 erschienenen Belehrungsschrift[1]) folgendes gesagt:

„Diese Krankheit stöst den menschen gewöhnlich an mit kelt vnd frost / etwa mit hitz / etwa beide zusammen / auswendig frost / vnnd jnnwendig grosse hitz / Solche haben auch ein dürren vnd trucknen Mund vnnd Zungen / Etliche auch beschwerung des Athems / Jtem engstigung des Hertzen vnd Onmacht / zerschlagung aller glieder / vnlust zu essen / begird zu vndewen / auch vndewen etliche fast grünn vnnd gelb ding / mit Bitterkeit vnd vngeschmack des Mundes / etliche sind auck one vrsach gantz schwermutig / vil haben gros Kopfwee das sie nit schlaffen können / vnd kommen dadurch von der vernunfst / Der meiste teil aber sind gar geneigt zum schlaffen / Etliche faren auff Beulen oder Blattern."

Die Erstwirkung des aufgenommenen Giftes ist in vorstehenden Zeilen sehr gut wiedergegeben, wenn auch nicht in der Reihenfolge, wie wir dieses Vorstadium heute beschreiben würden. Über das Entstehen der Pestbeulen finde ich in der von mir bereits erwähnten in Regensburg herausgegebenen dem Wiener Exemplar nachgedruckten Belehrungsschrift[2]) folgende nicht uninteressante Beschreibung:

„Allen aber fahren früher oder später manchmal zwar gleich zu Anfang / ohne sonderbare Uebelbefindung / gantz unvermerkt / da sie noch gehen und stehen können: andern aber den anderten, dritten / oder vierten Tag / selten später / mit vorgehenden oder Begleitung einiger angeregter Zufällen / an unterschiedlichen Orthen des Leibs Beule und Blasen auf / welche Blasen aussehen / als wenn sie wären gebrennet worden."

Weiter heißt es:

„Selten geschieht es / dass ein Blasen allein / auch bläulechte / gelbe / grüne und langlechte Striemen am Leib dort und da auffahren."

Die Zeit des Erscheinens des Bubo, dessen Beschreibung, die Weiterentwicklung desselben ist aus dieser Schilderung nicht unschwer zu deuten. Wenn von bläulichen Brand- und Giftflecken gesprochen wird, so sind Petechien, Blutungen, event. Grangräneszenz der Bubonen gewiß nicht schwer aus der Beschreibung abzuleiten. Der in allen Pestschriften besonders beachtete Schweißausbruch, das Bestreben, den Erkrankten zum Schwitzen zu bringen, oder das prophylaktische Einnehmen schweißtreibender Arzneimittel wird seine ungezwungenste Erklärung darin finden, daß man durch Beobachtung erkannt hatte, daß es bei günstigem Verlauf der Krankheit zu

[1]) l. c.
[2]) l. c.

starkem Schweißausbruch usw. komme. Man sah in dem Schweiß deshalb das heilende Moment der schrecklichen Seuche, und suchte infolgedessen darnach, ihn mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hervorzurufen.

In vorstehenden Zeilen suchte ich zu zeigen, wie man sich zu einer Zeit, in der hygienisches Denken und Handeln, wie wir es in der Jetztzeit als etwas unumgänglich Notwendiges gewohnt sind, zu unbekannten Sachen gehörte, in einem großen Stadthaushalte wie in Regensburg gegen eine so entsetzliche Seuche, wie sie die Pest ist, durch Belehrung und Verordnungen auf teils hygienischem teils therapeutischem Wege zu schützen suchte. Wenn es den Behörden damals nicht gelungen war, die Krankheit aus ihrer Stadt fernzuhalten, so mögen zum großen Teil Verhältnisse hier in Betracht kommen, die uns heutzutage fast unbekannt geworden sind, so z. B. ungenügende Landespolizei, lang dauernde Kriege, schlechte Wohnungsverhältnisse in den Städten usw. Verwundern möchte es uns fast, daß unter solchen Zuständen in den Städten wie auf dem Lande, es endlich dennoch zu einem völligen Erlöschen der Pest im Jahre 1714 kommen konnte.

Ein neues Syphilisblatt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Von

KARL SUDHOFF.

(Hierzu Tafel VII und VIII.)

Unter den frühesten Erzeugnissen des Buchdruckes, welche von der „neuen Krankheit" handeln, die aus Welschland herübergekommen sein sollte, rangieren schon länger einige graphische Inkunabeln, Einblattdrucke, von mannigfachem Interesse.

Am längsten bekannt ist das Nürnberger Blatt mit den Versen des Nürnberger Stadtarztes THEODORICUS ULSENIUS (DIETRICH ÜLTZEN), das der Göttinger Professor H. FUCHS (nach langem vergeblichem Suchen) in München in der an typographischen Schätzen schier unerschöpflichen Hof- und Staatsbibliothek[1]) wieder aufgefunden hat, dessen Text er dann 1850 in Göttingen herausgab und eingehend kommentierte. Die beste Reproduktion des Bildes befindet sich in VIRCHOWS Archiv, Bd. 162 vom Jahre 1900 auf Tafel XII mit einem kurzen Artikel von JOHANN ÜLTZEN (S. 371—373), eine verkleinerte in Nr. 2955 der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 15. Februar 1900 und anderwärts.

Auch die Typen eines zweiten Blattes weisen mit großer Sicherheit nach Nürnberg; sie fanden bestimmt zwischen 1495 und 1500 dort in den Druckereien von GEORG STUCHS, HIERONYMUS HÖLTZEL und KASPAR HOCHFEDER Verwendung. Es ist ein sehr schönes Blatt, welches das Institut in Leipzig in photographischer Originalaufnahme nach dem Original in der Münchener Sammlung von Einblattdrucken auf der dortigen Hof- und Staatsbibliothek besitzt, doch sehe ich von seiner Wiedergabe hier ab, da es in HERMANN PETERS allenthalben leicht zugänglichem Buche „Der Arzt in der deutschen Vergangenheit" S. 10, Abb. 6 vorzüglich, nur wenig verkleinert, reproduziert ist. Recht beachtenswert scheint mir in kulturgeschichtlicher Hinsicht, daß dies Syphilisblatt mit dem Bilde der Madonna, der Helferin in *allen* Nöten, ein Gebet zum heiligen „DYONISIUS" um Behütung vor der „erschrecklichen krancheit mala franzos" bringt und darin ausdrücklich betont, daß dieser Heilige „eine grosse schar

[1]) Ein Exemplar ist auch in Berlin im Kupferstichkabinett.

des christenlichen volks in franckreich" von dieser Krankheit „erledigt" habe — man suchte Heilung bei den Heiligen *des* Landes, aus welchem die Krankheit gekommen sein sollte: die mußten doch am besten Bescheid wissen! Der heilige Dionysius — St. Denis — der auch auf unserem Flugblatt wie auf anderen Darstellungen sein abgeschlagen Haupt auf einem Buche vor sich trägt, fand aber namentlich in Frankreich seine Verehrer!

Abermals ein Nürnberger Syphilis-Einblattdruck ist das Gebet zum heiligen Minus, ein Holztafeldruck, gezeichnet und geschnitten von Wolfgang Hamer „um 1490", wie die Sachverständigen der Graphik sagen!

Auch dieses, wohl früheste, Syphilisblatt weist wieder nach Frankreich und fügt dem Flehen um Fürbitte an Sanctus Minus die erklärenden Worte an — wer wußte denn auch in Deutschland etwas vom Heiligen Minus; er ist ja heute nicht einmal in dem gut gearbeiteten Buche Kerlers über die „Patronate der Heiligen", Ulm 1905 zu finden! — „Der heilig beichtiger Sanctus Minus wirt in welischem lande angerufft vnd gebetten fur die grausamlich kranckheit der blattern in welisch genant mala frantzoza." Auch dies kostbare Blatt findet sich in München, diesmal aber in der graphischen Sammlung in der alten Pinakothek. Dem liebenswürdigen Direktor dieser Sammlung, Herrn Dr. Pallmann, verdankt das Institut in Leipzig eine Aufnahme in Originalgröße, doch genügt völlig die nur ganz wenig verkleinerte Wiedergabe in Peters schönem Buche S. 12, Abb. 8; ich verzichte also auch hier auf die Wiedergabe.

Ein viertes Blatt endlich ist noch unpubliziert; es ist im Jahre 1900 in einem Buche der Münchener Hof- und Staatsbibliothek gefunden und losgelöst worden, zu dessen Einband es laut Eintrag im Jahre 1510 im Kloster zu Tegernsee (als Makulatur) verwandt wurde. Ich lasse es in Lichtdruckreproduktion auf Tafel VII wiedergeben. Der Text lautet folgendermaßen:

Für die platern Malafranczosa.

(O)Herr hymels vñ ‖ der erden der du den geduldigſt iob ‖ durch verheng- ‖ nuß lieſeſt ſlahen ‖ Durch den veint ‖ des menſchen mit den haftigſt ‖ platern So die kain menſch nie ‖ gewan mit ſo groſſer leng. Der ‖ glider võ fueß piß auf die ſchai- ‖ tln

verletzt ward Soliche plag ‖ widerumb võ Jm auf gehabñ. Durch [se]in grose gedult erman ‖ ich dich sch[e]pffer hymels vnd der erden des frids mit Noe. ‖ Der verheissung Abrahe Des Juramentzs nach ordnung ‖ Melchisedech Der erhebung Simonis: den du allen des al- ‖ ten Testamentzs gelaist hast. Das du yenen bey den heiligen ‖ namen geschworen hast ain ewigkait. Heb auff disse plag der ‖ platern Malafranczosa genant. Und laß mich armen sunder ‖ darmit nit vermakeln. Gedenck der hailigen versonung mit ‖ Noe zwissen dein und dem menschen die sintfluß nymer zuge- ‖ statten. Gedenck Abrahams pittung gegen Sodoma vnnd ‖ Gemorra vnd erlosz mich vor solicher gemerlicher grusam- ‖ licher plag. Durch dise heilige ermanung vnd vnzuerbruch- ‖ enliche Parmhertzig-kait behuet vnd beschierm mich vnter ‖ deim schierm vor den schlaichendñ engeln diser plag. Der du ‖ pist got der Vatter vnd der Sun vnd mit dem heiligen Geist ‖ herschest von welt zu welt. Amen.

Ditz gepet ist guet vnd bewert fur die platern Mala-frantzosa ‖ genant Und ist nemlich gefunden worden Jn einem zuerstor- ‖ ten Kloster in Franckreich Maliers genant Jn einer steinein ‖ seyll Des datũ gestanden ist .ciiij. iar. Do man nannt dise plag ‖ die platern Job. Wer ditz Gepet bey ym tregt: oder petet der ‖ ist sicher vor den platern.

Dies Blatt,[1]) 240 : 150 mm groß, also in unserer Wiedergabe etwas verkleinert, stammt aus Wien und ist dort von Johann Winterburg zwischen 1496 und 1500 gedruckt, wie die Prüfung der Inkunabeltypen mit großer Sicherheit ergibt. Der Text weist noch energischer auf Frankreich hin, als alle die vorhergehenden fliegenden Blätter. Nicht nur daß der Büßer Hiob, der früher und auch später noch der vorbildliche Lepröse des Alten Testamentes war, hier als typischer „Blattern"-Behafteter auftritt, wie in französischen und westdeutschen (aber auch italienischen) Quellen die Syphilis Hiobskrankheit heißt, so auch auf diesem Flugblatt „die platern Job" — nein, es wird hier eine förmliche legendäre Wundergeschichte erzählt von der Auffindung des heilbringenden Gebetes in einer steinernen Säule in einem zerstörten Kloster *Maliers* in Frankreich mit dem mythenhaften Jahresdatum 104. Es lohnt ja

[1]) Heute „Einbl. VII 9f." der Münchener Sammlung.

sicherlich nicht, diesem sagenhaften Kloster nachzugehen, denn es liegt auf der Hand, daß dies Legendenstück nur deshalb angehängt ist, um dem Blatte mehr Zug- und Lockkraft zu geben. Allein schon durch diese Ausschmückung dokumentiert sich das jüngst aufgetauchte Flugblatt auch als das letztentstandene in der aufgeführten Reihe, wofür auch im übrigen alles spricht.

Alle vier Blätter haben in ihrem Bildschmuck auch die syphilitischen Hautaffektionen wiederzugeben versucht, doch wird jeder, der die Blätter nebeneinander liegen hat, zugestehen, daß die Diagnose „Syphilis" nicht sicher daraus sich stellen ließe. Wir haben Darstellungen der Lepra von Künstlern der nämlichen Zeitperiode, die man fast klassisch nennen kann; von diesen Syphilisbildern läßt sich das gewiß nicht sagen. Der Holzschnitt des Ulsenius vom 1. August 1496,[1]) den man wohl Dürer hat zuteilen wollen, aber kaum mit Recht, zeigt an Händen und Schenkeln und im Gesicht „Blattern und Beulen", wie Fuchs sagt; man könnte noch eher Lepra daraus diagnostizieren. Vollkommen farblos sind die kleinen Ringlein auf Antlitz und Händen des Männleins und Weibleins, die wie ein Donator und eine Donatrix auf dem Madonna-Dionysius-Bilde eines unbekannten tüchtigen Künstlers im Vordergrunde knien. Auch von der Gruppe der Syphilitischen, die vor dem Heiligen Minus mit ihren Flecken und Ringlein auf Gesicht, Brust und Armen auf den Knien liegen, läßt sich nicht sagen, daß der Künstler nach Naturtreue gestrebt hätte; oder sollen etwa die schwarzen Flecke geschlossene Papeln oder Beulen oder Blasen darstellen und die Ringlein offene Geschwüre? Nicht besser ist es mit dem über den ganzen Körper gleichmäßig geringelten Hiob unseres Blattes bestellt.

Das einzige Blatt, welches mir wenigstens den Versuch zu machen scheint, sich der Wirklichkeit ein klein wenig zu nähern, ist das Titelbild der Augsburger Originaldrucke der ersten Grünpeckschen Syphilisschrift.

Ich muß hier einen kleinen klärenden Exkurs einschieben!

Das Verhältnis der Drucke der ersten Syphilisschrift Grünpecks zueinander ist folgendes:

Am 18. Oktober (XV. Cal. Novembres) 1496 schloß Grünpeck sein lateinisches Büchlein, den „Tractatus de pestilentiali Scorra

[1]) Calendis Sextilibus 1496.

sive mala de franzos" ab und gab es bei dem renommierten Drucker Johann Schauer in Augsburg in Satz, wo es bestimmt noch im November 1496 fertiggestellt wurde. Sein deutsches Büchlein „Ein hübscher Tractat von dem Vrsprung des Bösen Franzos, das man nennet die Wylden wärtzen" beendigte er am 11. November 1496, und der eben genannte Augsburger Drucker ließ es mit den nämlichen Typen wie das lateinische Büchlein setzen und vollendete den Druck am 17. Dezember des nämlichen Jahres. Gierig stürzte sich der Nachdruck auf so aktuelle Lektüre, und sofort wurde in Leipzig das lateinische Büchlein von Gregorius Bötticher erneut in Druck gelegt, sicher spätestens zu Anfang des Jahres 1497; denn wir besitzen überhaupt keinen datierten Druck aus dieser Leipziger Offizin, der eine spätere Jahrzahl trüge als 1496. Ebenso eilig war der Nürnberger Verleger Kaspar Hochfeder zur Stelle; er ließ den gleich zu besprechenden Holzschnitt mit der segnenden Gottesmutter Schaurens nachschneiden und setzte ihn auf seine beiden Drucke, die er sicher schon zu Anfang des Jahres 1497 fertiggestellt hat, des lateinischen und des deutschen Grünpeckschen Syphilistraktates. Der lateinische wurde einige Jahre später auch in Köln von Cornelis von Zierikzee in Druck gelegt, vermutlich im Jahre 1499, jedenfalls nicht vor dem 28. Februar dieses Jahres, an welchem Tage das erst datierte Werk seine Presse verließ.

Heute interessieren uns nur die Titelillustrationen, die einige dieser Drucke bieten. Ich stelle den Originalschnitt des Augsburger Künstlers, der im Auftrage Johann Schauers arbeitete, neben den Nürnberger Nachschnitt, den Kaspar Hochfeder herstellen ließ (Taf. VIII). Es war ja gewiß kein schlechter Zeichner,[1]) der im Auftrage Hochfeders arbeitete, und manchem Beschauer wird vielleicht sogar der Nachschnitt mehr zusagen, als das Original, aber in medizinischer Hinsicht ist das Augsburger Blatt jedenfalls vorzuziehen! Denn der nackte Jüngling, der als Opfer der Krankheit vorn am Boden liegt — die in der Lichtstrahlenbehandlung der segnenden Hand des Christkindleins befindlichen knienden Frauen mit Gesichtsexanthem kommen ihm gegenüber kaum in Betracht — zeigt auf dem Nürn-

[1]) Er hat dem Holzschnitt ein M untergesetzt; vielleicht läßt er sich nach diesem Monogramm identifizieren, was ich bisher nicht versucht habe. — Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß es mir auch gelungen ist, den völlig verschollenen Originaldruck von „Coradinus gilinus arctium[!] ꝛ medicinae doctoꝛ de moꝛbo quem ‖ gallicum nuncupant ad Illustrissimum. D. sigismunduz esten." aufzufinden, 4 Bll. 4°, unbezeichnet, aller Wahrscheinlichkeit nach bei Andreas Belfortis in Ferrara gedruckt.

berger Schnitt ziemlich regelmäßig über den Körper zerstreute Ringlein. Der Original-Jüngling aber auf dem Augsburger Bilde hat nicht nur seine Extremitäten, um die Verbreitung des Ausschlages zu zeigen, recht demonstrativ hingelagert, er weist auch nicht lauter unbestimmte gleichgeformte Ringlein auf, sondern ordnet sie stellenweise in Gruppen zusammen — jedenfalls der erste schüchterne Versuch einer naturgetreuen Schilderung eines selbstgesehenen, unregelmäßig die Körperoberfläche bedeckenden Exanthems.

Ich schließe dieser knappen Skizzierung einiger der ältesten Syphilisbilder noch einen kurzen kritischen Exkurs zur heutigen Behandlung der Syphilisherkunftsfrage an.

Die Theorie des „amerikanischen Ursprungs" hat wieder einmal Oberwasser in der Geschichte der Krankheiten. Sie glaubt auf der ganzen Linie gesiegt zu haben und stimmt Jubellieder an. Demgegenüber ist es Pflicht der nüchternen Kritik, darauf hinzuweisen, wie sehr sich die ganzen Tatsachen im *labilen* Gleichgewicht befinden. Darum schwankt ja auch das Urteil immer hin und her, Perioden der Altertumssyphilis wechseln mit Perioden des Amerikanismus ab; vermutlich werden beide auch ferner in kurzen Herrschaftsperioden sich ablösen, wenn es nicht gelingt, *festere* Anhaltspunkte zu gewinnen.

Zunächst ist festzuhalten und immer erneut sich wieder klar zu machen, daß die *Zeugnisse* für die Einschleppung durchaus unsicherer Natur sind in vielerlei Hinsicht und nur den überzeugen können, der überzeugt sein will; wäre das anders, wäre der Streit gar nicht aufgekommen. Neues Material ist auf diesem Gebiete kaum gewonnen worden und kaum zu gewinnen. Alles andere aber läßt sich nach beiden Seiten fast gleich gut verwerten, das muß man sich gegenwärtig halten.

Wer die Tränen und den Seelenschmerz, ja das Entsetzen gesehen hat, das im Herzen einer jungen Mutter tobte, die sich (mit Recht oder Unrecht ist ja völlig irrelevant) von der Schwindsucht ergriffen glaubte, in der ersten Zeit der sich in die gebildeten Kreise verbreitenden Erkenntnis von der Ansteckungsgefahr der Tuberkulose: „Herr Doktor, da darf ich ja nicht mehr bei meinen Kindern sein, da darf ich ja mein Kind nicht mehr küssen, da darf ich nicht mehr mit meinem Manne im selben Zimmer

schlafen — —!" Wie Ausgestoßene kamen sich die armen Unglücklichen vor (daß sich die moderne Belletristik dies Motiv hat entgehen lassen!!) — wer das gesehen hat, der wird dem Grauen nicht mehr verständnislos gegenüberstehen, das die Menschheit zu Ende des 15. Jahrhunderts ergriff, als ihr die Erkenntnis von der geschlechtlichen Übertragung einer schweren Krankheit dämmerte, als über der Befriedigung eines gesunden Naturtriebes die Geißel des Siechtums und qualvollen Todes geschwungen schien — und wer es *nicht* gesehen hat, der beweist nur, daß die heutige Medizin gleichfalls, wenn auch in geringerem Grade als früher wohl, an partieller Blindheit leidet, wo es sich nicht um die Sehlinien des Reagenzglases, der Nahrböden und Tabellen, der modernsten Krankheitstheorien und anderer Tageswichtigkeiten handelt.

Und wenn man sich und anderen klar macht, daß die alten Ärzte von der „Ansteckung" keine faßbare Vorstellung hatten und daß ihre Krankheitsschilderungen eine scharfe Diagnose nicht zulassen, so läßt sich das für die eine und die andere Richtung mit gleichem Effekt verwerten, da wir ja doch keinen unserer jungen Syphilidologen zu einer Forschungsreise in die Bordelle und Bäder des alten Rom schicken können. [Nach den Offenbarungen von gestern können wir uns ja jetzt ihr Erstaunen ausmalen, die wilde Liebesbetätigung römischer Kaiserzeit ohne *jede* übertragbare Genitalerkrankung sich austoben zu sehen! Sie könnten uns dann auch die so hochnotwendige Auskunft mitbringen, was denn die Schönen Pompejis für völlig untergegangene, nicht infektiöse Krankheitsgenera in der Vagina und an der Portio gehabt haben, daß die pompejanischen Ärzte die kunstvoll geformten, drei- und vierklappigen Vaginalspekula so dringend in Masse bedurften! Gonorrhö war ja unbekannt samt ihren Folgen, weiche Schanker gab's schon gar nicht und sie zu harten werden zu lassen, mußte die Spirochäte pallida noch unzählige Jahrhunderte über Meer warten!

Wie muß damals die „Päderastie" gewirkt haben, daß sie selbst die verschmähten Vaginen so massenhaft mit Krankheiten heimsuchte (oder waren es lauter gebrauchsatrophische Erscheinungen?), daß man in einem so kleinen Teil zweier kleiner Städte eine ganze Anzahl drei- und vierblätteriger Vaginalspekula ausgraben konnte, wie sie sich aus Herkulanum und Pompeji im Nationalmuseum zu Neapel finden. So viele findet man ja heute kaum in einer respektablen Provinzialstadt! — —

Man kann ihn wirklich nicht ernst nehmen, diesen neuesten

Erfolg des innigen Zusammenwirkens gründlichster klassisch-philologischer Bildung mit fortgeschrittenster Heilwissenschaft, der uns da vom Niederrhein heraufleuchtet! Das ewige Hantieren mit Wahrscheinlichkeiten hat zu den größten Unwahrscheinlichkeiten geführt, die sich denken lassen. Es soll uns durchaus nicht wundern, wenn uns nächstens einzureden versucht wird, alle unsere Kokken und Stäbchen und Spirillen samt den Krätzmilben wären erst in dem Augenblick entstanden, als sie entdeckt wurden, und die Antike sei *wirklich* nur von Krankheiten der Kardinalsäfte heimgesucht worden!

Jedenfalls zeigt das ja an sich ganz konsequent gedachte Leugnen *jeder* Infektion auf sexuellem Wege in der Antike wie mit Blitzlicht klar, wohin das beliebte Arbeiten mit Wahrscheinlichkeiten in der Geschichte der Krankheiten führt und was man nicht alles mit der beliebten „kritischen" Stimmungsmacherei in der Medikohistorik „beweisen" kann.]

Die Gegenseite scheint ja völlig verstummt; und ich kann nicht meine Aufgabe darin sehen, als fernstehender Nichtfachmann ihr Schlepperdienste zu leisten. Aber den Wahrscheinlichkeiten „für" und Unwahrscheinlichkeiten „gegen", wie sie als „Beweise" von den Amerikanisten aneinandergereiht werden, in entgegengesetzter Richtung Paralleles begegnet mir so gelegentlich bei meinen Studien im ausgehenden Mittelalter. Eine kleine Schwierigkeit ist schon die Datierung des Hamerschen Syphilisblattes, eine größere die zeitliche Fixierung der Schrift Schelligs.

Jeder Kenner der Inkunabeln wird den ältesten Druck seiner Schrift „In pustulas malas" dem Heidelberger Drucker Heinrich Misch zuweisen, dessen Tätigkeit aber nicht über das Jahr 1491 herunterzuführen ist. Jeder Inkunabelkenner wird aber auch die Grenzen seiner Methode eingestehen und sagen, es *kann* ja auch anders sein; ein unbekannter Drucker kann Mischs Typen gekauft und damit weiter gearbeitet haben. Daß aber gerade da, wo es nun einmal ganz besonders darauf ankommt, alle sonstigen Kriterien unzuverlässig werden, ist eben die Unwahrscheinlichkeit.

Und deren gibt es noch manche! Aber wir müssen heraus aus den Wahrscheinlichkeiten, wir müssen *Gewißheit* haben, ob die Syphilis wie die Lepra in der „alten" *und* in der „neuen" Welt vor Columbus heimisch waren oder nicht — und die läßt sich nur auf dem Wege der *Knochenuntersuchung* gewinnen, aber einer streng methodisch durchgeführten, für die ich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten sehen kann. Freilich von den prä-

historischen Knochen kann man ruhig einstweilen absehen. Ein europäischer Gelehrter, ein tüchtig ausgebildeter, erfahrener pathologischer Anatom muß zunächst einmal nach Amerika fahren und dort die Knochenfunde genau studieren, von denen uns einwandfrei (!?) berichtet wird, daß sie in 40% zweifellos sichere Merkmale der Syphilis aufweisen. Dann müssen, ausgerüstet mit dieser reichen Erfahrung[!], alle irgend erreichbaren Knochendepots von aufgehobenen Kirchhöfen aus den letzten Jahrhunderten in Europa genau aufgenommen werden und genau der Prozentsatz durch tausend und abertausend von Knochenbesichtigungen festgestellt werden, der sich für syphilitische Erkrankungen nachweisen läßt im Verhältnis zu den übrigen und den untersuchten Knochen überhaupt; dann muß ja unter Annäherung an das Jahr 1500 doch auch in Europa ein ungefährer Prozentsatz von 40% in der unberührten Bevölkerung sich herausstellen — wenn er sich in Amerika bewahrheitet hat, wo ja doch alles schon „durchseucht" war. Endlich müssen doch noch aktenmäßig Friedhöfe aufzufinden sein, die *nach* 1494 nicht mehr belegt wurden, in Klöstern usw. Nur ganz zweifelloses Material hat hier Verwendung zu finden in ganz Europa, wie in Amerika, und es muß der nämliche vorurteilsfreie Forscher das beiderseitige Material untersuchen, aber *derselbe* Forscher oder dieselbe Gruppe (Kommission) von Forschern! Unter zehntausenden von Knochenuntersuchungen ist freilich kein Resultat akzeptabel. Aber die Kosten können bei einer kulturgeschichtlich so eminent wichtigen Frage keine Rolle spielen, namentlich wo Amerika an dieser Frage so hervorragend interessiert ist, neben Spanien, das ja diese Geißel aus Amerika importiert hätte, und Italien, dessen großer Sohn die große Tat vollbrachte. In Geldfragen für wissenschaftliche Zwecke haben wir Europäer uns fast schon daran gewöhnt, mit dem alten GOETHE-Wort zu denken:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent der alte",

möge er sich in dieser Frage bewahrheiten oder nicht, die Aufgabe ist gestellt, einerlei wo die Mittel dazu herkommen, sie muß ihre Lösung finden!

Kleinere Mitteilungen.

Zur Heilkunde im Hettiterlande (Kleinasien) um 1400 v. Chr.

Von

Freiherr FELIX VON OEFELE-Neuenahr.

Die neuen Ausgrabungen WINCKLERs in Boghazköi ergeben auch einige wichtige Anhalte für die Geschichte der Heilkunde. Es werden darin der *ašipu* und der *asu* genannt. Zum Verständnis müssen wir den Gesamteindruck über die sumerische und babylonische Heilkunde voraussenden, wie er sich mir aufdrängte. Es sind dies zum Teil noch Hypothesen.

Die Pharmakotherapie der Sumerer und Babylonier kennt viele Hunderte von Arzneipflanzen, aber auch Stoffe des Tier- und Mineralreiches. Ihre Verwendung scheint ursprünglich empirisch gefunden. In den Zeiten der uns zugängigen Kulturen wurde alle Erfahrung und Kenntnis in ein theoretisches System eingeordnet. In diesem System lassen sich nach ganz vereinzelten Bezeichnungen die ursprünglich empirisch als wirksam gefundenen Pharmaka nur mehr als Zaubermittel oder ähnlich auffassen, die in einer gewissen Sympathie oder vielmehr Antipathie zur wirksam behandelten Krankheit standen. Da alle Krankheiten im Laufe dieser Systematisierung dämonisch aufgefaßt wurden, so waren die Wirkungen der Pharmaka eudämonisch wirkend. Aus der alten Dreiteilung der Heilbeflissenen in Beschwörer, Arzt, Chirurg schwindet dadurch in babylonischer Ausgestaltung der Arzt. Es gibt nur den *ašipu* als *Beschwörer* und den *asu* als *Chirurg*. Insofern hat auch wieder HERODOT recht mit seiner Angabe, daß die Babylonier keine Ärzte haben. Nach Osten bei den Persern blieb gemäß dem Vendidad die Dreiteilung und auch nach Westen gemäß dem Papyrus Ebers. Der *ašipu* scheint die Funktionen des eigentlichen Arztes übernommen zu haben und somit gewissermaßen dem mittelalterlichen Klosterarzt zu entsprechen. Bei dem strengen orientalischen Zeremoniell ist zu beachten, daß in den Briefen von Boghazköi der *ašipu* vor dem *asu* genannt wird, also der *ašipu* im Range vorging. Daß die heilkundigen Personen aus Babylon und Ägypten nach Chattiland entlehnt wurden, ist an anderer Stelle schon mitgeteilt. Daß die *ašipu*-Ärzte eine hierarchische Organisation hatten, wissen wir längst aus den Arbeiten von ZIMMERN. Aber auch der *asu* gehört nach den Briefen von Boghazköi zu bestimmten Tempelgenossenschaften und ist hierarchisch organisiert. Denn es wird ausdrücklich als höchster Chirurg (Rector magnificus?) der [Keilschrift] *a-sa-a ra-ba-a ša marduk der Oberchirurg des Gottes Marduk* vom Hettiterkönig erwähnt. Also der oberste Chirurg, der dem obersten Reichstempel in Babylon angegliedert war, ist die höchste Persönlichkeit in der Chirurgeninnung des ganzen babylonischen Reiches und, soweit die damalige babylonische Heilkunde nach ihrer Stellung in den diplomatischen Schreiben von Großmacht

zu Großmacht die ganze umliegende Kulturwelt beeinflußte und überragte, ist der ***Rabasu des Marduk in Babylon*** die höchste chirurgische Autorität im Bereich des alten Orients. Die Endung auf **a** in der Originalstelle ist Folge der Akkusativform.

Ein neues Manuskript des ophthalmologischen Büchleins „Ars nova" des Benevenutus Grapheus de Jerusalem.

Von

KARL SUDHOFF.

In dem wertvollen Manuskript „IV, 339" in Quarto der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Hannover hat eine Hand, die vielleicht noch vor das Jahr 1400 zu setzen ist, an zwei verschiedenen Stellen den größten Teil des Augentraktates des BENEVENUTUS VON SALERNO in etwas kritzeliger, nicht eben sehr leicht leserlicher Hand zur Niederschrift gebracht. Trotzdem wir ja an BENEVENUTUS-Handschriften gerade keinen Mangel haben, ist jeder neue Text noch willkommen, weil fast alle bisher bekannt gewordenen im Wortlaut differieren und aus dieser Fülle von „Kollegienheften" der Hörer, doch eine Art „Lectio communis" durch kritische Arbeit herausgeschält werden muß. Ich mache daher nur kurz auf diese im übrigen, wie mir scheint, nicht gerade besonders gute Handschrift aufmerksam und gebe sie im übrigen dem befreundeten Fachgenossen P. PANSIER hinüber, der an einer kritischen Ausgabe des Salernitaners aus Jerusalem arbeitet.

Der Anfang:

> *Incipit ars nova benevenuti graphei de ierusalem quae vocatur ars probatissima occlorum*
>
> []vditores omnes audiant circumstantes qui cupiunt audire [Rasur] novam scientiam et habere formam virtutum addiscere artem probatissimam occlorum a me benvenuto grapheo compositam secundum dicta antiquorum philosophorum ...

reicht von Bl. 244^v, Sp. 2, Zeile 4 bis zum Schlusse der Rückseite des Blattes 253.

> ... ❙ Adhuc accipiatis fel taxonis et fricetis et *radicatis* [war in der Vorlage unsicher!] reducatis in pulverem et ponatis in oculum et liberabitur
>
> ❙ Item ℞ gummi ℔ feniculi ℥ x et tres partes de pulvere nabetis [BERGER-AURACHER I, S. 33, Spalte 2 oben; B.-A. II (Breslauer Text), S. 40 oben].

Dieselbe Hand fährt dann auf der Rückseite des Blattes 279 in der Mitte der Spalte 2 im Texte ruhig weiter:

> Primo pulverizetis gummam et ponatur cum pulvere nabetis[1])

[1]) Vgl. über diese Zuckerart die hübsche Arbeit J. HIRSCHBERGS „Des Rätsels Lösung" in den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften VI. Jahrgang, S. 6—9.

et ducatur ad invicem et in oculo mittens haec tria facit corrodit pannum mundificat oculum et clarificat eius lumen . . .

um dann definitiv auf der Rückseite des Blattes 284 am Ende der Spalte 2 den Schluß zu machen:

. . . et bombacem extensum supra oculum clausum [Rasur] ponatis cum fascia ligetis et dimittatis ipsam donec desiccetur super oculum prius ea ponatis de residuo praedicto emplastrum et iterum ponatis donec oculus detumescat.

Das wäre also mitten im Texte der zweiten Ausgabe von Berger und Auracher (nach der Breslauer Handschrift) S. 53; doch mögen die ferneren Blätter des Schlusses in Verlust geraten oder anderwärts beigebunden worden sein.

Um diese Handschrift vorläufig etwas mehr zu charakterisieren, setze ich einige wichtigere Stellen schon heute hierher:

Bl. 246ᵛ. Multi stolidi medici ignorantes curas credunt ipsis curare cum purgationibus pulveribus sed falluntur quia istae catharactae nunquam possunt curari neque cum medicinis laxativis . . . [Breslauer Text S. 14].

Bl. 247ʳ. . . . et hanc churam vocamus nos acuare ideo quia fit cum acu argentea vel de auro puro De ferro autem prohibeo . . . [ib. S. 16].

Bl. 253ʳ. . . . et arabes et saracenici vocant infirmitatem istam iax confnnntaxin in stabiles in oculis unde sciatis quod hoc accidit propter hundanciam fleumatis salsi et cum videbitis talem infirmitatem purgetis . . . [ib. S. 37].

Bl. 283ᵛ. Nos vero benevenutus de Jherusalem cui dominus noster iesus christus a quo omnia bona procedunt dedit veram experientiam et cognitionem de omnibus infirmitatibus quae superveniunt et accidere possunt in oculis . . . [284ʳ] . . . dicimus ergo quod lacrimae exeant per punctos palpebrarum quae stant et sunt iuxta nasum ubi dicitur lacrimale et exeunt tam de superioribus quam de inferioribus punctis palpebrarum ubi duo sunt foramina videlicet in ambabus palpebris quo exeunt lacrimae . . . [ib. S. 50/51] etc.

Deutsche Verse auf Kosmas und Damianos aus dem 14. Jahrh. als Einführung eines Kräuterrezeptbuches.

Mitgeteilt von

Karl Sudhoff.

In der hannöverschen Handschrift auf der Kgl. öffentlichen Bibliothek IV, 339, die so manche wertvolle Abhandlungen in Abschriften des 14. und 15. Jahrhunderts uns überliefert, finden sich zu Anfang einer auch sonst recht beachtenswerten Niederschrift eines deutschen Kräuterrezeptbuches, gleichsam einleitungsweise im Anschluß an ein lateinisches Pillenrezept („Pillulae aureae quae optime purgant stomachum“) auf der

Rückseite des Blattes 224 in der Mitte der ersten Spalte, von einer Hand der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben, ohne Zeilenabteilung die folgenden etwas holperigen Verslein, kurze Reimpaare zum Preise der mittelalterlichen Ärzteheiligen, die ich hier mitteilen möchte. Wie im Folgenden den praktischen Verwendungsvermerk des Kräutermittels, so hat der Schreiber[1]) hier mit roter Tinte das Wort *Werke* in die Textlücke des Absatzes darüber geschrieben. Die deutschen Verse lauten:

Iz waren zwen gute man
sie waren geheizen COSMAS vnd DAMIAN
Sie betiten gote zu
beide spate vnd vru
Der brudere waren sibene[2])
rechtere gelinge
von got waren si gewiget
Vnd rechte gebenediget
Von got waren si auch geleret
wistum vnd liste
di got vil wol wiste
Dy herren sprachen stille
daz sole wir tun durch gotes wille
die da sin ander not
dy suche sint manicfalt vnde grot
di sulen von vns weren gededigot
durch dynen willen herre got
Du salt darzu sin vnser trost.
wanne du bist vnser aller meister
dir in ist nichen ligen.
die lichterunge vnd die worze
si sten hie alle gescriben
vnd andere manige wondere
stan hie alle besundere
wol man vngesunden man
gesunt vnd starch machen kan.

6 rechten Gelingens waren sie von Gott gesegnet. 12 *stille* = heimlich. 15 die Suchten, Krankheiten. 16 *gededigot*, eig. vor Gericht gezogen werden (Tagedinge).

•

So führt dies gereimte Stücklein zum Schlusse nicht übel zu dem folgenden Kräuterrezeptbuche über, das sofort mit dem Abschnitt:

„*wider die landen* [Lenden-] *sucht* Bethonia ist gut zu den lantsuchtigen lichamen . . .“

anhebt und in dieser Art etwa 200 kurze Abschnitte folgen läßt, die in der ersten Hälfte fast regelmäßig (ohne alphabetische Ordnung) ein Kraut an die Spitze stellen und einen Verwendungsvermerk darüber schreiben, ähnlich dem Arzeneibuch, das unter dem Namen TOLLATS

[1]) Der Rubrikator, der aber hier identisch ist mit dem Schreiber der eigentlichen Handschrift.

[2]) Die Legende berichtet allerdings nur von fünf Brüdern.

von Vochenberg seit 1497 oft gedruckt ist, aber wohl auch im wesentlichen auf handschriftlicher Überlieferung beruht.[1] Wie die Sache sich in unserer hannöverschen Handschrift ausnimmt, hat man fast den Eindruck, als hätte der Schreiber das Kräuterrezeptbuch als ein Handbuch des heiligen heilkundigen Brüderpaares der „Anargyroi“ darbieten oder ausgeben wollen.

Um von dem Kräuterrezeptbuch wenigstens eine annähernde Vorstellung zu ermöglichen und seine Beziehungen zu anderen mittelalterlichen deutschen Kräuterarzneibüchern anzudeuten, gebe ich den auch in Franz Pfeiffers II. Arzneibuch[2] (S. 154, 24—156, 11) zu findenden und von Josef Haupt in seiner Abhandlung über das mitteldeutsche Arzneibuch des Meister Bartholomäus S. 57/58 kurz erwähnten Abschnitt[3] „Vm des Geyers Tugend“ im Wortlaut unserer Handschrift (Blatt 230ᵛ, Sp. 1):

„hie merke des gyres craft

Man inweiz waz der gir an ime crefte hat. vnd welche heilede her warhilet. zv der stunt so man in veit. so sal man gemachet haben einen holundern stab. da mite sal man in erslan. vnd man sal sprechen. Angelus adonay. abraham Jupiter suos thuones completur [?] Er danne man in vntbrinne so spreche man dieselben wort Danne nim das houbet in hirzeme ledere sweme die sweren worent. hatz[a]) ime zume halse im wirt san baz. Sin hirne menge mit boum olere tuz in die nasen. iz reinet die flecma deme houbete. Nim sine ougen in wolfes velle vn ha[a]) sie ime zum halse deme die ogen swernt zu den ougen menge sine gallen mit wenichel [Fenchel] samen. vnd mit honige salbe die ougen in abint vn in morgen. ime wirt baz. Der daz vallende hat Nim die leberen vnd die lungen. vnd daz herze vnd das blut sudez oder pulvuere is mit honige vnd mit wine gibiz ime trinken. ime wirt san baz Der von der gicht lam si. oder von valle oder von slage Nim daz blut mengez mit olere. vnd mit sweuele. vnd mit swineme smere salbe in damite iz hilfet Weme daz biver wirrit[b]) Die lungen brune man zu puluere mit winreben rinden. vnd sudez mit wine gibcz ime mit honige. in bade ezzin vnd trinken iz hilfet Ob die wrowe kindis genesin nine mac so binde man ir die vederen zu deme linken wuoze[c]) vnd also genesen si. so tu man si schire vz deme huz, daz ir nechein wreise noch we werde Ouch sint die vederen zu manigen dingen gut

wider daz vallende

So daz wip genesen sie kindis so nim die vederen des gires vnd puluere sie vnd mache eine louge vnd twach[d]) deme kinde alle den liep dar mite iz hilfet . . .“

a) *ha, hatz*, hänge, hänge es. b) Fieber schadet, quält. c) Fuße. d) waschen, baden.

Die Abweichung vom Texte Pfeiffers ist ja durchgehend sehr bedeutend.

---

[1]) Vgl. meine „Deutschen medizinischen Inkunabeln“, S. 38.

[2]) Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert von Franz Pfeiffer, Wien 1863 (Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften, Märzheft des Jahrg. 1863 [XLII. Bd., S. 110—200]).

[3]) Wien 1872 (118 S.), ebenda im Juniheft des Jahrganges 1872 (LXXI Bd., S. 505 u. 506).

Die heilsamen Eigenschaften des Magdalenenbalsams.

Ein Einblattdruck aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von

Karl Sudhoff.

¶ Jtem hyenach volgent die eygenschafft des edlen Balsam öles genannt Balsam marie Magdalene. anderst Oleum de spica oð oleũ de marsilia. das gar vil edler tugent vñ krafft hat. als dann võ stuck zestuck hernach geschriben stat. ¶ Jtem zů dẽ ersten ist dz balsam obgenañt gůt für die kranckheit ð pestelencz. Wañ man sich mit dẽ öl salbt die hendt vñ stätlich daran schmecket.[1]) Oder ein tropffen alle mal in die nasen gethan. so durch gat der selb edel geschmack[2]) alle adern vñ geplůt des menschẽ. vñ auch den ganczen leib. vñ löschet alle böse gifftige lufft vnd verserung. ¶ Jtẽ es ist gůt allen den die in frembde land faren oð wandeln. vnnd sich entseczent böser lüfften. vnd wo einer ein wolgeschmack wil machẽ in einer stuben oð in einẽ sal ð neme des selben balsams öle vñ thů ein tropffen in ein warme kacheln. oð sunst warein das sey. so wirt ein ganczer sal oð stub vol des edlen geschmacks. vñ vertreibt allẽ bösen vñ vngesundẽ lufft. vñ reyniget vñ behalt dz geplůt des menschẽ vnuersert das ð vergifft lufft oð nebel dẽ menschen nit geschadẽ mag. wann ð edel geschmack durch geet vnd penitriert dẽ ganczen leib des menschen. vñ behalt dẽ menschen sein geplůt das ð vergifft lufft in nit besiczen mag ¶ Jtẽ es ist auch gůt denen die ð schlag geschlagẽ hat. vnd jr sprach verloꝛẽ hand võ ð kranckheyt die man in latein nẽnt paralisim. so bald ð mensch gerürt wirt. so sol man dẽ menschẽ .ij. oð .iij. tropffen eingeben. ee jm dz plůt erhöꝛtet v ñ[!] erkaltet. so bald das geschicht so kömpt jm sein sprach geleich wider. er sey dann gancz zů dẽ tode gerüret. Auch so wirt offt ein mensch an einer seyten lam ð sol sich ser lassen reyben mit dẽ obgeschriben balsam öle das bringt jm seine glider wið. vñ mag nit heylsamer ding darfür findẽ. ¶ Jtẽ es ist auch gůt ob einẽ mẽschẽ sein hyrn erkaltet wäre. dauon jm sein haubt vast wee tät. oð denen leüten die stättiklich haubt wee haben. die söllen sich vmb die schlaff adern damit salbẽ. vñ alle tag ein klein tröpflein in die naßlöcheꝛ reyben. vñ dẽ rauch in das haubt lassen gan das hilfft außdermassen wol. ¶ Jtẽ welchẽ seine oꝛen verstopffet seind dz er nit wol gehöꝛt. ð nem ein klein bawmwol vñ thů ein klein darein des selbẽ balsams öls vñ stoß in die oꝛen. dz durch penetriert vñ öffnet jm das gehöꝛde. wo die kranckheyt nit überhaubt[3]) het. vñ zůuerhöꝛttet vnd veraltet ist. vnd besunð die für fallẽ die von feüchte oð von kelte kõment vñ thů dz so vil biß er geniset ¶ Jtẽ es ist auch gůt für die kalten haubtflüß. in latein genanndt reuma. ¶ Jtẽ wer den siechtagẽ ð vergessenheyt het die in latein heysset litargus. ð sol offt des selben balsams öls nüczen. vñ sich damit salben. ¶ Jtẽ es ist auch gůt allen denẽ den jr mag erkaltet ist. vñ jr kost vñ tranck nit wol gedewen mügẽ. vñ den wið gebringẽ in sein natürlich hitz vnd

[1]) riechet. [2]) Geruch. [3]) überhand.

wirme vñ sich widerūb zesecʒē. ð neme des öls ij. oð .iij. tropffen in wein oð sunst. ¶ Itē wer ein flegma in dem magē hat ligē. ob dz joch groß ist ð nem alle tag .ij. oð .iij. tropffen vñ salbe sich gegē dē brestē. vñ .j. tropfen oð zwen eingenōmen. das waichet jm den bresten oder postem[4]) fein vñ schon. ¶ Item es ist auch gůt für ð leber gepreste. die in latein Epitulatio[5]) heysset. ¶ Itē es ist auch gůt dē leütē die dz grȳmen in dē leib habē. die in latein heysset Colica passio. vñ in teütsch ð můter siechtag[6]) oð die vngenañt.[7]) ¶ Itē es ist auch gůt für die überflüssige feüchte die vō überflüssiger kelte kōmē. vñ ettwā vō überflüssigē kaltē essen vñ trinckē. die zů latein heysset. Apoplexia aquatica. vñ dauō wirt ð mensch offt geschwollē an allē seinē leib vñ glidern zwischē haut vñ fleisch auch so sprechen ettlich meyster. es sey ð tropff den man nennt in latein paralisim. wañ ð fellet so gat er dē mēschē durch alle seine glið vñ werdē auch zerpleüet ¶ Itē es ist gůt für die würm in dē leibe. die in latein heyssen vmblici. in teütsch spilwürm. ¶ Itē es ist auch gůt für die krāckheyt ð überflüssigē feüchtē des leibs. dye i latein heyssen melancolica. ¶ Itē es ist gůt dē frawē die in kinds nöttē arbeyten dē sol man den leib wol mit salbē das erlindet[8]) in. vñ entschleüst in das sy dester leichter geberē. ¶ Itē es ist auch gůt den die gesicht wee thůn ð salbe sich alle tag mit disem balsam öle jm wirt geholffen. ¶ Itē wem das podegrā wee thůt ð salbe sich vast mit dē obgenanntē öle das hilfft vast. vñ ist es müglich das jm des gebresten geholffen mag werdē. so wirt jm damit geholffen vnd jm wirt das wee gemilteret. ¶ Itē wer kranck adern hab. vñ dē sy wee thůn vō übrigē vnreynē plůt. ð salb sich offt damit er genißt. ¶ Itē es ist gůt allen denen die geneygt sein zů ð malczigkeit. das in latein heysset lepra. ð sol es alle tag niessen ð enthalt sich lang darmit auff. vñ verzeret die bösen feüchten materij. dz es an dē menschen nit außbrechen mag. ¶ Itē es ist auch gůt den vnfruchtbarē leütē die verwarloset seind vō kost oder tranck den selben bringt es groß füdernuß an jr geburt. ¶ Itē ob ein mensch ein übelschmeckendē[9]) atem het. der nieß des selben öls so vergat es jm. ¶ Itē ein mēsch ð vil zů krancken leütē gat. ð nieß alle tag ein tropfen des selben öls so mag jm kein geschmack schaden. ¶ Item ein mensch der vil kleyder hatt/der sol es alle zeyt bey seinem gewand heben/so schaden jm die schaben vnd die milwē nit/vñ ob sy in dē gewand wärē so vertreibt es sy. ¶ Item wundē oð alt schäden sy seyen tieff oder seycht die magstu damit heylen. vnd man findt nit besser salben. ¶ Itē ob ein mensch gefallen wäre/vnd sein leib oð glider vast geschediget hette/man sol in wol damit salben. er genißt vñ heylet bald. ¶ Itē es ist auch gůt für die krāckheit die in latein heysset arena. oð in teütsch das grieß. ¶ Item ein mensch ð geren mager wär. ð nieß täglich .ij. oder .iij. tropffen ein gancz jar oder mer in jares frist verczert es jm die feüchte/vnd wirt mager. ¶ Item ein

---

[4]) Apostema. [5]) Oppilatio. [6]) Auch „bermuoter“ allein wird sonderbarerweise im Mittelalter für „Kolik“ gebraucht; vgl. „Studien zur Geschichte der Medizin“, Heft II, S. 115 Anm. [7]) Erysipel, Phlegmone, Gangrän. [8]) erweichen, lindmachen. [9]) übelriechend.

mensch d die fallende sucht habe/die in latein Epulentia heisset/der nieß des obgenannten öls. es ist außdermassen gůt vnd wirt vil leüten darmit geholffen ¶ Item es ist auch gůt den leüten die Demoniaci heyssen vnd auch allen towben leüten die sol man die schlaffadern damit salben. ¶ Item wo ein mensch grossen schmerczen hat an seinen glidern/ also das er erlamen wölte vnd das von vnreynem übrigem plůt käme daruon grösser schmercz vnd lámūg kōmen möchte an hendē vñ an füssen/der salbe sich dick damit. er genißt gar bald vnd schier &c.

¶ Itē dicz ist die salb od balsam öl da maria magdalena xp̄m mit salbet. vñ heißt oleū de marsilia od de spica.

Dieses Blatt ist, wie die verwendeten Typen zweifellos ergeben, von dem bekannten Augsburger Drucker ANTON SORG hergestellt worden, wenn auch vielleicht nicht eigentlich in seinem Verlag erschienen. Denn was sollte denn ein Verleger für einen Grund oder für eine Veranlassung haben, eine Anpreisung eines Medikamentes in den Buchhandel zu bringen?

Wenn es wirklich selbständig in die Welt ging, was trotz des Anfangs, der wie eine Anknüpfung an vorhergehendes uns anmutet, recht wohl möglich, aber keineswegs sicher ist, so kann es nur als eine Art Reklamezettel aufgefaßt werden, der auf Messen und Jahrmärkten mit dem Oleum de Spica selber gleichzeitig feilgeboten wurde.

Auf Speik, Lavandula, Spica, Spica celtica usw. hier einzugehen, besteht wohl keine dringende Veranlassung; über die älteren Anschauungen mag man sich in JOHANN SCHRÖDERS „Pharmacopoea universalis", Nürnberg 1748, S. 1434 f., orientieren. Derart als Allheilmittel gepriesen, wie auf diesem fliegenden Zettel, verbrämt mit dem Geruch der Heiligkeit durch den Hinweis auf das köstliche Nardenöl der MARIA MAGDALENA, bildet das Oleum de Spica am Ende des 15. Jahrhunderts ein interessantes Belegstück zur Geschäftsreklame im Arzneibetrieb, mehr noch als zur Geschichte der Arzneimittel und dem Schwanken ihrer Bewertung im Wechsel der Zeiten.

Noch eine **ausführliche Aderlaßinstruktion** auf einem Einblattkalender, gedruckt aufs Jahr 1490 bei JOHANN SENSENSCHMIDT in Bamberg.

1490. (A)D annū dñi MCCCXC. currentem almanach p̄sens cō-iunctio- ‖ nuz oppositionūq verarū ac mobiliū festorū in prefulgida bambergeñ ciuitate ordinatū. Pro operum inicijs tempora ‖ ex ꝯstellationib' obseruanda phoꝝ tradit autoritas quia mūdus ille inferior ꝯtignus [!] lationibꝯ supioribꝯ vt tota illi' ‖ virtus inde gubernet'. Sed cū hominis vitā ꝯseruari: aut a lapsu ipsū reduci posse aliis tpalibꝯ magis nobile videat'. ‖ Eius medendi operibꝯ dies laudabiles exacta inquisicōe infra notant'. A malis tamen int'cidentibꝯ horis quādo domin' ‖ dom' mortis videlicet vel infirmitatis &c. periculū medendis minat' seriosissime cauendū. que ex c'libet electe diei trāsuer- ‖ so

locant'. Quibus si pũct' p̃ponit' circa illas horas ⁊ paxante eas minutio nõ fiat. cũ vero pũctus illis postponit' tunc ⁊ post ipsas vene incisio paululũ differenda signat'. Morbꝫ siquidez p̃sens aut certa coniectura futur'. potissimũ minuen ‖ di temp' electũ et eciã ꝓhibitum indicat. Propterea auicenna duas fleubothomie horas distinguit electam scilicet ⁊ necessariã. Deniꝙ tempus serenũ tranquillũꝙ turbido pluuioso necnõ ventoso. eligibilius fore aduertendũ est maxime.

Eine weitere Überschrift hat der Aderlaßteil, der die linke Spalte des Großfolioblattes einnimmt, nicht mehr; der Juli ist völlig darin ausgefallen, wohl wegen der Hundstage. KARL SUDHOFF.

Eine **Aderlaßanweisung** aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. (Ms. IV, 339 in Hannover, S. 230r, Sp. 2.)

Wie man lazze sal zu den aderen

Daz blut an der hovbetadern. laz von deme hovbete wider den hovbet swern zv den ovgen. an den dvnningen oder ander dvͦhm adernn czu deme brustswern an der medianen zv den schuldern swern. die obirste zv den rippen ist die niderste czv der blasen. ander mitel adern an deme beine tale hinder deme kni zv den hvfswern. die vzerste zv den heidrvsen die innerste zu deme lenden swern. an dem enkel tale vzne czv deme zan swern an der hant bi deme lvzelin vingere czu der lungen swern. binnen bi der hant. an deme arme die oberste zu der leberen swern. die mittenste czu der milzin swern die nidersten vffe deme wͦze von alleme liebe die hals adere czvt die vmmacht in daz hovbit. laz sniden die adern. also man snidet die wuz den rossen so wirt ime baz aller siner vmmacht an deme hovbete sone mac her nicht trunken werde von dicheime tranke. KARL SUDHOFF.

Ein Nachwort zu der „Anathomia" des Brunschwig und ihrer Eingliederung in die Straßburger Drucke der „Cyrurgia".

Von

KARL SUDHOFF.

Die Erlanger Universitätsbibliothek besitzt drei Exemplare der Chirurgie HIERONYMUS BRUNSCHWIGS, alle mit der Jahrzahl M.cccc.xcvij am Ende.

Das erste Exemplar („Incun. 1047") hat weder „Anathomia" noch Nachtrag zum 4. Traktat, stimmt also mit unserer Nr. **5** auf S. 51 dieses Archivbandes überein; nur Bl. X_3 und X_4 zeigen die neugedruckte Form, wie bei Nr. **3** auf S. 50 angegeben.[1])

[1]) Bei den beiden anderen Erlanger Ausgaben findet sich diese neue Gestalt der beiden Blätter nicht, die mir aber auch noch in einem Frankfurter Exemplar begegnet ist.

Das zweite Exemplar („F. 141“) hat zwar keine „Anathomia“, wohl aber den Nachtrag zum 4. Traktat (mit 4 unbezeichneten Blättern nnd 2 blattgroßen Holzschnitten), welche zwischen Bl. LXII und LXIII, also zwischen Bogen 𝔍 und 𝔎, eingebunden sind, obgleich sie hinter Bl. XCIII gehören müßten, sollten sie an der sinnentsprechenden Stelle hinter dem 4. Kapitel des 4. Traktates eingefügt sein. Diese Einordnung würde also als Nr. **9** den 8 Kombinationen auf Bl. 50 und 51 angefügt werden können.

Das dritte Erlanger Exemplar („G. 261“) hat kein Titelblatt und dem Blatt ij des ersten Bogens die 6 Blätter „Anathomia“ in etwas kleinerem Format vorgesetzt. Es ist die erste Erscheinungsform dieses anatomischen Traktates, unsere Nr. **A** S. 62; auch die Skelettdarstellung auf der ersten Seite ist die erste Form mit dem Schnörkel zur Spitze der linken 2. Zehe. Der Nachtrag zum 4. Traktat fehlt diesem Exemplar, wir könnten also auch aus diesem Exemplar eine neue Nummer (**10.**) der Kombinationsformen machen, wenn das einen Zweck hätte.

SUDHOFF.

Zur **Bronzespritze aus der Antike** möchte ich nachträglich darauf hinweisen, daß der *πυουλκός* des GALENOS eine mir damals entgangene Aufklärung im Sinne einer kleinen Spritze mit in der ganzen Länge nach fest hineinpassender, luftdicht eingeschliffener, am unteren Ende mit einem Plättchen verschlossener, am oberen mit einem Handgriff versehener Röhre als Kolben bei HERON von Alexandria findet im II. Buche, Cap. XVIII der *Πνευματικά*. In der vorzüglichen Ausgabe WILHELM SCHMIDTS, Leipzig 1899, B. G. Teubner, der auch eine vortreffliche Übersetzung beigegeben ist, findet sich auf S. 255 eine sachgemäße Abbildung, genau dem Texte entsprechend, der folgendermaßen lautet: *κατασκευάζεται γὰρ αὐλίσκος κοῖλος ἐπιμήκης ὁ ΑΒ, ᾧ ἕτερος συνεσμηρισμένος ὁ ΓΔ, οὗ τὸ μὲν Γ ἄκρον ἐπιπεπωμάσθω λεπιδίῳ· πρὸς δὲ τῷ Δ ἐπιτόνιον ἐχέτω τὸ ΕΖ καὶ τοῦ ΑΒ δὲ αὐλίσκου τὸ πρὸς τῷ Α στόμιον ἐπιπεφράχθω λεπίδι ἐχούσῃ συντετρημένον λεπτὸν συρίγγιον τὸ ΗΘ* (Fig. 21).

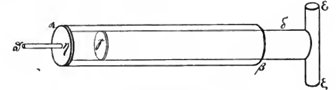


Fig. 21. „Eiterzieher“ des HERON.

Man sieht, das neueste Modell unserer „Pravaz-Spritzen“ ist bei HERON schon vorgebildet gewesen!

SUDHOFF.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Archiv für Geschichte der Medizin

Band I | April 1908 | Heft 6

Eine Urinschautafel aus Cod. Brux. Nr. 5876 nebst Kommentar.

Von

Dr. Ed. Pergens-Maeseyck (Belg.).

(Hierzu Tafel IX.)

Wenn man den begleitenden Text zu oben erwähnter Tafel durchliest, so erkennt man, daß der anonyme Verfasser starke Anklänge an Theophilos Protospatharios bietet; letzterer hat vieles aus Hippokrates, Galenos und Magnos Iatrosophista entlehnt, wie er ja selber angibt. Es schien mir deshalb angezeigt, zuerst eine kurze Übersicht der Urinnomenklatur der *Hippokratischen Sammlung* vorangehen zu lassen. Ich gebrauche die Ausgaben von Foesius und von Littré; aus den verschiedenen Schriften habe ich, um Raum zu ersparen, für jede Benennung hier nur *eine* Belegstelle angegeben; die Bände und Seiten beziehen sich auf die Littrésche Ausgabe, von dessen Übersetzung ich nur ein paar Male glaubte abweichen zu müssen.

Die *οὔρησις* (mictio V, 546) liefert den Urin (*τὸ οὖρον* V, 408; *τὰ οὖρα* II, 624). Dieser wird *περὶ νούσων δ'* (VII, 562) als eine Ausfuhr von schlechten Säften bedingend, bezeichnet; an dieser Stelle steht, daß die Urethra samt dem Munde, den Nasenöffnungen und dem Anus die vier Ausscheidungswege der schlechten Humores seien; in der ganzen Hippokratischen Sammlung schimmern diese Ideen durch; im dritten Buche der *ἐπιδημιῶν* (III, 90) wird als bemerkenswerter Befund eine große Quantität Urin ohne depuratorische Eigenschaften hervorgehoben.

Aus den verschiedenen Stellen der Sammlung kann man folgende Einteilungen zusammenstellen. Der Urin ist homogen oder nicht homogen (*οὖρα διεστηκότα* IV, 584). Er wird häufig und in großen Quantitäten gelassen (*οὖρα πολλὰ* II, 648) oder selten (*ὁ. ὀλίγα* II, 652), in geringer Quantität (*ὁ. μικρὸν* V, 684); er kann auch ganz aufhören, gelassen zu werden (*οὖρα ὑπέστη, ἀπέστη, ἐπέστη* II, 702;

αἱ ἐπισχέσιες τῶν οὔρων V, 270). Er hat keine Koktion durchgemacht, urina cruda (*οὖρα ὠμὰ* II, 624; *ὁ. ἄπεπτα* II, 147, 7), oder doch, urina cocta (*ὁ. πέπονα* II, 462); letzterer enthält ein Sediment, rot wie *ὄροβος* (*Ervum Ervilia* L.). Ferner kann er durchsichtig sein (*ὁ. διαφανέα* III, 46), klar (*ὁ. καθαρὰ* II, 648), wässerig (*ὁ. ὑδατώδεα* II, 648), dünn (*ὁ. λεπτὰ* II, 648), dick (*ὁ. παχύτερα* II, 434; *ὁ. συνεστραμμένα* V, 714), ölig (*ὁ. ἐλαιώδεα* III, 142), glasig (*ὁ. ὑαλοειδὲς* V, 658), von spermatischem Ansehen (*ὁ. γονοειδὲς* V, 286); daß letzterer Ausdruck sich nur auf den äußeren Anschein bezieht, beweist die Stelle V, 398, wo ein solcher Urin von einer Frau gelassen wurde. Hieran reihen sich der etwas blutige Urin (*ὁ. ὕφαιμον* V, 398), sowie der stark ausgesprochen blutige (*ὁ. αἱματῶδες* V, 716). Es werden dann noch adstringierende Urine (*ὁ. στρυφνά* V, 396) und solche, wie Pflanzensaft aussehend (*ὁ. ὀποειδέα* V, 396), angegeben. Schwieriger sind zu erklären die *οὖρα δασέα* (V, 460), *δεδασυμένα* (V, 620), welche den Anblick einer rohen Haut haben müssen und Kopfschmerzen, Spasmen und Exitus begleiteten.

Oben an der Oberfläche können sich Blasen befinden (*πομφόλυγες* IV, 586); hierzu gehört vielleicht das *οὖρον λαμπῶδες* (V, 534), welches von Bakchios als „glänzend und rein" erklärt wird, von Erotianos als „mit Schaum bedeckt, wie auf Wein"; eine schäumende Miktion (*ἀφρώδεες οὐρήσιες*) wird V, 546 erwähnt; V, 528 werden fermentierte Urine (*ὁ. ἐξυμωμένα*) genannt.

Der Urin kann kleine Teilchen (*τὰ ἐμφερόμενα* V, 408) enthalten; nach unten sinkt das Sediment (*ὑπόστασις* II, 138), nach oben steigt der Überzug (*ἐπίστασις* IV, 586). Hierher gehören mehr oder weniger die eben erwähnten Blasen. Im allgemeinen werden die oben schwimmenden Teilchen als *τὰς ἄνω ἐφισταμένας* (II, 142) angedeutet. Der Urin kann etwas wolkig sein (*ὁ. ὑπονέφελα* V, 704), oder ausgesprochene Wolken enthalten (*νεφέλαι* II, 140), die nach oben oder nach unten gehen können (II, 142); eine Wolke wird oft als *ἐναιώρημα* (II, 706) bezeichnet; eine solche, die nach oben steigt (*ἐναιώρημα μετέωρον*), ist III, 114 zitiert. Zur Epistasis gehört der fettige Überzug *ἐπίστασις λιπαρὴ* IV, 586). Daß der Geruch auch übel (*ὁ. δυσώδεα* II, 142) sein kann, wird niemand bezweifeln.

Die *Farben* des Urins spielen eine große Rolle. Neben farblosem Urin (*ὁ. ἄχροα* II, 624) wird solcher von guter Farbe zitiert (*ὁ. εὔχροα* II, 690). Es kommen vor weißer Urin (*ὁ. λευκὸν* II, 435, 34), sehr weißer (*ὁ. ἔκλευκα* V, 628), gelblicher (*ὁ. ὠχρὸν* II, 434), etwas gelblicher (*ὁ. ὑπόχλωρον* V, 718); ferner grasgrüner (*ὁ. χλοιώδεα*

V, 714), lauchfarbiger (*ὁ. πρασοειδές* V, 716); rötlicher (*ὁ. ὑπέρυθρον* II, 18; 700), roter (*ὁ. ἐρυθρά* II, 710), feuerroter (vielleicht goldgelber *ὁ. πύῤῥον* II, 140), die oben erwähnten blutigen und etwas blutigen (*ὁ. αἱματῶδες* V, 716; *ὁ. ὕφαιμον* V, 398); dann noch aschgrauer (*ὁ. σποδοειδὲς* V, 408), schwärzlicher (*ὁ. ὑπομέλανα* III, 702) und schwarzer (*ὁ. μελάνα* III, 110). Endlich ist zu erwähnen der unbestimmte Ausdruck „von dunkler Farbe" (*ζοφῶδες* V, 716) und der „verschiedenfarbige Urin" (*ὁ. ἐκποίκιλα* V, 628). An diese Farben des liquiden Urins reihen sich folgende der Sedimente; die Hypostasen sind rot (*ἐρυθρός* II, 700), rot wie *ὄροβος* (*Ervum Ervilia* L., II, 462), sublivid (*ὑποπέλιον* V, 712), ganz bleifarbig (*πελιδνή* III, 40), schwärzlich (*ὑπομέλανα* II, 702), schwarz (*μελάνα* V, 714); ein galliges Sediment (*χολώδεες ὑποστάσιες* IV, 584) dürfte hierher gehören. Das Sediment kann homogen sein (*λείη* II, 138), es kann wie Roggenmehl aussehen (*ὁ. κρίμνα, ὁ. κριμνώδεες* III, 40), wie mit glattem Schabsel vermischt sein (*ξυσματώδεα μαδαρά* 'Λ) 438), wie mit kleinen Schuppen (*πιτυρώδεα* IV, 530), Schälchen (*λεπίδας* IV, 432), Lamellen (*πεταλώδεες* III, 40), Krümeln (*θρομβώδεα* IV, 526; *τροφιώδεα* IV, 526). Ein Sediment, wie Schlamm aussehend, ist V, 712 (*ἰλυώδεα*) zitiert; sandiges Sediment (*ψαμμώδεα* IV, 530), ein hagelähnliches (*χαλαζῶδες διαχεόμενον* V, 94), steiniges (*λιθιδίων οὔρησις* V, 718) und marmorharte Stückchen (*πῶροι ἐν τοῖσιν οὔροισι* VI, 64) sind bekannt. Ein fettiges (*λιπαρότητος* II, 142), ein leimiges (*ὑπόγλισχρος* III, 40) kommen vor, sowie eitrige Deposita (*ὁ. πυῶδες* II, 166) und kleine Fleischteilchen, fein wie Haare (*σαρκία σμικρὰ ὥσπερ τρίχες* IV, 530) bei Nierenleiden. Endlich wird Urin zitiert, aussehend wie solcher von Eseln (VIII, 86) oder von Lasttieren im allgemeinen (V, 446).

In den Hippokratischen Schriften findet man schon die Warnung, topische Blasenleiden nicht mit Allgemeinleiden zusammenzuwerfen; der Schaum bei Nephritikern, der fettige Überzug bei fettiger Nierenentartung sind gekannt. Von den farbigen Sedimenten fehlen einige, die bei THEOPHILOS vorkommen.

Die Schrift *περὶ οὔρων* des THEOPHILOS PROTOSPATHARIOS ist in IDELERS *Physici et medici graeci* 1841 abgedruckt; ich habe diese Ausgabe benutzt; sie scheint eine Reproduktion von GUIDOTS Ausgabe zu sein. Die Idee von den Beziehungen zwischen Blut und Urin, welche durch das Corpus Hippocraticum ziehen, ist bei THEOPHILOS deutlich ausgesprochen: *Οὖρον τοίνυν ἐστὶ τὸ περιήθημα τοῦ αἵματος* (I, 262), der Urin ist ein Filtrat des Blutes. Er gibt viele

Farbenbezeichnungen, und zwar mit einer Auslegung, die für das Verständnis derselben sehr nützlich ist, da man sich dem Namen nach bei einigen davon etwas ganz anderes denken würde. Zuerst wird weißer Urin beschrieben (*ὀ. λευκόν* I, 266), welcher mehrere Unterabteilungen hat als: *κρύσταλλος* wie Kristall, *χίων* wie Schnee, *τίτανος* wie Kalk, *ὕδωρ ἀκραιφνές* wie reines Wasser, *γαλακτῶδες* wie Milch, *ὀ. γλαυκόν* durchsichtig wie die Hornhaut des Auges (*ὡς κέρας διαυγές*); dies ist das *cornu lucidum* der späteren Autoren; zum Weiß rechnet Theophilos auch das *ὀ. χαπορόν*, welches wie *ἔρια ὑπόλευκα*, weißliche Hare des Kamels aussieht oder wie Onyx.

Wenn der weiße Urin etwas Galle aufgenommen hat, so wird er *ὕπωχρον* wie halbgekochte Suppe; mit mehr Galle wird er *ὠχρὸν*; diese Farben korrespondieren dem *subpallidus* und dem *pallidus* der Späteren. Das *ὑπόπυῤῥον* und *πυῤῥόν* würde man wohl mit den Farben des Feuers und der Flammen zusammenbringen; dafür hat Theophilos *ξανθός* und *ὑπόξανθος*, während *πυῤῥός* mit echtem Golde und *ὑπόπυῤῥος* mit keltischem Golde (aus Gallien) verglichen wird; die späteren lateinischen Autoren geben letztere Farben mit *rufus* und *subrufus* wieder, während *ξανθός* und *ὑπόξανθος* mit *rubicundus* und *subrubicundus* übersetzt wurden. Unter *ἐρυθρός* versteht Theophilos die Blutfarbe, d. i. reines Blut, unser arterielles Blut; unter *ὑπέρυθρος* folgt er dem Galen und nimmt dafür die Purpurfarbe; sie entsprechen dem *rubeus* und *subrubeus* der Späteren. Als *οἰνωπός* wird die Farbe von ganz dunkelm Wein bezeichnet, das *inopos*, *ynopus* der Späteren. Sehr kurios ist das *κυανοῦν*, worunter Theophilos die Farbe von „verdorbenem Blut mit roter Galle" *γάρον* (Lake), versteht, wie Urin bei Ikterus. Jedenfalls ist die Farbe nicht unser Himmelsblau; auch dem Theophilos scheint die Bezeichnung fremd vorzukommen, denn er erklart nebenbei, daß Galen mitteilt, daß *κυανεός* entsteht, wenn blendendes Weiß auf Schwarz fällt. Die lateinischen Bearbeiter haben kyanos, cyaneus; unser Cod. Brux. 5876 gibt die Erklärung dabei: wie apfelfarbiges Fleisch, d. i. dunkelbraunrotes Fleisch. Als *φαιόν* bezeichnet Theophilos das Grau, aus Schwarz und Weiß gemischt, *fuscus* bei den Lateinern. Als *χλωρόν* wird das Grün des Grases und des Kappus genommen (*ὡς πράσινον κραμβίζον*), *ut caulis viridis* der Lateiner, verde comme colles in Cod. Brux. Hierzu rechnet Theophilos *ἰῶδες* (veilchenfarbig), *σμαραγδίζον* (smaragdgrün), und *ἰσατῶδες* (Isatis tinctoria L.); nach ihm sind sie sämtlich mehr oder weniger *χλωρός*. Als *πελιδνός*, bleifarbig, nimmt er ein Grau,

dunkler als *φαιός*; die Lateiner geben *plumbeus* und *lividus* dafür. Endlich *μέλας* für Schwarz.

Der anonyme Traktat aus Brüssel Nr. 5876 hat fol. 154 v. die begleitende Zeichnung in Farben ausgeführt; hier ist sie auf das halbe Format reduziert. Ich habe die Anordnung der Abteilungen in nachstehender Liste beibehalten und die Farben des Originals daneben gesetzt. Außen vom Kreise befindet sich an vier Stellen je ein hervorstehender Arm, welcher ein Uringefäß hält. Die wolkenartige Figur, woraus der Arm hervorragt, ist blau gefärbt, der Ärmel rot. Die Flasche links vom Leser oben hat drei farbige Abteilungen: oben schmutzigbraunrot, dann ein grauer Strich, unten schmutzigrot. Die Flasche links vom Leser unten hat auch drei Farben: oben rot, dann rotbraun, unten braun. Die obere Flasche rechts weist Striche auf in folgender Anordnung von oben nach unten: rot, weiß, gelb, weiß, gelb, hellgrau, rot; die untere Flasche hat braunroten Urin, stellenweise etwas heller und dunkler. Man wird bemerken, daß die vier Flaschen einen mehr ausgesprochenen Hals haben und oben die Mündung sehr flach umgebogen ist, während die anderen Flaschen einen kürzeren Hals haben und oben nur ausgebuchtet sind. Ähnlich, aber stärker ausgebuchtet sind die Abbildungen im Cod. Lips. Nr. 1192; einen sehr breiten Hals haben die Flaschen in Kethams *Fasciculus medicinae* (1491); Cod. Lips. Nr. 1177 nimmt für die Flaschen eine intermediäre Stelle zwischen beiden letzteren ein.

Codex Brux. Nr. 5876, fol. 154v.	Farben des Urins in der Originalzeichnung
I. Parfaitte digestion	
1. Rousse comme fin or	vergoldet
2. Roussastre comme or qui est matte	vergoldet, mit Schwarz überzog., um zu mattieren
II. Moyenne digestion	
3. Citrine comme couleur de pomme citrine non remise	schmutzigrot
4. Soubzcitrine comme couleur de pomme citrine remise	id., aber mit rotem Fundus
III. Commenchement de digestion	
5. Palle comme char demi crue nient remis	schmutziggelb m. schwärzlichem Fundus
6. Palle comme jus de char demi crue remis	violettfarbiges Grau mit rotem Fundus
IV. Indigestion	
7. Karopos comme poil de camel	schmutziges Blaugrau

8. Blanche comme uneughe	id., aber heller
9. Blanche comme corne luisant	wie blondes Horn
10. Blanche comme eaue pure	weiß
V. Mortification	
11. Noire de mortiffiement comme des corne bien noire	schwarz
12. Noire darsin comme dencre	id.
13. Lividus comme plont	blaugrau
VI. Adustion	
14. Verde comme colles	zwisch. olivgrün u. schwarz
15. Kyanos char pomonastre	dunkelbraunrot
16. Inopos comme couleur de fyc ou noire flamme	karminrot mit schwarzen Streifen
VII. Excès de digestion	
17. Vermeille comme flambe de feu	zinnober
18. Vermeille comme flambe de feu demise	dunkles Karmin
19. Rouge comme moyent doef	gelb mit ziemlichem Rot gemischt
20. Rougastre comme saffren doccident	rotgelb

Ich lasse nun den Text folgen. Es wurde zuerst darauf hingewiesen[1]) durch Herrn VAN DEN GHEYN, Konservator der Manuskriptensammlung der Kgl. Bibliothek zu Brüssel, dem ich auch für die Beihilfe an schwierigen Stellen, sowie für die Kollation meiner Abschrift hier meinen besten Dank abstatte. Die Handschrift stammt aus dem XV. Jahrhundert.

De la Signiffiance de toutes Orines.[2])

Fol. 154 v.

Ly dissz demonstre commēt on puet & doit congnoistre le signiffiance de toutes orines. Et par ceste de dessoubz quelle quelles soyēt puet on delles jugier.

On doit commencher premierement ou chief qui est le plus noble pour les orines lesquelles nous devons congnoistre tos les maulx qui sont a la nuysance des hommes et des femmes par fisicque.

¶ Sachiez que orine et signiffiante de deux choses propres et nient propres.

¶ La propre signiffie dole de foye et de vaines et de vecie et de rains.

Toutes les autres ne sont nient propres.

---

[1]) VAN DEN GHEYN, Un ancien MS. des sciences naturelles (Nr. 5874—5877, Bibl. R. Brux.) 1907, Soc. scientif. de Brux. t. 29, fasc. III.

[2]) Der Titel fehlt in der Handschrift und ist dem Anfangssatze entnommen. Die inkonsequente Schreibweise des Originals ist beibehalten.

Fol. 155.

¶ En orine a trois choses de diverses substances, couleurs et siege.

¶ Ly une donne ocquorson de substance, lautre de couleur, et lautre de siege.

¶ Comme il soit ainsy que quatre qualitez soyent en chũn corps humain chaleur, secheresse, froideur et humeur et ce sappert clerement par lorine, car lorine qui est de rouge couleur signiffie chaleur. La blance signiffie froideur. La tennueue signiffie quant elle est clere, secheresse, lespesse signifie humeur cest moisteche. Le rouge et lespesse, cest par trop grant habondance de sang. Le rouge et clere signiffie colericque. Se elle est blanche et espesse ce signiffie fleume. Se elle est blanche et clere ce signiffie melancolie.

Pour ce que le chief est rachine de tous membres nous devons premierement commencer au chief. Or le cercle de lorine est gros ce signiffie doleur de chief. Et sil est rouge ce signiffie quil y a trop de sang ou chief devãt Et sil est ainsy que les cercles sont citrins ce est ung ga'ne ou rouge et desyc ce signiffie quil a mal en la destre partie du chief et ceste dolour naist de la rouge colle. Se le cercle est blanc et espes ce signiffie que il a mal derriere ou chief et la est le siege de la fleume. Sil est blanc et clere ce signiffie melancolye.

¶ Aprez tout ce se lorine est rouge et espesse ce signiffie fievre qui vient par sang le sang est chault et moiste, la chaleur le fait rouge et la moisteur espesse. Se lorine est rouge et tenuene et clere ce signiffie fievre tierce qui naist de colle rouge elle est tres chaulde et seiche le chaleur le fait rouge et la secheresse clere.

¶ Se lorine est blanche et espesse ce signiffie cotidiane qui vient de fleume, le fleume est froit et moiste, le froit fait blanche orine et le moisteur le fait espesse. Et quant le cotidiane se doit partir si a plente dorine et si est clere pour ce quil en y a moult elle signiffie le mauvaise matere qui se derompt, et pour ce quelle est clere elle signiffie a oster la chaleur et la bouillant matere.

¶ Quant orine est blanche et clere ce signiffie fievre quarte qui vient de melancolye et par sa froidure fait lorine blanche et par sa secheresse elle la fait clere.

¶ Se lorine est noire et espesse ce signiffie que le tiercaine se desloye et depart de ce quelle est espesse signiffie la matere crue et froide.

¶ Se lorine est en aucune maladie citrine un petit moins que blance et espesse et troublee elle signiffie une maladye quil a ou coste senestre que on appelle plueresin et pour ce que il la ou senestre lez il est plus fort quau destre. Et selle est rouge et espesse elle signifie celle meisme maladie ou destre lez pour ce quil est plus chault que le senestre lez.

¶ Se lorine est rouge et clere ce signiffie doleur de foye qui vient de chaleur. Et se elle est moult rouge et espesse ce signiffie appostume de foye. Et se elle est ou fons du vaissel clere iusques a la moittie et dessus espesse et trouble ce signifie doleur de chief. Et se

lorine est rouge et espesse aussy ou fons du vaissel ce signiffie fievre aigue. Et selle est clere de dessoubz et

Fol. 155v.

troublee deseure ce signiffie que le fievre estancque. Et se aucun a fievre et il fait au commencement rouge orine et espesse et apres blanche et clere signiffie frénésie. Et selle est blanche et clere et plantureuse ce signiffie destempräce de rains. Et sil y a peu dorine et elle est laxative ce signiffie pierre en le vecie et dont apparoir doit blanche gravelle. Et se le fons de lorine est graveleuse et rouge ce signiffie que la pierre est a rain ou elle y vendra. Et sil y a peu dorine et elle est clere et blanche ce signiffie digestion destomac. Et selle est clere et palle un pou moins ce signiffye la digestion du foye. Et selle est ung pou meslee dedens de noir ce signiffie que le foye est eschauffez. Et selle est citrine ou moins que citrine cest ung pou jaune et elle appert en cantite de couleur de saffren ce signifie pesanteur.

¶ Orine citrine un peu moins que citrine et moyennement clere et pure substance et ingal signiffie homme sain qui est sanguin.

¶ Orine blanche ainsy que le glaire dun oef et moyennement clere ou pure substance ingal signiffie melancolye.

¶ Orine rouge un peu moins que rouge et espesse dessus et dessoubz clere signifie sanseflume.

¶ Orine qui est blanche au matin et rouge devant disner et apres mengier blanche signiffie a estre homme sain.

¶ Orine crasse et troublee signiffie fievre et selle est blance elle signiffie douleur de chief tout entour.

¶ Orine en fievre se elle est blanche au VII[me] jour tenuene et doit estre au premier iour blanche et au second iour rouge telle orine signifie garison.

¶ Orine qui est crasse et moult blanche comme celle qui a maintes couleurs signiffie cotidiane durable.

¶ Orine sanglente signifie que cilz ou celle qui la faitte a le vecie mauvaise d'oucune pourreture qui est dedens.

¶ Orine qui est petite et carnue signiffie mal de rains.

¶ Orine poudreuse signiffie que la vesica est bleschie.

¶ Orine sanglente et mise hors par piecettes signiffie quant il y a ainsy que piecettes de sang grant mal dedans le corps et meisment en le vecie.

¶ Orine qui chiet par gouttes et noire signifie grant enfermete mauvaise.

¶ Orine noans sur une craisse rougeur icelle signiffie grande enfermete.

¶ Orine de femme se lorinal reluist a maniere dargent et elle vomist souvent et na voulente de mengier signiffie est enchainte.

¶ Orine de femme blanche et pesans et luisans signiffie doleur de rains.

¶ Orine de femme qui escume dessoubz et dessus est clere signiffie doleur de chief.

Theophilos Protospatharios		Cod. Brux. Nr. 5876	Cod. Lips. 1177	Cod. Lips. 1192
πυῤῥός	1.	rousse comme fin or	rufus ut aurum non remissum	wie 1177
ὑπόπυῤῥος	2.	roussast. comme or qui est matte	subrufus ut aurum remissum	id.
	3.	citrine comme coul. de pomme citrine non remise	citrinus ut color pomi citrini nō remissus	citrinus ut color pomi citrini remissi
	4.	soubzcitrine comme couleur de pomme citrine remise	subcitrinus ut color pomi citrini remiss'	subcitrinus ut color pomi citrini non remisse
ὠχρός	5.	palle comme char demi cruenient remis	pallidus ut idem remissior	pallidus ut succus carnis crudi non remisse
ὕπωχρος	6.	palle comme jusde char demi crue remis	subpallidus ut brodiū carnis sēī crude	subpallidus ut succus carnis semicrudae non remissus
χαροπός	7.	karopos comme poil de chamel	karopos ut vellus cameli	wie 1177
γαλακτώδης (?)	8.	blanche comme uneughe	glaucus ut cornu lucidum	lacteus ut est serum lactis
γλαυκός	9.	— — corne luisant	lacteus ut serū	glaucus ut est cornu album
λευκός, κρύσταλλος	10.	— — eau pure	albus ut aqua putrida	albus ut aqua pura mal. sign. in puero
μέλας	11.	noire de mortiffiement comme de corne bien noire	niger mortificaōīs ut cornu bñ nigrū	niger ut cornu bene nigrum mortificationem significat
μέλας	12.	noire darsin (= noir de Chine)	niger adustionis ut incaustum	niger ut incaust., adustionem signific.
πελιδνός	13.	lividus comme plont	plumbeus ut plūbū	lividus est ut plumbum, valde malum
χλωρός	14.	verde comme colles	viridis ut caules	viridis est ut succus caulis
κύανος	15.	kyanos comme char pomonast.	kyanos ut sanguis pustrescñs	wie 1177
οἰνωπός	16.	inopos comme ... fyc ou noire flamme	ynopos ut color epatis vl' vinū nigꝝ	inops ut color epatis vel vinum nigrum
ξανθός	17.	vermeille comme flambe de feu	rubicund. ut flam̄a igīs nō rem.	wie 1177
ὑπόξανθος	18.	— — — — — demise	subrubicñd' ut flam̄a igīs rēīssa	id.
ἐρυθρός	19.	rouge comme moyeuf d'oef	rubeus ut c°cus oriētalis	id.
ὑπέρυθρος	20.	rougastre comme saffren d'occident	subrubeus ut crocus occidētalis	id.

¶ Orine de femme qui a doleur daller selle a fievre cartaine et le orine est entre vert et noir ce signifie mort sans retour. Ainsy poez congnaistre les maladies des corps humains.

Vergleicht man obige Tafel mit dem Text, so bemerkt man, daß sie nicht Originalabhandlungen sind, sondern daß der Verfasser die Tafel irgendwo entnahm und den Text auch. So kommen z. B. karopos, inopos nicht im Texte vor. Von den Farben, die sich bei Theophilos nicht separat vorfinden, sind zu erwähnen *citrine* und *soubzcitrine*, ferner das *noire darsin comme dencre*. Nun wird *darsin* meistens als Zimt übersetzt; ich glaube jedoch, daß hier *dâr sini* das Reich China bedeutet, und daß man hier die Nuance „schwarz wie chinesische Tusche" vor sich hat. Eine der weißen Farben in der Tafel hat *blanche comme uneughe*; [1]) letzteres Wort habe ich nicht verstehen können; nach Parallelstellen, welche in Sudhoffs „Studien zur Geschichte der Medizin", Heft I, „Tradition und Naturbeobachtung" 1907, S. 11 ff. und Taf. III, IV vorkommen, scheint es *serum lactis* zu sein. Zur bequemeren Übersicht habe ich in umstehender Tabelle Sudhoffs Leipziger Tafeln und Theophilos Benennungen mit denen der französischen Tafel zusammengestellt.

[1]) Wenn es nicht einfach uneighe = Schnee ist.

Zur Geschichte der Perkussion von ihrer Bekanntgabe durch Auenbrugger (1761) bis zu ihrer Wiederbelebung durch Corvisart (1808).

Von Bernhard Noltenius-Bremen.
(Aus dem Leipziger Institut für Geschichte der Medizin.)

(Schluß.)

Von Bedeutung für die Perkussion wurde die Wiener Schule dadurch, daß die Schüler Stolls die neue Entdeckung in die Welt hinaustrugen. Mögen auch nur wenige die Übung und Beobachtungsgabe ihres Meisters in dem Maße besessen haben, daß sie selbst die Perkussion wirklich fruchtbringend verwenden und weiterbilden konnten: gekannt und geachtet haben sie die neue Kunst sicherlich alle. Hingen sie doch mit fast schwärmerischer Verehrung an ihrem Lehrer. Hören wir nur die überschwenglichen Lobeserhebungen seines Schülers Gotthard, die freilich die eigene Person des Lobredners auch nicht zu kurz kommen lassen:[1])

„Stoll ist der einzige, nach welchem eine Krankheit gründlich untersucht, richtig erkannt, und genau bestimmt werden kann ... Ich, lieber Leser, habe diesen Mann, Aesculaps mächtige erhabene Zierde — Österreichs Hippokrat — gekannt, der müde vom Wandel des Lebens — vom Kummer — Ehrverletzungen — Hasse und Neide und Ränken, die im Wettstreite von allen Seiten ihn untergruben, im Tal der Frohen, im heiligen Dunkel nun ruht, ewig für Wien, für die Welt verloren. Ich genoß durch drei Jahre seinen Unterricht, und zugleich seine Freundschaft; ich war der letzte unter seinen Zöglingen, mit denen er noch wenige Stunden vor seinem Hinscheiden, am Krankenbette, warm sprach. Von 1784 bis 1787 war er mein Lehrer; mein treuer Führer, mein Alles. Ruhe sanft, heiliger Schatten! Mein Herz soll Dir mit seinem letzten Schlag noch Dank schlagen."

Solche Schüler sind gewiß nur zu bereit gewesen, die Lehren Stolls gläubig hinzunehmen. So finden wir denn auch bei Gotthard die Perkussion erwähnt. Seine Ausführungen lehnen sich ziemlich eng an Stolls Lehren an und lassen nicht recht durchblicken, wie weit er aus persönlicher Erfahrung über die Perkussion Auskunft zu geben weiß. Immerhin berichtet er klar und sachlich über die neue Untersuchungsmethode:

Nach Letzterem (Auenbrugger) läßt man den Kranken in einem dünnen Hemde, am Rande des Bettes oder im Bette selbst, sitzen, befiehlt ihm, tief Athem zu holen, und denselben so lange anzuhalten, bis man mit einigen Fingern oder mit der ganzen Hand an einigen Stellen des Thorax unter den Schulterblättern und Brüsten gegen den Rücken hin einige Anschläge angebracht, und darauf einen mehr oder weniger dumpfen Schall wahrgenommen hat, der bei freier und unge-

[1]) Jos. Fr. Gotthard, Leitfaden f. angehende Ärzte, Erlangen 1793, Vorerinnerung.

schädigter Brust jenem gleicht, den man wahrnimmt, wenn man an ein hohles Faß behutsam mit dem Finger anpocht, der aber, wenn die Lunge heftig entzündet, scirrhös oder tuberkulös verhärtet, oder von Wasser und Eiter zusammengepreßt ist, jenem beykömmt, wenn man auf einen Schenkel, oder anderen festen, nicht wiedertönenden Teil des Körpers anschlägt. . . . Diesen Versuch sah ich öfters und immer entscheidend vom großen Stoll anwenden."[1])

Ein anderer Schüler Stolls gab ein Büchlein[2]) heraus, das ähnlich dem vorhergehenden als Anleitung für junge Ärzte gedacht war. Der Herausgeber meint: „Das, was ich dem Publikum vorlege, verdient vielleicht Achtung, weil es ursprünglich von Stoll herrührt." Auch in diesem ganz aphoristisch gehaltenen Bändchen werden Auenbruggers Lehrsätze und Kunstgriffe empfohlen, um den Sitz mancher Brustkrankheiten zu entdecken (S. 70).

In vollster Mannesblüte riß ein jäher Tod den erst 45jährigen Stoll aus dem Leben heraus. Der Verlust war für die Wiener medizinische Fakultät um so unersetzlicher, als sein Nachfolger Jacob Reinlein als klinischer Lehrer ganz unfähig war. Der glänzende Ruf der Klinik schwand schnell dahin. Die Stätte, wo Stoll gelehrt hatte, war bald völlig verwaist. Um seine eigenen Finanzen zu verbessern, belegte Reinlein nicht einmal die wenigen Betten, die ihm für den klinischen Unterricht zur Verfügung standen. Ein solcher Wechsel mußte auch auf die Perkussion zurückwirken. In der Tat erfahren wir nirgends, daß sie in der Klinik noch geübt wurde.

Da der Verfall des medizinischen Unterrichts allmählich zu augenfällig wurde, erhielt Reinlein im Jahre 1795 seinen Abschied. An seine Stelle trat wiederum ein bedeutender Arzt, Johann Peter Frank, heute noch bekannt durch sein großes, sechsbändiges Werk „System einer vollständigen medicinischen Polizey", das ihn zum Begründer einer neuen Disziplin, der gerichtlichen Medizin und öffentlichen Gesundheitspflege macht. Rohlfs[3]) rühmt ihn als einen der wenigen Kliniker, welcher die Auenbruggersche Entdeckung zu würdigen wußte und sie am Krankenbette anwandte, während Merbach[4]) meint, daß Frank überhaupt keine klare Vorstellung von der Perkussion gehabt habe. Merkwürdigerweise berufen sich beide auf eine (recht ungenaue) Übersetzung einer und derselben Stelle aus Franks Werk: de curandis hominum morbis epitome, wo

[1]) l. c. S. 161.

[2]) Allgemeine Anleitung Kranke zu examinieren, Marburg 1792 (anonym).

[3]) Rohlfs, Die medizinischen Klassiker Deutschlands, II, S. 166, Stuttgart 1880.

[4]) Merbach, Leop. Auenbrugger und die Anfänge der Lehre der Perkussion 1861, S. 70.

der Hydrothorax behandelt wird. Ursprünglich lautet die Stelle so: [1])

„Diu nimis ad lectulos aegrotorum, thoracis hoc in morbo percussio, ut magnum certe diagnosis in eodem momentum neglecta fuit. Alium omnino magisque obtusum sonitum thorax ab aquis repletus, quam ab illis vacuus, expertis satis auribus offert; atque solo hoc signo innixi, tam clarus ac nobis quondam amicus Vindobonensium medicus, quam illustris Galliae nunc archiater, qui illius docti viri de percussionis thoracicae subsidio scripta in suae gentis utilitatem proprio idiomate condecoravit, non paucos, eosque gravissimos thoracis morbos rectissime judicaverunt. Dum vero idem hoc diagnosis subsidium vel optime cuivis commendandum esse credimus; non ideo hoc ipsum, ab illis ipsis impedimentis, quae aquae in pectoris cavis fluctuationem intercipiunt, liberum declarare, et in obesis aeque ac macilentis in hominibus successurum esse contendimus."

Wenn Frank am Anfang der zitierten Äußerung von der allzu lange vernachlässigten Perkussion spricht, scheint Rohlfs mit seinem Urteile im Rechte zu sein. Anderseits wird Merbachs Ansicht verständlich, wenn wir lesen, daß er den Wert der Perkussion nicht wesentlich höher anschlägt als die hippokratische Succussio.

Um über die Frage, wie Frank sich zum Inventum novum gestellt hat, Klarheit zu gewinnen, muß von dem obigen Zitat ganz abgesehen werden. Es stammt nämlich aus einer Zeit, in der Corvisart[2]) — illustris Galliae archiater — bereits einen Aufschwung in der Anwendung der neuen Untersuchungsmethode herbeigeführt hatte. Nach 1808 konnte es kein Ruhm mehr sein, z. B. auf den gedämpften Schall hinzuweisen, den pleuritische Schwarten hervorrufen, wie es Frank (was den genannten Autoren entgangen ist) getan hat.[3])

Zieht man nur die Äußerungen in Betracht, die Frank vor dem Erscheinen der Corvisartschen Übersetzung über die Perkussion getan hat, so ist festzustellen, daß er die neue Kunst bereits vor 1808 gekannt hat. Ist dies schon daraus zu entnehmen, daß er mit Auenbrugger befreundet gewesen ist (clarus quondam nobis amicus Vindobonensium medicus nennt er Auenbrugger), so erwähnt er 1792 ausdrücklich die Perkussion bei Gelegenheit des Empyems, das unter anderem ex pleniore subinde concussi pectoris sonitu[4])

[1]) Frank, De curandis hominum morbis epitome VI, Pars I, S. 238, Tubingae 1811.

[2]) Es ist nicht unmöglich, daß Frank von Corvisart persönlich zu erneuten perkutorischen Versuchen angeregt worden ist, da Frank wiederholt von Napoléon konsultiert wurde. Jedenfalls hat Frank bei solcher Gelegenheit mit dem Leibarzt Corvisart gesprochen.

[3]) l. c. VI de retentionibus S. 183, Pars II, Viennae 1820.

[4]) Frank, l. c. II de inflammationibus S. 156.

diagnostiziert werden konne. Ob Frank überhaupt, ob er regelmäßig perkutiert hat, wissen wir nicht. Es ist aber möglich. Jedenfalls brachte er der Perkussion eine gewisse Skepsis entgegen und schlug sie nicht allzu hoch an. So behauptete er im Jahre 1789, kleine Ergüsse seien überhaupt nicht nachzuweisen durch die Perkussion, und auch bei vorhandenen Pleuraverwachsungen lasse sich perkutorisch nichts herausbringen. Die Stelle lautet:[1])

„Non loquor hic de nova methodo, qua Avenbruggerus pectoris hydropem per thoracis pulsationem distinguere docuit: ubi enim pulmo, quod saepius fit cum pleura concretus est, vel ubi crassos, pinguesque corpore homines, in hunc morbum procliviores examinamus, vel ubi parca adhuc seri quantitas ad imam thoracis partem super diaphragmate stagnat: ex sono pectoris nihil omnino eruere poterimus."

Die Succussio Hippocratis beschreibt er dagegen sehr ausführlich und nennt sie ein certe non inane experimentum.[2])

Um die Wende des Jahrhunderts werden die Spuren der Perkussion immer spärlicher, wenigstens in der offiziellen wissenschaftlichen Literatur Wiens. Daß sie deshalb in der Praxis nicht verschwunden war, daß mancher Schüler Stolls sich ihrer gelegentlich oder regelmäßig bediente, ist deshalb aber nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich. Erwähnt wird sie noch einmal von Vering, einem Stabsfeldarzte in einem Aufsatze über eindringende Brustwunden. Hier gibt er als ein (freilich sehr unzuverlässiges) Zeichen für ein Blutextravasat an, daß das Klopfen auf der verwundeten Seite einen dumpfen Ton ergibt.[3]) Und noch kurz, bevor Corvisarts Buch erschien, schrieb der Wiener Kliniker Joh. Valentin Edler von Hildenbrand: „Man muß sogar zuweilen bey der Untersuchung der Brustkrankheiten, um den inneren Zustand der Brusthöhle besser zu erkennen und zu beurteilen, zu einem gelinden Beklopfen seine Zuflucht nehmen."[4])

Ob Auenbrugger mit deutschen Ärzten außerhalb Österreichs in persönliche Berührung gekommen ist, wissen wir nicht. Nur bei Jacob Friedrich Isenflamm läßt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Dieser, ein geborener Wiener, kam nach Beendigung seines Studiums im Jahre 1750 in seine Vaterstadt zurück, um

[1]) Frank, Delectus Opusculorum medicorum Ticini 1789, Bd. VI: Oratio academica de signis morborum ex diversa positione corporis et partium eius petendis S. 26.

[2]) l. c. S. 26.

[3]) Abhandlungen der k. k. Med.-chirurg. Josephsakademie zu Wien II. Bd., S. 337, 1801.

[4]) Initia institutionum clinicarum, Wien 1807, Abschn. 380.

van Swieten und de Haën zu hören. Gleichzeitig trieb er Praxis. Zwölf Jahre blieb er in Wien, erlebte also noch dort das Erscheinen des Inventum. Daß er die Perkussion nicht nur vom Hörensagen kannte, sondern sie praktisch hatte ausüben sehen, läßt die früher erwähnte Äußerung über Gasser erkennen. Isenflamm war ein überzeugter Anhänger der Perkussion und gebrauchte sie auch noch, als er 1763 einem Rufe als Professor der Anatomie, Physiologie und gerichtlichen Medizin nach Erlangen gefolgt war. Es lag in der Natur seines Faches, daß er die neue Kunst nur an Leichen erproben konnte; das veranlaßte ihn wohl auch, im bewußten Gegensatz zu Auenbrugger, mit der bloßen Hand auf dem nackten Körper zu perkutieren. Über seine Stellung zum Inventum novum erhalten wir aus zwei Dissertationen Kenntnis, die er in seinen commentationes de difficili in observationes anatomicas epicrisi veröffentlichen lies. In der ersten findet sich folgender Sektionsbericht:[1])

„Antequam pectus publice aperiretur, accidit ut nihil fere cogitans magis quam praemeditato consilio sinistri thoracis integumenta nuda manu percuterem, atque illico non sine attentione sonitum suffocatum et percussae carnis instar perciperem, cuius caussam pus vix discissis integumentis profluens manifestavit. Potuisset ergo in hoc praecipue casu me percussio thoracis, quae reperturus essem, docere, licet inventi gloriam viri Celeberrimi veteribus et imprimis jam Hippocrati vindicent."

Also auch Isenflamm konnte sich dem Einfluß der celeberrimi viri — gemeint sind Vogel und Baldinger — nicht entziehen und gibt in blindem Autoritätsglauben die Behauptung wieder, daß schon Hippokrates perkutiert habe. Auenbruggers Namen wird in der Anmerkung zitiert, jedoch ausdrücklich hinzugefügt: „non tamen *nuda* manum *nudum* pectus pulsandum esse docetur".

Auch in der zweiten Dissertation[2]) finden wir das Inventum mit der Einschränkung erwähnt, daß die Perkussion im Altertum bekannt gewesen sei, wiederum unter Berufung auf die Vertreter der Göttinger Schule. Es heißt dort: „de quo tamen invento, num jam Hippocrati huius rei in Coac. Praesagiis 409. 432 mentionem facienti vindicandum sit, legere oportet Ill. Vogelii diss. de hydrope pectoris et Ill. Baldingeri scriptum elegans de lectione Hippocratis medicis summe necessaria." Sachlich wird in dieser Arbeit die Succussio Hippocratis von der Perkussion klar unterschieden, wie die folgenden Ausführungen dartun:

[1]) Roth, G. L., Diss. inaug. de difficili in observ. anat. epicrisi commentatio VI, Erlangen 1779.

[2]) Neuhoff, Car. Ludwig, Diss. inaug. de difficili in observat. anatom. epicrisi commentat. IV, Erlangen 1773.

„Elevatum corpus pueri sane non ponderosum sat valide concussi, numquid forte fluctuationis audiri posset, at nihil ego distincte audire, nihil alii poterant. At et thoracem in utroque latere, licet in cadavere mortuo, percutere in mentem venit, num forte sic vel differentia quaedam, vel morbi indoles magis sese esset exhibitura. Quod tum, ut fieri oportet, juxta regulas pluries facerem, non sane imaginarium sed notabile quoddam discrimen ab eo sono observavi, qui percusso thorace non vivorum tantum, sed et aliorum cadaverum percipi solet. In utroque scilicet latere thorax percussus, licet longe magis in sinistro quam in dextro carnis percussae obtusum et quasi suffocatum sonum edidit."

Mit der VOGELschen Abhandlung, auf die ISENFLAMM hinweist, ist die Arbeit eines Doktoranden VOGELS, FRIEDRICH HARGENS gemeint,[1]) bei deren Abfassung dieser freilich weniger beteiligt gewesen zu sein scheint als sein Lehrer VOGEL selbst, wie es damals öfter vorzukommen pflegte. Die Ausführungen über die Perkussion decken sich dem Sinne nach mit der eingangs erwähnten Besprechung des Inventum novum in der Neuen medizinischen Bibliothek. Die Perkussion wird auch hier mit der succussio Hippocratis verwechselt und infolgedessen sogar als gefährlich hingestellt. Die Stelle lautet:

„Strepitum in pectore, quem concussio eius excitat, negligendum praeterea haud puto, utpote quem et in hoc morbo et in plurimis aliis thoracis Hippocrates, ut alios ex antiquitate celebres Medicos taceam, plurimum et quam curiosissime indagavit: (L. 2. de morb. p. 85, L. de loc. in hom. p. 409. 410. Coac. praes. n. 409. 432) ut mirer Cl. Leopold. Auenbrugger hanc percussionem thoracis, ut signum abstrusos interni pectoris morbos detegendi, pro novo prorsus invento in singulari libello a. 1761 Viennae edito venditasse. Vehementer tamen ipsius pericula praedicanda existimamus, et quid ille hac in re expertus est, hoc loco memoramus. Signa autem alia quaedam ille proponit, si in uno tantum latere serum confluxit, alia in utroque. Et in priori quidem casu, si affectum latus ex integro aqua plenum fuerit, effœminatum illud esse (cuius vocis sensum quidem non recte intelligo), et in inspiratione minus mobile deprehendi; percussum autem nulla ex parte resonare, verum si pars media aqua repleta fuerit, resonantiam maiorem in illa parte, quam aquosus humor haud occupavit, exaudiri; sonitum autem pro situ aegri variare . . . . In altero casu, si utrumque pectoris cavum aquam complectatur, sonitum pro illa altitudine, quam aqua occupet, esse suffocatum . . . ."

Aus der Göttinger Schule jener Zeit gingen zwei bedeutende Ärzte hervor, deren Namen damals einen guten Klang hatten: LENTIN und WICHMANN. ROHLFS behauptet, daß der erste sich der Perkussion bedient habe; wahrscheinlich reißt ihn aber seine Begeisterung für LENTIN, den er übertrieben einen „wahren Heros der Wissenschaft, einen rastlosen Apostel der Kunst und einen auf-

[1]) HARGENS, De hydrope pectoris, diss. inaug. Praeside RUD. AUG. VOGEL, Göttingen 1763, S. 6 ff.

opfernden Jünger der unsichtbaren medizinischen Kirche" nennt,[1]) fort. Sachlich bringt er nicht viel zum Beweise bei. Er schreibt: „Wir heben hervor, wie es zur Charakteristik LENTINS dient, daß er nicht mit einstimmte in den Chorus seiner Zeitgenossen, AUENBRUGGER, dessen Wiederauferstehung sich erst ein Franzose unterziehen mußte, totzuschweigen. Gedachte er doch sogar des von AUENBRUGGER, worüber die Geschichte selbst mit Stillschweigen hinwegging, empfohlenen Kampfers in einigen Formen des Wahnsinns; diese hierüber handelnde Schrift gab AUENBRUGGER 15 Jahre später als sein inventum novum unter dem Titel: Experimentum nascens de remedio specifico in mania virorum 1776 heraus."[2]) Aus diesen Sätzen kann man nur schließen, daß LENTIN AUENBRUGGERS Namen, sein Inventum und die Abhandlung über den Kampfer gekannt hat. Wie er sich zur Perkussion selbst gestellt hat, bleibt unklar. Eine gründliche Durchsicht seiner Werke gibt nicht den geringsten Anhaltspunkt, daß LENTIN selbst perkutiert hat. Eher läßt sich das Gegenteil vermuten. So beschreibt er einmal eine Sektion, bei der es sich um ein großes, blutigseröses, pleuritisches Exsudat handelte, „wo der linke Lungenflügel ganz zusammengeschrumpft, trocken, blutleer, grau und porös wie ein Fensterschwamm war";[3]) dazu machte er folgende epikritische Bemerkung: „Besonders merkwürdig ist es aber doch, daß nicht ein einziges äußerliches Zeichen die gänzliche Unbrauchbarkeit der linken Lunge je, ich sage je, zu erkennen gaben." Also nicht einmal nachträglich erwähnt er die Möglichkeit, daß man den Erguß durch die Perkussion vielleicht hätte nachweisen können. Bei einer Abhandlung über die Herzbeutelwassersucht klagt er über die Schwierigkeit der Diagnose: „Alle Zeichen zusammengenommen sind so zweifelhaft, trügerisch und ungewiß, daß die Gegenwart dieser Krankheit nie deutlich angegeben werden kann."[4]) Mit Sicherheit ist nur festzustellen, daß er AUENBRUGGER und sein Werk gekannt und Achtung vor ihm gehabt hat; sonst würde er nicht die übrigen Arbeiten des Verfassers des Inventum in seinen Werken erwähnt haben.[5])

---

[1]) ROHLFS, l. c. S. 20. [2]) l. c. S. 42.

[3]) LENTIN, Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft, Leipzig 1789, S. 183ff.

[4]) l. c. Bd. II, S. 62.

[5]) Er kannte nicht nur die AUENBRUGGERsche Empfehlung des Kampfers, wie ROHLFS mitteilt, sondern gibt auch ein von AUENBRUGGER beobachtetes Hodenphänomen (das Aufgezogensein der Hoden bei Geisteskranken) an. l. c. Bd. II, S. 158.

Als Entdecker einer neuen Disziplin, der Diagnostik, gilt Joh. Ernst Wichmann. Die bloße Aneinanderreihung von Symptomen, wie sie die Lehre von der Semiotik damals bot, genügte ihm nicht. Er suchte einheitliche Krankheitsbilder abzugrenzen und einheitlich zu erklären. Man sollte meinen, daß die Perkussion ihm bei diesem Streben zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden sei. Doch seine „Ideen zur Diagnostik“ [1]) verraten nichts davon, ebensowenig seine „kleineren medizinischen Schriften“. [2]) Einmal erfahren wir im Gegenteil, daß er die Größe eines Empyems nicht etwa perkutorisch, sondern mit Hilfe einer silbernen Sonde bestimmte, die er in die Brusthöhle einstieß. [3]) Unbekannt war ihm das Inventum novum deshalb nicht; er hatte sogar ein dunkles Gefühl von seiner Bedeutung. An einer interessanten Stelle entschuldigt er sich sogar, daß er sich nicht der Perkussion bedient habe. Unter der Überschrift: „Ein medizinisches Rätsel“ beschreibt er einen diagnostisch unklaren Fall; es scheint sich um eine Angina pectoris gehandelt zu haben, als deren Ursache Wichmann einen „Herzpolypen“ ansah, der sich bei der Obduktion fand. Zurückschauend fragt er: „Hätte ich das Auenbruggersche Licht zur Aufklärung dieses dunklen Falles gebrauchen sollen? Ich mache mir über diese Unterlassungssünde keinen Vorwurf, das allgemeine Stillschweigen und die Gleichgültigkeit, womit man diese Entdeckung aufgenommen hat, scheinen mir ein Beweis, daß sich der Nutzen bei anderer Erfahrung nicht bestätigt und dienen mir zur Rettung.“ [4]) Wichmann war übrigens stark schwerhörig, so daß er in seinem Berufe und geselligem Verkehr sehr behindert war. Das Hören feinerer Perkussionsunterschiede dürfte ihm daher schon physisch unmöglich gewesen sein.

Zur Göttinger Schule ist noch einer der angesehensten und einflußreichsten Akademiker seiner Zeit, Gottfried Ernst Baldinger, ein Schüler Rud. Aug. Vogels, zu rechnen. Es ist bereits gesagt worden, daß er dem Inventum kein Verständnis entgegenbrachte; das absprechende Urteil Vogels machte er sich zu eigen und übermittelte es seinen Hörern. Nirgends ist mit so sarkastischem Hohn, so ungerecht, ja so gehässig über Auenbrugger geschrieben worden

[1]) Ein sehr verbreitetes Buch; es erschien 1800 in Hannover.

[2]) Hannover 1799.

[3]) „Beschreibung eines seltenen Brustgeschwürs, das durch Parazentesis geheilt wurde“, in den „Kleineren med. Schriften“ Wien 1801, S. 67.

[4]) Joh. Ernst Wichmann, Ein medizinisches Rätsel, Neues Magazin für Ärzte, 6. Stück, 1780, S. 161.

wie in einer kleinen Schrift, in der BALDINGER seinen Hörern eindringlich die Lektüre der Hippokratischen Schriften empfiehlt.[1]) Nicht nur, daß hier die Succussio Hippocratis mit der Perkussion identifiziert wird, nein, BALDINGER behauptet auch, die Perkussion sei eine alte, ganz allgemein bekannte Tatsache. Dabei kommt es ihm nicht darauf an, die Perkussion des Bauches (von der AUENBRUGGER überhaupt nicht spricht) in die Erörterung hineinzuziehen und den Entdecker des Inventum persönlich zu verunglimpfen. Seine eigenen Worte lauten:

„Ut probarem Vobis, optimi Commilitones, multa in veterum monimentis contineri, quae vel ex inscitia, vel ex inani nova dicendi pruritu, recentiores quidam pro inventis novis venditare voluerunt, ut magnam nominis famam, immo gloriam sibi compararent, ex innumeris fere quaedam saltim exempla in medium protuli, quae recentior aetas subministrat. Vos latere non potest, prodiisse nuper auctore Leopoldo Auenbruggero libellum mole parvum, cui speciosa inscriptio: „Inventum novum ex percussione thoracis humani, ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi. Viennae 1763. 8vo Mai . . . .

Laudanda erat omnino auctoris industria, qua morbos pectoris abstrusiores et latentes ex verioribus atque certioribus signis detegere volebat, sed de novitate modi hos detegendi morbos, tanto strepitu verborum non debuisset nobiscum loqui.

Erat enim in vulgus notissima res, signum fluctuantis in cavo quodam corporis materiae morbidae, certissimum desumi ex percussione, qua ex longo tempore usi fuerant medici ad tumorum infimi ventris naturam indagandam, et ex sono abdominis percussi aut fluctuante motu hydropem, tympaniam, molam, foetum in utero vel cavo abdominis haerentem, scirrhum viscerum, aut partium ventris indurationem adesse vel abesse iudicabant. Praecordiorum denique in morbis acutis aeque ac chronicis, habendam esse rationem, ignorabat nemo. Tactu, manu admota, immo digitis applicatis explorare solebant medici aeque ac chirurgi pectoris morbos et nescius erat nemo pulmonum morbos a pectoris concussione confestim exasperari. Sed cum Viennensis ille medicus in quavis fere pagina libelli, cuius titulum adscripsi, nos moneret, inventum suum esse novum, larva ei detrahenda erat, et non inutilis labor, ei monstrare, quam rudis sit in historia artis, quam invento novo augere cogitabat. Erat autem ill. Vogelius, qui hominis ignorantiam corrigeret, et in eleganti dissertatione de pectoris hydrope (1763 edita) moneret, in Cocacis Hippocratis praesagiis 409 et 432 luculentius signi ex thoracis percussione a sene Venerabili iam mentionem factum fuisse, quibus locis addebat Vogelius alium L. II de morb. et alium L. de Loc. in Hom. occurrentem. Ad haec cum medicus ille Viennensis respondere non posset, conticuit, et nunc de invento novo altum est silentium.

Diese hämische Auseinandersetzung bedarf keines Kommentars.[2])

---

[1]) BALDINGER, De lectione Hippocratis medicis summe necessaria Jenae 1768, S. 4.

[2]) Ein eigenartiges Schlaglicht auf BALDINGER und seine Art zu urteilen wirft eine Mitteilung, die wir dem jüngeren VOGEL (SAM. GOTTL. VOGEL, Med. diagn. Untersuchungen, Stendal 1824, I, S. 203) verdanken. Er erzählt: „Während meiner Universitätsstudien zu Göttingen in den Jahren zwischen 1760 und 1770 hörte ich

Man kann verstehen, daß eine vornehme und zurückhaltende Natur, wie die AUENBRUGGERS, darauf nichts erwidern mochte.

Das Verdikt, das BALDINGER über die Perkussion gefällt hatte, blieb nicht ohne Wirkung. Es war sogar ein Großneffe MAX STOLLS, ein Arzt gleichen Namens in Ahlsfeld, der, den Spuren des Jenaer Professors folgend, schrieb: „AUENBRUGGER würde das semiotische Kennzeichen, durch das Anschlagen an die Brust verborgene Krankheiten derselben zu erkennen, nicht angegeben haben, wenn er HIPPOKRATIS Werke fleißiger studiert hätte."[1])

Nach BALDINGER fand sich in Jena kein Dozent, der sich der neuen Entdeckung angenommen hätte. HUFELAND, der geniale Arzt und Freund unserer großen Klassiker, erwähnt nur das von AUENBRUGGER angegebene Hodensymptom und seine Empfehlung des Kampfers für manische Kranke.[2]) Im Jahre 1801 wird der Perkussion von CHR. G. GRUNER gedacht, aber sehr skeptisch und unklar:[3])

„Der Schall an der Brust (percussio thoracis) und die damit verbundene Resonanz soll die innere Beschaffenheit der Brusthöhle und der darin enthaltenen Eingeweide kennbar machen, durch eine gewisse Völle an der entgegengesetzten Seite, ungleiche Resonanz, den verborgenen Fehler, Verhärtung, Geschwür, Wasser, aufgehobene Resonanz eine vollkommene Brustwassersucht, dumpfichte Resonanz in der Herzgegend die Herzbeutelwassersucht und dergl. andeuten. Sollten diese Zeichen nicht sehr schwankend und trüglich sein?"

Weniger ablehnend als sein Vater verhielt sich der schon erwähnte jüngere VOGEL, SAMUEL GOTTLIEB, der vom Jahre 1789 an in *Rostock* eine ordentliche Professur bekleidete. Er hielt es für der Mühe wert, dem neuen Vorschlage nachzugehen und kam zu der Erkenntnis, daß die Perkussion zwar Schwierigkeiten böte, aber mit Übung und Geduld zu einem wertvollen Hilfsmittel der Diagnostik werden könnte. Den Namen AUENBRUGGER erwähnt er nicht,

---

bei BALDINGER ein Kollegium, worin er die medizinischen Bücher des jüngsten Meßkatalogus, *die er weder gesehen, noch gelesen hatte*, rezensierte. Die Gründe seiner Beurteilnng lagen hauptsächlich in dem Rufe und dem Namen des Verfassers und des Verlegers, in dem Titel und Gegenstande des Buches, in den Umständen der Zeit usw. Gewiß betrog er sich bei seinen ausgebreiteten und großen literarischen Kenntnissen nur selten in seinen allgemeinen Urteilen. Bei den Gelegenheiten gab es nun nicht selten Stoff zu teils lehrreichen, teils lustigen und sarkastischen Bemerkungen, wozu es dem Herrn BALDINGER nicht an Witz und Laune gebrach."

[1]) STOLL, Beantwortung der Frage: Wie soll der Arzt am Krankenbette beobachten? Museum der Heilkunde, Zürich 1797, S. 132.

[2]) HUFELAND, Journal der prakt. Arzneykunde und Wundarzneykunst, Jena 1796, 2. Bd., S. 545.

[3]) GRUNER, Patholog. und physiolog. Zeichenlehre, Jena 1801, S. 397.

doch dürfte er ihm wohl bekannt gewesen sein. Er äußert sich über die Perkussion folgendermaßen:[1])

„Durch das Anschlagen an die Brust können zuweilen Wasser oder Eiter, die sich in der Brusthöhle befinden, weniger Verhärtungen ausgemittelt werden. Es hat keinen Zweifel, daß manchmal andere Zeichen dadurch bestätigt werden, obgleich es ebenso gewiß ist, daß diese Untersuchung gar keine Wirkung haben kann. Man muß sie doch nie unterlassen. Es gehört eine gewisse Übung, ein feines Gefühl dazu, wovon es oft blos abhängt, auf diese Weise etwas zu entdecken, was andere nicht bemerken können."

Rohlfs[2]) geht wohl wieder zu weit, wenn er den jüngeren Vogel zu einem der ersten Vorkämpfer der physikalischen Untersuchungsmethoden zu stempeln sucht — er behauptet sogar, Samuel Gottlieb Vogel habe lange vor Laennec auskultiert —;[3]) immerhin muß zugegeben werden, daß die angeführten Sätze darüber keinen Zweifel lassen, daß diesem Kliniker die Perkussion nicht nur vertraut, sondern auch unentbehrlich geworden war.

Dasselbe gilt von Johann Christian Reil, der von 1788—1811 in Halle wirkte. Merbach[4]) und mit ihm Clar[5]) zitieren eine kurze Äußerung, die Reil über die Perkussion getan hat und fügen dann hinzu: „Das ist alles, was dieser Kliniker über die Perkussion zu sagen weiß." Demgegenüber ergibt eine genaue Untersuchung, daß Reil sich nicht nur häufiger, als die beiden Autoren annehmen, über die Perkussion ausgesprochen, sondern sie auch — und das ist wesentlicher — oft und mit Erfolg angewandt hat.

In seiner Fieberlehre[6]) unterscheidet er bei der Pneumonie einen drückenden und einen stechenden Schmerz. Beim stechenden Schmerz sei der Atem nicht so kurz und der Puls kräftiger als beim Druck auf die Brust; der stechende Schmerz nehme beim Einatmen zu, hingegen verschaffe es beim drückenden Schmerz Erleichterung. In diesem Zusammenhange teilt er differential-diagnostisch perkutorische Befunde mit. Unter der Pneumonie mit drückendem Schmerz ist offenbar unsere krupöse Pneumonie, unter der mit

[1]) Sam. Gottl. Vogel, Das Krankenexamen, Stendal 1796, S. 271.

[2]) Rohlfs, l. c. II. Bd., S. 66.

[3]) Rohlfs stützt sich dabei auf eine Schilderung der Symptome einer Lungenentzündung, wo „vom Geräusch beim Einatmen und Ausatmen von koagulabler Lymphe" (Handb. d. med. Diagn. 1795) die Rede ist, unterläßt aber, auf die Kernfrage einzugehen, auf die es allein ankommt, nämlich ob Vogel das Ohr an die Brust seiner Kranken gelegt hat, um diese Geräusche zu vernehmen.

[4]) l. c. S. 70. [5]) l. c. S. 31.

[6]) Reil, Über die Erkenntnis und Kur der Fieber 2. Bd., Halle 1804, § 185.

stechendem Schmerze die akute adhäsive Pleuritis gemeint. Dementsprechend macht REIL die richtige Angabe: „Beim Stechen gibt das Anschlagen an den Brustkasten den Ton eines hohlen, beim drückenden den Ton eines vollen Fasses.“ Da sich diese Gegenüberstellung weder bei AUENBRUGGER noch bei STOLL findet, zeigt diese Stelle, daß REIL selbständig perkutiert hat und über persönliche Erfahrungen berichtet. — An einer anderen Stelle heißt es: [1]) „Zeichen dieser Ausschwitzung (sc. eines pleuritischen Exsudats) sind stumpfer Druck auf der Brust, Erleichterung vom Einatmen, große Kurzatmigkeit. Der Brustkasten hebt sich nur auf einer Seite oder gar nicht, *gibt einen vollen Ton*[2]) *beim Anschlagen*.“ Im weiteren Verlaufe wird die Perkussion noch wiederholt erwähnt, so beim Empyem: „Als Zeichen eines Empyems gibt man folgendes an: *einen vollen, dumpfen Ton beim Anschlagen* derselben, Fluktuation beim Schütteln einer Veränderung der Lage des Körpers . . .“ Etwas überraschend ist es, daß er die perkutorische Dämpfung als Symptom der sogenannten Pneumonie notha, der „falschen Lungenentzündung“ anführt. Wenn auch nicht ganz klar ist, was man unter diesem Krankheitsbegriff damals jedesmal gemeint hat, so ist doch wahrscheinlich, daß er im Anschluß an FRANK, dem er auch sonst vielfach folgt, die pneumonia notha als einen Katarrh der Bronchien, etwa als das auffaßt, was wir Asthma bronchiale nennen würden. Dazu will freilich sein Perkussionsbefund nicht recht passen. Er schreibt: [3]) „Der Kranke hat eine verletzte Respiration. Er ist von Anfang an voll auf der Brust, sein Atem ist kurz, keuchend, ungleich, stoßend. Die Brust hebt sich nicht gehörig oder gar nicht und *gibt beim Anschlagen einen vollen Ton.*“

Den unzweideutigen Beweis vollends, daß REIL sich intensiv für die Perkussion interessiert hat, liefert die Arbeit JAENEKES, eines seiner Schüler, in der ausdrücklich gesagt wird: [4]) „Ill. REIL, praeceptor summe venerandus, pectoris percussionem in aegrotis hydrope laborantibus et auxilium a schola clinica petentibus ad morbum certius ac imprimis ipsius sedem definiendam, non frustrato multis in subjectis faustissimo cum successu adhibuit.“ Derselbe Autor

[1]) l. c. S. 520.

[2]) Der Ausdruck „voller Ton“, der heute irreführen könnte, bedeutet soviel wie gedämpfter Schall. Er ist eine Übersetzung des AUENBRUGGERschen sonitus plenus.

[3]) l. c. S. 618.

[4]) JAENEKE, Diss. inaug., De hydrothorace, Halae 1797, S. 26.

widmet bei dieser Gelegenheit der Perkussion selbst eine Besprechung, dabei besonders ihre physikalische Begründung hervorhebend.

„Auenbruggerus aliud symptoma in medium profert, antecedenti — gemeint ist die Succussio Hippocratis — simile, nempe sonitum a percussione thoracis; cavo pectoris digitis percusso, sonitus oritur alius quidem, ubi pectus sanum, alius in morbis, hic non clarus sed obtusus, et illi similis, qui ex fragmenti carnis percussione elicitur. Inventor vero ipse fatetur sonum hunc a quovis effici posse, quod volumen aëris, in thoracis cavo contenti, minuere, vel ex integro delere valet. Ex percussione thoracis non resonantis, pulmonem ejus lateris aëri recipiendo haud parem, et pulmonum vesiculas esse complanatas intelligimus."

Neben Reil war es Kurt Sprengel, der Verfasser des klassischen medizinischen Geschichtswerkes, der in Halle die Perkussion genau kannte und erprobt hatte. Sein Urteil ist zwar vorsichtig, aber nicht ablehnend. Er empfiehlt das Inventum novum, glaubt aber, daß der Entdecker sich gelegentlich in übertriebenen Feinheiten gefallen hätte. Auch deshalb scheint das Inventum ihm nicht so wertvoll zu sein, weil die perkutorische Dämpfung bei mehreren Krankheiten der Lungen vorhanden ist, also als pathognomonisches Symptom für sich allein nicht verwandt werden kann. Im Jahre 1797 schreibt er (im Kapitel über die Brustwassersucht):

„Ein anderes Zeichen, welches von dem dumpfen Schall hergenommen ist, den der mit flachen Händen geklopfte Thorax hervorbringt, kann wohl ebensowenig charakteristisch sein, da es sich bei der Vomica und dem Empyem in gleicher Weise findet."[1]

In demselben Werke erwähnt er noch einmal vorübergehend die Perkussion, wo von dem Ausgang der Pneumonie in Lungenabszeß und Empyem die Rede ist:[2]

„Übrigens erkennt man den verschiedenen Ort, wo sich die Vomica gebildet hat, aus der Angabe des Kranken, aus der beschwerlichen Lage desselben auf der entgegengesetzten Seite ....., aus dem besonderen dumpfen Schall, den das Pochen auf diese Stelle des Thorax hervorbringt."

Eingehender spricht er in seinem Handbuch der Semiotik von der neuen Entdeckung:[3]

„Der Schall, den man beim Klopfen auf den hohlliegenden Thorax bemerkt, ist heller oder dumpfer, nachdem die Organe frei oder verwachsen, wegsam oder durch Geschwüre und Wasseransammlungen unwegsam sind. Auenbrugger hatte recht, wenn er dieses Experimentalzeichen als wichtig in Brustkrankheiten empfiehlt, aber er macht sich des Fehlers der Übertretung schuldig, wenn er auch andere Krankheiten daraus beurteilen wollte."

---

[1] Sprengel, Handbuch der Pathologie, 3. Bd., 1. Aufl., Leipzig 1797, S. 441.

[2] Ibid. 2. Bd., 3. Aufl., Leipzig 1807, S. 327.

[3] Sprengel, Handbuch der Semiotik, Halle 1801, Abschn. 412.

Ähnlich drückt er sich zwei Jahre später in seinem Geschichtswerk aus:[1])

„Man muß auch eines anderen Zeichens erwähnen, welchem von dem Erfinder, Leopold Auenbrugger, fast eben der Wert beygelegt wurde, als den wichtigsten Zeichen des kranken Zustandes. Dies war der Schall, den die gepochte Brusthöhle hervorbringt. Unleugbar tönt die mit der flachen Hand geschlagene Brusthöhle anders, wenn die Lungen frey, wegsam und gesund, als wenn sie verwachsen, von Feuchtigkeiten vollgestopft oder verschwärt sind. Diese Wahrheit führt Auenbrugger in einer eigenen Schrift gut und bestimmt, mitunter aber wohl etwas zu fein aus. Denn kaum glaublich ist, daß er einzelne Fehler der Lungen und des Thorax durch den Schall habe entdecken können; aber sehr lesenswert bleiben ungeachtet seine Beobachtungen, die Isenflamm zum Teil bestätigte."

Diese Äußerungen zeigen zur Genüge, daß so hervorragende Männer wie Reil und Sprengel nicht einfach stillschweigend an der Perkussion vorübergegangen sind. An der Universität Halle hatte Auenbrugger und sein Inventum durch sie einen guten Namen.

Unbekannt war die Perkussion auch nicht in der damaligen Universität Frankfurt a. O. Hier erschien 1795 eine Dissertation von Krinis, der die Perkussion kurz erwähnt. Der Verfasser urteilt allerdings sehr vorsichtig:[2]) „Quid percussi pectoris sonitus ad declarandam hunc saccatum thoracis hydropem valeat, nondum accurate definitum est."

In Frankfurt hatte Sachtleben, ein praktischer Arzt in Lippstadt, der mehrere Werke über Krankheiten der Brusthöhle hinterlassen hat, studiert. Im Beginn seiner praktischen Tätigkeit stand er der Perkussion scheinbar ebenso kritisch gegenüber wie Krinis. Sein erstes größeres Werk[3]) erwähnt das Inventum gar nicht, obwohl fast auf jeder Seite Gelegenheit dazu gewesen wäre. Sehr skeptisch äußert er sich zwei Jahre später:[4])

„Verschiedene Ärzte wollen aus dem Schall, der beim Anklopfen an die Brust gehört wird, auf die Abwesenheit oder Gegenwart von Eiter schließen! Es ist mir aber höchst wahrscheinlich, daß ein dergleichen Ton wohl immer nur ein höchst unsicheres Zeichen ist, so sehr es auch von Herrn Doktor Auenbrugger von Auenbrugg zu Wien in seinem Inventum novum (folgt der genaue Titel) empfohlen wird. Überhaupt muß der Arzt nicht blos auf die hier genannten einzelnen Zeichen, sondern auf den ganzen Verlauf der Krankheit und die ganze Folge von Veränderungen etc. Rücksicht nehmen; wofern er sich in seiner Diagnose nicht trügen will."

[1]) Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde, Bd. V, S. 553, Halle 1803.

[2]) Krinis, Diss. inaug. de hydrope saccato. Traject. ad Viadr. 1795.

[3]) Sachtleben, Über die Natur und Heilung der Brustentzündungen, Göttingen 1790.

[4]) Sachtleben, Versuch einer Medicina clinica, II. Bd., S. 12 Anm., Danzig 1792.

In gewissem Widerspruch hierzu steht, wenn SACHTLEBEN vier Jahre später der Perkussion eine sehr eingehende Besprechung widmet und ausdrücklich erklärt, sie sei nicht im mindesten zu verachten und habe für den Arzt viel Interesse. Möglicherweise hatte er in der Zwischenzeit die neue Untersuchungsmethode ernstlich versucht und sie nicht so unsicher erfunden, wie er früher geschrieben hatte. Er faßt seine Erfahrungen zunächst kurz dahin zusammen:[1])

„Ein dumpfer Schall beim Anklopfen an die Brust soll nach Auenbruggers Versicherung ein gewisses Kennzeichen der Wasseransammlung in der Brusthöhle sein, und wenn zugleich dieser Zufall auch bei anderen Krankheiten vorhanden ist, so hat derselbe doch viel Interesse für den Arzt, besonders in Verbindung mehrerer, die Brustwassersucht begleitender Zufälle."

Später kommt er ausführlich auf die Perkussion zurück:[2])

„Außer der verspürten Schwappung oder Bewegung des Wassers in der Brust gibt aber auch noch nach Herrn Dr. Auenbrugger das Nichtwiderhallen oder ein gehörter dumpfer Schall beim Anklopfen an die Brust ein Kennzeichen ab, daß eine Flüssigkeit, z. B. Wasser oder Eiter, in der Brusthöhle befindlich sei. Man soll nemlich nach der Vorschrift dieses berühmten Arztes — um sich von der Gegenwart oder Abwesenheit einer widernatürlichen Wasser- oder Eiteransammlung in der Brusthöhle zu vergewissern — an die Brust des Kranken — so wie man an ein Faß zu klopfen pflegt; um zu erfahren, ob dasselbe ledig oder mit einer Flüssigkeit angefüllt ist — schlagen und genau acht geben, ob man das Widerhallen einer leeren Tonne oder aber den dumpfen Schall eines gefüllten Fasses hört; weil das Widerhallen die Abwesenheit, der dumpfe Schall hingegen die Gegenwart einer in der Brusthöhle widernatürlich häsitierenden Feuchtigkeit charakterisiere. — Jedoch ist dieses Zeichen allein — wenn nicht zugleich andere die Wassersucht bezeichnenden Zufälle zugegen sind — nicht hinlänglich, ja oft sogar trüglich! — Denn ob es gleich gewiß ist, daß der beim Anklopfen an die Brust gehörte Schall einer leeren Tonne oder eines hohlen Körpers eine gesunde, d. h. eine zum Einatmen und Zurückhalten der Luft geschickte Lunge, und der dumpfe Ton im Gegenteil einen fehlerhaften, d. h. einen zum Einatmen und Ausatmen der Luft untauglichen Lungenflügel zu erkennen giebt; so ist doch im letzteren Falle die Ursache der verletzten Funktion der Lunge noch immer nicht recht einleuchtend, da bekanntlich nicht blos die vom Wasser oder Eiter — wie dies bei der Wasser- oder Eiterbrust zu geschehen pflegt — zusammengedrückten, sondern auch die in einem hohen Grade entzündeten, verstopften und verhärteten usw. Lungenflügel zum Einatmen und Zurückhalten der Luft ungeschickt sind. Sollte man indes mit Gewißheit bestimmen, daß diese fehlerhafte Beschaffenheit der Lunge weder eine Entzündung, noch Verstopfung, noch Vereiterung usw. derselben zur Quelle haben, so ist dieses Zeichen — zumal in Kombination mit anderen, die Wassersucht charakterisierenden Zufällen — nicht im mindesten zu verachten."

---

[1]) SACHTLEBEN, Klinik der Wassersucht in ihrer ganzen Sippschaft, Danzig 1795.

[2]) l. c. S. 499—501.

Auf diese Auseinandersetzung folgt eine genaue, ins einzelne gehende Anweisung, auf welche Weise der Arzt die Perkussion anzuwenden habe.

Leichter fanden sich andere mit der Entdeckung AUENBRUGGERS ab, so FERDINAND GEORG DANZ in Gießen, der 1793 eine Semiotik herausgab. Er begnügt sich mit der Bemerkung:[1])

„Aus dem Schalle des Brustkörpers, wenn man an denselben klopft, will man die innere Beschaffenheit der Brusthöhle und ihrer Eingeweide beurteilen können; alle diese Zeichen sind zu ungewiß und trüglich, als daß ihre Erwähnung hier einen Platz finden könnte."

Weniger absprechend ist eine ebenfalls aus Gießen stammende Arbeit von KÖHLER,[2]) wenn ihm auch die Succussio Hippocratis und die Perkussion gleichwertig zu sein scheinen. Als Zeichen einer Ergießung in die Brusthöhle gibt er an: „Adde quod non raro pectoris cavo manibus percusso sonus suffocatus auditur, nec non fluctuatio in loco affecto, imprimis si truncus sedentis aegroti, prehensis humeris valide concutitur." Interessant ist, daß er — oder wahrscheinlich sein nicht genannter Lehrer,[3]) der ihn zu seiner Arbeit veranlaßte — die Perkussion zur Differentialdiagnose zwischen Emphysem und Empyem verwertete. Es geht das aus folgender Bemerkung hervor:[4]) „Non facile confundes emphysema cum empyemate, sive sit verum, sive sit spurium. In priori magis symptomata urgent, motus extravasati non notatur, *pectore manu percusso sonus minus suffocatus ac in empyemate auditur.*"

Daß E. HORN kein Verständnis für die Perkussion hatte, nimmt nicht wunder. Stand er doch ganz unter dem Einfluß der unheilvollen Irritationslehre BROWNS und RÖSCHLAUBS, deren verhängnisvollen Irrwegen er auch in seinen Abhandlungen folgte. Bei der Besprechung der Symptome der Pneumonie — er teilt sie charakteristischerweise in sthenische und asthenische ein — findet sich kein Wort von der neuen Untersuchungsmethode. Nur im Eingang seines Buches[5]) lesen wir eine kurze, wenig wohlwollende Erwähnung der Perkussion:

[1]) DANZ, Semiotik oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre, Leipzig 1793, S. 360.

[2]) KÖHLER, De empyemate. Diss. inaug. Giessae 1789, S. 8.

[3]) Vielleicht noch JOH. WILH. BAUMER, der seit 1765 Professor der Medizin in Gießen war. Vgl. JESIONEK, Zur 3. Jahrhundertfeier der Universität, Münchener med. W. 1907, Nr. 31. BAUMER starb freilich schon 1788.

[4]) l. c. S. 13.

[5]) HORN, Über die Erkenntnis und Heilung der Pneumonie, Frankfurt a. M. 1802, S. 6.

„Die Versuche, nach denen man beim stechenden Schmerz den Ton eines hohlen, beim drückenden aber den Ton eines vollen Fasses finden soll, sind ungewiß und täuschend. — Wichtiger ist die Erinnerung, daß aus der Beschaffenheit dieses Symptoms, sowohl in Hinsicht seines Grades, wie seiner Art und Dauer, für die Vorhersagung der Kur der Krankheit nichts gefolgert werden kann.“

Gegenüber solchen skeptischen, ablehnenden und wegwerfenden Urteilen über Auenbrugger aus jener Zeit muß nachdrücklich betont werden, daß es übereilt wäre, sich daraus ein Bild über die Verbreitung der Perkussion machen zu wollen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele, die sich des neuen Hilfsmittels bedienten — gerade die Praktiker — nicht Gelegenheit genommen haben, sich darüber zu äußern. Es ließ sich an Reil, der bisher als ein Gegner der Perkussion galt, zeigen, daß er eifrig perkutiert hat. Den Nachweis dafür lieferte eine einzige, kurze Bemerkung aus einer Dissertation, die aus Reils Klinik hervorging. Es lassen sich Beispiele anführen, daß medizinische Schriftsteller jener Zeit nirgends, auch da nicht, wo man es mit Bestimmtheit erwarten sollte, verraten lassen, daß ihnen Auenbrugger bekannt ist. Und doch geht aus Arbeiten ihrer Schüler unzweideutig hervor, daß sie die Perkussion fleißig übten, zum mindesten sie genau kannten und zu schätzen wußten.

Zu diesen Männern gehört Johann Karl Gehler in Leipzig, ein vielseitig gebildeter Arzt, der seine Laufbahn als städtischer Geburtshelfer begann, dann Professor der Botanik, später der Physiologie wurde und seit dem Jahre 1789 den Lehrstuhl für praktische Medizin inne hatte. In seinen Werken findet sich keine Silbe über das Inventum novum. Dagegen ließ er im Jahre 1790 eine Inauguraldissertation schreiben, in der die Perkussion sehr ausführlich besprochen wird. Die Arbeit enthält ein klares, sachliches Urteil, das frei ist von irgendwelcher Voreingenommenheit und zur Perkussion dieselbe Stellung einnimmt, wie das Stolls, auf den sich der Verfasser beruft:[1])

„Aliud phaenomenon apparet cum thorax extrinsecus digitis percutitur, tunc enim sonitus auditur, ex cuius ratione varia vitium quoddam in interna thoracis cavitate reconditum aliquo modo suspicari licet. Hanc autem encheiresin Avenbruggero debemus, qui eam ad empyematis praesentiam eruendam sollerter invenit atque ad hydrothoracis diagnosin perficiendam non sine ulla utilitate commendavit.“

Nach einer Schilderung des Verfahrens und der Phänomene der Perkussion schließt er:

„Licet autem huic rei inventae auctor pluresque alii scriptores hoc signum tamquam praecipue certum habeant, quo pectoris hydrops ab

[1]) Haering, De hydrothorace. Diss. Inaug. Lipsiae 1790, S. 18.

aliis morbis discerni possit, tamen Stollius id auxilii huic fini non satis respondere docuit et ostendit, percussione non resonantis thoracis tantum eruiri, pulmonem illius lateris aëri recipiendo haud parem vesiculasque pulmonis deletas esse; affirmat tamen, eo effici posse, ut intelligamus, utrum morbosa quaedam conditio in dextra an vero sinistra thoracis cavitate sedem habeat."

Hervorgehoben zu werden verdient, daß Häring (tametsi celeberrimorum virorum — gemeint sind Hippokrates, Morgagni und andere — experientiam et auctoritatem in dubium vocare non liceat, wie er vorsichtigerweise schreibt),[1] entgegen der herrschenden Ansicht auszusprechen wagt, daß die Succussio Hippocratis kein allgemeingültiges Symptom für Hydrops pectoris sei. Das gehörte Geräusch rühre seiner Ansicht nach in manchen Fällen a potu copiosiore in ventriculo.

Eine ähnliche Dissertation entstand 1795 an der Universität Wittenberg unter der Leitung des ordentlichen Professors Salomo Constantin Titius. Auch in den Schriften dieses Akademikers wird die Perkussion nicht erwähnt, in der Arbeit seines Schülers dagegen gerecht gewürdigt. Hier heißt es:[2])

„Adiungamus huic aliud ex sonitu post percussionem thoracis signum, ab Avenbruggero primum laudatum, cui ad diagnoses morborum pectoris constituendas certissimum visum est. Cavo pectoris digitis percusso sonitus oritur, alius quidem, ubi nil morbidi in pectore adest, alius in morbis; hic non clarus, sed obtusus et illi similis est, qui ex eiusmodi percussione fragmenti carnis elicitur.

Diesen einleitenden Sätzen folgt eine sachliche und genaue Beschreibung der Erscheinungen und des Wesens der Perkussion. — Der Verfasser der Schrift, Imm. Gottl. Knebel, war außer in Wittenberg in Leipzig und Halle gewesen, mochte also als Schüler Gehlers und Reils die Perkussion aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben.

Noch zwei Jahre vor dem Erscheinen der Corvisartschen Übersetzung, im Jahre 1806, ging aus der Würzburger Klinik eine Dissertation hervor, aus der wir erfahren, daß die Schrift Auenbruggers auch hier auf fruchtbaren Boden gefallen war.[3]) Blümm, der Verfasser der Schrift, erzählt von seinem Lehrer, dem jung verstorbenen Kliniker Thomann, daß dieser zu perkutieren pflegte und sich gefreut habe, wenn er in schwierigen Fällen mit Hilfe der Perkussion zu einer sicheren Diagnose gekommen wäre. Thomann

[1]) l. c. S. 17.

[2]) Knebel, Diss. med. sistens hydrothoracem imprimis ejus diagnosin, Vitebergae 1795, S. 23.

[3]) Blümm, Diss. inaug. med. de hydrothorace, Wirceburgae 1806, S. 31.

war also ein überzeugter Anhänger der AUENBRUGGERschen Lehre, und doch suchen wir in seinen Werken vergebens eine Empfehlung der Perkussion. In der Arbeit selbst wird die Perkussion höher bewertet als die Succussio Hippocratis, deren unbedingte Geltung er ebenso energisch bekämpft wie KNEBEL. Das Inventum novum wird mit folgenden Worten besprochen: „Auenbruggerum legimus, sonitum subobscurum pulsatione pectoris facta, primum audivisse; quaenam illius fuerit experiendi ratio, mihi liceat hic exponere." Es folgt eine sehr eingehende Darstellung der Anwendung und des Wesens der Perkussion, die sich im wesentlichen mit den Ausführungen KNEBELS deckt. Er schließt die Auseinandersetzung mit folgender Kritik:

„Contra viri inventum hujus novum ea pugnant et tanta, quae quantaque prius experimentum huic non multum absimile reddiderunt dubium: pulmones enim, quin adsit hydrothorax, pluribus vitiis possunt impediri, quo minus ea quibus serviunt sani, possint peragere; potest intercludi respiratio. Quo dein perverso rerum statu digitis pulsando pectoris cavitatem idem ipse subobscurus audietur sonus, quem dedisse hydrothoracis malo laborantem asseruerunt. Pectoris autem vitia, quibus solet hoc accidere, sunt sequentia.

a) Pneumonia: pulmo enim inflammatus amplioris est voluminis, carnosus, respirationi non servit, ejusdemque conditionis, ac corpus durum;

b) Pulmonum obstructiones, obdurationes et tubercula;

c) Empyema pulmonum, eorumque vomica.

Verum propterea dicere nolim, illud tentamen pro diagnosi stabilienda esse nullius prorsus momenti; plura potius sibi juncta, et rigorose examinata diagnosin efficient certiorem. Qua ratione solitus est cl. Thomann praeceptor matura morte interceptus agere, praeter alia, quae hydrothoracem comitantur symptomata, vocato etiam hoc in consilium tentamine certam reddere diagnosin gaudens."

Schon ehe CORVISART durch seine Übersetzung des Inventum der allgemeinen Anerkennung die Wege ebnete, war das AUENBRUGGERsche Büchlein hier und da ins Ausland gedrungen. Die Spuren, die sich finden, sind allerdings dürftig.

Es war J. GEORG ZIMMERMANN, der Schweizer Arzt, der bereits 1762 HALLER über seine Ansicht von dem neuen Werke befragte.[1]) Er hatte es mit Aufmerksamkeit durchgelesen und sichtlich an der Sache Interesse gewonnen. Wie er sich in der Folge zur Perkussion gestellt hat, wissen wir nicht. Dagegen referierte er einige Jahre später über die Meinung AUENBRUGGERS, der in seinem Inventum die etwas eigentümliche Behauptung aufgestellt hatte, daß die Lungenphthise häufig durch das Heimweh, die Nostalgie, verursacht würde:[2])

[1]) S. S. 333.

[2]) ZIMMERMANN, Von der Erfahrung in der Arzneikunst, II, S. 484/485. Zürich 1764.

„Der sinnreiche Arzt des Spanischen Hospitals in Wien, Herr Auenbrucker hat das Heimweh unter Jünglingen bemerkt, die zu der Österreichischen Armee mit Gewalt weggenommen, alle Hofnung verloren hatten, ihr erwünschtes Vaterland wieder zu sehen .... Bei der schon erfolgten Abzehrung ist es auch zu spät diesen Willen zu erfüllen, weil Herr Auenbrucker sehr viele an dem Heimweh hingestorbene geöfnet und gefunden, daß die Lungen dichte mit dem Brustfell verwachsen und ein Theil derselben ganz verhärtet und mehr oder weniger eiterigt gewesen."

In England war es William Cullen, zuerst Professor in Glasgow, später in Edinburg, zu dessen Ohr das Gerücht von der neuen Untersuchungsmethode drang. Er erwähnt sie bei der Besprechung der Brustwassersucht, aber nur, um zu bemerken, daß er sie nicht erprobt habe. Inwiefern er keine Gelegenheit dazu gehabt habe, ist nicht recht erfindlich. Jedenfalls zieht er die Succussio Hippocratis der Perkussion vor. Er schreibt:[1]

„Das allersicherste Zeichen, aus dem wir die Brustwassersucht erkennen können, ist eine Bewegung des Wassers in der Brust, welche der Arzt oder der Patient bei gewissen Bewegungen des Körpers verspürt. In wie weit man von der von Auenbrugger, einem Wiener Arzte, vorgeschlagenen Methode das Dasein und die Menge des in der Brusthöhle befindlichen Wassers zu erkennen, Gebrauch machen kann, habe ich keine Gelegenheit gehabt zu bemerken."

Heinrich Callisen, der es vom Barbierlehrling zu einem der berühmtesten Chirurgen seiner Zeit gebracht hatte — Friedrich der Große suchte ihn vergebens von Kopenhagen nach Berlin zu ziehen — kannte die Perkussion dagegen genauer. In seiner „Wundarzneykunst" — damals das gewöhnliche chirurgische Lehrbuch an den meisten Universitäten — werden wiederholt perkutorische Befunde mitgeteilt, allerdings ohne daß der Name Auenbruggers genannt wird. So wird ohne weitere Erläuterung als Zeichen einer Ergießung „ein dumpfer Ton, wenn man auf die Brust schlägt"[2] angegeben. Von der Brustwassersucht sagt er: „Es läßt sich ein Schwappern in der Brusthöhle wahrnehmen, wenn der Rumpf des sitzenden Kranken bey den Schultern angefaßt und stark geschüttelt wird; *wenn man endlich auf die Brust schlägt, so ist der Schall davon dumpfer.*"[3] Eigene Erfahrung verrät eine Bemerkung bei Gelegenheit eines Falles von Pneumothorax, den Auenbrugger noch nicht berücksichtigte:[4]

„Die Luft kann von mancherlei angeführten Ursachen in einen oder beide Säcke des Brustfells mit oder ohne äußerliche Windgeschwulst austreten ... Diesen Zustand erkennt man ... aus einem beträchtlicheren Klange der Brust, wenn man auf sie mit einigen Fingern schlägt."

[1] William Cullen, Praktische Arzneykunst, Leipzig 1789, Bd. IV, S. 197.

[2] Callisen, System der Wundarzneykunst, Kopenhagen 1788, I. Teil, S. 733.

[3] l. c. Bd. II, S. 57. [4] l. c. Bd. I, S. 735.

Eine weitere Erwähnung der Perkussion findet sich bei dem Italiener Borsieri de Kanifeld, der seit 1770 Professor der Arzneimittellehre in Pavia war, wohin ihn die Kaiserin Maria Theresia berufen hatte. Da er offenbar nicht über persönliche Beobachtungen verfügte, äußert er sich sehr vorsichtig. Während in den Kapiteln uber Lungenphthise, über Lungen- und Brustentzündungen und deren Folgezustände kein Wort über die Perkussion gesagt wird, heißt es im Abschnitt, der vom Hydrops pectoris, pericardii et pulmonum handelt, anmerkungsweise, nur: „Denique si Avenbruggero fides habenda est, thorax in empyemate inferiori et postica parte percussus obscurum et mutum sonitum reddit.“[1])

Verhältnismäßig früh drang die neue Entdeckung nach Frankreich. Im Jahre 1770 gab ein Doktor der Medizin an der Fakultät zu Montpellier, Rozière de la Chassagne, ein Manuel des pulmoniques heraus, in dessen Anhang sich eine vollständige französische Übersetzung des Inventum novum findet. Das Buch selbst ist ohne Bedeutung, enthält auch nichts über Perkussion. Der Verfasser, ein Literat, dem es lediglich um Sensation zu tun war, dachte nicht daran, die neue Untersuchungsmethode selbst zu erproben. Offenherzig erklärt er, daß er die Perkussion nie versucht habe; ja er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, etwa als Anhänger der Auenbruggerschen Lehre angesehen zu werden:

„Qu'on ne s'imagine pas cependant que je donne de plein vol dans la doctrine de cet Auteur; elle me paroît un moyen de plus qu'on peut employer, sans risque. Doit-on laisser quelque chose en arrière pour s'instruire des maladies dont le diagnostic est quelquefois si difficile et si obscur?

Je ne dis rien ni pour ni contre cette méthode. Je ne l'ai point éprouvée, et il n'ya guère que les Médecins des Hôpitaux qui ayent la faculté d'en faire un essai suivi. Je m'estimerai heureux si le Public me sait gré de mon zèle, plus heureux encore si j'ai été le premier à annoncer aux Médecins de ma patrie une découverte utile.“[2])

Für die Bedeutung der Sache selbst fehlte ihm jedes Verständnis; nur eine dunkle Ahnung, daß das Buch möglicherweise von Wichtigkeit sein könnte, hatte ihn veranlaßt, es zu übersetzen. Er verstand es darum auch nicht, bei seinen Lesern Interesse für die neue Entdeckung zu erwecken: sein Buch wurde wenig gelesen und war bereits zu Corvisarts Zeiten eine Seltenheit.[3]) Rozière fühlte

[1]) Burserius, Jo. Bapt. de Kanifeld, Institutiones Medicinae practicae, Lips. 1798, Vol. VI, S. 142.

[2]) Rozière de la Chassagne, Manuel des pulmoniques ou Traité complet des maladies de la poitrine, Montpellier 1770.

[3]) Vgl. Corvisart, Nouvelle méthode etc., S. XV, Paris 1808.

sich auch berufen, das Märchen wiederaufzutischen, daß der eigentliche Vater der Perkussion nicht Auenbrugger, sondern Hippokrates sei; wir können daraus mit einigem Recht vermuten, daß es — direkt oder indirekt — Rud. Aug. Vogel war, der ihm die Bekanntschaft mit dem Inventum novum vermittelt hatte. Allerdings war er genötigt, sich bei der Übersetzung mit der Schrift Auenbruggers gründlicher zu befassen, als es Vogel getan hatte. So fügt er denn auch die Anmerkung hinzu:

„Le procédé d'Hyppocrate pour s'assurer du son de la poitrine n'est pas le même que celui de M. Avenbrugger. Le premier secouoit les malades en les prenant par l'asselle. Celui-ci se contente de frapper le thorax. Ce changement qu'il y a fait paroît avantageux: il rend cette méthode plus douce et moins périlleuse."[1])

Im Resultat mache das aber, meint er weiter, keinen Unterschied! Die völlige Verständnislosigkeit Rozières geht auch daraus hervor, daß er schließlich Hippokrates und Auenbrugger in gleichem Maße für die Entdeckung Lob zollt: „nous avons l'obligation à M. Auenbrugger d'avoir faire revivre une méthode, sans doute importante, puisqu' Hyppocrate l'avoit employée. L'observateur Allemand participe aussi à la gloire du Praticien du Cos.[2])"

Die Übersetzung selbst ist sehr ungenau und nachlässig. Corvisart konnte wirklich mit Ruhe sagen: „Je ne ferai point la parallèle de ma traduction avec celle de M. Rozière de la Chassagne; je laisse au lecteur qui aura assez de loisir, ce soin plus fastidieux qu'important."[3])

Der bescheidene Ruhm, als erster den Franzosen Nachricht von der Perkussion gegeben zu haben, auf den Rozière gehofft hatte, kann ihm nicht einmal zuerkannt werden. Schon vor ihm war — vielleicht durch Albrecht v. Halber, mit dem er befreundet war — Simon-André Tissot auf die Auenbruggersche Entdeckung aufmerksam geworden und hatte sie, allerdings ohne den Namen des Entdeckers zu nennen, in einem seiner bekanntesten und verbreitetsten Werke erwähnt. Im Avis au peuple sur la santé finden wir folgende Stelle:[3])

[1]) l. c. Introduction. [2]) l. c. S. XV.

[3]) Simon-André Tissot, Avis au peuple sur la santé, Lausanne 1766, S. 98 Dies Buch erschien zuerst 1761 und erlebte in 6 Jahren 10 Auflagen. Es wurde in fast alle europäische Sprachen übersetzt, ins Deutsche dreimal, zuerst 1768 von einem Züricher Stadtarzt H. C. Hirzel, dann 1774 in Hamburg, endlich von D. Chr. F. Held 1785 in Leipzig. In allen drei Übersetzungen findet sich die Stelle über die Perkussion wieder, wurde aber, wohl wegen der vorsichtigen Form, in der sie gekleidet war, wenig beachtet.

„Enfin suivant les observations d'un médecin Allemand, si l'on frappe avec la main sur la poitrine couverte d'une simple chemise, elle rend dans l'endroit qui est sur la vomique un son sourd, comme si l'on frappait sur un morceau de chair, au lieu qu'en frappant sur l'autre côte elle rend un son source comme si l'on frappait sur une caisse. Mais je doute encore que cette observation soit généralement vraie, et il serait bien dangereux de décider qu'il n'y a point d'abscès dans une poitrine parce qu'elle ne rend pas un son sourd."

Er kannte mithin die Perkussion wenigstens als Mittel, um über das Bestehen einer Kaverne zur Klarheit zu kommen. Bei anderen Krankheiten, z. B. bei der Behandlung des Empyems gibt er keinen perkutorischen Befund an. Im ganzen stand er der neuen Entdeckung offenbar skeptisch gegenüber.

Der einzige, der in Frankreich vor dem Erscheinen der CORVISARTschen Übersetzung AUENBRUGGER kannte und seine Entdeckung praktisch zu verwerten wußte, scheint der Pariser Chirurg SABATIER gewesen zu sein. Mag er durch CORVISART angeregt sein oder nicht, jedenfalls war er ein Anhänger der Perkussion. Das geht aus einer Stelle hervor, die von der Operation des Empyems handelt:[1])

„Verändert der Kranke seine Lage im Bett, oder schüttelt man ihn, so hört man in der Brust ein ähnliches Geräusch, als ob eine Flüssigkeit in einem verschlossenen Gefäße bewegt würde. Die Rippen sind an der kranken Seite höher als an der gesunden, auch haben sie an jener weit größere Zwischenräume. Oft ist die Brusthöhle daher geräumiger. Zuweilen ist das Schwanken der Flüssigkeit sogar am Auge sichtbar. Und endlich erfolgt, wenn man mit der Spitze der zusammengelegten Finger einen trockenen Stoß auf die Brust giebt, ein gewisses, dumpfes, und ganz anderes Geräusch, als wenn man auf eine gesunde Brust schlägt. Bemerkt man dieses letzte Zeichen, so hat man zugleich mit ihm die Bestätigung der übrigen, und es giebt bei jeder Ergießung in die Brusthöhle Auskunft, es mag nun entweder Eiter, oder auch Blut, oder Wasser ergossen sein. Es ist schon ziemlich lange von einem deutschen Arzte, H. Auenbrugger, in einer Streitschrift de percussione thoracis, ut signo abstrusos pectoris morbos, detegendi, zuerst vorgeschlagen, und ich habe in mehreren Fällen gesehen, daß es sicher ist. Nur dann täuscht es, wenn die Lungen mit den Brustfellen verwachsen sind, denn in diesem Falle ist der Ton bei dem Anschlagen ebenso dumpf, als ob eine Blutergießung vorhanden wäre."

Ende der achtziger Jahre war CORVISART durch die Lektüre der STOLLschen Vorlesungen auf die Perkussion aufmerksam geworden und hatte seitdem unablässig während der Dauer von zwei Jahrzehnten die neue Methode versucht und studiert. Man kann deshalb annehmen, daß der Ruf des Inventum in dieser Zeit bereits in

[1]) SABATIER, R. B., Lehrbuch für praktische Wundärzte, aus dem Französischen von BORGES, Berlin 1798, 2. Bd., S. 271/2. Franz. De la médicine opératoire, Paris 1796, 3 Vol.

die Kreise französischer Ärzte gedrungen war, zum mindesten, daß hier und da ein Schüler CORVISARTS die neue Kunst aus der Klinik in die Praxis hinausgetragen hatte. Es dürfte aber bisher unbekannt sein, daß ein Schüler CORVISARTS schon vor ihm die Grundzüge der Lehre der Perkussion veröffentlichte. Im Jahre 1807 erschien ein Aufsatz von F.-J. Double unter dem Titel Considérations séméïologiques sur l'examen de la poitrine et sur la percussion de cette cavité, d'après la méthode d'AVENBRUGGER.[1]) Die Arbeit umfaßt 23 Seiten und gibt deutlich zu erkennen, daß es sich um eine kurze Zusammenfassung dessen handelt, was CORVISART zu lehren pflegte, obwohl DOUBLE auf AUENBRUGGERS Werk selbst zurückgreift und über persönliche Versuche berichtet.[2]) Mit welchem Eifer unter CORVISART perkutiert wurde, kann man daraus entnehmen, daß DOUBLE es für angebracht hält, vor allzu rücksichtsloser und unzarter Anwendung der Perkussion zu warnen:

„La percussion de la poitrine non seulement peut, dans quelques cas blesser la pudeur des malades, mais elle peut encore les fatiguer et leur devenir pénible, si le médecin insiste trop sur ce genre de perquisition.“[3])

Besonderen Nachdruck legt DOUBLE gerade in Beziehung auf die Perkussion auf das hippokratische non ex uno signo, sed ex plurium concursu: „C'est là la marche, qu'a suivie AUENBRUGGER luimême, malgré l'enthousiasme dont il n'a pas pu se défendre entièrement pour sa propre découverte.“[4]) Irgendwelche Priorität nimmt er nicht in Anspruch. Er hätte das schon deshalb nicht gekonnt, weil CORVISART bereits 1806 einen wichtigen Teil seiner Erfahrungen über die neue Lehre in seinem klassischen Buch über die Krankheiten des Herzens[5]) niedergelegt hatte, freilich ohne die Perkussion so in den Vordergrund zu schieben, daß es ohne weiteres Aufsehen erregte. In diesem Buche findet sich kaum eine Krankheitsgeschichte, in der — zum mindesten im Sektionsbericht — nicht ein perkutorischer Befund mitgeteilt wird. Übrigens schreibt auch DOUBLE das Verdienst der Wiederbelebung der Perkussion ausdrücklich CORVISART zu („ . . . la méthode d'AUENBRUGGER, que

[1]) Journal Général de Médicin 1807, S. 240.

[2]) So schreibt er: AVENBRUGGER veut que la main exploratrice soit surmise d'un gant d'étoffe et non de peau; *mais je me suis convaincu, par quelques essais*, que cette précaution devient nuisible, du moins inutile. l. c. S. 256.

[3]) l. c. S. 263.

[4]) Ibidem.

[5]) CORVISART, Essai sur les maladies et les lésions organiques du cœur et des gors vaisseaux, Paris 1806.

M. CORVISART a heureusement remise en pratique")[1]) und kündigt das Erscheinen der Übersetzung der AUENBRUGGERschen Abhandlung bereits an, und zwar würde die Ausgabe mit Anmerkungen und sehr erweiterten Kommentaren erfolgen. Trotzdem ist die Vermutung nicht unberechtigt, daß der Aufsatz DOUBLES wider den Wunsch, zum mindesten ohne Einwilligung CORVISARTS in die Öffentlichkeit gelangte, da es öfter vorkam, daß sich andere der Beobachtungen CORVISARTS bemächtigten und sie veröffentlichten.[2])

Im folgenden Jahre erschien die angekündigte Übersetzung des Inventum novum.[3]) Die Zeit des Kampfes und der Unsicherheit war damit vorbei. Das Licht der neuen Erkenntnis entflammte zu einem mächtigen Leuchtfeuer, das bis heute die dunklen Pfade der Diagnostik erhellt. Dem Werke CORVISATS im einzelnen nachzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Nur das sei bemerkt: Die Grundlagen der Lehre von der Perkussion waren mit dem Inventum novum bereits gegeben und erfuhren auch durch CORVISART keine wesentlichen Erweiterungen. Nur in der Perkussion des Herzens geht er weiter als AUENBRUGGER, wenn auch die Dissertation von GANTER (s. S. 342) die Herzdiagnostik CORVISARTS bereits in nuce enthält. Dafür bringt das Buch CORVISARTS eine Fülle von Beobachtungen und Beispielen, die den Franzosen dem deutschen Entdecker an Klarheit des medizinischen Denkens und sicherer Beobachtungskunst ebenbürtig erscheinen lassen. Unklar blieb ihm nur die AUENBRUGGERsche Unterscheidung des sonus altior und sonus profundior. Er übersetzte son superficiel und son profond. Die etwas gewundene Erläuterung beweist, daß er nicht wußte, was AUENBRUGGER eigentlich gemeint hatte.[4])

Zusammenfassend laßt sich mithin sagen: Die bisher allgemein herrschende Ansicht, daß die Perkussion zur Zeit CORVISARTS fast völlig vergessen gewesen sei, daß sie nur von wenigen gekannt, und von diesen wenigen — etwa von STOLL abgesehen — an-

[1]) l. c. S. 252.

[2]) CORVISART soll mit Beziehung darauf das Bibelwort zitiert haben: Diviserunt sibi vestimenta mea, et super vestem meam miserunt sortem.

[3]) Nouvelle méthode pour reconnaitre les maladies internes de la poitrine . . . par AUENBRUGGER, traduit par J. N. CORVISART, Paris 1808.

[4]) In dem Exemplar der Berliner Bibliothek, das mir zur Verfügung stand, findet sich eine handschriftliche Notiz ROMBERGS, die ausdrücklich auf diese Unklarheit hinweist.

gefeindet oder doch mißverstanden sei, besteht nicht zu Recht. Bei einer Durchsicht der medizinischen Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fand sich eine große Zahl von Autoren — beinahe fünfzig —, die in ihren Werken mehr oder minder ausführlich der neuen Entdeckung gedenken. Von diesen bringen die meisten der Perkussion Anerkennung und Verständnis entgegen. Es darf als wahrscheinlich hingestellt werden, daß viele Ärzte jener Zeit perkutiert haben, ohne etwas darüber zu hinterlassen. Jedenfalls wurde die Perkussion nicht nur an der Wiener Klinik von STOLL angewandt und gelehrt, sondern auch an deutschen Universitäten, so in Halle (REIL), in Würzburg (THOMANN), in Rostock (SAMUEL GOTTLIEB VOGEL), vielleicht auch in Leipzig (GEHLER). Trotz des eisigen Schweigens der führenden Größen Wiens, VAN SWIETENS und DE HAENS, trotz der gehässigen Gegnerschaft, die AUENBRUGGER von der Göttinger Schule aus erwuchs, läßt sich ein zwar langsames und gleichsam tastendes, aber doch ein Fortschreiten in der Anerkennung und Verwendung der neuen Untersuchungsmethode noch vor CORVISART beobachten.

Ausgaben des Inventum novum.

1. LEOPOLDI AUENBRUGGER Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi. Vindobonae. Typis Ioannis Thomae Trattner. 1761. 8°. 95 S. Mit einer Titelvignette: altus labore et favore.
2. Dasselbe Buch. Unveränderter Abdruck. 1763.
3. ROZIÈRE DE LA CHASSAGNE. Manuel des pulmoniques ou Traité complet des maladies de la poitrine. Montpellier 1770. 8°. Als Anhang die Übersetzung des Inventum mit Einführung.
4. LEOPOLDI AUENBRUGGERI inventum novum ex percussione thoracis etc. in FR. XAV. DE WASSERBERG, Fasciculus I, operum minor. medicor. et dissertationum. 8°. Vindobonae 1775. S. 316—361.
5. J. N. CORVISART, Nouvelle méthode pour reconnaître les maladies internes de la poitrine etc. par AUENBRUGGER. 8°. Paris 1808.
6. LEOPOLD AUENBRUGGERS Neue Erfindung, mittels des Anschlagens an den Brustkorb, als eines Zeichens, verborgene Brustkrankheiten zu entdecken. Im lat. Orig. herausgeg., übers. und mit Anm. versehen von Dr. S. UNGAR. Mit Vorwort von J. SKODA. Wien 1843. 8°.
7. AUENBRUGGER, Trattato della percussione di . . . suo inventore. Prima versione Italiano col teste a fronte del Dott. GIOVANNI PICCARDI. Milano 1844.
8. LEOPOLD AUENBRUGGERS Neue Erfindung, mittels des Anschlagens usw. In der Übersetzung von Dr. S. UNGAR (1843), mit dem Vorwort von SKODA und mit biographischer Skizze neu herausgeg. von HEINRICH JADASSOHN. Berlin 1908. Verlag Martin Boas. 47 S. Vgl. S. 331, Anm. 6.

Eucharius Rösslins Lebensgang.

Von

Prof. K. Baas-Karlsruhe.

(Hierzu Tafel X.)

Bei den Vorstudien zu meiner 1905 erschienenen größeren Arbeit über „Das Gesundheitswesen im mittelalterlichen Freiburg" stieß mir in dem gedruckten Häuserbuche dieser Stadt ein *„vicarius Rösslin"* auf; die Nachschau in der dieser Notiz zugrunde liegenden Urkunde ergab mir jedoch alsbald, daß es hier „Eukarius Rösslin" hieß, welcher Lesart auch alsbald von schriftkundiger Seite beigestimmt wurde.

So wurde meine Aufmerksamkeit auf den an der Grenze zur Neuzeit stehenden Arzt gelenkt, welcher bis dahin nur aus *Worms* und *Frankfurt a. M.* bekannt gewesen war; aus letzterer Stadt leiteten freilich nach *Freiburg* seither unbeachtete Spuren, welchen vor mir schon der Frankfurter Arzt C. Rödiger nachgegangen war, wie ich nunmehr von dem Archivar der Stadt Freiburg, Herrn Dr. Albert, erfuhr. Herr Dr. Rödiger war und ist auch jetzt infolge anderweitiger Inanspruchnahme nicht in der Lage, seine früher gesammelten Notizen selbst zu veröffentlichen; mit Dank erwähne ich, daß er mir seine aus Frankfurter Archivalien geschöpften Nachrichten überlassen hat. Nur weniges konnte ich selbst im Frankfurter Archiv noch hinzufinden.

Dagegen ergab mir das *Freiburger* Archiv nach und nach eine ziemliche Ausbeute an Daten über den Lebensgang von Euch. Rösslin, von dem nach H. Fasbender „wenig bekannt" sei; freilich konnten dem Verfasser der neuesten, groß angelegten „Geschichte der Geburtshilfe"[1]) meine früheren Veröffentlichungen leicht entgehen, indem ich dieselben an einem schwer zugänglichen Orte niedergelegt hatte.[2]) Weil nun nach meiner genauen Kenntnis des Freiburger Archivs von da aus weitere Aufschlüsse nicht mehr zu erwarten sind, da ich dementsprechend die urkundliche, wie auch

[1]) Jena 1906.

[2]) K. Baas, Dr. Eucharius Rösslin. „Vom Rhein", Monatsbl. d. Wormser Altertumsvereins II, 1903, Maiheft. K. Baas, Zur Lebensgeschichte Rösslins. Ebda. IV, 1905, Septemberheft.

die literarische Forschung über das Leben jenes Mannes zurzeit als abgeschlossen betrachten muß, so möchte ich im nachfolgenden das jetzt Feststehende zusammenfassen und schildern. —

Erstmalig tritt uns ein EUCH. RÖSSLIN in *Freiburg* entgegen im Zunftregister der Kaufmannszunft zum Falkenberg (1493—1714), in welchem der Eintrag sich findet: „Item EVCHARIUS RÖSSLE der appendeckger hatt zunfft koufft uff sant michelss oben (das ist der 28. September) im (14) 93 (Jahr) under PETTER SPRUNGEN“ (welcher damals Obristzunftmeister war).

Sehr wahrscheinlich über denselben Mann, wenn auch der Zuname nicht genannt wird, erfahren wir wieder etwas aus den Ratsprotokollen des Jahres 1495: am Montag nach Invocavit, d. h. am 9. März d. J., beschloß nämlich der Stadtrat, wie dies alljährlich geschah, die „appotheken und wurtzen“ besichtigen zu lassen. Bei dieser Besichtigung, die gewöhnlich von den Stadtärzten im Beisein einiger Ratsmitglieder vorgenommen wurde, fiel nicht alles zur Zufriedenheit aus; denn nach Nennung der Namen der besichtigten „Plidessern, JOHANNEN, EUKARIUS“ findet sich die Aufzeichnung: „Ist ir wurtz beschowt und ungerecht funden worden und besonders JOHANNEN und EUKARIUS Saffrit (Safran) mit Sandel vermischt.“

Lediglich den Namen „EUCHARIUS appotheker“ erwähnen dann wieder die Ratsprotokolle am Mittwoch nach Martini, d. h. am 21. November 1498; 1500, 1501 und 1502 ist dann in den „Gewerfftbüchern“ unter den Angehörigen der Kramerzunft neben den anderen Apothekern jener Jahre „EUCHARIUS RÖSLY“ oder „RÖSSLY“ mit 12 Schillingen als Zunftbeitrag vermerkt, während im Missivenbuch hinwieder unter dem 16. August 1502 in einem Briefe an Straßburg „unser EUCHARIUS ROSELIN, appotheker“ erwähnt wird. Dies ist zugleich die letzte noch vorhandene Nennung des Mannes als Apotheker.

In einer anderen Tätigkeit tritt uns aber derselbe Name wieder entgegen in den im Karlsruher Generallandesarchiv befindlichen Rechnungen des Freiburger Münsters; daselbst findet sich unter dem 12. September 1503 die Notiz: „Uf zinstag vor exaltat. crucis im XV^{c} und dritten jar ist ufgeschriben worden der alten ORLERIN husrat durch EUCHARIUM RÖSSLIN obrenschriber im Koufhus.“

Das Jahr 1502 gibt uns aber noch eine zweite hierher gehörige Aufzeichnung: nach den Bürgerbüchern wurde nämlich EUCHARIUS RÖSSLY (so Bürgerbuch A; E. RÖSSLIN in Bürgerbuch B) in den Bürgerverband aufgenommen, ohne daß wir jedoch hier etwas weiteres über die Persönlichkeit des neuen Bürgers erführen.

Erst das sogenannte Herrschaftsrechtsbuch, das sich über die Jahre 1473—1504 erstreckt, nennt uns den „doctor Eucharius Rösslin" und zwar als Besitzer des Hauses „zum Schnabelkönig" im Kirchgäßlein bei den Lugstühlen, in der heutigen Münsterstraße; der Name steht in der Reihe der Eigentümer an letzter Stelle. Erschließen wir hieraus die noch nicht lange Dauer des Besitzes, so sehen wir hinwiederum, daß das Eigentum doch wohl einige Zeit gewährt haben muß, daran, daß auch im Herrschaftsrechtsbuch der Jahre 1508—1526 der gleiche Name eingetragen ist, also noch zu einer Zeit, in der Rösslin, wie wir sogleich erfahren werden, bereits von *Freiburg* weggezogen war.

Denn nach dem am 28. August 1504 ausgestellten Abzugsrevers gab Rösslin sein Bürgerrecht wieder auf; die Urkunde selbst lautet:

„Ich, Eucharius Rösslin, doctor etc., bekenn, als ich zu Fryburg sässhaft gewesen und von dannen gezogen bin, hab ich ein eyd zu got und den heiligen gesworen umb all sachen bis uff ietzt verloffen, recht ze geben und ze nemen von gemeiner statt vor Kgl. Mt. landtvogt und rätten hievor ze land, und gegen sondern personen, den iren vor Rat oder gericht und nyendert anderstwa, und stätt ze halten, was an den enden mit recht erkennt wird ongevaerd. Zu Urkund hab ich erbetten den edlen und vesten Junker balthassar tegelin, Schultheis zu Fryburg, daz er sin eigen Insigel für mich und min erben, doch ihm und sinen erben one schaden, an disen brieff gehengkt hat, der geben ist uff mittwoch nach santt Bartolomeustag von cristi gepurt gezallt funfzehn hundert und vier Jar."

Der Wegzug folgte aber erst später; denn noch im Juli 1506 verhandelte mit Rösslin in *Freiburg* der Stadtrat von *Frankfurt*, wie wir nachher des Genaueren hören werden. Sein Verhältnis zur Stadt war nun das der „Gastfreundschaft", wie wir aus dem Eintrag in den Ratsprotokollen vom 22. November 1504 entnehmen, wo es heißt: „Eucharius Rösslin ist uff hut (heute) uberschriben und gast erkennt und bevolhen anzenemen."

In der Zeit der „Gastfreundschaft" hatte nun Rösslin einen recht unangenehmen Gerichtshandel auszutragen, von dem die Ratsprotokolle uns berichten; vielleicht bezieht sich auch auf denselben Prozeß ein unter dem 26. Mai 1503 im Missivenbuch eingetragener Geleitsbrief an Dr. Caspar Grumbach, einen Juristen in Straßburg, zu einem Gerichtstag in Freiburg gegen „Eucharius Rösslern, unsern

burger". Möglicherweise ließen später die unangenehmen Erfahrungen dieses Streitfalles den Entschluß zur Aufgabe des Bürgerrechtes und zum Wegzug entstehen und reifen.

Über die Sache selbst berichten die Ratsprotokolle erstmals auf Mittwoch Barbara, d. h. am 4. Dezember 1504:

„Eucharius rösslin ist uff hut widerumb erkennt ledig zu lassen, also dass er fur die misshandlung dem råt geben soll 1 mark silbers und er solt urfeht sweren und burgschafft geben."

Gegen wen die „Mißhandlung" gerichtet gewesen, die ihn sogar in das Gefängnis der Stadt gebracht hatte, ersehen wir aus einer Stelle des Ratsprotokolles vom 9. Dezember 1504; es war die in der Stadtverwaltung angesehene und wichtige Person des damaligen Stadtschreibers Ulrich Würdner. In der Erkenntnis der dadurch vermehrten Schwierigkeit seines Prozesses scheint Rösslin alle ihm zu Gebote stehenden Verteidigungsmittel herangezogen zu haben; ich möchte wenigstens einen Hinweis auf ein solches in dem kurzen Briefe erblicken, welcher den Ratsprotokollen dieser Zeit beiliegt, ein Brief, der für uns auch noch in anderer Hinsicht von Interesse ist und den ich darum in Nachbildung hier beifüge:

„Her Oberster meister gedencken an die meynung uch furgeschlagen betreffen die universitet und mich von des gerichtshandels wegen.
Eucharius Rösslin."

Vielleicht werden wir nicht irren, wenn wir bei dem „Obersten meister" an jenen „Petter Sprengen" denken, welcher ehedem den Apotheker Rösslin in die Krämerzunft aufgenommen hatte; er mag jetzt als eine gleichfalls angesehene Person von dem Beklagten zu seinem Fürsprecher gewählt worden sein, als welcher er die Be-

ziehungen seines Schutzbefohlenen zur Hochschule vorbringen und zu dessen Nutzen verwerten sollte.

Daß zunächst der mit dem einfachen Namen unterzeichnete Zettel von dem Arzte Rösslin herrührt, beweist die Übereinstimmung seiner Schriftzüge mit denjenigen der im Frankfurter Stadtarchiv erhaltenen eigenhändigen Briefe, die der „doctor" und „phisicus" unterzeichnet hat. Konnte nun Rösslin in öffentlicher Verhandlung auf eine Hochschule sich berufen, so muß er in der Tat in einer irgendwie gearteten Beziehung zu einer solchen gestanden haben. Welche Hochschule hier gemeint ist, wissen wir bis jetzt freilich noch nicht; denn in den seither bekannt gewordenen Matrikeln deutscher und ausländischer Universitäten jener Zeit ist sein Name nicht zu finden. Da es nun lediglich „die" Universität in jenem Brieflein heißt, so liegt der Gedanke an die Hochschule zu *Freiburg* am nächsten; doch hat auch das soeben erschienene Verzeichnis der Freiburger Universitätsangehörigen[1]) keinen Eucharius Rösslin, wobei aber die Lückenhaftigkeit desselben für die älteste Zeit bedacht werden mag.

War nun unser Arzt Universitätsverwandter, der Stadt gegenüber aber nur mehr „Gast", so unterstand er eigentlich allein dem akademischen Gericht; gleichwohl lesen wir in den Ratsprotokollen unter dem 9. Dezember 1504 den endgültigen Austrag der Streitsache in folgender Weise:

„Uff hut Sind meister Ulrich und eucharius gegen einander vor rat guttlich gehört und vernempt lut der brieff, und nach dem eucharius anzeigt, er kendt die Wort in seiner antwort nit reden, wels aber reden, wie es gelesen werd, dran wird ein rat ein benügen haben und gab eucharius die copy in die hand, so las er sin antwort von wort zu wort und redt daruff, er wels also geredt haben. Damit ward es uffgericht, und dem rat vertruwt umb den costen zu sprechen."

Letztere finden wir dann am Freitag Lucie, d. h. am 13. Dezember aufgezeichnet: „Uff hut hat ein rat den costen zwischen Eucharius und meister Ulrichen gemessiget und güttlich erkennt, dass Eucharius meister Ulrichen fur den urtelbrief und allen costen geben und bar bezalen solt $3^1/_2$ Pfund Pfennige."

Aber erst Mittwoch nach Bartholomäus, d. h. am 27. August

[1]) H. Meyer, Die Matrikel der Universität Freiburg, 1907.

1505, meldet der letzte Eintrag des Schultheißen Tegelin in den Ratsprotokollen: „Doctor Eucharius rösslin hat urlob genomen."

Jedoch auch nach dieser Zeit muß Rösslin noch in *Freiburg* gewesen sein, da 1506 hier Frankfurter Ratsherren mit ihm verhandelten.

Ehe wir aber dem weiteren Lebenswege des Mannes uns zuwenden, wollen wir nochmals den Blick rückwärts richten auf jene ersten Nachrichten über den Apotheker und Kaufhausschreiber, den ich mit der Person des Arztes identifiziere. Allerdings vermag ich einen durchschlagenden Beweis hierfür nicht vorzubringen; mit genügender Wahrscheinlichkeit sprechen jedoch die sonstigen Umstände der Person und Zeit für meine Annahme.

Wären der Apotheker und der Arzt zwei verschiedene Personen, so müßten wir von vornherein es als ein merkwürdiges Spiel des Zufalls betrachten, daß derselbe, in *Freiburg* selten vorkommende Name, zumal der überhaupt ungewöhnliche Vorname, sozusagen, zu gleicher Zeit in der gleichen Stadt sich zweimal fände, daß aber der eine Träger des Namens mit dem Auftreten des zweiten Trägers dann plötzlich verschwände. Denn nach 1502 findet sich der Apotheker Eucharius Rösslin nicht mehr; in dem „Gewerfftbuch" des Jahres 1508, mit dem nach einer Lücke von 6 Jahren eine neue Reihe beginnt, finden sich zwar an derselben Stelle wie früher die z. B. 1501 und 1502 aufgezählten Berufskollegen noch vor, aber der Platz Rösslins selbst wird von einem anderen ausgefüllt, welcher damals nicht verzeichnet gewesen. Daß aber Ärzte aus Apothekern hervorgehen, ja daß beide Berufe von demselben Manne ausgeübt werden, ist sogar unserer Zeit noch nicht ganz fremd; und im Mittelalter kam diese Vereinigung häufiger vor, z. B. noch nach dem Weggang Rösslins bei dem bekannten Freiburger Arzte Schenck, der sich um Einwendungen nicht kümmerte, während früher[1]) die Stadt selbst einen „meister philippsen den artzet" empfangen hatte, „hie ze friburg husheblich ze sitzen und ein apothegk ze haben".

Ist aber der „Kaufhausschreiber" auch identisch mit unserem Arzte? Was zunächst das Amt eines solchen anlangt, so könnte es in mancher Hinsicht mit dem der heutigen Notare verglichen werden; ganz abgesehen von der Kunst des Schreibens und Rechnens mußte sein Inhaber gewisse allgemeinere, dazu auch juristische Kenntnisse

[1]) Am 11. Juni 1449 nach dem „Schuldbuch" S. 174.

besitzen, die eine weitergehende Ausbildung, wie sie durch das Studium erlangt wurde, zur Voraussetzung haben. Wenn wir nun sehen, daß einem Freiburger Stadtschreiber von einem Wundarzt und Geburtshelfer dessen lateinisch geschriebenes Buch über Geburtshilfe usw. dediziert wurde,[1]) so wird es uns schon weniger wundern, daß ein späterer Arzt den an einen Kaufhausschreiber zu stellenden Forderungen gerecht werden kann. Daß aber spätere Ärzte im Mittelalter uns fernliegend scheinende Berufe ausübten, eventuell ehe sie Arzt wurden, aber auch noch als solche, dafür kann ich wieder aus *Freiburg* Beispiele anführen. So führt eine Verkaufsurkunde von 1536 den bekannten Georgius Pictorius als „alten schulmeister zu Fryburg“ an; viel früher, aus dem Jahre 1403, meldet uns das Schuldbuch derselben Stadt,[2]) daß „meister Peter Hemerlin, der alte schulmeister, der artzet“ als Stadtarzt angenommen wird. Und aus noch älterer Zeit berichtet uns eine Konstanzer Bischofsurkunde,[3]) daß als Zeuge bei der Abfassung derselben am 20. August 1382 zugegen war „mag. Swederus secretarius noster“, d. h. Geheimschreiber des Bischofs Heinrich III. von Brandis, welcher Mann vorher und nachher als angesehener Arzt in Freiburg und Leibarzt des genannten Bischofs bekannt ist.

Nun muß aber noch eine Schwierigkeit beseitigt werden, die darin zu liegen scheint, daß Eucharius Rösslin nochmals im Jahre 1502 als Bürger in *Freiburg* aufgenommen wurde, nachdem er doch schon durch seinen Einkauf in die Krämerzunft zum Falkenberg das Bürgerrecht erlangt hatte. Dies werden wir aber so verstehen können, beziehentlich zu verstehen haben, daß der Apotheker Rösslin 1502 seinen seitherigen Beruf und damit die Zunftzugehörigkeit aufgab, womit aber zugleich das Bürgerrecht ihm verloren ging; da dessen Besitz ihm von Wert war, erwarb er es wieder im gleichen Jahre auf andere Art, möglicherweise um die Stelle als „obrenschriber im Koufhus“ erlangen zu können, die ihm einstweilen eine gewisse Tätigkeit und Einkommen gewährte. In dieser Zeit aber muß er vornehmlich seine ärztlichen Studien zu Ende geführt haben, da er uns, wie schon dargelegt, 1504 in seinem Abzugsrevers als fertiger Arzt entgegentritt.

Ob und wie Rösslin nun zu *Freiburg* ärztliche Tätigkeit aus-

[1]) Handschriftliche Widmung in Jacobi Rueff, De conceptu et generatione hom. Tiguri 1554. (Exemplar der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek.)

[2]) S. 188.

[3]) Regesta Episcop. Constant. II. Reg. 6663.

geübt hat, darüber fehlen uns Nachrichten völlig; daß er aber bereits auch nach auswärts Ansehen sich errungen hatte, beweisen die Verhandlungen, welche *Frankfurt* mit ihm anknüpfte. Hierüber vermeldet zunächst das Bürgermeisterbuch dieser Stadt vom Jahre 1506: „Feria quinta in die visitationis Marie (2. Juli). Herr JACOB HELLER sal dem Doctor zu Friburg schriben." Und weiterhin: „PHILIPS wisen eynen diener lihen, der mit ime gen Friburg in prissgau zu riten."

Über den Fortgang dieser Besprechungen hören wir nun: „Feria tertia post Udalrici (7. Juli) Item als die freunde (Ratsherren) by dem Doctor der Ertzney von Fryburg gewest unnd mit ime umb bestellunge gehandelt haben, mit ime weytter handeln unnd wo er sich umb funffzig gulden vier jare lang bestellen will lassen, ine also annemen."

Aber RÖSSLIN scheint mehr verlangt zu haben; denn bald darauf heißt es: „Quinta post Kiliani (9. Juli). Die frünnde sollen mit Doctor EUCHARIO ROSELIN dem artzet ssliessen jares umb 60 gulden sex jare lang mit sampt der frihung wie ander Doctore verschreibunge nemen, unnd ime fure synen uffbruch 15 bis 20 fl. zu stuer geben sollen die frunde macht han."

Die Verhandlungen scheinen sich aber noch etwas hingezogen zu haben; denn es findet sich der nächste Eintrag — und zwar in den Rechenbüchern des Jahres 1506 erst am: „Sabath post egidi (5. September). 20 fl. geben Doctori EUCHARIO ROSELIN von Freiburg artzet fur sin uffbruch mit dem sinen allher zu furen, als er sich dem rate 6 jare ire stat artzet zu sin verschriben hat alle jare umb 60 fl. und ist sin jare angegangen uff Donnerstag nach nativit. Marie 1506 (10. September)."

Wahrscheinlich in den Sommer eines der nächstfolgenden Jahre (Feria quinta post assumptionem Marie, d. i. Donnerstag nach dem 15. August, nach der LEESNERschen Chronik T. II) fallt nun der erste der drei Briefe RÖSSLINS, welche STRICKER[1]) bereits erwähnt hat und die heute noch in den Medizinalakten Bd. I der Stadt Frankfurt erhalten sind.

Mit dem Kanzleivermerk: „Doctor EUCHARIUS ROSSLE schriben" heißt es im ersten (Blatt 123):

„Fürsichtigen, wysen, günstigen lieben Herren. Demnach ich

[1]) Geschichtl. Untersuchung über EUCHARIUS RÖSSLIN, im „Janus", alte Folge II, 1847, S. 394.

an uwer ersam wyssheit vor einem halben jar etlich ansynnen geton, daruber mir wenig antwurt worden, ist andermals min ernstlich ansynnen und beger an E. W., die wyll Johannes appoteckern auch den schendtlichen juden und jüdin fremd und heimsch zugelassen ist von E. W., das sy mogen und fryheit haben zu raten, zu visitieren, artzney zu machen und zu geben, des sy sich zu allen wilen berümen, bin ich ungezwyffleter hoffnung, uwer ersam wisheit werd mir solichs auch vergunden und zulassen. Wo aber das u. w. nit gelegen oder anmutig würd sin, so kan oder mag ich by u. w. sold und dienstgelt keins wegs ein benügen haben. Dann ich mercklichen nachteil gehabt hab. Zum andern, so felt viel mercklicher irrung für betreffen all die, so mit artzny umbgon, als doctores, appotecker, barbierer, hebamen, von denen allsampt nachred entstot, das sich uwern ersam wyssheit geburdt darin zu handlen. Und mir als uwer wyssheit archiater geburt furzebringen bitt und beger umb ein antwurt.

uwer ersam wissheit
gehorsamer
Eucharius Rösslin
doctor."

Was Rösslin mit dieser Beschwerde erreicht hat, erfahren wir nicht; nur daß sein Gehalt nicht erhöht wurde, ersehen wir aus einer späteren Abrechnung.

Im Jahre 1508 ging dann unser Arzt vorübergehend zur Herzogin Katharina von Braunschweig und Lüneburg; an Nachrichten hierüber finden wir in dem Bürgermeisterbuch vom Jahre 1508 folgende Einträge:

„Feria quinta post pascha (27. April). Als u. gn. frauwe die Hertzogin zu Brunswig bitt umb Doctor Euchario den artzet mit irer Gnaden zu zigen und dienlich und ratlich hilff bewisen."

„Feria quinta in die Urbani (25. Mai). Als frauwe Katharina geporn von Saxen Hertzogin zu Brunswig und Luneburg dem rate danke des geliehen artztes halben, daby laissen."

Nach der Rückkehr scheint aber in *Frankfurt* nicht alles zur Zufriedenheit Rösslins gegangen zu sein; denn aus dem Jahre 1509 liegt nochmals folgende, mit dem Kanzleivermerk: „Eucharius Rösslin medicus schriben" versehene Beschwerde vor (Med. Akten I, Bl. 135c): [1])

[1]) Vgl. Faksimile Tafel X ($^{9}/_{10}$ der Größe des Originales).

„Den fursichtigen und wysen burgermeister und rat zu franckfort minen gunstigen lieben herren.

Fursichtigen wisen gunstigen herren. Demnach ich im dritten jar by uwer ersam wyssheit gewonet und allen inwonern, so mich erfordert, dienstlichen willen bewysen, aber vil beschwerd, hindernuss und nachreden dulterlichen gelitten, doch altzit in hoffnung gestanden, soliche ding sich mit der zit bessern wurden, solichs nit geschehen wil, sonder ye lenger ye böser werden. Nit das mir yemantz zumessen wolt, das ich solt begeren, die gesunden kranck zu werden (dann ich mocht in solicher zal die ersten befunden werden) sundern die, so kranck wurden, gesund zu machen, die wil aber ich zu solichem vil helffet hab, frembd und heimpsch, juden und cristen, so mir all zu keinem nutz dienen, und ich aber tag und nacht einem yeden gehorsam sin sol und muss auch daruff warten, kan und mag ich solichen merklichen schaden, so lange zit verschwigen, nit lenger verhalten, nit allein, so mir teglich entstet, sonder auch einer gantzen gemeinen stat. Deshalben ist min ernstlich bitt und beger, uwer ersam wyssheit woll uwer ratsfrund mir zuordnen, will ich vor den selbigen alles, so not ist, eroffnen und melden ongezwifflet, U. e. w. werd in denselben puncten und articlen nach dem aller erlichsten, nutzlichsten und besten handeln.

Uwer ersam wyssheit
williger Eucharius Rösslin
doctor phisicus franckford."

Worauf dies hinzielte und welchen Nutzen die Beschwerde hatte, wissen wir nicht.

Seine bedungene Dienstzeit als Stadtarzt hielt Rösslin vielleicht auf Grund solcher nachteiliger Erfahrungen jedenfalls nicht aus: vom Jahre 1511 meldet nämlich das Bürgermeisterbuch: „Feria quinta post cineres (6. März). Als Doctor Eucharius Roselin der Statartzet bitt inen, von den 2 jaren so noch zu dienen weren, ime einen gonstigen Urlaub gestaten."

Jedoch der Stadtrat ging nicht ohne weiteres auf dies Gesuch ein, wie ersichtlich ist aus dem Eintrag: „Feria tertia post Letare (1. April). Als doctor Eucharius Roselin ime zu erleuben begert, der ime uf hude dato geben ist, hat er uff des Bürgermeisters rede bis uff ostern bedacht genommen. Ime sagen er habe noch 2 jare zu dienen, daruf zu antworten, ob er die ussdienen wol."

Rösslins Antwort gab anscheinend weiteren Anlaß zu Aufschub;

denn es heißt: „Feria tertia post Judica (8. April). Doctor Eucharius Rosslins antwort bis nach Ostern triben lassen.“

Am 19. Juni aber schied er doch aus dem städtischen Dienst, worüber zunächst das Bürgermeisterbuch unter dem 28. August (Fer. quinta p. Bartholom.) berichtet: „Als Doctor Eucharius Roselin artzet bitt ime vom anfangke dess mertzen biss uff corporis christi (19. Juni) sinen solt zu geben, dwile er quinta post cin. ime die 2 jare, so er zu dienen schuldig, sy gebeten zu erledigen, ist ime desmals durch die burgermeister uff sin begeren gonstige erleupniss zugesagt, sich mit ime gutlich abeslissen“; während das Rechenbuch am „primo Sabatho post decollationem Johannis“ (30. August) einen entsprechenden Vermerk aufweist: „Item 27 Gulden 22 Schilling geben doctore Eucharis Roselin statartzet fur 15 wochen und 4 tage, so er von dem ersten tag dess monats martii biss uff unseres Herren Fronleichnamstag zu rechnen nach antzal sines jares soldes nemlich an 60 Gulden verdient gehabt (wie wole ime uff sin schreiben und bittlich ansuchen gunstiglich sin verschriben zit nachzulassen bewilligt worden ist) lute siner quittung.“

Über den nächstfolgenden Aufenthalt Rösslins ist uns urkundlich nichts mehr bekannt; lediglich aus der Vorrede zu seinem berühmten Buche „*Der swangeren frawen und hebammen Rosegarten*“, die „*Worms 1513*“ unterzeichnet ist, wissen wir, daß er in dieser Stadt Arzt gewesen. Aber auch da muß er sich nicht recht wohl befunden haben, da er sich wieder nach *Frankfurt* wandte, um in dessen Dienste zuruckzukehren. Doch brachte vorerst wenigstens der Rat der Stadt ihm wenig Gegenliebe entgegen, wie aus der sprechenden Bemerkung wohl hervorgeht, welche „Feria tertia in die Andreae“ (30. November) des Jahres 1513 im Bürgermeisterbuch eingetragen ist: „Als Eucharius Rosslin in der artzney doctor bytt inen zu eynem artzet uffzunemen, bass bedenken!“

Erst 1517 knüpfte der Stadtrat von *Frankfurt* wieder Unterhandlungen an; denn im Bürgermeisterbuch dieses Jahres lesen wir „Feria tertia post Jubilate (5. Mai). Mit Doctor Euchario dem artzet reden lassen sich zu bestellen.“ Und Doctor Eucharius ging gern auf das Anerbieten ein; denn bereits am 7. Mai (Quinta post inventionum crucis anno etc. 17“ nach dem Kanzleivermerk) lag folgendes Schreiben von ihm vor (Med. Act. I, Bl. 137):[1]) „Den für-

[1]) Kanzleivermerk: „doctor Eucharius Rossli bitt umb den dienst“

sichtigen ersamen und wysen herren burgermeistern und rat der statt franckfort sinen gnedigen und gunstigen lieben herren.

Min fruntlich willig dienst und was ich eren liebes und gutes vermagh tzuvor. Fursichtigen ersamen wisen gnedigen gunstigen herren. Demnach durch ansinnen und begeren vil krancke personen diser stat franckfort welchen ich in iren kranckheiten geraten und visitirt etc. mich ein zitlang uffenthalten und fürther zu bliben von den Krancken gebetten, wo mir sollichs möglich, wer ich allhie zu verharren willig. So ich nun syhe und vornymm gebrechen an doctoren in der artzny, wer ich geneigt, mich widerumb allhie zu fügen und die zit mines lebens zu bliben und verpflichten ganz willig, wo ich von ewer ersam wyssheit mit gnaden gunst und erlichem sold begabet wurdt der hoffnung und zuversicht mich mit gemeyner stat dermassen halten, darin ewer ersam wisheit (die wil sich nit alles in geschrifft melden lasset) ewer ratsfrund mir zu verordnen mit denen ich merers dann hier inbegriffen, eroffnen werd.

Ewer ersam wisheit
willliger Eucharius Rösslin
in artzny doctor."

Daraufhin faßte der Stadtrat alsbald noch am selben Tage den Beschluß: „Doctor Euchario 60 fl. zur belonung anbieten und daruff besliessen", doch sollten die Unterhändler „ime uf 70 fl. oder 13 Gulden zu stuer am husrat herauff zu furen 10 jare macht haben." Und wieder am folgenden Tage finden wir: „Doctor Rossle by den 70 fl. lassen und nit mehr oder 60 fl. und 20 fl. fur sin uffbruch geben."

Die Schnelligkeit der Verhandlungen, sowie die Flüchtigkeiten des Briefwechsels und der Notizen erwecken die Meinung, daß Rösslin, was auch dessen Brief selbst andeutet, bereits vorher in *Frankfurt* geweilt hat; der folgende Eintrag in dem Bürgermeisterbuch scheint mir diese Anschauung zu bestätigen, wenn es „Feria tertia post Cantate" (12. Mai) heißt: „Als die frunde mit Doctor Euchario uff 70 fl. abgeredt haben, sol sin solt, wan er widder komet an, gehen 6 jare lang, und sol mitler zyt die verschribung gefertigt werden." Rösslin wird demnach wohl wieder nach Worms abgereist gewesen sein, um den Umzug nunmehr zu bewerkstelligen.

In meist halbjährigen Beträgen finden sich von da an nun die Gehaltsauszahlungen in den Rechenbüchern gebucht; der letzte

derartige Eintrag ist vom „sabatho post albani" (23. Juni) des Jahres 1526.

Schließlich findet sich noch in dem Bürgermeisterbuch desselben Jahres die Nachricht, die für uns das letzte Lebenszeichen Rösslins ist: „Feria tercia post Sixti (7. August). Als Doctor Eucharius ettlich tag umb lawb (? wohl Urlaub) bit geynh seligenstatt."

Denn 1527 „Sabat. post circumcisionem (5. Januar)" heißt es im Rechenbuch „Item $17^1/_2$ fl. geben Euchario Rosslin der artzney licentiat (dem Sohne) von wegen syns heren und vatters seligen für syn verdient firteljar", woraus wir entnehmen können, daß etwa Ende September 1526 Rösslin (der Vater) sein Leben beschlossen hatte.

(Das Faksimile des Briefes S. 432 hat Herr Prof. Gustav Klein in München, der das Klischee heute besitzt, freundlich zur Verfügung gestellt.)

Kleinere Mitteilungen.

Eine Verordnung Kaiser Maximilians betreffend die Weinbereitung vom Reichstag zu Freiburg am 24. August 1498.

Von

KARL SUDHOFF.

Nachdem schon Kaiser FRIEDRICH III. († 1493) ein Verbot der Weinpanscherei erlassen hatte, das wenig Erfolg gehabt zu haben scheint, ging man auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau unter MAXIMILIANS Regierung mit scharfen Strafbestimmungen den Weinfälschern zu Leibe und erließ eine Reihe von speziellen Verordnungen, die auch das Interesse des Historikers der Nahrungsmittelhygiene erwecken.

Auch in der Kaiserlichen Verlautbarung vom August 1498 werden die gesundheitlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt. Die Ärzte haben die Weinpanschereien als Ursache langen, unheilbaren Siechtums erkannt und namentlich bei Schwangeren, Wöchnerinnen, stillenden und menstruierenden Frauen für Mutter und Kind die größten Gefahren oder dauernde Unfruchtbarkeit dadurch verursacht gesehen. Darum müsse schon der Most in einfache, reine Fässer gefüllt werden, an denen keinerlei besondere Manipulationen vorgenommen werden dürften, die ohne jeden Zusatz ständig in Füllung gehalten werden müssen, damit die Gärung ohne jede Störung bis zum Ende verläuft.

Beim Umfüllen und Ablassen des ausgegorenen Weines solle ein einmaliges Schwefeln des Fasses erlaubt sein, doch nicht mehr als 1 Lot reinen Schwefels auf ein Stückfaß Verwendung finden und für kleinere oder größere Fässer in gleichem Verhältnis. Solle der Wein später über Land geführt werden, so dürfe nochmals beim Umfüllen dasselbe Schwefelquantum wie bei der ersten Schwefelung zur Anwendung kommen. Doch müsse in jedem Falle der Käufer von der stattgehabten Schwefelung benachrichtigt werden, damit er nicht weiter schwefele. Geschieht dies dennoch, so sei dem Fasse der Boden auszuschlagen und der Wein auslaufen zu lassen und pro Eimer noch obendrein ein rheinischer Gulden Strafe zu bezahlen.

Strenger Bestrafung an Leib, Ehre und Gut sind die Fuhrleute zu unterziehen, die aus ihnen anvertrauten Weinfässern unterwegs Wein entnehmen und Wasser nachfüllen, ebenso eventuelle Hehler und Diebesgenossen.

Andere Beimengungen und Panschereien am Wein während der Gärung oder nach dem Abziehen des Weines, außer dem Schwefeln, ziehen unnachsichtliche Vernichtung des Weines durch Einschlagen des Faßbodens und Laufenlassen des Weines, sowie in jedem Einzelfalle eine Strafe von 100 rheinischen Gulden nach sich.

Alantweine, Salbeiweine, Wermutweine und andere dergleichen Würzweine, ebenso Beerenweine, Tresterweine, Tröpfelweine sind ebenso wie die feinen ausländischen Weine nach altem Brauch im Handel zulässig, auch destillierte und gesottene; auch sie müssen aber in ihrem ursprünglichen Zustande ohne Vermengungen, Beimischungen und Verfälschungen gehalten und für sich allein ohne Zusatz anderer Weine ausgeschenkt und verkauft werden.

Auch auf die mangelhafte Handhabung des ganzen Gesetzes ist eine hohe Strafe von 50 Mark lötigen Goldes für die saumseligen Behörden gesetzt. Doch lassen wir nun das Aktenstück selbst reden.

Wir Maximilian von gottes gnaden/Römischer künig/zů allentzeiten merer des Reichs/zů Hunngern/Dallmatien/Croatien ꝛc künig Ertzhertzog zů Osterreich/Hertzog zů Burgundt/zů Brabant/zů Gelldern ꝛc Grafe zů Flandern/zů Tyrol ꝛc. Embieten. n. allen vnd yegklichen Curfürsten/Fürsten/geistlichen vñ welltlichen/Prelaten/Grafen/Freyen/herrñ/Rittern/knechten/Haubtleüten/Vitzthümben/Vögtñ/Pflegern/Verwesern/Ambtlewten/Schultheyssen/Burgermeistern/Richtern/Reten/Burgern/gemeinden/Auch den Weynkiesern/Visierern Eychern/Vnderkewffern/Ewtrern[1])/Penndern[2])/besehern der Wein/vnd andern/so mit weynen vnd fassen zů handlen haben/vnd sonnst allen anndern vnsern vnd des heilgen Reichs vnderthanen vnd getrewen/in was wir den stattes oder wesens die sein/den diser vnser künigclicher brief/oder glawplicher abschrift/dauon fürkumbt/vnd zůwissen wirdet/Vnnser gnad vnd alles gůt/Erwirdigen/Hochgebornen/Wolgebornen/Ersamen/Edlen lieben Neuen[3])/öheimen/Churfürsten/Fürsten/Andechtigen/vnd getrewen/Nachdem weylend der durchleüchtigest Fürst herr Friderich Römischer keyser ꝛc vnnser lieber herr vnnd vatter loblicher gedechtnuss/die pösen schedlichen gemechd[4]) der Weyne verbotten/vnd deßhalben mit zeittigem Rate/ettlich ordnung vnd satzung gemacht/vnd außschreiben lassen hat/Vnnd aber mit solichen pösen gemechten[4])/seidher nit still gestanden/sunnder darüber als wir zůmermalen bericht sein/wider die yetzberürt/vnsers lieben herren vnd vaters satzung vnd ordnung/dannocht an vil ennden/die Weyn/wider Jr natur/in menigerley weyse/mit vnzimlichen pösen gemechden[4]) belestigt/vnd annders dann Sy/von natur seyen zůbringen vnderstanden werden. Daraus/als wir bey den gelerten der Artzney/vnd sunst erfinden/den menschen/zůuilmalen swere lang werende vnüberwyndtlich töddtlich kranckheiten. Vnnd sunderlich/den Frowen personen so sy swanger/oder nachdem sy kindes genesen/oder aber sunst mit natürlichen kranckheiten beswert sein. dermassen schaden vnd verderbnuß empfahen. das Sy vnnd ire frücht/der[5]) sterben/oder fürohin nit mer empfengklich noch fruchtpar werden mügen volgen/Darein wir als Römischer Regirender künig/gemeinem nutz zůgůt/gnedigklichen gesehen/vnd darumb mitsampt vnnsern vnd des heiligen Reichs Churfürsten/Fürsten/Stennden vnnd gemeiner besamblung/auf dem Reichs

[1]) Zapfer, Ausschenker? [2]) Faßbindern. [3]) Neffen.
[4]) Manipulationen, Beimengungen, Beimischungen. [5]) Davon, infolgedessen.

tag allhie zů Freyburg zůnerhůttung solichs übels gesetzt / vnnd geordennt setzen vnnd orden auch von Römischer küngklicher macht wissenntlich mit disem brieff. Züm ersten/das die Weynper/so die von den weynreben zů den kalltern[1])/oder pressen/vnnd darauf gebracht werden. on alles gemechd vnnd zůsatz / außgebresset / der wirtz[2]) in flechte / vnzůueraytet einichs gemächts vafs getan/vnd dieselben most mit steter ordennlicher füll gehalten/damit die volkumenlich vnnd gentzlich ir verierunge[3]) haben mügen vnd auch fürter denselben weynen keinerley schedlich vnnd pöss gemechd oder zůsatz / weder auch mit bedempfen / zůmachen/oder in einich ander weyse getan/sunder das die/mit ordenlicher füll wie oben begriffen ist / biss züm ablassen gehalten werden süllen. Züm andern/so man die weyne ablassen welt/oder wurde / das man die dann in flechte vnzůueraytc einichs gemechts vaß/ablafs doch also ob yemand wer der were / zů dem ablassen vmb bestendigkeit willen des weins/sein vafs mit einem Swefel zůueraryten wolt. das solt er zůtůn macht haben. doch einen weyne ein mal / vnd nit mer / auch nit annders/dann zůueraytung eins füderigen vafs/Ein lot lawtters Swefels. Also sol es auch gehalten werden / nach antzal des Swefels zů einem grössern / oder kleinern vafs / Doch ob yemand weyne überlannd füren wolt / der den in bestendigkeit zůbehalten weytters swefels dañ yetzberürt notdurfftig were / der mag selb vafs / mit einem swefel / auch zimlichen beraytten. Vnnd nemblich zů dem weyne/die als obsteet zůuor geswefelt weren/in ein füderig vaß/ein halb lot swefels. Welche aber vormals nit geswefelt wern/in ein füderig vafs/ein lot lawtters swefels wie vorsteet vnd fürter nach antzal des swefels zů einem grossern vnd kleinern vafs / vnd auch nit mer noch ferrer. Vnd welcher oder welche Jre weyne also geswefelt haben / der oder dieselben / süllen den auch also für geswefelt verkawffen / das den kawffern eroffnen / damit derselb weyne nit weiter geswefelt / sunder damit wie obgeschriben steet gehalten / Vnd wer dise ordnung vorgeschriben verbreche / oder die wein anders / oder mer dañ obsteet geswefelt het / das dann dem / oder denselben / die vafs darinn solher wein erfunden wurd / zůstünd daselbs / der boden außgeslagen vnd der weyne darinn verschüt / vnnd darzů von denen / da solich gemehd / oder mer geswefelt weine dann vorgemelt ist / bey funden / vnnd betretten wurden dem Fürsten / herren / oder Stat / dem derselb vberfarer[4]) / obgemelter ordnung zůstünd solh vberfaren[4]) verkünndt / vnnd alsdann derselbig vberfarer[4]) seiner herrschafft / von einem yeden Aymer einen Reinischen guldin vnablößlich zůbůss zůgeben verfallen sein / vnnd gegeben werden.

Nachdem auch yezůzeitten / die fürlewt / vnd schifflewt / so weyn zů wasser / oder lande füren / vnd Jren lon darumb empfahen vnderwegen in herbergen / vnd in Jren eygen wonungen aus den vassen / so Sy also füren / one der herren der sy sein / wissen / weyne dieblich nemen / vnd nach Jrem gefallen verzeren / vnd an desselben genomen weynes stat / wasser giessen / vnd die vaß widerumb damit zůfüllen / das solhs hinfüro denselben /

[1]) Keltern. [2]) Der süße Most. [3]) Vergärung.
[4]) Übertreter, übertreten.

füer / vnd schifflewten nit verhengt gestat / noch zůgesehen. sunder darumb / mitsambt den Jhenen so Jnen des verhollffen hetten es weren wirtsknecht/oder annder nach mass Jrer verhandlung an Jren Eren/ leiben/vnd gůttern vnnachlessig gestrafft werden.

Es sol auch ein yeder Fürst. Graf. Herr / vnd vnnser vnd des Reichs Stette / Jn seinen gerichten / vnd gebieten allenthalben zůhandthabung vnd haltung solher vorbestympten ordnung/einen oder mer/Ambtlewt nach gelegenheit Jr yedes gebiet/ordnen/Vnnd von dem/oder denselben Amptlewten / wañ sy zů solhem Ambt aufgenomen werden. Eyde zů got vnd den heiligen nemen. Auch dar zů den Benndern / Eychern vnderkewffern / vnd anndern Jren Amptlewten / vnd den Jren / so in Jren gerichten vnd gebieten gesessen vnnd vnderworffen sein/vnnd mit weynen vnd vassen zůhandlen haben / bey Jren pflichten / damit Sy Jnen verbundē sein/ernstlich beuelhen vnd Sy darzů halten vnnd vermügen/das sy auf solh gemechd der weyne/Jr fleyssig auffehen haben/ vnd wo sy die/hiewider erkunden Jrer herrschafft anbringen/vnd die ytzt gemelten verordneten Amptlewt solh ir ampt / trewlich vnd aufrichtiklich verwesen / vnd damit wie vorgeschriben stet handlen / Auch darinn weder miet[1]/gab/frúndtschafft/veindtschafft/noch ichts anders ansehen/sunder strackhs vnnd aufrichtigklich allein/denselben iren ámpten außwarten/vnnd nachgeen wellen / getrewlich vnnd vngeuerlich / damit das / so annders dann wie obsteet erfunden wurd / auch obgeschribner mass gestrafft werd. Wo aber yemannd wer der / oder die weren/geistlich oder weltlich personen/erfunden wurden/von wem/oder so offt das beschehe der einicherley pǒss vnnd schedlich gemecht / nichtzit außgenomen/dann allein die obgeschriben[!] zůlassung des swefels/in die weyn oder vass tette/machte/oder zůtůnd bestelte/es wer vor/oder nach dem ablass / durch sich selbs oder yemands annders demselben súllen zůuorderst/von stundan/an den ennden da solh weyne gefunden werden/den vassen den poden außgeslagen/vnd der weyn verschút/vnd darzů/ein yeder zů yedem male / Ein pene / Nemlich hundert guldin Reinisch / halb in vnnser vnd des Reichs Camer / vnnd den anndern halbentiel[!] seiner herrschafft vnableßlich zůbetzalen verfallen sein/vnnd also gestrafft werden. Jtem es súllen auch / Alent Salue / Wermutweyn vnd ander dergleichen wúrtzwein. deßgleichen die Perwein[2] / kempwein[3]/vnd Sponwein[4] hierinñ die zů iren fůgklichen zeiten/zůnyssen zůgebrauchen wie sich zympt/vnnd von allter herkumen ist. vorbehalten vnnd außgesatzt. deßgleichen auch der Malfasier Rainfal[5]/vnd annder welsch weyne / Auch gefewrt / getrebert / vnnd gesotten weyne / doch das in dieselben Malfasier / Reinfal / vnnd annder wellisch weyne / noch auch in die gefewrten[6] getreberten vnd gesott weyne/keinerley schedlich oder pǒs gemehd / oder zůsátz getan / noch das der keiner vnder den

[1] Bestechung. [2] Beerenwein.
[3] Wein von dem Gestiel der Trauben, also eine Art Tresterwein.
[4] Tropfwein, Tröpfelwein, der vom Faß abtropft.
[5] Vielumstritten; es ist aber doch wohl ein oberitalienischer Wein gemeint.
[6] Destilliert?

andern gezogen / anch mit andern weynen nit gemeret / sunder yeder für sich selbs hingegeben vnnd außgeschencht werden bei der hochsten pûſs wie obsteet. Solichs verkünnden wir Eúch. Gebieten Eúch auch daranf von Römischer küngklicher macht bey vermeydung vnnser vnnd des Reichs sweren vngnad vnd straffe. Vnnd darzû verliesung einer pene Nemlich Fúnfftzigk Marckh lötigs golds / vns in vnser kúnigklich Camer / vnableßlich zûbetzalen ernnstlich vnd wellen das Jr solher obberúrter ordnung vnnd satzung / nach seiner innhalt nachkumet / vnnd die allenthalben in Ewern gerichten / vnd gebieten / offenlich verkúnden lasset. vnnd bey Ewern vndertanen darob seyet / schaffet / vnd bestellet. damit die obbestympt ordnung vnd satzung nach irer Innhalt / on abgang / durch Sy genntzlich volzogen vnnd dawider nit getan werd / Als lieb Eúch sey vnser vnd des Reichs swere vngnad / vnd die obberúrten pene zûntermeyden /. Wir vrkúnd dits briefs besigelt mit vnnserm kúnigclichen aufgedrucktem Insigel Geben zû Freyburg im Bryßgöwam xxiiii tag des Monets Augusti. Nach Christigebúrde Vierzehenhundert / vnd im Achtundnewntzigisten / Vnsrer Reich des Römischen im dreytzehenden/vnd des Hungreschen im Newnten Jaren.

Collacionata est hec Copia per me Bartholomeum Tiel publicum sacra Imperiali auct[oritat]e Notarium et concordat de verbo ad verbum cum Originali sigillato Quod Ego Notarius antedictus hac manu mea propria attestor [das „aufgedruckten“ im Drucktexte ist sorgfältig ausgestrichen und am Rande annulliert].

Eine deutsche Anweisung zum arzneilichen Gebrauch der Nieswurz (Helleborus) aus dem 14. Jahrhundert.

Von

Karl Sudhoff.

In der wertvollen Handschrift IV, 339 der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover, aus welcher wir schon im vorhergehenden Archivhefte, S. 384—387, einige Proben mitgeteilt haben, findet sich auf der Vorderseite des Blattes 269, über der Mitte beginnend und mit einigen Zeilen auf die Rückseite des Blattes übergreifend, ein kurzer deutscher Traktat über die medizinische Anwendung der schwarzen und weißen Nieswurz, den eine Hand aus der Mitte des 14. Jahrhunderts geschrieben hat. Er scheint mir wichtig genug, um seine Publikation gerechtfertigt zu finden. Die Orthographie der Handschrift ist beibehalten, die Abkürzungen sind aufgelöst und die notwendigsten Interpunktionszeichen beigegeben.

Elebrum [Helleborus] hesit wicz wrcz vn ist czwen hande. dy eyne woz vnd subert den menschen uswert, dy ander swarcz vnd subert den menschen indiewert. di sint beide heiz vnd trokin in dem dritten grade, vnd di wise ist sterker wen di swarce. so sag ich ir craft. tzu allir erst wer di wise wrcz brengit in di heimeliche stat, so vortribit si daz tote kint

elebrum gepuluirt vnd in dy nase getan machit daz man nisit. daz Aysin vortribit den houpt swern. elebrum gepuluert vn mit grucze gemengit stirbit di muse vnd das mit milche gemengit stirbit di vligin. Mit elebro macht man ein suberunge. Man neme varryn swam galle vnd alt smer vnd elebrum gemichit czu samyn, ist gut dem daz vallinde vbil habin. di selbe suberunge ist gut den wassersuchtigin an dem beginne der suche. si ist den misilsuchtigin gut. daz selbe vertribit tetanum. tethanus ist di suche, dy den menschen di sin adrin allo czu samen czicht an dem halse. js vortribit ouch podagram on wuzen. is vor tirbit vil suchten von dem magin vn vor tribit di suche an den dihin. plinius eyn meister saig wi nicze eyn trank si den, di de verteglichen ritin habin lange gehabt, vn warnt si, daz si sich wol hutyn vnd sybin tage vor sich temperiren mit wecher spise vnd des abindcz nicht ezzen wen si in des morgens nemyn wellin, js sal ouch hiter weter sin vn ane wint vn warm sin. wer des nicht in tut, ez missekumit ym. dy meister eysint in gruczcze ader linsin siden. Kinder sullen iz nicht nemyn odir in nichy dowczbrot ine gesotin sy adir in ptisanum niche. alsus macht mancz. man sudt wol gevegete gerste lange vnd dreng daz wasser drus, da czu tu man cyger pheffer vnd smalz vn side dazbiz ist dicke werde als ein mus. Man sal des wison elebrum nicht me czu male nemyn dan czwei pheng gewichte. elebrum das swarcze, daz in diewest subert, daz ist scart so daz wise. doch ist iz nicht engistlich czu nemyn. daz sal man in linsin sidin vn so gebin den tobesuchtegin. das nymit man czwer also vil als des wizin, wen iz krancker ist. daz [Bl. 269ᵛ] selbe ist gut den wassersuchegin. daz selbe also genuczht hilft des vergifit lange zit. derselbe trank also genomen vortribit den schmien von den ougyn. elebrum daz swarce. gesotyn mit ezzigo vnd der essig lange in dem mundt gehalden vortribit den tzanswerin. plinius heiset das swarce elebrum dri pfeningen gewichte, das rure sanfte.

Elebrum nigrum et aruina et fel boum contra fluxum s. et purgat stomachum.

Monatsregeln für den Aderlaß aus Cod. monac. lat. 13076 vom Jahre 1356.

Von

Karl Sudhoff.

Auf die Innenseite des Vorderdeckels einer Pergamenthandschrift vom Jahre 1356 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, die eine ganze Reihe interessanter iatromathematischer, aderlaßdiätetischer und kräuterarzneilicher lateinischer Abschnitte enthält, hat eine Hand aus den Jahren 1410—1420 folgende deutsche Monatsnotizen über den Aderlaß eingeschrieben, die ich heute schon im Anschluß an andere hier gegebene kleinere Texte verwandten Inhaltes veröffentliche. Auch der vorliegende hat seine Besonderheiten.

Das sind dy Tag dar an mon nicht auf den armen lazzen sol wann grozzer schad da von kumpt als her nach geschriben stet

In Januar	So sich der kalend an vahen so slach der adern nicht oder du stirbst in eim iar
In Februar	An der achten kalend oder du must sterben oder du wirst hertzslehtig vnd tewig
In Marcio	An der vor der lesten oder du stirbest oder das parlis slecht dich vnd welches Tags du last in dem mertzen so wirstu in den augstum räudig an zwewel.
In Aprili	Des ainleften Tags oder du stirbest des vierden Tags oder du wirst hertzsuhtig vnd raudig
In Maio	An der tzwelften kalend oder du stirbst oder du wirst fiebrig oder synnlos noch czu dem segsten tag des mayen oder du stirbest oder du wirst in dem haup[t] toben
In Junio	An dem achten kalend oder du stirbst oder du wirst monensiech oder lebersiech Lazzestu auch an den zehenden Tag in Junio so gewinstu dy wallend sucht
In Julio	An der funften kalend oder du stirbst oder dein gelider vnd all dein adern erkaltend oder du verleust all dein synne.
In Augsto	An der ainleften kalend oder du stirbst zehant oder an dem virden tag oder Du gelebest den achten tag nymmer vnd swer des selbigen tags ein trank nempt der stirbt ynn xx tagn.
In September	An der dritten kalend oder du stirbst des selben iars oder du wirst tobig oder du verleust dein gesichten oder du wirst raudig.
In Octobri	An der dritten Kalend oder du stirbest oder du wirst tobig vnd hertzslehtig
In Nouembri	An der aindleften kalend oder du stirbst oder du wirst synnolos [!] oder du gewinnest dy gelsucht oder annder unrecht varb.
In Dezembri	An der funften kalend oder du stirbst oder du wirst grozzer vnd langer sichtig ⟨vnd⟩ vil leyden.

[Nach allerhand Zwischenschreibereien von gleichzeitigen und späteren Händen, z. B.: „Wer nicht wol reden chan der sweig vnd sey ein salig man", folgt unten auf der inneren Deckelseite von der nämlichen Hand wie oben:]

Es ist auch zemerken das alle dy adern dy von dem haupt gend erst swenn du gessen hast sind zelassen, an allain dy adern vnder dem kinne dy adern auf paiden armen sol man lassen vastund, dy adern auf paiden hennden vnd auf paiden fuezzen soltu slahn swen du enbissen hast, vnd wizz das ein ysleich ader dar an vor gewonhait oder vor kranchhait lazzen wil sicher vnd gut zeslahen ist nach newen mon des vierden tag des sibenden des aindleften des dreuzehnden des sechczehnden des zwenvndtzwainczkistin [!] des segsvndzwainczigistin Tags vnd dy anndern Tag sind nicht als gut es geschach dann von ehaften sachten [!] grozzes siechtumes usw.

Register zum I. Band.

Aa, van der 92.
Abrams 306.
Abu Bekr s. Razes.
Aëtios 163.
Agnivesa 29. 30.
Ajātaśatru 29.
Aktuarios, Johannes 117.
Albert 429.
Albrecht 328.
Albumasar 262.
Alcoati 316.
Alkofer, M. E. S. 366.
Alexandros Iatrosophista 169.
Alexandros von Tralleis 169.
Allison 194.
Amatus Lusitanus 177.
Amerbach, Johann 242.
Andree, Richard 159. 160.
Angelus s. Engel.
Anubis 122. 138.
Apollon 131.
Arawantinos 131.
Aretaios 163.
Aristoteles 262.
Arndes, Stephan 275. 278.
Arundatta 29.
Asklepios 133.
Ātreya 29.
Auenbrugger, Leopold 329 bis 350. 403—428.
Ausfeldt, Joh. Christoph 364.
Auracher 384. 385.
Avanti Varman 34. 35.
Avenzoar 166. 174.
Averrhoës 166. 262.
Avicenna 117. 140. 166. 168. 173. 177. 178. 211. 262. 267. 278.
Avināśa 38.
Avināśa Chandra 30. 31.
Ayrer, Markus 265.

Baader, Josef 226.
Baas, Hermann 103. 329.
Baas, Karl 429.
Back, de 85.
Bämler, Johann 234. 236. 237. 238. 243. 245. 246. 247.
Baillou s. Ballonius.
Baldinger, E. G. 332. 333. 407. 410. 411. 412.
Ballonius, Guilelmus 177.
Bartholinus, Thomas 165. 184. 188.
Bartholomäus, Meister 387.
Bartoletti, Fabritio 205 bis 218.
Bateman 165. 166.
Baumer, Joh. Wilh. 418.
Bechstein, Reinhold 220.
Beck, Renatus 65.
Begardi, Philipp 102—121.
Belfortis, Andreas 378.
Beltrami, Luca 69.
Benedikt 162. 189. 193.
Benevenutus Grapheus 384. 385.
Berger 384. 385.
Bes 126.
Bianchelli, Mengho 176.
Billinger 369. 370.
Birch-Papyrus 14.
Bisso, Francesco 178.
Blackall, John 191. 194.
Blancard, Stephan 215. 218.
Bloch, Iwan 168. 169.
Bloos 72.
Blümm 420.
Blumentrost, Georg 325.
Bokay 196.
Boeckelman 83.
Boechelman, Andries 294.
Boechelman, Cornelis 302.
Börckel, Alfred 103.
Boerhaave, Hermann 84. 87. 96. 338. 339.
Bötticher, Gregorius 278. 378.
Bohlmann, Robert 160.
Bolingbroke 92.
Bonacursius, Bartholomeus 175. 176. 185.
Bonnet, Charles 88.
Bonomo 174.
Boom, Reynier 82. 305. 307.
Borchardt 16. 27.
Borsieri de Kanifeld 193. 194. 423.
Brande 193.
Brandis, Lucas 248. 250. 257.
Brandis, Markus 254.
Bretonneau, Pierre 163. 164. 165. 180.
Briau 76.
Bright, Richard 191. 195.
Brown 418.
Bruck, Robert 317. 318. 320. 321.
Bruning, H. 326—328.
Bruin, Joh. de 289. 293. 294. 295. 298. 299. 301. 303. 304.
Brunschwig, Hieronymus 41—66. 104. 141—156. 354. 355. 356. 391.
Buchbinder, Benedikt 271.
Buchner, Augustus 301.
Buren, Daniel van 84.
Burg, Judith van der 298.
Burger 222.
Burserius de Kanifeld 331.
Butter 296.

Calcar, Beeldge van 307.
Callisen, Heinrich 422.
Calvus, Joh. 192.
Cappel 193.
Celsus 75. 76. 77.
Cestoni, Giacinto 197.
Chais 96.
Chakrapāṇidatta 29. 31. 32. 36. 37. 39.

Chankuna 36.
Channing, Johann 167. 169. 171. 191.
Charaka 29—40.
Chatuschil 125.
Chauliac, Guy de 157.
Chesne, Joseph du 208. 216.
Chesneau, Nicolaus 186.
Chiari 205.
Chomel 59.
Chonsu 122. 134. 138.
Choulant 41. 43. 46. 47. 53. 54. 61. 64. 65. 169.
Christison 195.
Chufu 26.
Chun, Karl 160.
Chrysostomos 323.
Clar 331. 339. 413.
Collé 91.
Collen, Ferdinand van 301. 303.
Concoregio, Joh. von 175. 176.
Condamine, La 95.
Condorcet 96.
Constantinus 263.
Cordier, P. 29. 32.
Corradi, Alfonso 178. 179.
Corvisart 329—350, 403 bis 428.
Cotunni 194.
Crause, R. G. 176.
Creighton, Charles 72. 162.
Creussner, Friedrich 240. 248. 251. 253 259. 279.
Crinous, Paulus 178.
Cruickshank, William 191. 194.
Culemann, J. G. H. 79.
Cullen, William 190. 193. 331. 422.
Curtius, C. 265.

Damianos 385. 386.
Daniels, C. E. 96. 97. 180.
Danz, Ferd. Georg 418.
Daremberg 329.
Davidson 54.
Debendranath 30.
Derele, C. 172.
Deutz, Willem Gideon 303.
Diermerbroeck, Isbrand van 188 191.
Diepen, van 297.
Dinkmut, Konrad 241.
Diurius, Johannes 117.
Dödens, Rembert 176. 180.
Doellist 302.
Döring, Michael 178. 181. 182. 183 184.
Dorveaux, Paul 59.
Double, F. J. 426. 427.
Driedhabala 29. 30. 31. 32. 33. 36. 37. 39. 40.
Dryander, Johannes 60. 103. 116.
Du Cange 175. 178.
Dutt 32.
Dümichen 13. 15. 16. 17. 18.
Dürer, Albrecht 317—321. 377.
Dukes 196.
Duret 297.
Duyn, A. van der 305.

Ebell 169.
Ebers, Georg 12. 28. 122 bis 140. 322.
Ebner von Eschenbach 317.
Ebstein, Wilhelm 72. 182. 205—218.
Eck, Paulus aus Sulzbach 257. 259. 287.
Eckardt, David 82.
Eichmann s. Dryander.
Eggestein, Heinrich 233. 248.
Elliotson 195. 198.
Eloy 178.
Engel, Johann 253. 254. 260. 262. 287.
Ephrussi 317.
Epinay, de 89.
Erman 14. 24. 25. 127. 137.
Ettmüller, Michael 189.
Exter, E. 328.
Eyerell 330. 331. 344. 347.

Faber, Wenzel von Budweis 255. 258. 288.
Fabri 172.
Famars, de 302. 308.
Fasbender, H. 429.
Faust, Dr. Johann 102. 104. 109.
Fehr, Joh. Melchior 186.
Fernay 87.
Ficino, Marsilio 58.
Fischer, Anton Friedrich 195.
Fischer, Gotthelf 222. 224.
Fischer, J. B. 192.
Finckenstein 162. 182. 184. 189.
Foesius 164.
Folz, Hans 249. 251.
Foreest, Pieter van 179. 183. 188.
Fossel 166.
Fothergill, John 163. 164. 180.
Frank, Josef 165. 166. 189. 195.
Frank, Johann Peter 330. 404. 405. 406.
Frédault 329.
Frerichs 190.
Friedberg, Peter 270.
Friedrich III. 442. 443.
Friend 168.
Fries, Lorenz 102. 107.118.
Friese 189
Frisner, Andreas 237.
Fuchs, C. H. 162. 165. 374. 377.
Fuchs, Leonhard 176.
Fuchs, Robert 76. 310.
Fueldez, Antonio 181.
Fürstenberg 170.
Fyner, Konrad 251.

Gadesden, Johannes de 174.
Galenos 76. 109. 117. 137. 141. 170. 205. 213. 216. 262. 392. 393. 396.
Gangâdhar 30. 31. 36. 38. 39.
Ganter, Mich. Nic. 342. 343. 427.
Gariopouto 169.
Gasser 331. 341.
Gaubius, David 94.
Geelvinck 292. 293. 299. 300.
Gehler, Joh. Karl 419 428
Geib 323.
Gentilis de Fulgineo 175.
Gersdorff, Hans von 61. 351.
Geyl, A. 81—101. 289 bis 309.
Gheyn, van den 398.
Gilbertus, Anglicus 117.
Gilinus, Conradinus 378.
Glauber, Rudolf 218.
Glockendon, Jörg 272.
Göritz 190. 192.
Goethe 382.
Gohl, Daniel 189.
Gorraeus 164.
Gorssel, J. van 300.
Gorter, de 95.
Gotban, Bartholomäus 248. 250. 265. 271.
Gottfried v. Straßburg 220.
Gotthard, Jos. Fr. 403.
Gradis, Antonio de 175.

Grapheus s. Benevenutus.
Graves 195.
Greenhill, W. A. 167. 168. 169. 170. 171. 187. 191.
Gregorii, Joh. u. Gregor di 352.
Gregory 194. 195.
Greyff, Michael 242. 252. 253. 263. 264. 269.
Grimm 89.
Gronauer 326. 328.
Groschke, Joh. Theoph. 350.
Grünpeck 377. 378.
Grüninger, Johann 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 52. 53. 56. 58. 59. 65. 66. 104. 261. 271. 272. 273. 281. 314. 352. 354. 355. 356.
Grumbach, Dr. Caspar 431.
Gruner, Christian Gottfried 72. 162. 172. 175. 176. 412.
Günther von Andernach 117.
Günther, Siegmund 10.
Gütschow 162. 189.
Guidi, Guido 179.
Guidot 395.
Gurlt 41. 43. 53. 176.
Guttenberg 222. 223. 263.
Guy von Chauliac 61.

Häbler 218. 227. 237. 252. 273.
Haën, Anton de 339. 340. 407. 428.
Haering 419. 420.
Haeser, Heinrich 41. 43. 46. 47. 53. 54. 72. 162. 164. 173. 174. 181. 187. 189. 190. 208. 216. 217. 329. 331.
Hahnemann, Chr. Fr. Sam. 328.
Hain 41. 43. 45.
Hali Abbas 140. 166. 167. 168. 170. 177. 182. 188.
Halifa 316.
Haller, Albrecht von 88. 331. 333. 421. 424.
Hamer, Wolfgang 375. 381.
Hamilton 195.
Hammurabi 123.
Hanedoës, Johannes 93. 292. 303. 305. 306. 308.
Hardenbroek, G. J. 85.
Harinath Višārada 32.
Hartoog, Cipra 305.
Hargens, Friedrich 331. 408.
Hasselaar 301.
Hasenöhrl, Johann Georg 337.
Haupt, Josef 387
Hausner, Longinus 324. 325.
Hearst-Papyrus 14. 17. 20. 21. 23. 24. 27. 28. 128. 132.
Hechemann 329. 331.
Hecker 162. 173. 189. 329. 339.
Heim, Ernst Ludwig 196.
Hela, Richard s. Helain.
Helain, Richard 49. 58. 59. 60.
Held, D. Chr. F. 424.
Heller, Jakob 435.
Heller, Josef 43.
Helmberger, Antonin 325.
Helmont, J. B. van 191.
Hemerlin, Peter 435.
Heredia 173.
Hernsheimer, Peter, aus Oppenheim, Arzt in Mainz 270. 287.
Herodot 383.
Heron von Alexandrien 392.
Heusinger, Theod. Otto 170.
Heyl, Christoph 103. 109. 117.
Hildenbrand 331.
Hildenbrand, Joh. Valentin von 406.
Hippokrates 76. 117. 132. 140. 162. 170 181. 186. 216. 262. 341. 393. 406. 407. 412. 420. 425.
Hirsch, August 172. 189. 329.
Hirschberg, Julius 316. 384. 385.
Hochfeder, Kaspar 274. 276. 374. 378.
Höltzel, Hieronymus 374.
Hoernle, Rudolf 29—40.
Hoffmann, Friedrich 190.
Hofmann, Ludwig 344. 345.
Hohenheim s. Paracelsus.
Hohenwang, Ludwig 237.
Holl, M. 67. 68.
Holländer, Eugen 180. 181.
Hommel 12.
Honiger v. Grussen (Greussen), Jakob 277. 287.
Hooft, Corver 96.
Hord, Josef 236. 237. 243. 245. 246. 247. 288.
Horn 330.
Horn, E. 418.
Horns 128. 129.
Horst, Gregor 181.
Hubaiš 170.
Huber, Ambrosius 280.
Hufeland 412.
Hundt, Magnus 61. 313.
Hyrtl, Josef 50. 55. 58. 140.

Ibn al-Baiṭar 171.
Ibn-Dschezla 171.
Ibn Duraid 172
Ibn Sina s. Avicenna.
Ibn Zuhr s. Avenzoar.
Ideler 395.
Immermann 190. 195.
Ingerslev, E. 310. 312.
Ingrassia 166 182. 184.
Ingrassia, Joh. Phil. 176. 177. 182. 188.
Insinger 323.
Isaak 263.
Isenflamm, Jacob Friedrich 331. 341. 406. 407.
Isis 126. 128.

Jahn, Otto 159.
Jacobus de Partibus 107.
Jadassohn, Heinrich 331. 428
Jaeck 41. 43.
Jaeneke 414.
Jesionek 418.
Jivaka 29.
Jivānanda 30.
Johann von Glogau 288.
Johannes, Apotheker 436.
Johannes Damascenus 117.
Johannes de Passau 271. 287.
Jolly 32. 215.
Juncker, Joh. 189.

Kachelofen, Konrad 259. 264. 271.
Kachelofen, Joh. 275.
Kahana 35.
Kanishka 29.
Kapilabala 30. 31. 32.
Katharina v. Braunschweig und Lüneburg 437.
Kautzsch 323.
Kerler 375.
Kestner 79. 103.

Ketham 61. 314 315 351 bis 361. 397.
Kirchner 162. 189.
Klein, Gustav 51. 52. 64. 310. 311. 313. 314. 357. 360.
Kleopatra 26.
Knebel, Emm. Gottl. 420.
Knoblochzer, Heinrich 244.
Köhler 418.
Konrad von Megenberg 65.
Kosmas 385. 386
Krämer 85. 94.
Kreysig 193.
Krinis 416.
Küchenmeister 220.
Kübler 169.

Lalitâditya 35.
Lancellotti 179.
Landsberg, Martin 255. 258. 275.
Lanfranc 141. 142.
Lattermann, Roelof 301.
Leendt, Dr. Petrus van 293.
Leersum, van 338.
Leimbach, Georg 288.
Lemm, Oskar von 322.
Lempke, Judith 293. 298.
Lentin 408. 409
Lilienkron, Rochus von 226.
Linden, Johannides van der 103.
Lionardo da Vinci 60. 67 bis 69. 317—321.
Littré 393.
Ludwig, Chr. Gottl. 331. 334. 340.
Lüring 13 15. 18.
Luther 126. 254. 323.

Mâdhava 38. 39.
Magnos Iatrosophista 393.
Mahamahopadhyava Mara Prasada 32.
Malfatti 190.
Mancx, Konrad 242.
Manilio, Sebastiano 315.
Mansfeld, Balthasar, Arzt in München 271. 288.
Marduk 134. 138.
Maria Theresia 338.
Marius, Bischof von Avenches 169.
Martianus, Prosper 181.
Marx, K. F. H. 217.
Mas'udi 172.
Mateer 195.
Maximilian, Kaiser 442.
Mead, Richard 167.
Megenberg s. Konrad.
Meinsma, Hermanus a 293.
Menghus, Faventinus 176.
Mentelin, Johann 237.
Merbach 330. 331. 404. 405. 413.
Mercado, Luiz de 163 165.
Merodachbaladan 123.
Mesue 263.
Meullen, Nicolaus van der 301.
Meydenbach, Jacobus 65.
Meyer, H. 433.
Meyer, Sara 307.
Mirandola, Pico della 286.
Misch, Friedrich 261. 381.
Mohrenheim 348. 349. 350.
Moll, Albert 241.
Mondeville, Henri de 60. 141. 142. 143.
Mondino 141.
Moor, de 308.
Morgagni 420.
Morton, Richard 187. 192.
Moschion 310.
Moser 41.
Most 162. 181. 189.
Muratori 176.
Murray 348.
Mysch s. Misch.

Nabu 134. 138.
Naegelein 317.
Napoléon 405.
Naviers 192.
Nanchsechmet 27.
Neith 129. 130.
Nerio, Aloys 193.
Neuburger, Max 329.
Neufville de 88.
Neuhof, Karl Ludwig 341. 407.
Neumann, Johann 283. 286. 288.
Nicaise, E. 157.
Nider, Johann s. Nyder.
Niemeyer, Paul 331.
Niśchalakara 29. 32.
Noirot 162. 189.
Noltenius, Bernhard 329 bis 350. 403—428.
Nyder, Johann von Gmünd 222. 287.

Oefele, Freiherr Felix von 12—28. 122—140. 322. 323 382. 383.
Oosterdyck-Schacht, J. 296. 307.
Osiander 83.
Osiris 126.

Pagel 175. 316. 329.
Pallmann 375.
Pansier, P. 316. 384.
Panzer, G. W. 41. 43.
Paracelsus 109. 114. 208. 216. 217. 218. 287. 288.
Paré, Ambroise 178.
Paullini 217. 218.
Paulos Aigineta 75. 76.
Pechlin 189.
Pergens, Ed. 393—402.
Peters, Hermann 271. 371. 374. 375.
Petri, Johann 261. 274.
Peyligk 61.
Pfefferkorn, Joh. 115.
Pfeiffer, Franz 387.
Piccardi 428.
Pictorius, Georg 434.
Pinctor, Peter 173.
Plaatman, Gerrit 294.
Plater, Felix 181.
Plencisz 192. 194
Pleyte 24.
Plutarch 130. 136.
Poll, van den 295. 304. 307. 308.
Porti, Antonio 178.
Pravaz 20.
Prüss, Johann 65. 221. 271. 274
Ptolemaios 262.
Puschmann, Theodor 1. 12. 13.

Quentel 65.
Quercetanus 208. 209. 216.

Raffael 60.
Ramazzini, Bernardo 189. 192.
Ramses 27.
Ramses II. 125.
Ratdolt, Erhard 256. 260. 262. 266.
Rathlauw, Jan Pieter 82. 83. 295. 296. 297. 301. 305. 306 307. 308.
Raulin 326. 328.
Ravaisson-Mollien, Charles 68. 69.
Rayer 190. 195.
Razes 117. 166. 168. 170. 191. 262.
Rè 131. 134.

Rebes, B. 326. 369. 371.
Regiomontan, Johannes 267. 287.
Reich 193.
Reil, Joh. Christian 330. 413. 416. 419. 428.
Reimann 192.
Reinlein, Jacob 404.
Reiske 172.
Reisner 23.
Restifa, Paolo 178.
Reyser, Michael 257.
Richter, Aug. Gottl. 350.
Richter, Paul 161—204.
Rödiger, C. 429.
Roëll 93. 289. 290. 291. 298. 299. 302. 303. 304.
Röschlaub 418.
Rösslin, Eucharius 429 bis 440.
Rösslin jun., Eucharius (II.) 441.
Rohlfs 404. 408. 409. 413.
Rokitansky 195.
Rollo, John 191.
Romberg 427.
Roncalli Parolino, Francisco 192. 195.
Ronnhuyse 81. 82. 85. 92. 294. 296. 306. 307. 308. 309.
Rose, Valentin 310.
Rosén von Rosenstein, Nils 192.
Rosenthal, Ludwig 50. 51. 52. 69.
Rossi 24.
Roth, G. L. 407.
Rousseau 89. 90. 309.
Rouveyre, E. 320.
Rozière de la Chassagne 331. 423. 428.
Rudio, Eustachio 175. 179.
Rueff, Jacob 434.
Ruysch, O. 294. 300.

Sabatier, R. B. 425.
Sachtleben 330. 416. 417.
Sabah ad-Din 316.
Saliceto, Wilhelm von 141. 175.
Salicetus, Johannes (Widmann) 175. 176.
Sanders 296.
Sankara 31.
Sarapis 126.
Saunders 296.
Schäfer, Heinrich 23. 123. 139.
Schamasch 131. 134.
Schauer, Johann 378.
Schellig 260. 381.
Schenck 434.
Schenck von Grafenberg, Johannes 180.
Schenck, Wolfgang 277.
Schleusinger, Eberhard 252. 288.
Schmidt, Wilhelm 392.
Schnitzlein 162. 182. 189.
Schöffer, Peter 252.
Schönsperger, Hans 43. 46. 48. 49. 253.
Schöppler, Hermann 323 bis 325. 362—373.
Scholz, Laurenzius 184.
Schott, Johannes 61. 71. 352.
Schröck, Lukas 189.
Schröder, Johann 390.
Schröter 322.
Schrotbanck, Hans 261.
Schuegraf 323.
Schüßler, Johann 233.
Schultz, Simon 189. 192.
Schynagel, Markus 256. 287.
Scotus, Michael 175.
Sechmet 137.
Sechmetnanch 27.
Sebiz, Melchior 184.
Seedorf 333.
Seiler (Seyler), Abraham 184.
Semmelweis 186.
Sen 38.
Senator 190.
Sencka 263.
Sennert, Daniel 181. 182. 183. 184. 188. 191.
Sensenschmidt, Johann 237. 253. 277. 390.
Severinus 165.
Severinus, M. A. 184.
Sibbald, Robert 188.
Siegel 163.
Sigmund von Prustat (Prussat), Meister 276. 287.
Siegmund von Stockheim 287.
Skoda 331. 428.
Smeet, Heinrich 180.
Sontheimer, von 171.
Sorg, Anton 238. 243. 247. 390.
Spiegelberg 124.
Spreng, Peter 432.
Sprenger, Aloys 170.
Sprengel, Kurt 189. 205. 415. 416. 417.
Sprung, Peter 430.
Srikanthadatta 32.
Stabius, Johannes 288.
Stark 195.
Stein, M. A., 32. 33. 34. 36.
Steindorff 124. 125.
Stöffler, Johannes 241. 287.
Störck, Anton 341.
Stoll 330. 331. 425. 427. 428.
Stoll, Maximilian 341. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 403. 404. 406. 412. 414. 419.
Storch, Johann 192.
Stricker 54. 436.
Struve 193.
Stuchs, Georg 259. 374.
Sudhoff, Karl 1—11. 41 bis 66. 67—69. 71. 72 bis 74. 75—78. 79 bis 80. 102—121. 141 bis 156. 157—158. 159 bis 160. 216. 218—288. 310 bis 315. 316. 317 bis 321. 328. 335. 351 bis 361. 374—382. 384 bis 392. 402. 442—447.
Suellyn (Sullyn), Samuel 93. 292. 293. 302. 305.
Suringar 94.
Suśruta 32. 170.
Swam, van der 296.
Swederus 435.
Swenke 297.
Swieten, Gerhard van 330. 338. 339. 341. 343. 407. 428.
Sydenham 167. 186. 187. 188.
Synesios 168.

Taurit 126.
Tegelin, Balthasar 431.
Teuneman 300.
Themmen 96.
Theobertus von England 229. 287.
Theophanes Nonnos 75.
Theophilos Protospatharios 393. 395. 396. 402.
Thessalus 109.
Thiamat 134.
Thierfelder 220.
Thijm, P. Alberdingk 221.
Thomann 420. 421. 428.
Thot 26. 127. 134.
Thukydides 162.
Thutmes 15. 27.

Tiel, Bartholomäus 446.
Timmermanns, Adrian 176.
Tissot 190.
Tissot, Simon-André 424.
Titius, Salomo Constantin 420.
Titsingh, Abraham 289. 292. 294. 299. 301. 302. 303.
Toëris 126.
Tollat von Vochenberg 386. 387.
Trathner, F. Th. 332. 333.
Triller, D. W. 218.
Trivulzio 69.
Tronchin, Theodor 81 bis 101. 289—309.
Trout, Jan 293.

Ueberlacher 179.
Ültzen, Johann 374.
Ulbrich, Hans 70.
Ulsenius, Theod. 374.
Ungar 330. 331. 345. 428
Unna 185.
Unzer 331. 335. 336.
Upendranath, Sen 30.

Valentin, Bruder 279.
Valescus de Taranta 174.
Valla, Giorgio 167.
Vaux, Jean de 59.
Vegetius Renatus 75.
Velschius, Georg Hieron. 188.
Vering 406.
Velse, van 296.
Vesalius 60. 61.
Vidius s. Guidi.
Vieillard, G. 190.
Vieusseux 193.
Vijava Rakshita 29. 37. 38. 39.
Vinci s. Lionardo.
Virchow 195.
Vischer, de 295. 304. 307.
Vischer, Wilhelm 280.
Vogel, Rudolf Aug. 193. 331. 336.
Vogel, Samuel Gottlieb 412. 413. 428.
Vogel 344. 407. 408. 411.
Voullième 65.
Vratislavia, M. de 288.

Wagner, Peter 263. 267. 279. 286.
Wagner, Sebastian 103.
Wasserberg 340. 428.
Weckerling 103.
Wells, Charles 193. 194.
Welsch, Gottfried 186. 188.
Weindler 310.
Weyer, Johannes 186.
Weyssenhorn, Alexander 54.
Wichmann, Joh. Ernst 408. 410.
Wieger, Friedrich 55. 58. 60.
Wierus 186.
Wilks 191.
Willem V. v. Holland 94.
Willem, Robert 165. 166. 180. 185. 186. 189. 193.
Willis, Thomas 186.
Winckel 313.
Winckler 19. 382.
Winckler, Daniel 186. 188. 189.
Windner, Ulrich 432. 433.
Wingler 189.
Winsler 189.
Winter, Fridericus de 94.
Winterburg, Johann 282. 376
Wirdung v. Haßfurt, Hans 287.
Withering 164. 193.
Witkowski 102.
Witt, de 84.
Wonecker, Johann Romanus, Stadtarzt in Basel 273. 280. 288.
Wood 195.
Wustmann, G. 70. 71.

Ysenhut, Lienhart 272.

Zainer, Johann 234. 244. 248.
Zainer, Günther 228. 229. 230. 233. 234. 237. 238. 239.
Zierikzee, Cornellis von 378.
Zimmermann, Joh. G. 333. 421.

Verbesserungen.

Seite 11, Zeile 11 von oben ließ: einem, statt einen.

Seite 52, Zeile 9 von unten ließ: „Anathomia".

Seite 72, Zeile 3 von oben ließ: 1529, statt 1526.

Seite 190, Anm. 1, Seite 195, Zeile 8 von unten und Seite 200 ist Th. von Jürgensen an Stelle von Immermann zu setzen.

Seite 381, Zeile 15 von unten ließ: Friedrich Misch, statt Heinrich.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

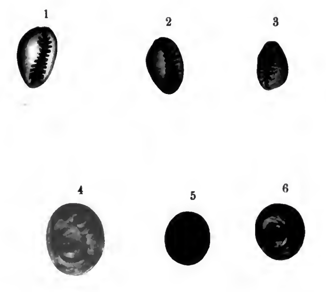
Aderlassinstruktion aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts
(Ms. latin 6910 A der Pariser bibl. nat.)



Hochvater:

a) mit Kindsleiche bei Totgeburten gebraucht.

b) mit zwei Punkten bei Zwillingen gebraucht.



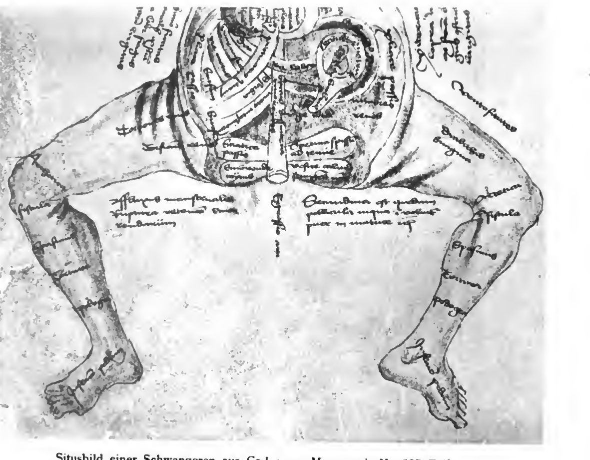
1—3 Hochmutter; 4—6 Hochvater (5 Innenseite).





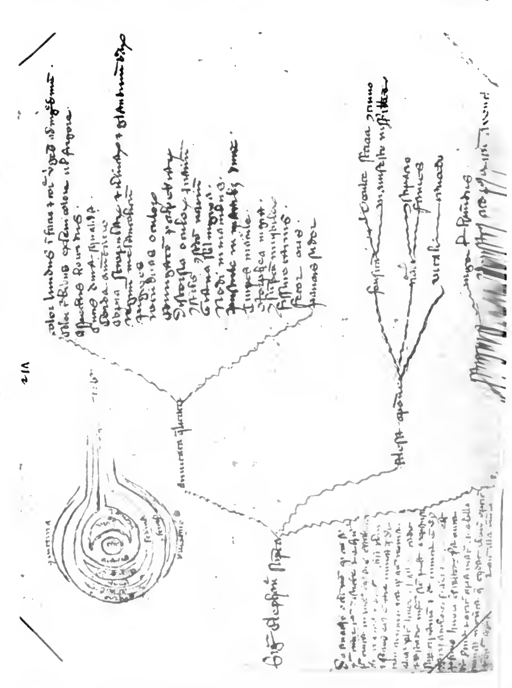
Kindslagenbilder (5.–8.) des Cod. germ. Monacensis No. 597 Fol.^{0} Bl. 260^{v}, ca. 1485 gemalt.



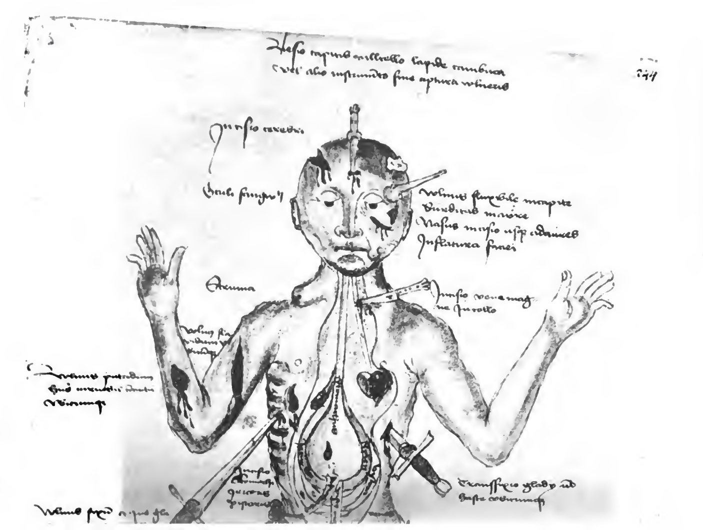


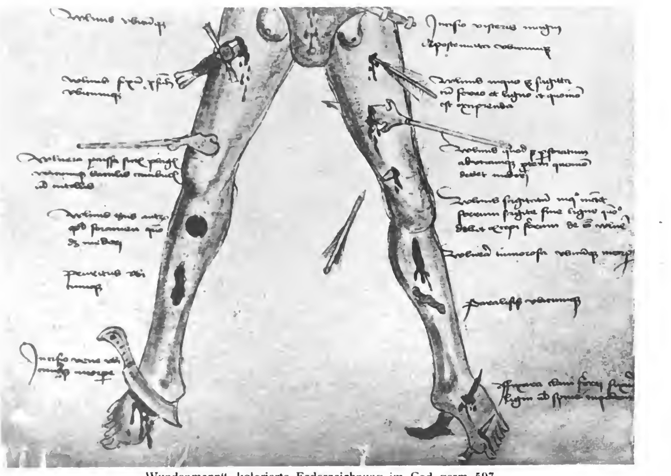
Situsbild einer Schwangeren aus Cod. germ. Monacensis No. 597 Fol°
Bl. 259v, ca 1485 gemalt.

Gebr. Plettner, Halle a.

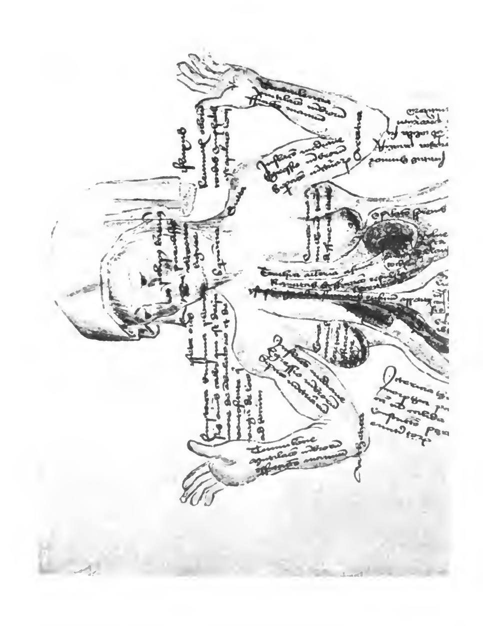


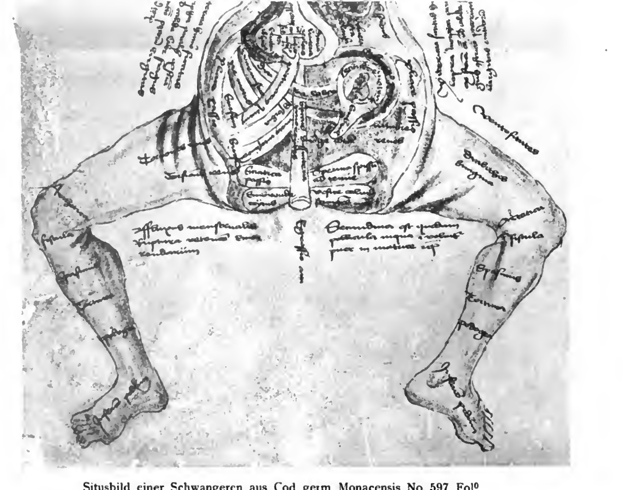
Längsschnitt des Augapfels, Federzeichnung aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Codex 1183 der Leipziger Universitätsbibliothek Bl. 217.





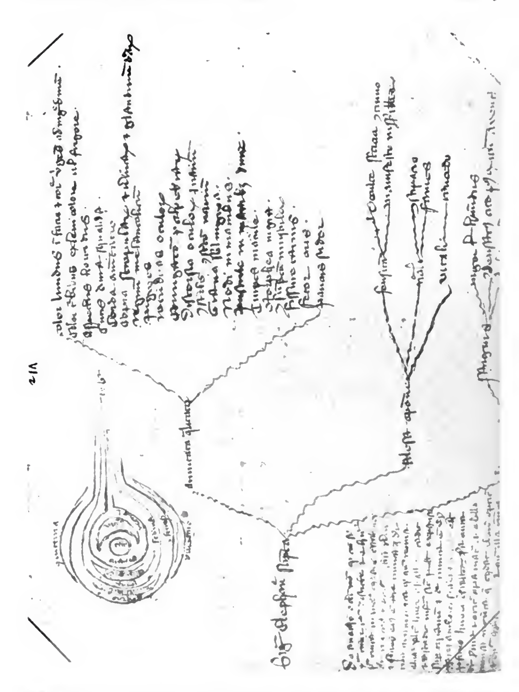
„Wundenmann", kolorierte Federzeichnung im Cod. germ. 597 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Bl. 244 r.



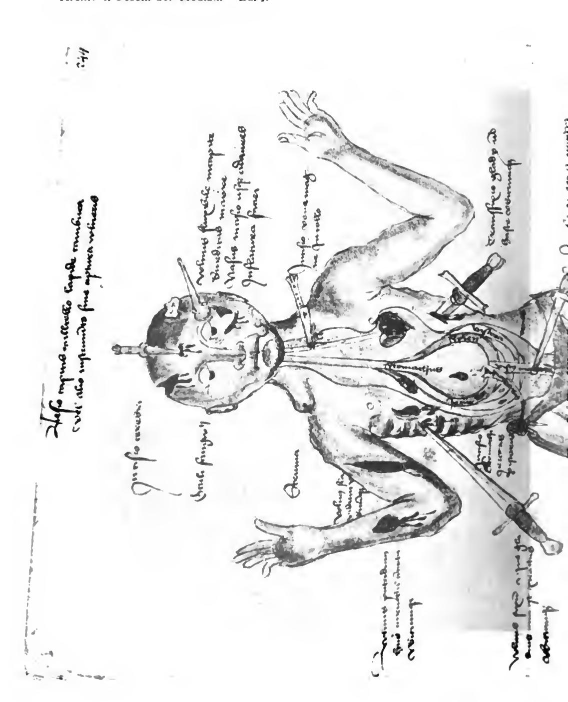


Situsbild einer Schwangeren aus Cod. germ. Monacensis No. 597 Fol°
Bl. 259ᵛ, ca 1485 gemalt.

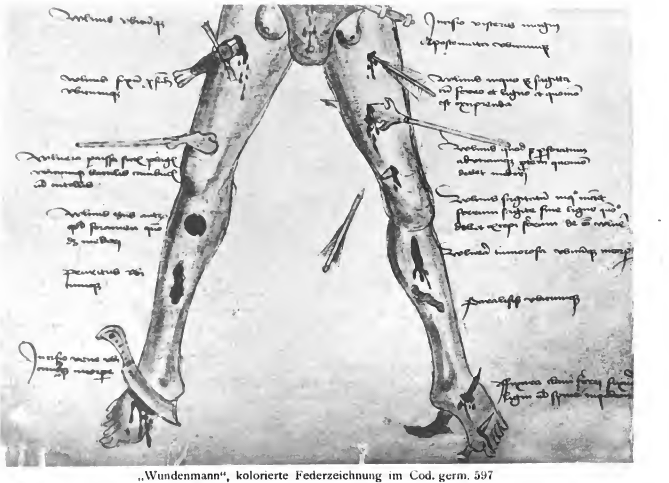
Gebr. Plattner, Halle a. S.



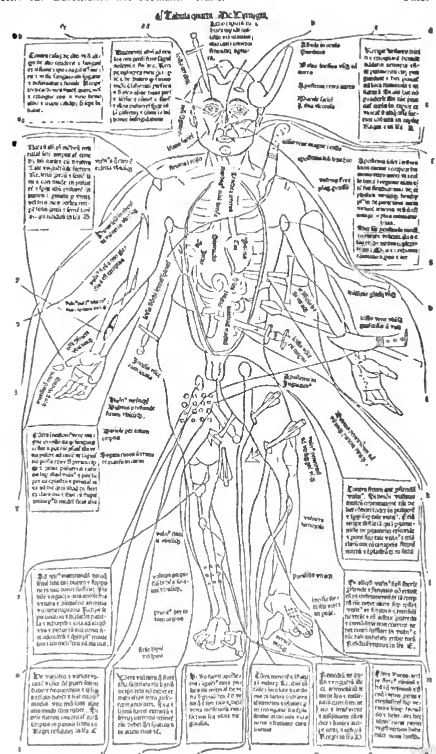
Längsschnitt des Augapfels, Federzeichnung aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Codex 1183 der Leipziger Universitätsbibliothek Bl. 217.



Tafel VI.



„Wundenmann", kolorierte Federzeichnung im Cod. germ. 597 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Bl. 244 r.


Tabula quarta De Cyrurgia

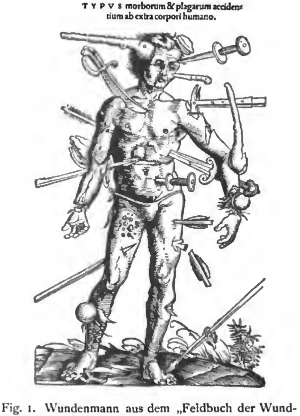


Fig. 1. Wundenmann aus dem „Feldbuch der Wundarznei", 1517 bei Johann Schott in Straßburg.

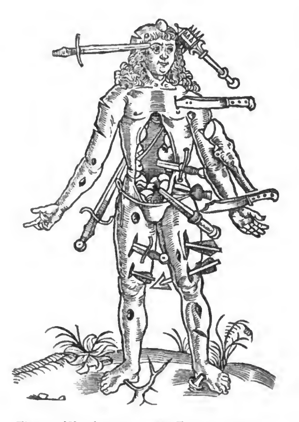


Fig. 2. Wundenmann aus „Eyn gut artzney" ca. 1525.

Fur die platern Malafrantzosa.





Herr hymels vñ der erden der du den gdultigñ iob durch verheng= nuß liessest slahen durch den veint des menschen mit den hastigñ platern So die kain mensch ni gewan mit so grosser leng. Der glider vō fueß piß auf die schaitln verletzt ward. Soliche plag widerumb vō Im auf gehabñ. Durch in grose gedult erman ich dich sch... der hymels vnd der erden des frids mit Noe. Der verheissung Abrahe Des Jural entzs nach ordnung Melchisedech Der erhebung Simon zorden du allen des alten Testamentzs gelaist hast. Das du ... nen beyden heiligen namen geschworen hast ain ewigkait. Heb auff disse plag der platern Mala francosa genant. Und laß mich armen sunder darinn nit vermaklen. Gedenck der heiligen versonung mit Noe zwissen dein vnd dem menschen die sintfluß nymer zugestatten. Gedenck Abrahams pittung gegen Sodoma vnnd Gemorra vnd erloß mich vor solicher gemerlicher grusamlicher plag. Durch dise heilige ermanung vnd vnzuerbruchenliche Barmhertzigkait behuet vnd beschierm mich vnter deim schierm vor den schlachendñ engeln diser plag. Der du pist got der Vatter vnd der Sun vnd mit dem heiligen Geist herschest von welt zu welt. Amen.

Ditz gepet ist guet vnd bewert fur die platern Malafrantzosa genant Und ist nemlich gefunden worden In einem zuerstorten Kloster in Franckreich Maliers genant In einer steinein seyll Des datū gestanden ist. cii ij. jar. Do man nannt dise plag die platern Job. Wer ditz Gepet bey ym tregt: oder petet der ist sicher vor den platern. e.

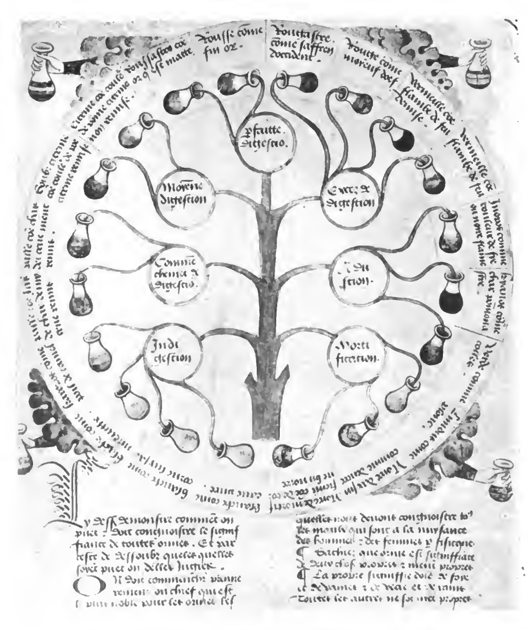
... Tegernsee ... anno dni 151..

Syphilis Flugblatt, gedruckt ca. 1500.
(München, Hof- u. Staatsbibliothek.)

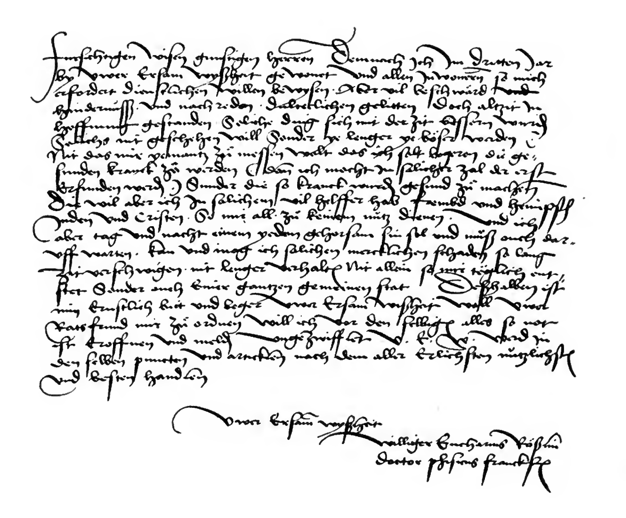
a) 1496, Augsburg bei Johann Schauer.

b) (Anfang 1497) Nürnberg bei Kaspar Hochfeder.

Titelholzschnitt des Grünpeckschen Syphilistraktates.



Harnschautafel aus Cod. 5876 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel
(XV. Jahrhundert).



Fursichtigen wisen gunstigen herren Demnach ich im dritten jar
by uwer ersam wyßheit gedienet und allen vorkomen so mich
erfordert dienstlichen willen bewysen. Aber vil beschwärd und
hindernuß und nachreden unbillichen gelitten. Doch alzit in
hoffnung gestanden, solche dyng sich mit der zit bessern wurd,
sollichs mit geschehen will, sonder ye lenger ye böser werden.
Nit das mir gemant zu messen wolt das ich sölt begeren die ge-
sunden kranck zu werden (wan ich macht die selbigen zal der erst
befunden wurd) sonder die so kranck wurd gesund zu machen.
Dar wil aber ich die sälichen vil helffer hab, frembd und heimsch
juden und cristen. So mir all zu kein nutz dienen. Und ich
aber tag und nacht einem yeden gehorsam sin sol und muß auch dar-
uff warten. Kan und mag ich sölichen mercklichen schaden so lang
zu verschwigen nit lenger erhalten. Nit allein so mir täglichs ent-
ster Sonder auch einer gantzen gemeinen stat. Deshalben ist
min ernstlich bit und beger uwer ersam wyßheit wöll uwer
ratsfrund mir zu ordnen, will ich vor den sellbigen alles so vor
ist eroffnen und melden ongezwifelt E. W. werd in
den selben puncten und artickeln nach dem aller erlichsten nutzlichste
und bester handlen

Uwer ersam wyßheit
williger Eucharius Rößlin
doctor physicus Franckfort

Brief Eucharius Rösslins an den Rat der Stadt Frankfurt a. Main.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig

Studien zur Geschichte der Medizin

herausgegeben mit Unterstützung der Puschmann-Stiftung.

Heft 1

Tradition und Naturbeobachtung

in den Illustrationen medizinischer Handschriften und Frühdrucke namentlich des 15. Jahrhunderts

Untersuchungen von

Dr. Karl Sudhoff

Professor für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig.

VIII, 92 Seiten Lex. 8° mit 37 Abbildungen und 24 Lichtdrucktafeln. 1907. Preis M. 12.—.

Der Verf. will dem Leser in diesem Buche an einer Reihe von Fallen zeigen, wie direkt sich die graphischen Dokumente der Medizin an die handschriftliche Überlieferung anschließen, wie nebenher die Naturbeobachtung wach wird und sich betatigt, wie dieses Selbstsehen dann Macht gewinnt und das Selbstgesehene auch im graphischen Beiwerk zum Ausdruck kommt, schüchtern zunächst, bis ihm einer der größten Wahrheitskünder aller Zeiten tönend zum Worte verhilft, wahrend ein noch Größerer still geschäftig ist, die gewaltigsten Offenbarungen mit der Denkerfeder und dem Kunstlergriffel zu registrieren, ohne den Weg zu Auge und Ohr seiner Mitlebenden zu finden oder gar nur zu suchen.

Mechithar's, des Meisterarztes aus Her, „Trost bei Fiebern“

Nach dem Venediger Drucke vom Jahre 1832 zum ersten Male aus dem Mittelarmenischen übersetzt und erläutert

von

Dr. med. Ernst Seidel (Meißen).

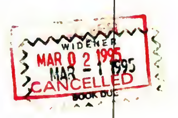
Lex. 8°. V und 308 Seiten. 1908. Preis M. 18.—.

Daß ein armenischer Arzt des 12. Jahrhunderts, Mechithar aus Her, ein Werk über Fieber geschrieben habe, das seinerzeit einen gewissen Ruf genoß, davon war auch in die engsten Kreise der Medizinhistoriker nur ganz dunkele Kunde gedrungen. Freilich war das Buch nach einer Pariser Handschrift schon 1832 zu Venedig armenisch gedruckt worden. Aber wer konnte denn armenisch lesen und gar „mittelarmenisch“ aus dem Jahr 1148? Selbst die Arabisten zuckten die Achseln. Das Rätsel lockte vor mehr als 20 Jahren einen Leipziger Arzt: er lernte turkisch, arabisch, armenisch, fuhr in den Orient und studierte die Vorderasiaten in ihrer Heimat. Langsam reifte das Werk, das wir hier vorlegen können, das nicht nur in einer vorzüglich klaren Übersetzung geboten wird, sondern durch einen gewaltigen, gelehrten Kommentar, der die gesamten Erträgnisse einer umfassenden Kenntnis, namentlich der antiken und arabischen medizinischen Literatur zur völligen Erschließung des mittelarmenischen Autors mit heranzieht, an die bekannte arabische Medizin des Mittelalters eng angeschlossen wird, zahlreichen Fragen der gräco-arabischen Heilkunde gleichzeitig neue Klärung bringend: zweifellos eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der Medizin-Geschichte des Mittelalters.

Mit einer Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.


3 2044 024 308 744




WIDENER
MAR 0 2 1995
MAR - 1 1995
CANCELLED
BOOK DUE

